
HD WIDENER
HW G1XP


·WISH·VS·THE·WIND·SOVTH·
·DANIEL·B·FEARING·
·NEWPORT·R·I·

ONOMATOLOGIA FORESTALIS-PISCATORIO-VENATORIA.

oder

vollständiges

Forst- Fisch und Jagd-

Lexicon,

in welchem

alle bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret,

der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen, sammt der Art sie im besten Stande zu erhalten,

angewiesen,

die Eigenschaften, Gebrauch und Fortpflanzung der verschiedenen Holzarten,

wie auch aller besonderer Gattungen der Bäume,

ferner

die Natur und Eigenschaften der wilden Thiere, der Vögel und des Federwildprets, alle Arten ihres Fanges und der Jagden, die mit ihnen angestellet werden,

endlich auch der Raub- Strom- und Teichfische, nebst ihrem Fang und Wartung beschrieben, auch die in alle drey Gegenstände einschlagende Rechtsfälle, mitgetheilet werden.

Nach alphabetischer Ordnung zu allgemeinem Gebrauch deutlich und ausführlich abgehandelt,

und aus langwieriger Erfahrung auch bewährtesten alten und neuen Schriftstellern gedachter Künste und Wissenschaften, wie auch der Naturlehre, Haushaltungskunst, Policey- und Cameralwissenschaften zusammengetragen.

Zweyter Theil.

Nebst einer Vorrede

enthaltend

Cameralische Gedanken von Waldungen und der Jagd.

Frankfurt und Leipzig, 1773.



Vorrede
enthaltend
Cameralische Gedanken
von
Waldungen und der Jagd.*)



Die Waldungen sind aus einem gedoppelten Gesichtspunkt ein wichtiger Gegenstand vor einen Cameralisten. Einmal, weil sie eine beträchtliche Quelle der Einkünfte vor den Staat abgeben; und sodenn, weil sie wenigstens in allen nordlichen

*) Eine Abhandlung Herrn von Justi, und eines Schriftstellers im Forstmagazin.

Ländern eine unumgängliche Nothdurft zur Erhaltung der Einwohner ausmachen, ohne welche dergleichen Länder schwerlich bewohnet werden könnten. Diese letztere Ursache ist also viel wichtiger, als die erste; und wer wollte zweifeln, daß sie nicht ein vernünftiger Cameralist in beständiger Rücksicht haben müsse.

Es ist gewiß, daß eben die Nothwendigkeit der Feuerung, welche die Einwohner der nordlichen Länder niemals entrathen können, der Hauptumstand ist, daß diese Länder niemals einen so hohen Grad der Bevölkerung erreichen können, als die südlichen Erdstriche, welche der Feuerung entrathen können. Denn in denen nordlichen Ländern muß unumgänglich ein grosser Theil der Oberfläche zur Waldungen gebraucht werden, den die südlichen Länder zur Erzeugung der Früchte zum Unterhalt der Menschen anwenden können. Da nun die Bevölkerung der hauptsächlichste Grund von der Macht und Glückseeligkeit des Staats ist; so siehet man leicht, was das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande vor ein wichtiger Punkt nicht allein vor den Cameralisten, sondern auch in der ganzen Regierung des Staats seye. Ehe wir dieses Verhältniß bestimmen; so wollen wir vorher die Wichtigkeit desselben durch einige Anmerkungen erläutern.

Zu viel Waldungen im Lande sind der Bevölkerung offenbar nachtheilig. Denn an statt dieser über-

überflüssigen Waldungen könnten urbare Ländereyen zum Unterhalt einer grössern Menge von Einwohnern, und Städte und Dörfer vorhanden seyn. Zu wenig Waldungen gereichen endlich gleichfalls der Bevölkerung zum Nachtheil; ob dieses gleich nicht sofort in die Augen fällt. Denn unzureichende Waldungen bey einer grossen Bevölkerung ziehen die natürliche Folge nach sich, daß endlich das Holz zu einem excessiven Preiße steiget. Dieses hat nicht allein in den Preiß der Waaren, der Manufacturen, Fabriken und aller anderen Gewerbe und ihrer Producte, einen nachtheiligen Einfluß, und dieser hohe Preiß ist denen auswärtigen Commercien, und mithin durch eine natürliche Folge, der Bevölkerung schädlich; sondern auch, so bald das Holz in einem so hohen Preise stehet, und mithin die einträglichste Nutzung ist, die man von seinem Boden haben kann; so wird man sich wieder häufig auf den Holzanbau befleissigen, und mithin die Menge des im Land erzeugten Getraides vermindern.

Eine andere Bemerkung ist es, daß man hieraus leicht wahrnehmen kann, es sey der unnütze, unnöthige und überflüssige Verbrauch des Holzes, unter allen Arten der Ueppigkeiten und Verschwendungen, eine der allerschädlichsten. Denn eben hierdurch wird verursachet, daß ungleich mehr Oberfläche des Landes zu Waldungen angewendet werden muß, und mit-

mithin eine mögliche grössere Bevölkerung verhindert wird. Daher verdienet es eine besondere Aufmerksamkeit der Regierung, den unnützen Verbrauch des Holzes, so viel es, ohne die Freyheit der menschlichen Handlungen zu kränken, nur immer geschehen kann, auf alle Art einzuschränken, und die Holzsparkünste möglichster massen zu begünstigen und einzuführen.

Es folget ferner aus diesen Sätzen, daß ein nordliches Land, welches viel **Steinkohlen** hat, allemal, nach Verhältnis seiner übrigen natürlichen Beschaffenheiten, weit mehr bevölkert seyn kann, als ein anders, das mit diesen unterirrdischen Gütern der Natur, welche auf der Oberfläche keinen Raum einnehmen, nicht versehen ist. Nicht eben also aber verhält es sich mit dem **Torf**, welcher seinen Raum auf der Oberfläche einnimmt, und eine sehr lange Zeit zum Wachsthum erfordert. Denn nach neuern Anmerkungen erfordert ein ausgestochenes Morfeld wenigstens hundert Jahre Zeit, ehe es wieder gestöchen werden kann. Auf eben dem Raume aber, wo eine Eiche oder Buche in hundert Jahren erwächßt, ist nicht der zehente Theil so viel Feuerung an Torf zu hoffen. Der Torf ist also eine der schlechtesten Nutzungen, die von der Oberfläche gemacht werden kann. Unterdessen, wenn es wahr seyn sollte, daß die Steinkohlen der menschlichen Gesundheit nachtheilig sind, wie man fast nach Maaßgebung der Todtenregister,

gister, und deren Vergleichung in vielen Städten, aus der ungleich grössern Sterblichkeit in London, in Halle und andern Städten, wo fast nichts als Steinkohlen gebrannt werden, schliessen muß; so würde die Bevölkerung auf einer andern Seite darunter leiden.

Wenn nun also das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande von überaus grosser Wichtigkeit in Ansehung der Bevölkerung ist; so muß das gröste Augenmerk eines Cameralisten, oder der Finanzkammern vornemlich darauf gerichtet seyn. Die Sache ist zu wichtig, als daß man dieses Verhältnis auf ohngefehre Muthmassungen gründen könnte, sondern man muß darinnen so sicher gehen, als nur immer möglich ist. Hierzu werden nun folgende Maaßregeln erfordert.

Es ist zuförderst nöthig, daß man die Consumtion des Holzes im Lande zuverlässig weiß. Dieses zu bestimmen, kann nicht besser geschehen, als wenn man in grossen Städten durch die Quartiercommissarien, und in andern Städten, und auf dem platten Lande durch die Obrigkeiten aufzeichnen läßt, was eine Familie an Holz consumiret. Dieses muß niemand zu mühsam scheinen; weil man auf andere Art schwerlich einen sichern Grund erlangen kann, welches doch in dieser wichtigen Sache unumgänglich nothwendig ist.

Es ist wahr, es werden viele durch eine Art der Prahlerey, um davor angesehen zu seyn, als wenn sie eine kostbare Haushaltung führeten, ein grösseres Quantum aufzeichnen lassen, als sie wirklich consumiren; allein zu geschweigen, daß eine allzu grosse Prahlerey von der Obrigkeit und denen Quartiercommissarien, welche die Familien gemeiniglich genugsam können, leicht bemerket werden kann; so schadet auch eine etwas vergrösserte Angabe der Consumtion in diesem zu bestimmenden Verhältnis gar nicht; weil ohnedem, wie wir bald zeigen werden, in diesem Verhältnis eine grössere Consumtion angenommen werden muß, als dermalen wirklich geschiehet.

Sodann muß man von allen Waldungen im Lande, sowohl denen Landesherrlichen, als denenjenigen, welche denen Städten, Gemeinden und Privatpersonen gehören, in Ansehung ihrer Grösse, Beschaffenheit, und darinnen wachsenden Holzarten die Verzeichnisse und Nachrichten einreichen lassen, in welchen hauptsächlich bestimmet seyn muß, wie viel darinnen nachhaltig, wirthschaftlich und ohne Ruin der Waldungen, an Holz jährlich gefället werden kann. Auch dieses kann gar wohl zuverläßig bestimmet werden; weil Forstverständige wissen müssen, wie lange ein Baum von jeder Art Zeit zu wachsen haben muß, ehe er schlagbar wird; und wie viel auf

einen

einen Morgen Holz Laßreiser, Vorständer, und angehende Bäume zum Nachwachs seyn können, und wie die Waldung jedes Orts an schlagbaren Bäumen und Nachwachs beschaffen ist.

Wenn nun die Finanzcollegia von diesen beyderley Umständen genugsam versichert sind; so kann auch das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande gar leicht zuverläßig bestimmet werden. Man siehet leicht, daß dieses gerechte Verhältnis hauptsächlich darauf ankommt, daß nicht mehr Holz jährlich gefället und consumiret werde, als jährlich wieder nachwächßt. Denn wenn die Consumtion grösser ist, als der jährliche Zuwachs; so müssen nothwendig, in Ansehung der Vertheurung des Holzes, alle die schädlichen Folgen entstehen, die wir oben vorgestellet haben.

Unterdessen muß doch allemal der jährliche Zuwachs, um ein Beträchtliches grösser seyn, als die Consumtion im Lande. Ein jeder wohl beherrschte Staat soll beständig daran arbeiten, die Bevölkerung zu vermehren; und eben so soll er seine Commercien, Manufacturen und Fabriken immer mehr auszubreiten und zu vergrössern suchen. Nach der Maaße aber wie er diese Endzwecke erreichet; so vermehret sich die Holzconsumtion sehr ansehnlich. Die vergrößerte Bevölkerung und die Erweiterung der Commercien,

Manufacturen und Fabriken verursachen nicht nur an sich selbst einen grössern Holzverbrauch; sondern die hieraus erfolgende Vermehrung des Reichthums im Lande ziehet auch fast allemal die Ueppigkeit und Verschwendung nach sich, die sich auch, obwohl oben gezeigter Maaßen zum grossen Nachtheil des Staats, in der Holzconsumtion gar merklich äussert.

Jedoch verstehet sich der jährliche Zuwachs nach der bestmöglichsten Cultur und wirthschaftlichen Pflegung der Waldungen. Wenn die Vorsorge vor die Waldungen zeither nachläßig gewesen ist; so ist es genug, wenn der Zuwachs die jährliche Consumtion um etwas weniges übersteiget. Dahingegen alsdenn die Aufsicht und Vorsorge vor die Waldungen zu verdoppeln ist, um den jährlichen Zuwachs immer höher zu bringen.

Auf diese Art wird sich das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande ziemlich zuverläßig bestimmen lassen; und es liegt aus denen oben angeführten Sätzen von selbst zu Tage, daß alle überflüßige Waldungen ausgerottet, zu urbaren Feldern gemacht, und zu Städten und Dörfern angebauet werden müssen. Man würde sonst nicht die Vorsorge vor die möglichste Bevölkerung des Landes bezeugen, worauf doch die Macht und Glückseeligkeit des Staats so sehr beruhet.

Es ist wahr, man kann auch das Holz als ein Landesproduct ansehen, und theils in die benachbarten Staaten, theils, so viel das Nutzholz anbetrift, zu Schiffe ausführen. Allein man darf nur aus obigen Sätzen weiter schließen; so wird man bald überzeuget werden, daß das Holz nichts weniger, als ein vortheilhaftiges Landesproduct zur Ausfuhre ist, und daß dieses der schlechteste Gebrauch ist, den man von einer Oberfläche machen kann. Man hindert nicht allein dadurch eine mögliche größere Bevölkerung des Landes, sondern setzet auch dadurch andere Staaten in den Stand, daß sie eine größere Bevölkerung haben können, als sonst der Natur und Beschaffenheit ihres Erdstriches gemäß wäre. Eine wahrhaftig weise Regierung sollte niemals Holz auszuführen, gestatten.

Wenn das Holz überflüßig im Lande vorhanden ist; so ist es natürlich, hauptsächlich solche Waldungen auszurotten, die einen fruchtbaren, zu Ackerfeldern schicklichen Boden haben. Ueberhaupt, da die nordlichen Länder ohne Waldungen nicht seyn können, und in diesem Betracht niemals auf einen so hohen Punct der Bevölkerung gelangen können, als die südlichen; so müssen sie wenigstens die Regel annehmen, daß sie diese Hindernis der Bevölkerung so sehr verringeren, als es nur möglich ist. Zu dem Ende muß man hauptsächlich die gebürgigten, sandigten und andern unfruchtbaren Gegenden zu Waldungen

gen bestimmen, die zum Ackerbau und der Landwirthschaft ohnedem nicht sehr einträglich sind. Und nur wenn diese Gegenden zu einem gerechten Verhältnis der Waldungen im Lande nicht zureichen, ist ein besserer Boden zu denen Holzungen zu gebrauchen.

Um nun eine solche vernünftige Auswahl des Bodens zu treffen; so müssen die Finanzcammern eine vollkommene Kenntnis, sowohl der Waldungen, als ihres Bodens haben. Man siehet leicht, daß diese Kenntnis zu beyderley grossen Gesichtspuncten erfordert wird, aus welchen ein Cameralist die Waldungen betrachten muß. Sowohl, wenn er das Holz, als eine unentbehrliche Nothdurft der Einwohner ansiehet, und dannenhero das gerechte Verhältnis der Waldungen im Lande bestimmen will, als auch wenn er sie als eine Quelle der Einkünfte betrachtet, hat er unumgänglich eine vollkommene Kenntnis der Waldungen nöthig. Es wird demnach erforderlich seyn, daß wir von der Art und Weise dieser Kenntnis ausführlicher handeln.

Es werden zu dieser Kenntnis zuförderst genaue und richtige Charten, Zeichnungen und Vorstellungen von allen Waldungen im Lande, und insonderheit von denen Landesherrlichen erfordert. Aus diesen Charten muß die Grösse und Lage aller Waldungen nach einer richtigen Ausmessung, desgleichen die Art des Holzes,

die

die in jeder Gegend wächßt, ob es Ober- oder Unterholz, oder beydes zugleich sey, wie nicht weniger die Beschaffenheit des Bodens, ob der Grund gebürgigt, oder eben sey, ob der Boden sandigt, steinigt, felsigt, leimicht, morastig, fruchtbares Erdreich oder dergleichen sey, deutlich zu ersehen seyn. Gleichergestalt müssen auf diesen Charten die in den Waldungen befindliche Flüsse, Bäche und Seeen, wie nicht weniger die Dörfer und einzelnen Wohnungen, besonders aber die mit denen Waldungen im Zusammenhange stehende Werke von Bergwerkern, Metallhämmern, Glashütten, Theer- und Pechhütten, Potaschen- und Kühnrushütten, Schneidemühlen und alle andere dergleichen Werke, hauptsächlich aber die in denen Waldungen vorkommende Blößen, oder von Holz leere Stellen, und die Eintheilung der Forste in ihre Reviere und Holzschläge, genugsam vorgestellet seyn. Zu welchem Ende von einem jeden Walde eine Specialcharte verfertiget werden muß, woraus hernach Provincial- und Generalcharten gemacht werden. Alle diese Bemerkungen können durch verschiedene Buchstaben und Zeichen auf die Charte gemacht werden, die hernach auf der Seite zu erklären sind.

Jedoch diese Charten und Vorstellungen reichen zu einer gründlichen Kenntnis der Waldungen noch nicht zu. Sie sind nur dazu dienlich, daß der Cameralist gleichsam auf einen Blick den Zustand der Waldungen übersehen kann. Dannenhero werden von einem jeden Walde oder

Forste

Forste noch besondere ausführliche Beschreibungen in denen Forst- Grund- und Lagerbüchern erfordert, in welchen von alle demjenigen umständliche und gründliche Nachricht vorhanden ist, was die Charten durch Zeichen andeuten.

Wenn ein Finanzcollegium solche richtige und ausführliche Charte und Beschreibungen von denen Waldungen im Lande hat; so wird es nicht allein in Bestimmung ihres gerechten Verhältnißes gegen die Consumtion sicher und zuverläßig verfahren, und in Ansehung der, durch die Ausrottung überflüßiger Waldungen zu befördernden grössern Bevölkerung, eine Menge nützlicher Bemerkungen machen können; sondern auch das Forstwesen solchergestalt zu verwalten im Stande seyn, daß aus dieser wichtigen Quelle der Einkünfte des Staats alle mögliche Nutzungen gezogen werden. Und dieser zweyte Hauptgegenstand von der Aufmerksamkeit eines Cameralisten bey denen Waldungen ist es, den wir nunmehro betrachten wollen.

Da es eine der ersten Regeln des ganzen Finanzwesens ist, daß man aus einer jeden Sache so viel Nutzungen zu ziehen suchet, als es ohne Nachtheil des Staats, der Unterthanen und der Sache selbst nur immer geschehen kann; so muß die Aufmerksamkeit des Cameralisten auch diese Regel bey denen Waldungen nicht ausser Acht lassen. Hieraus folget, daß man den Boden, der einmal zu den Waldungen angewendet wird, so

so hoch zu nutzen suchen muß, als es, nach der Natur dieses Gegenstandes und der Beschaffenheit des Bodens, nur immer möglich ist.

Diese Regel wird ein aufmerksames Finanzcollegium auf verschiedene Maaßregeln und Anstalten zum Besten der Waldungen leiten. Die erste ist wohl ohne Zweifel, daß in denen Waldungen keine Blössen oder von Holz leere Gegenden vorhanden seyn müssen, denn es ist offenbar, daß diese Blössen, sowohl in Ansehung der Nothdurft des Landes, als der Cameraleinkünfte unnütze sind; und es werden wenig oder gar keine solche leeren Stellen seyn, die nicht gar wohl zum Holzanbau angewendet werden könnten.

Unterdessen werden gar wenig Waldungen seyn, wo nicht dergleichen Blössen häufig vorkommen sollten. Sie sind öfters von einer ansehnlichen Erstreckung, und betragen in einem mäßigen Bezirk viele hundert Morgen. Sie entstehen allemal aus Nachläßigkeit der Forstbedienten; und es zeiget allemal eine eben so grosse Nachläßigkeit der Finanzkammern an, wenn man keine Aufmerksamkeit darauf richtet, und vor den Holzanbau auf denenselben nicht sorget. In diesem Betracht habe ich vorhin erfordert, daß sie in denen Charten und Beschreibungen von denen Waldungen genau bemerket werden müssen.

Diese

Diese Blössen entstehen, wenn die Holzschläge zur unrechten Zeit geschehen, wenn die Forstbedienten auf die Holzleser keine Aufmerksamkeit haben, und gestatten, daß dieselben, unter dem Vorwand des Holzlesens, grün Holz abhauen dürfen; und insonderheit, wenn nach dem Holzschlage die jungen wieder hervorsprossenden Reisser von dem Vieh abgefressen werden; indem die Forstbedienten nicht genugsam über die Forstordnungen halten, in welchen gemeiniglich verordnet ist, daß die Holzschläge sechs Jahr lang wider alle Hütung mit dem Vieh geheget werden sollen. Hierzu können freylich noch verschiedene andere Ursachen kommen, als eine sehr anhaltende Dürre, ausserordentlich anhaltende Fröste, Windbrüche und dergleichen, die, ob sie zwar niemals allein eine Gegend von Holz entblößen werden, dennoch bey denen vorhin gedachten Ursachen mit wirken, und das Ausgehen des Holzes desto zeitiger verursachen.

Insonderheit ist es kaum auszudrücken, was die Viehhütung in den Wäldern dem Wachsthum des Holzes vor Nachtheil verursachet. Wenn das Vieh unaufhörlich in den Wäldern weidet, und die Herzen, oder Spitzen der Zweige abfrißt; so kann bey denen geringsten darzu kommenden Umständen einer grossen Dürre, oder ausserordentlich starker Fröste, nicht anders, als das Absterben des Holzes erfolgen. Dieses ereignet sich

sich insonderheit bey denen Eichen, Buchen, Birken und allen andern Arten von wilden Holzarten, ausser denen Tangelhölzern, wiewohl auch diese durch das Vieh viel leiden.

Es ist wahr, hauptsächlich ereignet sich dieser Schade bey dem Unter- oder Buschholze. Allein, er trift mittelbarer Weise auch das Oberholz. Denn da man Zeither die Aufmerksamkeit auf die Waldungen selten bis zur Holzsaat und Pflanzung junger Stämme erstrecket, sondern gemeiniglich den Holznachwachs durch die sogenannten Laßreiser bewerkstelliget hat; so müssen endlich auch die Oberbäume ausgehen, wenn keine Gebüsche vorhanden sind, aus welchen Laßreiser gezogen werden können. Dieses Ausgehen des Holzes durch die jeztberührten Ursachen ereignet sich geschwinder, als man glauben sollte. Wenn man sich wegen solcher Blößen bey alten Leuten erkundiget; so höret man nicht selten, daß Blößen von vielen hundert Morgen, noch vor zwanzig, dreyßig bis fünfzig Jahren starke Waldungen gewesen sind.

Wenn man diesen grossen Nachtheil der Waldungen durch die Viehhütung erwäget; wenn man den Schaden und die Hinderniße in Betracht ziehet, welche die gemeinschaftliche Huth und Trift wider den Flor und die Vollkommenheit der Landwirthschaft verursachet; so sollten wir um so eher darauf denken, diese gemeinschaftliche

Huth und Weide nach dem Beyspiel der Engelländer ganz und gar abzuschaffen, und unsere Landwirthschaft solchergestalt einzurichten, daß ein jeder sein Vieh auf seinen eigenen Grundstücken unterhalten und weiden könnte. Ehe dieses nicht geschiehet, können wir auch weder aus unserm Ackerbau, noch aus unsern Waldungen allen möglichen Nutzen erwarten.

Es ist vergeblich, wenn man solche Blößen durch den Holzanflug, und durch die Hegung desselben wieder anzubauen suchet. Dieses ohnedem sehr ungewisse Mittel des Holzanbaues, welches von dem Wind und vielen andern Zufällen abhängt, hat in mittelmäßigen und schlechten Boden fast niemals den geringsten Erfolg. Bey unserer Einrichtung der Hütung in den Wäldern ist es auch gar nicht möglich, eine so vieljährige grosse Aufsicht zu haben, daß die Hirten solche Gegenden niemals betreiben könnten. Sie werden hierzu genug Gelegenheit in solchen Zeiten ersehen, wenn sie die Darzukunft der Forstbedienten nicht zu befürchten haben. Wenn aber auch die allergenaueste Hegung möglich wäre; so ist schon ein starker Wildstand eine genugsame Ursache, daß man sich von dem Holzanflug nicht viel zu versprechen hat.

Es ist dannenhero unumgänglich nöthig, daß man auf solchen Blößen einen ordentlichen Holzanbau vornehmen muß. Dieses geschiehet, wenn man solche Blössen umackert, und entweder sofort mit Holsaat besäet,

oder

oder wenn der Rasen stark und der Boden gut ist, erst zwey Jahr Korn und Hafer darinnen erndtet, und sodann die Holzsaat vornimmt; zugleich aber Holzstämme dahin verpflanzet, als zu welchem Ende in einem jeden Forste eine ansehnliche Baumschule unterhalten werden muß. Durch diese Pflanzung der Stämme gewinnet man allemal ein acht bis zehn Jahre Zeit, als wenn die Oberbäume auf diesen Blößen erst aus dem Saamen erzeuget werden sollen.

Es kann aber ein aufmerksames Finanzcollegium schwerlich entrathen, in einem jeden Forste, ja wohl in einem jeden Revier eines grossen Forstes, eine ansehnliche Baumschule zu unterhalten. Man erwählet hierzu eine Blöße, die einen guten Boden hat, und einige Morgen groß ist, und umgiebt sie mit hölzernen Planken, damit die jungen Reiser vor dem Wilde und Vieh gesichert sind. Hier erzeuget man erstlich aus dem Saamen alle ersinnliche Arten von wilden Holzbäumen, und verpflanzet sie nach zwey Jahren in ihre Baumschulen, wo sie vollends, bis zur Verpflanzung in die Waldungen, erwachsen. Man muß hiervon allein die Eichen ausnehmen, als welche, wie wir in dem folgenden zeigen werden, besser gleich an ihrer Stelle in denen Waldungen, wo sie erwachsen sollen, aus dem Saamen erzeuget werden. Unterdessen bey der verderblichen Art der Viehweide in unsern Waldungen werden die, auf ihren Stellen

aus dem Saamen zu erzeugenden jungen Eichen eben so viel Gefahr ausstehen, als wenn man die junge Stämme in der Baumschule erzeuget, und hernach verpflanzet. Wenigstens kann man beyderley Arten der Erzeugung nebeneinander gebrauchen, damit, wenn die eine fehlschlägt, doch die andere der Waldung zu Nutze komme.

Zu dieser Pflanzung junger Stämme in denen Waldungen muß ein aufmerksames Finanzcollegium noch verschiedene andere Anstalten anordnen. Hierzu gehöret vornehmlich, daß wenigstens alle halbe Viertelstunden in denen Waldungen eine grosse Grube gemacht, und das Laub und zarte Reisig darinnen zusammen geharket wird, damit es darinnen faule und eine gute Misterde an die Hand gebe, welche man bey der Verpflanzung der Holzstämme mit anwenden könne, dergestalt, daß in ein jedes Loch, wohin ein Holzstamm versetzt wird, ein paar Schaufeln voll dieser Erde gethan werden.

Das Finanzcollegium muß so gar seine Sorgfalt so weit erstrecken, daß es die jungen verpflanzen Stämme im ersten Jahre bey einer sehr anhaltenden Dürre giessen läßt. Das Wasser kann auf einem Karren mit einem Pferde in einem grossen Fasse aus den nächsten Flüssen, Bächen und Seen herbey gefahren werden; und es ist besser, daß die Kammer auf vier tausend neugepflanzte Stämme einige Thaler Kosten aufwendet, als daß von diesen vier tausend Stämmen, drey tausend

Stück

Stück durch die anhaltende Dürre ihren Untergang finden.

Die Cammercollegia sollten den Fleiß und die Aufmerksamkeit eines jeden Forstbedienten nach der Maaße beurtheilen, als die unter seiner Aufsicht stehende Holzpflanzung einen guten Fortgang hat. Jedermann, der nur in etwas in der Welt sich zu regen und nützlich zu werden, Lust hat, wird dergleichen Pflanzungen allemal mit Vergnügen ansehen; er wird sie, als das Werk seiner Hände betrachten, einen Gefallen daran finden, und die Aufsicht darüber sich zu einem angenehmen Zeitvertreib dienen lassen. Hat er andere Neigungen und Gesinnungen; so kann man sich auch gewiß in allen andern Angelegenheiten wenig Fleiß von ihm versprechen. In diesem Betracht sollten die obersten Forstbedienten an der Holzpflanzung eben so viel Vergnügen finden, als die mittlern und geringen, und in dem guten Fortgang derselben sowohl einen Zeitvertreib, als eine Ehre suchen.

Man hat mich versichern wollen, daß der letztverstorbene hochseelige **König** von **Dännemark** in dem Walde bey Friedensburg einige tausend Holzstämme mit eigener Hand gepflanzet haben, und ich habe dieselben größtentheils selbst gesehen. Ueberhaupt fanden Sr. Königliche Majestät gar nicht dasjenige grosse Vergnügen an der Jagd, das man sich in andern Ländern aus dero beständigen Aufenthalt auf denen Jagdschlössern einbildete.

Dieser Preiswürdige Monarch fand ein weit grösseres Vergnügen an Lesung nützlicher Bücher; und angesehene Personen haben mich versichert, daß zur Zeit, wenn es hieß, daß Sr. Majestät sich auf der Jagd befinden, auch Dero Gefolge sich wirklich der angestellten Lust bedienten, Höchstdieselben gar öfters entweder in dem schattichten Walde in einem Buche lasen, oder sich mit Pflanzung von Bäumen beschäftigten. Sr. Majestät hatten in Dero Zimmer eine ansehnliche Handbibliotheck, zu welcher Sie keinen Bibliothecair nöthig hatten, weil Sie alle darinnen befindliche Bücher selbst kannten und in Ordnung erhielten. Ja! Sie machten sich sogar ein Vergnügen daraus, eben dieses bey der Handbibliotheck Ihro Majestät der Königin zu thun. Solche wahre Züge, welche einen überaus würdigen Privatcharacter der Könige zu erkennen geben, soll man nicht verschweigen. Sie verdienen der Welt bekannt gemacht zu werden, um diejenigen in fremden Ländern zu beschämen, welche ohne alle gründliche Nachricht und Kenntnis von den Privathandlungen der Monarchen, lächerliche Geschwätze zu erzählen, geneigt sind.

Wenn die Finanzcammern auf alle mögliche Nutzungen aus denen Waldungen nach der oben vest gesetzten Regel bedacht seyn wollen; so müssen sie noch eine andere Aufmerksamkeit haben, die eben so wichtig ist, als der Holzanbau auf denen Blößen, und die Verpflanzung

pflanzung der Stämme in solche Gegenden, wo nicht genugsamer junger Nachwachs zu künftigen Bäumen vorhanden ist. Diese Aufmerksamkeit bestehet darinnen, daß man einen jeden Boden zu derjenigen Holzart anwendet, die nach denen gemachten Erfahrungen am besten darinnen gedeihet.

Aus diesem Grunde habe ich erfordert, daß die Beschaffenheit des Grundes und Bodens in denen Charten und Beschreibung von denen Waldungen genau bemerket werden soll. In der That wird man auch niemals alle mögliche Nutzungen aus denen Waldungen ziehen, wenn man nicht auf diesen wichtigen Umstand aufmerksam ist, und solche Holzarten zum Anbau und Nachbau erwählet, die mit der Natur des Bodens übereinstimmen. Der Wachsthum des Holzes kann sonst in einer Gegend schlechten Fortgang haben, der hingegen vortreflich gedeihen würde, wenn man eine, vor die Beschaffenheit des Bodens schickliche Holzart, erwählet hätte. In unsern Zeiten hat man auch bereits über diese Sache so nützliche Anmerkungen gemacht, daß uns die Unwissenheit nicht mehr hindern kann, die rechte Holzart zu erwählen.

Ein aufmerksamer Cameralist sollte sich nicht einmalß begnügen, die Beschaffenheit des Bodens in denen Waldungen auf seiner Oberfläche zu wissen; er sollte sogar die untern Erdschichten, bis auf drey Ellen

tief, untersuchen lassen. Denn auch diese haben in den Wachsthum des Holzes einen Einfluß. Gesetzt, daß die Oberfläche ein dürrer Sand ist, der kaum zu Tangelhölzern geschickt zu seyn scheinet; wenn dieser dürre Sand nur höchstens eine Elle tief sich erstrecket, und sich unter demselben eine leimichte, oder schwarze fruchtbare Erde befindet; so wird diese Oberfläche allemal geschickt seyn, mit Eichen, Buchen, und andern harten Holzarten bepflanzet zu werden, in sofern man die Stelle, worauf die Eicheln oder die jungen Stämme der Buchen gepflanzet werden, mit einigen Schauffeln Misterde aus denen obgedachten Gruben vermischet. Denn so bald die Stämme so groß werden, daß ihre Wurzeln die obere Sandschicht durchdringen, und in die untere bessere Erde kommen; so finden sie daselbst genugsame Nahrung, um einen vortreflichen Wachsthum zu erlangen.

Man kann es als die zweyte allgemeine Hauptwirthschaftsregel ansehen, daß ein jeder Gegenstand, der Nutzungen und Einkünfte geben soll, auf das sorgfältigste erhalten, und vor aller Beschädigung bewahret werden muß. Diese Regel findet auch bey denen Waldungen ihre vollkommene Anwendung; und sie verdienet um so mehr die Aufmerksamkeit eines Cameralisten, da nichts so sehr, als die Waldungen denen Beschädigungen unterworfen sind; und da es hingegen gewiß ist, daß alle Maasregeln des Holzanbaues nichts helfen können, wenn man nicht zugleich durch eine

sorg=

sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Schonung und Erhaltung der Waldungen bedacht ist.

Diese Art der Aufmerksamkeit schliesset eigentlich das ganze Forstpoliceywesen in sich; und wir würden diese Abhandlung in einen ganzen Tractat verwandeln müssen, wenn wir dasselbe ausführlich vortragen wollten. Diese Policeygesetze sind in allen Forstordnungen sehr wohl vorgeschrieben, und kommen hauptsächlich darauf an, daß die Diebstähle und Beschädigung der Waldungen, desgleichen die Ausbrennung der Heiden und andere Gelegenheiten zu Feuerschäden abgewendet, dem Holzlesen, dem Laubstreifen, und andern denen Waldungen schädlichen Verfahrungsarten, Ziel, Maaße und Aufsicht gesetzet, und in denen Waldungen allgemein nachtheilige Hütung des Viehes wenigstens solchergestalt eingeschränket werde, daß sie am wenigsten schädlich ist.

Diese Policeygesetze sind in denen meisten Forstordnungen ganz unverbeßerlich. Allein es fehlet, wie bey allen andern Gesetzen, gemeiniglich an der Ausübung; indem entweder die Forstbedienten aus Nachläßsigkeit eine genaue Aufsicht unterlassen, oder nur diejenigen Forstbeschädiger sehen, denen sie ohnedem gehäßig sind. Vielleicht fehlet also noch dieser Punct in den meisten Forstordnungen, welcher Mittel und Maaßregeln in sich enthält, die Forstbedienten zu ihrer Schul-

 digkeit

digkeit anzuhalten. Diejenigen Cameralisten, welche denen Forstgerichten und Forstberathschlagungen in loco der Waldungen beywohnen, können hierinnen gar viel thun, wenn sie aufmerksam sind, und in ihren Untersuchungen etwas weiter gehen, als ihnen die Forstbedienten gern sehen lassen möchten.

Man muß es als die dritte allgemeine Wirthschaftsregel ansehen, daß die Früchte und Producte einer jeden Oeconomie auf das bestmöglichste zu Nutzen gemacht werden; und diese Regel findet auch bey denen Waldungen ihre grosse Anwendung; ja! man kann sagen, daß die Einkünfte aus dem Forstwesen hauptsächlich darauf ankommen, nachdem man sich diese Regel wohl oder übel zum Augenmerk erwählet. Man kann zwar diese Regel nicht in aller ihrer Strenge verstehen. Die Waldungen sind nicht allein eine Quelle der Einkünfte vor den Staat; sondern sie liefern auch eine unentbehrliche Nothdurft vor die Einwohner, deren Vertheurung, Eingangs gezeigter maassen, in den ganzen Nahrungsstand ihren grossen Einfluß hat. Folglich kann hier der Cameralist nicht allein die Einkünfte zum Endzweck haben, die bey einer so unentbehrlichen Sache freylich so hoch gesteigert werden könnten, als die Cammern nur selbst wollten; sondern er muß dabey beständig die Wohlfarth, das Aufnehmen und die Bequemlichkeit des gemeinen Wesens in Rück-

sicht

sicht haben. Allein es ist kein Zweifel, daß diese Regel bey allen Maaßregeln der Waldungen nicht ihre gute Anwendung finden sollte, wo das gemeine Wesen nicht mit intereßiret ist.

Solchemnach kann man es vor keine gute Maaßregel halten, ohngeachtet es in vielen Ländern noch statt findet, daß der Holzverkauf von denen Cammern gemeiniglich im Ganzen geschiehet, und entweder ein ganzer Holzschlag mit einander, oder einige hundert Bäume, nachdem sie geschätzet sind, was sie an Nutz- oder Brennholz geben, mit einander verkauft werden. Denn ob zwar dergleichen Verkauffe gemeiniglich vermittelst Licitationen geschehen, und es mithin scheinet, als wenn dadurch das Holz auf seinen höchsten Preis getrieben würde; so weiß man doch, daß die Holzhändler ohne ansehnlichen Vortheil nicht handeln werden; und der Vortheil des gemeinen Wesens ist dabey so wenig intereßiret, daß es vielmehr dem Publico vortheilhaftiger ist, wenn es das Holz aus der ersten Hand empfängt, und von dem Preise der Finanzcammern abhängt, als wenn es hierinnen dem Wucher und der Bevortheilung der Holzhändler überlassen wird.

Der Verkauf durch die öffentliche Steigerung ist sonst ein nach guten Cameralgrundsätzen sehr zu billigender Weg: allein nur in solchen Fällen, wo der Absatz ungewiß, vielen Schwierigkeiten und Risico unterwor-

terworfen ist, und ohne grosse Aufsicht nicht geschehen kann. Allein, alle diese Umstände sind bey dem Holzverkauf nicht vorhanden. Die Cammer kann bey einer so unentbehrlichen Sache allemal des Absatzes versichert seyn, die Forstbedienten können gar leicht der Holzfällung und dem Verkauf vorstehen, und bey einigen guten Maaßregeln vollkommen übersehen werden, daß kein Unterschleif zu besorgen ist.

Solchemnach werden die Finanzcammern den wichtigen Gegenstand der Einkünfte des Staats allemal besser befördern, wenn sie sowohl das Brenn- als Nutzholz selbst fällen, das erste in Faden oder Klaftern, und das andere, nachdem es seinem Endzweck nach zu Bohlen, Bretern, Faßtauben und dergleichen gearbeitet worden, verkauffen. Zu dem Ende können nicht allein in denen Waldungen selbst Holzmärkte und Schreibetage angeordnet, sondern auch das Holz nach denen grossen Städten durch Flösse und Schifsgefässe geschaft, und daselbst aus angelegten Magazinen und Märkten, nach denen von denen Finanzcollegiis gesetzten billigen Preisen, verkauffet werden.

Wenn dieser Preis sowohl zum Vortheil der Einkünfte des Staats, als auch ohne Nachtheil des gemeinen Wesens bestimmt werden soll; so kommt es dabey gar viel auf gute Anstalten zu einem wohlfeilen Transport des Holzes an. Sowohl das Fuhrlohn

zur

zur Axe, als die Transportkosten zu Schiffe, pflegen den Preis des Holzes schon merklich zu vertheuren. Dannenhero das hauptsächlichste Augenmerk auf gute Anstalten der Holzflösse zu richten; und diese Anstalten lassen sich in der That leichter und wohlfeiler einrichten, als sich viele einbilden.

Es ist denen Waldungen kein Bach so klein, der nicht zur Holzflöße gebraucht werden könnte. Man macht nemlich einen Damm, um den Bach so hoch anschwellen zu lassen, als möglich ist. Alsdenn wird das Holz in den angeschwollenen Bach geworfen, und der Damm geöfnet; so wird es mit dem angeschwollenen Wasser eine bis eine halbe Stunde weit fortgetrieben werden; da sich alsdenn ein anderer Damm befinden muß, wo das Wasser abermals anschwillt; und so gehet die Flöße fort, bis der Bach in einen Fluß fällt, wo die Flöße keine weitere Schwürigkeit hat.

Auf grossen Ströhmen kann man sich allemal der ineinander gefügten Holzflößen bedienen, als welche die wohlfeileste Art des Transports sind. Aber auch auf mittelmäßigen Ströhmen und Flüssen sollte man sich niemals der Schifsgefässe zum Transport bedienen, als wodurch der Preiß allemal merklich vertheuret wird. Man sollte das Holz auf den Fluß werfen, und mit fortschwimmen lassen. Scharfe Gesetze müßten bey einer dem ganzen Publico so sehr zum Vortheil gereichenden Sache, als ein wohlfeiler Holzpreis ist, den

Dieb-

Diebstahl verhindern. Allein, wenn auch derselbe unvermeidlich wäre; so würde man dennoch allemal einen wohlfeilern Transport haben, wenn man alle Viertelstunde an dem Strohm einen Mann stellete, welcher sowohl die Stemmung des Holzes, als den Diebstahl verhütete. Man würde auf diese Art binnen einigen Tagen viele tausend Klaftern Holz fortschwemmen können, welches, wenn es einen Sommer liegt, genugsam wieder austrocknet, ohne von seiner Güte etwas zu verlieren. Dieses ereignet sich nur wenn ein geschwemmtes Holz einige Jahre liegt.

In solchen Waldungen, die von grossen Städten entfernet liegen, und wo gar keine Flöße und Schwemme statt finden können, müssen aufmerksame Finanzcammern das Holz durch Anlegung von Bergwerkern, Kupfer- Meßing- und Eisenblechhämmern, Stahlhütten, Spiegelfabricken, Glashütten, und dergleichen zu nutzen suchen. Der Vortheil hiervon ist gedoppelt, weil sowohl dadurch das Holz seinen Werth findet, als auch der Nahrungsstand erweitert, und das Geld im Lande behalten wird. In diesem Betracht kann ich mich auch niemals überreden, daß die Ausfuhr des Holzes einem Staate anzurathen ist, wie ich schon oben erinnert habe. Wenn er aber überflüßiges Holz hat; so lassen sich eine Menge von nützlichen Fabricken anlegen; und die Ausfuhre ihrer Producte ist dem Staa-

te und dem Nahrungsstande zehenmal nützlicher, als das wenige Geld, so vor die Ausfuhre des Holzes in das Land eingehet.

Aus eben diesen Gründen ist es schwerlich anzurathen, daß man das Holz durch Potaschensieden, Theeröfen, Pech- und Kühnrushütten, und dergleichen, consumiren läßt. Der Vortheil hievon ist so geringe, der Werth des Holzes hingegen heutiges Tages so schätzbar, daß wir in Deutschland statt dessen ganz andere und nutzbarere Werke anlegen können. Diese schlechte Holznutzungen können wir besser denen Russen überlassen, die aus ihren öfters sich bis auf dreyßig und fünfzig Meilen an einander erstreckenden Waldungen keinen bessern Nutzen zu ziehen wissen. Nur alsdenn kann das Theerbrennen beybehalten werden, wenn es lediglich aus denen alten Stämmen und Wurzeln gemacht wird, oder wenn man es als eine Nebennutzung bey dem Verkohlen des Tannen- und Kiefernholzes zu erhalten weiß.

Mit der **Jagd** gehet es eben so, wie mit denen meisten Dingen in der Welt, welche zwar von unbestrittenem Nutzen sind, dabey man aber in der Anwendung und in dem Gebrauche den rechten Endzweck aus denen Augen verlieret, und sich an Nebendinge hänget, welche die wahre Absicht oftmals ganz, und oftmals zu einem grossen Theile, verfehlen machen.

Essen

Essen und trinken soll uns dienen, den Leib zu nähren, und durch diese Nahrung uns so lange zu erhalten, als unsere Natur es erleiden mag. Wir haben aber unsere Speisen und Getränke nur zu einem Mittel gemachet, um die Sinnlichkeit des Geschmackes zu vergnügen. Wir thun dieses so weit, daß der Bauch gar oft die Speise als eine beschwerliche Last empfindet, und daß wir, an statt das Leben zu verlängern, dem guten Geschmacke zu gefallen, wohl zehen und mehrere Jahre früher zu Grabe gehen, als wir ausser deme nöthig hätten.

Unsere Kleider sollten uns dienen, um den Leib vor der Kälte und Hitze auf die allergemächlichste Art zu verwahren; allein dagegen hat man nur die Zierlichkeit zum Augenmerke genommen, und man äffet die abgeschmacktesten und unbequemsten Trachten nach, wann sie nur von einer flüchtigen und leichtsinnigen Nation vor zierlich geachtet werden, ohne zu überlegen, ob sie in dem Winter gegen dem Frost, und in dem Sommer gegen die Hitze dienen, auch ohne zu empfinden, daß sie, an statt der Gemächlichkeit, den äussersten Zwang mit sich führen.

Eben daher haben die Gärtner, das ist, die Art von Leuten, welche zu denen nützlichsten in der Welt gehören, die Lustgärten, das ist, solche Plätze erdacht, welche, an statt der natürlichen Schönheit, womit GOtt

das nützliche allezeit begleitet hat, dieses ganz bey Seite setzen, um sich mit gezwungenen Schönheiten der Natur groß zu machen. Auch bey unserem Bauwesen, so schön es auch ist, würde man vieles finden, so von dem wahren Endzweck abgehet, und an der Zierlichkeit, das ist, an Nebendingen, behangen bleibet. Ich kenne noch die Zeiten, wo man bey der Music die Absicht, das Ohr zu vergnügen, vor etwas ganz schlechtes hielte, und nur durch die Geiger und Pfeiffer sich an der sogenannten Kunst vergnügete.

Kein Wunder ist es demnach, daß die Jagd ein gleiches Schicksal erfahren hat. O! wie groß sollte nicht das Lob seyn, welches wir dem Schöpfer darum zu bringen haben, daß er die Erde mit allerhand wilden Thieren erfüllet hat. Hirsche, Rehe, Schweine, nebst allem Geflügel in Wäldern, Feldern, und auf denen Wassern; ja auch die Raubthiere und Raubvögel, sind lauter Zeugen der Güte GOttes, und der Vollkommenheit derjenigen Welt, welche ein Meisterstück der Allmacht ist. Das eine von diesen Thieren speiset uns, das andere bekleidet uns, und das dritte tilget einen von unsern Feinden aus, dem wir mit aller menschlichen Heereskraft nicht gewachsen seyn würden.

Allein, das wird wohl niemand widersprechen, vielmehr wird mir darinn jedermann Beyfall geben. Wie wird es aber seyn, wenn ich sage: man hat diese

seegensvollen Geschöpfe bishero ganz verkehrt gebrauchet; man hat die nützlichen getödtet und die schädlichen geheget; man hat den Nutzen der Jagd beynahe ganz verlohren; man hat sie nur zu einem Werke der Belustigung dererjenigen gemachet, welche das Recht über die wilden Thiere haben, und noch mehr dererjenigen, welche bestellet sind, um dieses Recht in Ausübung zu bringen.

An allen Orten möchte ich dergleichen Sätze nicht aufstellen. In einem Lande aber, von deme man sagen kann: felix respublica, ubi regnant philosophi, aut regnantes philosophantur; da kann man ohne Scheu untersuchen, ob die Dinge, welche vor nützlich ausgegeben werden, und die so viele und mächtige Unterstützung haben, in der That schön und nützlich seyen, oder, ob sie nur durch Vorurtheile in der Reihe des Nützlichen stehen; auch, ob andere Dinge, welche vor schädlich gehalten werden, solches wirklich seyen, oder, ob sie nur davor gehalten werden?

Will man die Sache vernünftig beurtheilen; so kann man es nicht anderst thun, als wenn man den Nutzen eines jeden Dinges gegen das andere berechnet, und wenn man ein gleiches thut in Ansehung des Schadens und Nutzens, der von einem Dinge zu gewarten stehet, welches zum Theil nützlich, zum Theil aber schädlich ist.

Ich halte mich also bey dem bekannten pedantischen Zweifel nicht auf: ob der Mensch von Natur geschaffen

sen sey, um seine Nahrung an dem Fleische zu haben? es schmecket uns wohl, und bekommt uns gut, und das soll mir ein hinlänglicher Beweis seyn, daß uns erlaubet ist, es zu unserer Speise zu gebrauchen.

So will ich mir auch den Kopf mit der Herrschaft des Menschen über die Thiere nicht zerreissen. Weiß gleich meine Vernunft von keiner andern, als von derjenigen, welche in der stärkeren Gewalt, oder in der feineren List bestehet, und welche der Wolf über die Schaafe, und der Fuchs über die Hüner, der Tieger aber auch über die Menschen so meisterlich ausübet; so soll doch auch diese Herrschaft ihre gänzliche Richtigkeit haben. Ich will mithin alles, was auf diesem Erdenballe ausser dem Menschen ist, blos nach dessen Besten beurtheilen, die Menschen untereinander aber nie anderst, als in denen gesellschaftlichen Pflichten betrachten, welche ihnen das **allerhöchste Wesen** anerschaffen hat, um ihre Wohlfahrt untereinander, nach aller Möglichkeit zu befördern.

Ackerbau und Viehzucht sind nun ausser Streit die beyde Quellen unserer Nahrung; und auch von denenselben haben wir unsere Kleider. Alle Dinge in der Welt müssen wir dahero nothwendig dahin richten, daß diese beyde Nahrungsquellen immer erweitert und ergiebiger gemachet werden. Dann eine bekannte Waheit ist es, und **Mirabeau**, der vortrefliche **Mirabeau** beweiset es; daß die Anzahl derer Menschen nach dem Maaße der Nah-

rung zunimmt, und daß sie eben so abnimmt, wenn die Nahrung geschmälert wird.

Ich sage aber: **Ackerbau und Viehzucht** seyen die Quellen unserer Nahrung und Kleider. Nicht Ackerbau allein, nicht Viehzucht allein. Und hieraus folget, daß beyde gegeneinander in dem behörigen Verhältnisse stehen müssen, und daß man dem Ackerbau keinen Abbruch thun darf, um die Viehzucht zu begünstigen; auch daß wiederum die Viehzucht dem Ackerbau nicht vorgezogen, und dieser hintangesetzet werden muß.

Es ist zwischen beyden ein gewisses Gleichgewicht. Dieses ist in einem Lande anderst als in dem andern; es ist auch bey zweyen nahe bey einander gelegenen Gütern nicht einerley. Man findet es aber allenthalben ohne ausserordentliche Mühe; denn da Gold und Silber in dieser Welt der Maaßstab geworden sind, nach welchem wir alle und wenigstens landwirthschaftliche Nutzungen abmessen; so wird das erwähnte Gleichgewicht alsbald an den Tag gebracht, wenn man den dermaligen Ertrag des Ackerbaues und der Viehzucht gegeneinander berechnet, und bey allen Verbesserungsgedanken gleich anfänglich überschläget, ob es mehr eintrage, den Ackerbau oder die Viehzucht zu vermehren?

Unter der Viehzucht verstehet man nun zwar gemeiniglich die Unterhaltung und Vermehrung des zahmen Viehes: allein, da auch die wilden Thiere, die sich un-

ter

ter den Gehorsam des Menschen, so wie jene, nicht zwingen lassen, ebenfalls zu denen Mitteln unserer Nahrung und Kleidung gehören; so kann ich sie meiner Betrachtung nicht entziehen lassen. Und, da die Bemühung, sich ihrer zu bemächtigen, die **Jagd** genennet wird; so soll diese der Vorwurf meiner dermaligen Gedanken seyn, und der erste von meinen Grundsätzen darinn bestehen: **Man muß den Nutzen der Jagd nicht vor sich allein, sondern in dem Zusammenhange mit andern Mitteln der menschlichen Nahrung, das ist, mit dem Ackerbau und der zahmen Viehzucht, betrachten.**

Der Nutzen der Jagd ist ungemein groß, wenn man ihn vor sich allein berechnet. Wie schön klinget es doch, wenn in denen Forstrechnungen stehet: 500 Stück Rothwildpret, eines in das andere 100 Pfund, das Pfund zu 3 kr. macht 2500 Gulden. Item 500 Hirschhäute, das Stück zu 3 Gulden, thut 1500 Gulden. Item 220 Stück wilde Schweine, das Stück zu 5 Gulden, thut 1100 Gulden. Item 1800 Haasen zu 20 kr. macht 600 Gulden. Item 100 Fuchsbälge, einen zu 1 Gulden, thut 100 Gulden. Item vor 100 Rehe, 300 Gulden, und endlich, vor allerhand Federwildpret auch 300 Gulden, in Summa **sechs tausend fünf hundert Gulden.** Man zeiget auch dem Fürsten, daß in dem Forste sich wenigstens noch 3000 Stück Rothwildpret, und eine grosse Parthie von Schwarzwildpret sich befindet. Man macht sich groß damit, wenn aus einem Acker

ein oder zwey Haasen hervorspringen, und sie sich wegen ihrer Menge selbst untereinander todt beissen. Das ist wieder ein Capital von grosser Beträchtlichkeit.

Allein, lasset einmal die Berechnung zu Tage kommen, was das Wild dem Ackerbau und der zahmen Viehzucht vor Schaden gethan hat; das ist, lasset uns den Vortheil der Jagd nicht vor sich allein, sondern in dem vorhin erwähnten Zusammenhange betrachten; so wird die Berechnung ganz anderst ausfallen. Man setze, es sey obiges Wildpret in einem Lande von 100 Städten und Dörfern gefället worden. Da wird man finden, daß ein Ort in den andern jährlich 50 Gulden vor Wildhüterlohn hat ausgeben müssen. Dieses machet schon eine Summe von 5000 Gulden. Rechne weiter, daß aller Sorgfalt ohngeachtet, das Wildpret dennoch Schaden thut. Rechne diesen Schaden ganz gering. Rechne ihn, einen Ort in den andern nur auf den dreyßigsten Theil des Erwachthumes. Rechne einen Ort in den andern nur 500 Morgen angesäeten Landes. Rechne den Erwachsthum vor den Morgen nur auf 3 Malter Frucht. Rechne vor das Malter nur dritthalb Gulden; so hast du abermals einen Verlust von 12500, mithin zusammen; von siebenzeheh tausend fünfhundert Gulden.

Damit mir aber kein Mensch vorwerfen könne, daß ich übertriebene Berechnungen machte; so werfe man noch 4500 Gulden von dieser Summe hinweg, und behalte

halte nur 13000 Gulden. Die Helfte hiervon langet schon hin, um allen vermeynten Vortheil derer Jagden zu vernichtigen, und zu zeigen, daß gerade noch 6500 Gulden als Schade übrig bleiben; nicht einmal zu gedenken, was die Erhaltung deret Wildzäune vor Holz und vor Geld kostet, und wie beschwerlich dem Landvolke die Jagdfrohnen sind; auch nicht zu erwähnen, was das Wildpret in denen Waldungen, und besonders in denen jungen Schlägen, durch Abbeissen des jungen Aufwuchses, vor ungeheuren Schaden thut.

Allein, man wird mir entgegen halten, der Schade, welcher allhier berechnet wird, trift nur die Unterthanen; der Landesfürst aber hat den Vortheil. Ich aber antworte: **der Vortheil, welchen der Herr mit dem Schaden derer Unterthanen erhält, ist kein Vortheil, sondern lauter Schade**, und ich kenne Fürsten, welche einen solchen eingebildeten Profit verabscheuen. Wenn man aber auch von dem Vortheile des Herrn, ohne Absicht auf das allgemeine Beste des Landes, reden will, alsdann muß von dem Jagdprofit abgezogen werden, das Schußgeld, die Unterhaltung des Jagdzeuges, des Rüdenhauses, und dergleichen. Ingleichem muß man bedenken, daß der Fürst doch auch Waldungen, Kammergüter und Zehenden in dem Lande hat, und daß mithin der Wildschaden ihn auch unmittelbar trift. Ich bleibe mithin dabey, daß der Vortheil der Jagd, so wie man diese in denen meisten Landen ausübet, lauter Schade sey.

 Das

Das sind aber nun harte Worte, wer kann die ertragen? Ich fürchte, es werden viele mich wegen der Hypochondrie in Verdacht nehmen, und nun gleich meine Schrift als ein unerträgliches Geschmier nicht weiter lesen wollen. Allein, damit dieselbe nicht hinweg geworfen werde, ehe man sie ganz gelesen hat; so will ich zu meiner eigenen Zufriedenheit (denn ich kann die Lust zu der Jagd doch unmöglich bey mir ersticken) melden, daß es gar nicht nöthig ist, dem Jagdwesen den gänzlichen Abschied zu geben, sondern daß man dabey eine gewisse Ordnung beobachten kann, welche dem Schaden weithin abhelfen, und gleichwohl einen soliden Ertrag verschaffen wird.

Meine **erste Regel** ist dahero, man solle die Setzzeit hindurch das Wildpret verschonen; dann ich will nicht, daß man es gleich denen Wölfen und Luchsen vertilgen solle. Ist aber solche Zeit vorbey, und hat das Wildpret sich dergestalt erholet, daß man es zu der Speise wohl gebrauchen kann, alsdenn schone man es nicht. Man sollte dahero gleich in dem Brachmonate anfangen, **alles Rothwildpret** niederzuschiessen, es seye Hirsch, Thier, Schmalthier, oder Wildkalb. Und damit sollte man fortfahren bis in die Brunft. Was übrig bliebe, das liesse man den Winter hindurch mit frieden.

Mit denen **Schweinen** würde es eben so gemacht. So bald sie gesetzet haben, lieferte man die Marcassinen, und wenn hiernächst die Bachen, Keuler, angehende und

Haupt-

Hauptschweine das Getraide geschmecket haben, alsdenn müßten sie alle in die Küche. Da würde nun Roth- und Schwarzwildpret dünne werden; doch aber würde man dessen allezeit haben: denn wo das Wildpret Nahrung findet, und von der Brunstzeit an bis nach verflossener Setzzeit Ruhe hat, da wird es sich allemal wieder hinziehen.

Hätte man aber den Fall vor sich, daß ein Fürst besonderes Vergnügen an denen Hirschen und Schweinen fände, und daß es ihm zu schwer fiele, ein so grosses Opfer zu der Wohlfarth seines Landes zu thun; so ist gar bald Rath geschaffet. Er kann einen **Thiergarten** anlegen, und in demselben so viel dergleichen Wildpret halten, als er will. Er kann ihn groß genug anlegen. Er kann ihn mit Einsprüngen versehen, und sich dardurch viel fremde Hirsche verschaffen. Das ganze Land aber zu einem Thiergarten zu machen, das gehöret unter die Mißbräuche, welche an vielen Orten unter solchem Nahmen nicht bekannt sind, weil selten jemand dem Fürsten sagen mag, er treibe sein Vergnügen zu weit, und noch viel weniger, es seye dasselbige Landverderblich.

Von denen **Rehen** aber denke ich ganz anderst. Diese sind, so wie das allerbeste, also auch das am wenigsten schädliche Wildpret, so GOtt auf die Erde erschaffen hat. Sie leben von dem Grase in denen Waldungen und Wiesengründen. Gehen sie gleich auch in dem Winter und dem Frühjahr auf die Saamenfelder; so thun sie

doch allda keinen Schaden, weilen sie mit ihren dünnen Füssen nichts vertretten. Beissen sie auch, wenn tiefer Schnee lieget, in denen jungen Schlägen, als ihrem angenehmsten Aufenthalte, etwas Holz ab; so trift es doch nicht allemal das Herzreis. Sie schälen aber keine Bäume, wie die Hirsche und Hasen, und mit einem Wort, ich habe noch nie gehöret, daß ein Landmann über die Rehe geklaget hätte.

Diese Thierlein, halte ich also davor, sollte man hägen, und nach aller Möglichkeit vermehren. Es gehet um so leichter an, weilen sie mit einem geringen Bezirke vorlieb nehmen, und ihren Geburtsort nicht verlassen. Die Küche wird dabey wohl fahren, weilen die Rehe das ganze Jahr hindurch gut sind, wohingegen die Hirsche nur vier Monate lang zu geniessen, aber nie etwas gutes sind. Eine wohleingerichtete Rehejagd also gehöret unter die unschuldige Jagdvergnüglichkeiten, und unter die Jagdnutzungen, welche durch anderwärtigen Schaden nicht vereitelt werden. Häg- und Setzzeit muß also bey diesen Thierlein auf das strengeste beobachtet, und der Regel nach müssen nur die Böcke geschossen werden.

Mit denen **Haasen** aber gedenke ich solche Freundschaft nicht zu machen. Malitia supplet staturam, heißt es billig von denenselben. Sie sind geschworne Feinde derer jungen Obstbäume. Kein Kraut, kein Gartengewächs ist vor ihnen sicher. Sie suchen darneben ihre Haupt-

nahrung

nahrung auf denen Saamenfeldern, Futter und Kleestücken. In denen Getreydäckern haben sie ihr Lager, und, damit sie ohne Beschwerlichkeit darzu kommen können, beissen sie die Halmen ab, und machen sich dadurch ordentliche Pfade. In Sachsen ist solches der Pilsenschnitter; ein Ding, worüber man sich allda immer den Kopf zerreisset, was es sey, anerwogen man davon verschiedene Abhandlungen antrift, deren einige fast in das Lächerliche gerathen. Eben so grosse Bosheit verübet auch der Hase in denen jungen Schlägen, und besonders an dem neuangesäeten Holze, in denen Weinbergen und sonsten. Ihre Vermehrung gehet noch darauf in das Unendliche, und das Sprichwort derer Weydleute ist richtig, daß wenn der Hase in dem Frühlinge selbst zwey in das Feld ziehet, er in dem Spätjahre selbst neunzehn zu Holze ziehet.

Die Hasen nun gleich dem Ungeziefer zu vertilgen, das möchte wohl in etwas zu ökonomisch klingen, und selbst dieses Vertilgen würde grossen Schwierigkeiten unterworfen seyn, weilen an die Stelle derer todtgeschossenen, sich immer wieder einige andere einfinden, und mithin dem Uebel niemalen gänzlich wird abgeholfen werden. Ich lasse dahero die Heg- und Setzzeit um so mehr befriediget seyn, als der Nutzen des Hasen nicht sowohl in der Küche, als vielmehr bey den Hutfabricken zu suchen ist. Denn gewiß, so lange wir Hasenbälge haben, können wir Kastorhüte machen, ohne daß wir nöthig haben, uns um Canada die Hälse zu brechen.

Ist

Ist aber die gedachte Zeit vorbey, alsdann sollte man gleich anfangen, zu schiessen; jedoch mit dem Bescheide, daß, weilen der Häse ausser solcher Zeit seinen Schaden nur in dem harten Winter thut, man die beste Jagden bis gegen Ende des Octobers, und in dem November und December verspahren solle, damit man gute Bälge bekomme. Alsdenn aber ist es mit einem Treibjagen nicht ausgemacht, sondern man muß deren in einem Winter vier bis fünfe machen, auch die Hasen den Tag zuvor aus denen Feldern in den Wald treiben lassen. Ich bin gut davor, auf diese Art wird die Anzahl derer Hasen das erträgliche Maaß nicht übersteigen.

Was vor ein elender Ruhm ist es doch unserer heutigen Jägerey, wenn bey einem Feldtreiben in einem Bezirke von wenigen Stunden Weges, zwey bis drey tausend Hasen sind geschossen worden? Es kommt mir eben so vor, als wollte man sich über die Menge derer erschlagenen Heuschrecken freuen, welche das Land verwüstet haben. Gut, daß diese, und eben so auch die auf dem Feldtreiben erlegte Hasen tod sind. So wenig aber jemand hiernächst vor die unendliche Vermehrung derer Heuschrecken Sorge tragen wird, um das Vergnügen bald wieder zu haben, eine so grosse Niederlage anzurichten; eben so wenig sollte man denken, daß es Leute gebe, welche die Vermehrung des Hasenungeziefers zwey bis drey Jahre hindurch so befördern, daß man wieder eine solche Schlacht halten kann, welche anders nichts, als ein

Zeuge

Zeuge von dem Bedrange ist, den der Landmann von diesen privilegirten Heuschrecken ausgestanden hat.

Ich komme aber nun auf die **Raubthiere**, welche den Vorwurf unserer Jagden machen. Bären haben wir nicht mehr, auch nicht in denen wildesten Gegenden unseres Schwarzwaldes. Luchse haben wir noch zu Zeiten, aber sehr wenige, und ich habe nicht gehöret, daß ein Jäger Barmherzigkeit mit ihnen gehabt hätte. Die grosse Ursache hievon ist, daß sie der Wildbahn ungemein schädlich sind. Aus dem nämlichen Grunde rühret her, daß unsere Jägerey wegen derer Wölfe sehr patriotisch denket. Wären diese nur Feinde derer Schaafe, Rinder und Fohlen, nicht aber derer Hirsche und wilden Schweine; so stünde es dahin, ob nicht auch eine Heg- und Setzzeit ihnen zum besten bestimmet werden müßte. Wegen derer **wilden Katzen**, derer **Marder**, **Fischottern** und **Iltissen** bin ich mit unserer Jägerey zu frieden.

Was die **Füchse** betrift, bin ich zwar entfernet, den Nutzen, den sie dem menschlichen Geschlechte leisten, als eine Folge ihrer guten Neigung und Redlichkeit vorzustellen. Mich deucht aber, sie seyen nicht so schlimm, als man vorgiebt. Sie haben es eben mit der Jägerey verdorben, da sie die Hasen, Feldhüner und junge Rehe anpacken. Frässen sie nur denen Bauren die Hüner, so würden sie in besserem Rufe stehen. Mir fällt aber ein, was ich oben von der Berechnung des Schadens gegen den Nutzen erwähnet habe. Gewiß ist es, daß der Fuchs zu Zeiten einen Hasen, oder ein Feldhuhn speiset. Was ist aber seine gewöhnliche Nahrung? Frösche, Mäuse und kleine Vögel, die keinen Werth haben. Es wird mir auch kein Weydmann widersprechen, daß er von diesen die meiste Zeit in dem Jahre lebet, und daß er etwa nur auf die Quatember und hohe Festtage, einen Hasen oder Feldhuhn krieget.

Rechne

Rechne man aber, was die Mäuse für Schaden gethan haben würden, wenn sie der Fuchs nicht aus der Welt geschaft hätte; so wird vielleicht der Hase oder das Feldhuhn, so ihm zu Theile geworden ist, zehen und fünfzehenmal, mit der durch die Hinwegfahung derer Mäuse erwiesenen Wohlthat bezahlet seyn. Ich erinnere mich, daß als ich in dem December des Jahrs 1753. zu Nördlingen war, man den Sommer vorher die erschröcklichste Mausplage in dem dortigen fruchtbaren Lande, das **Ries** genannt, gehabt. Die greulichste Verwüstungen waren allda wahrzunehmen. Man konnte aber nicht genug rühmen, daß von denen Gebürgen, welche das Ries umgeben, eine Menge von Füchsen in die Ebene gekommen sey, und denen Mäusen ungemeinen Abbruch gethan habe. Diese redliche That aus einem eigennützigen Herzen, hätte denen Füchsen bey denen alten Aegyptiern Altäre bauen und Opfer bringen gemacht. Wir würden alsdenn de dea vulpecula etwas zu lesen haben. Ist und bleibet doch der **Fuchsschwanz**, der doch nur einen geringen Theil des ganzen Fuchses ausmachet, auch noch heut zu Tage ein Götze, zu dem mancher seine Zuflucht nimmt.

Ich weiß zwar wohl, daß ich ehedem nicht so gedacht, und eine Verordnung mit habe angeben helfen, daß man auch in dem Sommer die Füchse todt schiessen und davor ein annehmliches Schußgeld bekommen sollte, weilen zu solcher Zeit die Bälge dem Jäger keine Belohnung verschaffen konnten; allein, damalen dachte ich mehr an wenige Hasen und Feldhüner, als an alles Getreyde. Jetzo aber kommt mir diese Jägereyanstalt eben so vor, als der Vorschlag den ich in des seeligen Hrn. von **Hochberg Adelichem Landleben**, einem Buche, worinn ungemein viel gute, aber auch viele schlechte Sachen enthalten sind, gelesen habe; daß nemlich diejenige, so Bienen hielten, die Schwalben todt schiessen sollten, weilen dieselben die Bienen

Bienen wegfiengen. Es ist wahr, es wird zu Zeiten eine Biene denen Schwalben zu Theil, eben so wie der Fuchs dann und wann einen Hasen oder Feldhuhn krieget; allein, wann wir jene wegen derer Bienen erwürgen wollten; so würden die Mucken und Schnacken uns auffressen? und, wenn wir die Füchse vertilgen, alsdenn werden die Mäuse uns den Brodkorb höher hängen.

Auf die nemliche Art nun denke ich in Ansehung derer **Eulen.** Diese werden ohne Barmherzigkeit geschossen, oder gefangen. Wovon leben sie? von Mäusen. Zu Zeiten kriegen sie auch einen Vogel: Allein, gegen einen von diesen fangen sie gewiß hundert Mäuse. Und anbey ist noch die Frage, ob an dem Vogel, den sie erhaschet haben, etwas gelegen sey? Lasset sie tausend Spatzen fressen; wir werden nur dardurch von so vielen Feinden unserer Nahrung befreyet. Und was schadet es, wenn auch einige Duzend Grasmücken, Goldammern, Finken, Meisen und dergleichen darauf gehen? Der Verlust einer Amsel und Drossel darf uns auch so groß nicht zu Herzen gehen. Aber, da man bey der Jägerey alles nur aus dem Gesichtspuncte des Jagdvergnügens beurtheilet; so ist ein kleines Verbrechen derer Eulen genug, um ihre offenbare Verdienste hintan, und ihr ganzes Geschlechte in die Gefahr des Unterganges zu setzen.

Wie schön siehet es doch aus, wenn der Jäger an seinem Scheurenthor ein halb Duzend Eulen angenagelt hat! Wunder, daß sie sich nicht Hauptzierden davon machen, wie die Amerikaner aus denen Hirnschalen ihrer erlegten Feinde. Den einzigen **Uhu** wollte ich von der Gesellschaft derer nützlichen Eulen ausschliessen; dann dieser macht es zu grob. Er bekümmert sich auch nicht so viel um die Mäuse, sondern bestellet seinen Tisch lieber mit Hasen und Feldhünern, und wie man mich versichert, auch wohl mit einem jungen Rehe.

Was ich von denen Eulen schreibe, das kann auch bey einigen Raubvögeln Platz finden. Von Göchhausen in seinen **Weydwerksgedanken**, S. 148. schreibet von dem Rittelgeyer (Rötelgeyer) also: **Man mag diesen Vogel wohl unter den Raubvögeln den unnützesten nennen, massen sein Fang in nichts als Mäusen oder jungen unflugbaren Vögeln bestehet** 2c. Gerade umgekehrt. Er ist der nützlichste unter denen Raubvögeln, weilen er nur Mäuse frißt, und an denen wenigen jungen Vögeln, so ihm zu Theil werden, nichts gelegen ist, vielmehr man ihm dieselben, als ein Fanggeld, vor die Mäuse wohl gönnen kann. Müssen wir doch auch die Katzen füttern, so wir des Mausens wegen halten. Den Mäusegeyer zähle ich auch hieher, als welcher von Fröschen und Mäusen lebet, und nur zu Zeiten ein junges Häslein oder einen Vogel ertappet. Warum schläget man nicht auch den Igel tod, weilen er sich vornemlich von Mäusen, und hiernächst auch von Käfern und dergleichen Zeuge ernähret, so dem Menschen nur schädlich ist?

Alle diese Vögel sollte man um deswillen leben lassen, weilen sie die Mäuse nicht allein von denen Aeckern, sondern auch aus denen Waldungen hinweg fangen, woselbst doch die Holzsaat, welche entweder der Mensch, oder die Natur, durch den ausgefallenen Saamen verrichtet, besonders bey denen Eicheln und Bucheln, von denen Mäusen gar sehr verderbet wird. Dahingegen wollte ich wünschen, daß die **kleine Raben, Krähen** und **Dolen** alle vertilget würden. Diese aber achtet man keinen Schußpulver werth, weilen sie nur den Bauren die Saat verderben, und gleich denen Kolchraben keine Hasen und Vögel fressen.

Des



Des
Forst- Fisch- und Jagdwörterbuchs
Zweyter Theil.

H.

Haag, Hag, Hack, Hecke, Gehecke, lat. Dumetum, Vepretum, franz. *Epinaye*, heißt ein wildes und ungeschlachtes Gebüsche, welches auf den Wiesen und Feldern, an den Wegen und Hölzern von selbst wächset, und aus allerhand Dornsträuchen und anderm Buschholz, sonderlich aber aus Schwarz- Weiß- und Creuzdorn, wilden Rosenstöcken oder Hagendorn, Brombeeren, Buchen, Rheinweiden, Hertern u. d. g. bestehet; welche, wo sie nicht ausgerottet werden, sich immer weiter ausbreiten, und wenn sie auf den Feldern und Aeckern abgesondert liegen, **Feldbüsche**; wo sie aber an den Wiesen und Hölzern in einem Striche hinliegen, **Wiesen- und Holzbrahnen**, oder auch bey diesen letztern **Vorhölzer** genennet werden. Dergleichen Hecken dürfen nicht abgeräumet, noch ausgerottet werden, wo man nicht vorhero von demjenigen, der die Jagdgerechtigkeit in selbiger Flur hat, gemeiniglich mit Vorbehalt der Forst- oder Stockgarbe, (s. **Ausstocken**) die Erlaubniß dazu erhalten hat. Denn sie geben dem kleinen Wilde ein gutes Gehäge, und dienen zu Landwehren. An den Wegen und Landstrassen aber mag und soll billich ein jeder Eigenthümer dieselben, so weit sie hinderlich sind, abräumen. s. a. **Busch, Dorn**. Wie lebendige

Hecken und Zäune anzulegen, zu warten und zu nutzen, davon s. Lebendige Hecken.

Haamen, s. Hahmen.

Haarbirke, s. Birke.

Haard, s. Hard.

Haarschnepfe, s. Schnepfe.

Haarweiden, **Krebsweiden**, **Werftenweiden**, ist eine Art von Weiden, welche von den weichen Laubhölzern darinn unterschieden ist, daß dieselbe weder zu Bäumen noch starken Stangen wachsen. Sie gehen zwar so weit in die Höhe, daß sie tüchtige Reiffstäbe zu Bierfässern u. d. g. geben. Bleiben sie aber länger stehen; so schlagen sie in Seitenäste aus, werden krumm und höckericht, und zum Theil verdorren sie auch. Es ist ein zähes, und unter allen Weiden das dauerhafteste Holz. Die Schale ist mehr grau, als grün. Das Laub ist weißlicht und rauh. Sie bekommen auch im Frühjahr ganz rauhe Palmen, worinnen ein kleiner Saamen ist. Sie pflanzen sich aber wenig von demselben fort; sondern schlagen aus den abgehauenen Stöcken und Wurzeln wieder aus, so, daß sie in etlichen Jahren wieder Band- und Reiffstäbe geben. Desgleichen können sie auch die Siebmacher zu Siebböden recht gut gebrauchen. In Zäunen, wo es feuchte mit ist, sind sie besonders gut zu gebrauchen auch darein zu pflanzen und einzubinden.

Haase, s. Hase.

Haasel, s. Haselstaude.

Habacht, s. Habtache.

Haben, **Hacken**, sind Löcher unter der Erde, wohin die Fische sich zu verschliesen pflegen. Zuweilen finden sich dergleichen Haben auch unter den Steinen, Felsen, Baumwurzeln, oder den Mühlen, gemeiniglich aber, und meistentheils zwischen zweyen Wassern.

Haberrose, s. Dornrose.

Habicht, **Habichtgeyer**, **Ahr**, **Eichvogel**, lat. Accipiter, franz. *Eprevier*, *Autour*, ist ein nicht gar zu grosser, aber sehr schädlicher und arger Raubvogel, der keines Geflügels schonet, so er sich zu überwältigen getrauet. Er ist etwas grösser, als der Guckguck, und hat, wie dieser, graue oder aschenfarbige, etwas gesprenkelte Federn, starken Cörper, grobe Füsse, und lange scharfe Klauen, sonderlich die Weiblein, welche, nach Art der meisten Raubvögel, mehrentheils grösser, als die Männlein sind, und öfters den Adlern an Grösse nicht viel nachgeben. Er hat einen starken krummen Schnabel, feurige und funkelnde Augen, mit welchen er, wenn er fast die Höhe der Wolken erreichet, auch das kleinste Vögelein in der niedern Luft bemerket, und dasselbe verfolget. Er findet sich in Deutschland, mehr aber in Schweden, Liefland, Reussen und in Engelland. Seinen Horst oder Nest bauet er in stillen Wäldern auf die allerhöchsten Bäume, wie auch auf hohen Klippen und Felsen, und leget 3 bis 5 Eyer, die er in 14 bis 20 Tagen ausbrütet. Er nähret sich von Vögeln, jungen Caninichen, Maulwürfen, Ratten und Fröschen. Er ziehet im Herbst weg, und

und kommt im Frühling wieder. Dieser Vogel ist zuweilen bey grossen Herren in gar hohem Werth, daß man ihn wohl eher um 100 Rthlr. verkauft hat. Sie sind gut zur Jagd zu gebrauchen, wenn man keine Pferde hat, oder nicht stark reiten kann. Man brauchet ihn, um Enten, Fasanen, Rebhüner, Wachteln, wilde Gänse, ja wenn der Vogel etwas stark ist, Hasen und Reiher zu baitzen. Die abgestrichenen, welche schon geraubt haben, sind zwar schwerer abzurichten, als die Neslinge; sie sind aber freudiger und würgerischer. Es ist ein fräßiger Vogel, der fleissig will gefüttert seyn. Man fängt den Habicht entweder in seinem Neste, wenn er noch jung ist, oder man fängt ihn mit Netzen, wie die Falken, oder wenn er bereits auf den Aesten der Bäume etwas herumhüpfen kann, oder er wird, wenn er von dem Horste abgestrichen, d. i. wenn er alle seine Federn und Kräfte bekommen, auf den Raub auszugehen, welches meistens im Junio geschiehet, in Habichtskörben, oder mit Riemen und Satteln, d. i. auf einer Taube, welcher man Haarschlingen mit einem Leder auf den Rücken macht, gefangen, da man sie denn Wildfänge zu nennen pfleget. s. a. Habichtsfang.

Ueberhaupt sind die Habichte leicht abzurichten, und so listig, daß sie alles wohl begreiffen können. Wenn man die Jungen, so man aus dem Neste genommen, und welche eben daher Nestlinge genennet werden, oder die schon auf denen Aesten herumfliegen, und die man Aestlinge heisset, abrichten will; so muß man sie oft mit frischen Vögeln oder Fleische ätzen, damit sie ihren Speiser kennen lernen, und so bald sie nur anfangen, sich auszusetzen, muß man sie bisweilen auf der Faust tragen, daß sie des Angreiffens gewohnet, und nicht scheu werden, damit sie nicht, wenn ihnen Menschen, Pferde oder Hunde zu nahe kommen, ausstossen und durchgehen. Doch sind diejenigen besser, so man Passagierhabichte nennet, welche nicht grosse Mühe brauchen, um sie zahm zu machen, indem sie wohl in 18 Tagen der Hunde gewohnet werden. Wenn man aber einen Habicht zum Baitzen abrichten will; so muß man ihn erstlich in ein Gemach bringen, darein sonst kein Mensch kommt, als der Weydsmann oder Falkenier, der ihn führen, und die Jagdhunde, die derselbe zum Baitzen gebrauchen will. In diesem Gemach muß ein Reif ausgehänget, und der Habicht, vermittelst seines an den Füssen habenden Riemens dergestalt darein gebunden werden, daß, wenn der Vogel sich reget, auch der Reif oder Bügel mit demselben beweget werde. Und also läßt man den Habicht in dem Reifen 9 Tage und so viel Nächte sitzen, binnen welcher Zeit man ihn durchaus nicht schlafen lassen darf, sondern durch abwechselnde Personen immerzu beunruhigen muß. Darnach läßt man ihn ziemlich hungerig werden, und trägt ihn 8 oder wohl gar 14 Tage lang auf der Hand bey Leuten aus und ein, und zwar ungehaubet, alle Tage 2 oder 3 Stunden, daß er nur der Leute gewohnet wird. Man richtet

richtet ihn aber auch unterdessen in eben demselben Gemache, da er in dem Reissen gesessen, also ab: Man nimmt eine Taube oder ein jung Huhn, rupft ihm die grossen Schwingfedern aus, daß es nicht fliegen kann, setzet den zuvor ganz hungrig gewordenen Vogel frey auf einer Stange, wirft von ferne das Huhn oder die Taube herzu; so fällt er aus Hunger darauf. Man läßt ihn aber nicht bald satt fressen, sondern giebt ihm nur das Hirn aus dem Kopf, oder sonst etwas weniges; darnach bindet man ihn wieder auf die Stange; dieses thut man so oft, bis man siehet, daß er gar behende und fertig darauf ist.

Hierauf mag der Weydmann oder Falkenier mit ihm hinaus ziehen, und ihn an einen Hasenzwirn oder Bindfaden, welcher auf ein Röllgen gewickelt ist, binden, und solchergestalt an eine Elster, Krähe, Raben, Häher oder Holzschreyer bringen; denn diese können nicht so schnell fliegen. Wenn er nun etwas gestossen hat; so fängt man ihn wieder, doch so, daß man ihn mit keiner Hand angreiffe, denn davon werden ihm die Federn los; sondern man nehme ihm den gestossenen Vogel unter den Füssen weg in die Hand, und locke ihn mit einer Pfeiffe, dazu man ihn, so oft man ihm etwas zu fressen giebt, oder etwas vorwirft, unter dem Abrichten immer fein gemach mit gewöhnen muß. Darnach fasse man ihn wieder an, und richte ihn also vollends zum Baitzen, daß er endlich frey und ohne Hasenzwirn in der Luft flieget. Es muß aber der Falkenier allezeit etwas von Fleisch bey sich haben, nebst einem Luder oder Vorloos, das sind zwey zusammengebundene Flügel, gleich als wenn es Rebhüner oder Taubenflügel wären, damit man ihn wieder von der Höhe zu sich locken könne, indem er in der Meynung, es seye solches der Vogel, den er hat stossen wollen, unverzüglich wieder herbeykommen wird. Und dieses muß man vornemlich thun, wenn der Vogel nichts fangen, und derselbe aus Verdruß auf einen Baum sich setzen, und nicht wieder zurück kommen wollte. Es muß auch der Falkenier allezeit 2 nebeneinander gekuppelte Hunde bey sich haben. Wenn er nun an den Ort kommt, da er vermeynet, etwas zu bekommen; so löset er sie ab, und läßt zugleich auch den Habicht in die Höhe fliegen, welcher, so bald er die Hunde anschlagen höret, auch so bald herunter schiesset, und das Wild mit den hintersten 2 Klauen, die man Fangklauen nennet, stösset. Es müssen aber die Hunde über der Nase um das Maul ein Band mit einem spitzigen Holze oder Schnabel vorgemacht haben, mit welchen sie zwar aufstossen, aber nicht zerreissen können.

Was sonsten noch von dem Habicht merkwürdig ist, bestehet darinn: Er liebet ein temperirtes helles Wetter, so, daß es weder neblicht, noch regnicht, noch der Thau auf den Bäumen seye; sonst wird er verdrießlich, und thut nicht, was er soll. Kälte ist ihm zuwider; daher er späte im Herbst, oder früh im Frühling, oder gar im Winter vom

Baltzen wegzulassen ist. In grosser Sonnenhitze tauget er auch nicht; denn er steiget sodenn nach kühler Luft unglaublich in die Höhe, und schiesset mit eben solcher Geschwindigkeit herunter, und eine gute Ecke von dem Falkenier weg, so daß keiner den andern wieder finden kann, ungeachtet der Habicht oftmals gerne wieder bey jenem wäre. s. **Falke, Fasan, Sperber.**

Zum Essen dienet der Habicht nicht; wiewohl einige die Jungen vor eine süsse und delicate Speise halten. Desto brauchbarer ist er hingegen in der Medicin. Da er viel flüchtiges Salz bey sich führet; so dienet er in Oel gekocht für alle Mängel der Augen, dergleichen auch sein Schmalz thun solle, welchem auch eine grosse Kraft in allerley äusserlichen Zufällen an der Haut zugeschrieben wird. Der Koth desselben, unter Honig gemischt, macht klare Augen und vertreibet die Flecken derselben. Die Augen damit bestrichen, auch selber eingenommen, befördert die Geburt und Nachgeburt der Weiber; ja es soll so gar die unfruchtbaren fruchtbar machen, wenn derselbe pulverisirt 1 Drittel eines Quintleins in süssem Wein eingenommen wird. Und wenn derselbe eines Quintleins schwer, in Form eines Zäpfleins in die Mutter geschoben, oder mit einem Schlangenbalg, Opopanac, Galgant, Myrrhen, Bibergail, Schwefel und Ochsengalle vermenget, also angezündet wird, daß der Rauch davon durch eine Röhre in die Mutter gehen muß, so hat es nicht nur vorgedachte Wirkung, sondern kann auch die todte Frucht von Mutterleibe abtreiben. Endlich thun auch die Klauen dieses Vogels, zu Pulver gestossen und eingenommen, wider die rothe Ruhr vortrefliche Dienste.

Die weydmännische Redensarten von dem Habicht sind folgende: Der Habicht stehet auf der **Hand** oder **Stangen.** Er wird **getragen;** er wird **gelocket** oder **bereitet;** er wird **geätzet,** und wenn er genung **hat,** sagt man: er **hat einen guten Kropf.** Man giebt ihm **Gewölle.** Er hat einen **Kopf, Greif, Klauen, Gestelle,** oder **Fußgestelle** (das sind die Schenkel), **Flug - Bugfedern,** auch **Flügelbogen.** Er **jaget** oder **raubet,** ist **lustig, fähret wohl,** wird **geworfen, fleugt auf den Vorlaß** oder **Federspiel, kommt zur Hand,** und **stehet zur Hand,** ist ein **guter Handvogel.** Wenn der Weydmann den Vogel nachfliegen läßt, heisset es **gereicht.** Wenn der Habicht ein Rebhuhn weggeführet, heisset es **geleitet.** Wenn der Habicht an einen Bach zum Baden oder Tränken gestellet worden, heißt es **geschöpfet.** Und wenn sie zu Zeiten etliche Schwingfedern zerstossen, werden sie **geschiftet.**

Habichtrinnen, ist ein Garn, so zum Habichtsfange gebrauchet, und wenn man es verfertiget, mit einer Masche angehoben, und auf beyden Seiten zugegeben wird, so hoch man das Garn haben will. Wenn man es nun aufstellen will; so werden vier lange Stäbgen ins Quadrat in der

der Erde vest gemacht. An der einen Stange wird das Garn angebunden und umwickelt. An die andere 3 Stangen schneidet man etliche Kummen untereinander, und zwar alle auswärts, daß das Garn angebunden, wenn es innerhalb der Stange daran hingezogen wird, ganz lose in solchen Kummen hängen bleibet. Mitten im Platz wird eine Taube an der Erde angepflöcket. Wenn nun der Habicht nach der Taube stößt, und nur ein klein wenig mit den Flügeln das Garn berühret; so fället es über ihn her, daß er sich darein verwickeln muß.

Habichtsfang, wird unter andern auch auf folgende Art angestellet: Man stösset 4 Pfähle, etwa 4 Ellen hoch, in die Erde, ungefehr eines ziemlich grossen Tisches breit ins Gevierte voneinander, und schneidet in einen jeglichen Pfahl oben eine Kerbe also auswärts, daß man ein viereckichtes Netze, welches ziemlich grosse Maschen hat, darein stecken kann. Unter dieses Netze bindet man auf der Erde eine lebendige weisse Taube, oder ein Huhn an, und wenn dieses von dem Habicht erblicket wird; so schiesset er aus der Luft daraus zu, und stösset das Netze, welches er in der Luft nicht gewahr wird, los, worinnen er also verwickelt wird, daß er sich gefangen geben muß. Diesen also gefangenen Habicht anzugreiffen, und an gehörigen Ort zu bringen, muß man starke Hirschlederne Handschuh anhaben, denn sonst setzt er einem die Klauen in die Hände, daß man nicht unverwundet davon kommt. Die übrige Arten des Habichtsfanges s. **Habichtrinnen**, **Habichtskorb**.

Habichtskorb, ist ein grosser und weiter Korb, wie eine grosse Hünersteige, etwa eines Tisches breit und lang, und hat in der Mitten einen Unterschied. Ins obere Theil wird eine Stellung, wie ein Meisenkasten gemacht, und in das unterste Theil wird eine weisse Taube oder schwarze Henne gesetzet. Kommt nun der Habicht auf die Henne, oder Taube geschossen, so kommt er in das obere Theil des Korbes, als ein begieriger Raubvogel, welcher vor grosser Begierde nichts siehet. Er stösset daher mit den Flügeln an das Brett oder Zünglein, welches mit einem Stäblein aufgestellet ist, und wirft die Oberdecke herunter, da er sich denn selbsten fänget, und doch der Henne oder Taube im untern Theil nichts thun kann.

Eine andere und gemeine Art der Habichtskörbe, worinnen man die meisten Raubvögel fängt, wird also gemacht: Es wird ein viereckigter Korb in Gestalt eines Fliegenschrankes, doch etwas grösser gemacht. Auf der Seite sind kleine Säulen, woran man den Drat oder Garn bevestiget. Oben und unten sind Quersäulen, daß es erstlich von Holz ein ordentliches Gestelle wird. Unten wird ein bretterner Boden gemacht, welchen man nur von ungehobelten Brettern zusammen schläget, damit es desto wilder aussiehet, auch pfleget man zu dem Ende wohl die Seiten und Quersäulen

wieder schmutzig zu machen, damit sie dem Raubvogel nicht sogleich in die Augen fallen, weil er sehr listig ist. Die Oefnungen werden mit Netzen, oder, damit es dauerhafter seye, mit Dratgitter beschlagen. Oben bleibet der Fang offen, nur machet man an der einen Seite ein Gärnlein, so breit, als der Korb ist, veste an; zuweilen wird auch wohl eine ordentliche Fallthüre also angemacht. An der andern Seite des Garns ist eine kleine Stange nach der Breite des Garns also vest gemachet, daß sie das Garn voneinander ziehet. An den andern 2 Querseiten des Garns sind eiserne Rincken, welche ebenfalls in 2 runden Stängelein, also wie die Gardinen an Gardinenstangen, gehen, daß man sie auf- und abziehen kann. Vermöge dieser Rinken wird das Garn durch ein am Korbe herabhangendes Gewichte geschwind zugezogen, so bald der Raubvogel die Potelle berühret. Mitten im Korb ist ein des Korbes halb hohes Stäblein, worein ein Querstock geleget wird, daß er von einer Seite des Fanges bis zur andern reiche, über welche wieder verschiedene kleine Rüthlein geleget werden, welche alle mit der Potelle eine Communication haben. Die Potelle selbst aber ist auf dem Hauptstock, so zwischen die Stäbe geleget worden, auf der einen Seiten; das oberste Theil der Potelle wird an den obern schmalen Absatz des Korbes ein wenig eingekerbet, so, daß es ganz lose stehet; hinter der Potelle liegt das Garn zurück gezogen, woran zugleich das Gewichte gemachet wird. Wenn nun der Habicht nach dem unten auf dem Boden vestgemachten Vogel, Huhn oder Taube stossen will, muß er nothwendig entweder die Potelle selbst, oder eines von den überlegten Rüthlein berühren, darauf die lose stehende Potelle alsobald umfällt, und das Gewichte das Garn überziehet, daß er also gefangen bleiben muß. s. a. Habichtsfang.

Habt Acht, Hab Acht, franz. *Gare, Garre*, ist ein Jagdwort, wodurch einer dem andern, und besonders den Piqueurs zuruft, und ihnen zu verstehen giebt, daß ein Hirsch entweder nur aufgejaget oder auch verwundet worden, damit er ihnen um so weniger entgehen möge.

Hack, s. Haag.

Hacken, s Haben.

Haderer, s. Gewehr.

Hadot, ist ein Fisch, der demjenigen, welcher im französischen *Seiche*, und im Deutschen Blackfisch genennet wird, sehr gleich kommt. s. Blackfisch.

Häft, Heft, Häftel, Heftel, Haftel, lat. Manubrium, wird alle dasjenige genennet, wobey man entweder etwas angreiffet und beweget, wie das Heft eines Messers oder andern Instruments ist, oder es bedeutet dasjenige, womit auch etwas bevestiget wird. Also brauchet man nicht nur Hefte und Schlingen von Drat; sondern es ist eine Haftel auch ein starker Pflock, womit man eine Leine z. Ex. an einem Zelt, oder bey der Jägerey die Leinen an den Tüchern, und die Windleinen an dem Erdboden bevestiget, wiewohl sie zu den

 letztern

letztern nicht so stark, als zu den ersten seyn dürfen.

Häftel, s. Häft.

Hägeholz, Hegeholz, wird ein Stück Wald oder Holz genennet, so geschonet wird.

Hägen, Hegen, hat seinen Ursprung von dem Wort Haag, so eine Verwahrung oder Zaun bedeutet, und heißt also so viel, als etwas verwahren, und vor dem unbefugten Gebrauch anderer beschützen. So werden Aecker, Wiesen, Holzungen, Thiere u. d. g. gehäget, auch Menschen, wenn man liederliches Gesindel in sein Haus aufnimmt. Bey einigen Haushaltungsgeschäften ist es auch insonderheit so viel, als Schonen und in Ruhe lassen. Vornemlich ist dieses ein der Forst- und Wildbannsgerechtigkeit anhängiges Recht, einen Wald mit abgehauenem Holze zu umgeben, oder die Macht zu Hägen, oder ein Gehäge zu machen, oder aber, welches eben dahinaus kommt, das Recht, eine Wildbahn zu haben, oder der Wildbann, weil das Wild darinnen gleichsam umschlossen oder gehäget wird. Diese Gerechtigkeit, zu hägen, ist wichtiger, als die Gerechtigkeit, zu jagen, weil in diesem letztern Fall das Wild in seiner natürlichen Freyheit gelassen wird.

Wenn derjenige, der die Wildbannsgerechtigkeit in einem Walde hat, auch zugleich Landesherr ist; so ist kein Streit, daß ihm die Macht, zu hagen zukomme, wenn anderst die Unterthanen dieserhalben in contrarium nichts hergebracht haben; gleichwie auch das Hagen erlaubt ist, wenn jemand das Recht, einen Hag ins Holz zu schlagen, entweder von Alters her, oder durch die Præscription, ingleichem, wenn er eine ausdrückliche Vergünstigung darzu erlanget hat.

Myler ab *Ehrenbach* de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 13. *Stryck* in uf. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. domin. §. 7. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 306. *Hert.* vol. 1. resp. 349. num. 6.

Ausser diesem aber sind verschiedene Rechtslehrer der Meynung, daß der Wildbannsherr in einem fremden Wald oder Forst des Hagens nicht berechtiget seye, theils weil die Dienstbarkeiten, so jemand auf fremden Gütern zustehen, stricti juris sind, und sich nicht ausdehnen lassen, theils weil es eben keine nothwendige Folge ist, daß derjenige, welcher Macht, zu jagen, hat, auch die Macht, zu hagen habe; anerwogen das Jagen auch, ohne daß ein Hag aussenher vorhanden, mit Hunden und Garnen, oder allein von dem Strick aus, zu hetzen, wenn zumalen der Landesherr auch zugleich die Jagensgerechtigkeit hat, füglich kann verrichtet werden. Daher *Antonius Ertel* in prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. observ. 2. in fin. hievon also schreibet: Demnächst siehet man, daß ein anderes das Jagen, ein anders das Hagen seye. Das Hagen ist eine Gerechtigkeit, Kraft welcher jemand den ganzen

Wald

Wald mit einem hölzernen Zaun umgeben darf; darum dann, weil das Jagen mit Hetzen und Garnen kann verrichtet werden, nothwendig folget, daß derjenige, der das Jagen hat, deswegen nicht eben auch des Hagens berechtiget seye. Und *Webner* in Observ. pract. voc. **Hagen**, sagt: Das Jagen non infert Hagen, dann jenes mit Hetzen und Garnen verrichtet werden kann.

add. *Bidembach* quæst. nobil. 17. *Mindan.* de mandat. lib. 2. cap. 41. num. 1. *Klock* consil 29. num. 480. tom. 1. *Noë* **Meurer vom Forst- und Jagdrecht** part. 1. tit. **ob der zu jagen, auch zu hagen.** *Hert.* vol. 1. resp. 349. num. 6. *Caspar. Leipold* de concurrent. Jurisdict.

Wie denn viele von Adel in andern Wäldern das Jagen, aber darum nicht auch das Hagen haben, viel weniger aber das Holz aus solchen Wäldern zum Hagen nehmen dürfen.

Wurmser Exerc. Jur. publ. 3. quæst. 11. *Klock* loc. cit. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de acquir. rer. domin. §. 23.

Allein dem ungeachtet ist mit andern Rechtslehrern davor zu halten, daß derjenige, der in einem fremden Forst oder Wald die Wildbannsgerechtigkeit hergebracht, auch zugleich die Hagensgerechtigkeit habe, mithin einen Hag um das Holz schlagen möge, dafern solches nur ohne Präjudiz und Nachtheil des Waldeigenthumsherrn, oder desjenigen, der etwa darinnen die Waldgerechtigkeit, oder sonst ein anderes Recht hergebracht, geschehen kann.

Maier tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 307. *Krebs* de lign. & lapid. part. 1. Class. 12. sect. 5. §. 26. 27. num. 2. *Harpprecht* ad §. 12. instit. de rer. divis. num. 272. *Stryck* in us. modern. loc. cit.

Daher wenn einem andern in dem Forst die Waidgerechtigkeit oder Nutzniessung zustehet, so darf der Wildbannsherr den Wald mit einem Gehäge nicht umfassen, massen er solche rechtmässig hergebrachte Jura wider Willen dessen, dem sie zustehen, nicht aufheben, oder auf einigerley Weise verringern kann.

Mindan. de L. 2. cap. 41. num. 1. *Stryck* in us. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. domin. §. 7.

Es muß aber der Wildbannsherr, wenn er den Wald einzulandern willens, den Hag mit seinem eigenen Holze verfertigen, und darf das Holz dazu nicht aus dem Wald, worinnen er das Jagen hat, hauen lassen;

Harpprecht ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 272. *Gail.* 2. Observ. 69. *Besold.* thes. pract. voc. **Jagen.** *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 307. seqq. *Mindan.* loc. cit.

Denn diese hölzerne Zäune sind statt der Netze und Garne. Nun muß aber der Wildbannsherr mit seinen eigenen Netzen und

und Garnen jagen, und so mithin auch mit seinem eigenen Holz den Hag verfertigen.

vid. L. 14. §. 1. ff. de servitut. prædior. rusticor. *Harpprecht* & *Maier* cit. loc.

Jedoch ist ihm das Abhauen der Zweige, um damit Stallungen zu bauen (welches die Jäger das Zweigrecht nennen) unverwehrt und zugelassen.

Westenholz dissert. de jurisdict. forest. cap. 5. thes. 66. in fin. *Knichen* de vestit. pact. part. 2. cap. 7. num. 19. *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 18. pag. 308. in fin.

Von dem eigentlichen Ursprung und Bedeutung des Wortes: **Hagen** wird ausführlich gehandelt unter dem Artickel: **Hagen.**

Hägerecht, s. **Hägen.**

Hägereuter, Hegereuter, ist an einigen Orten mit dem ordentlichen Jäger einerley, an andern aber ist es ein solcher Forstbedienter, der einem Gehäge vorgesetzet, und verbunden ist, vornemlich auf die Hägung des Holzes und Wildes, und auf die Vertilgung der Raubthiere bedacht zu seyn. Diesem ist an einigen Orten nicht einmal erlaubt, mit der Büchse in das Holz zu gehen, doch an einigen Orten darf er eben so wohl pürschen, als der ordentliche Jäger. Es wird von ihm erfordert, daß er Jagd- Hirsch- Holz- und Forstgerecht, d. i. in Jagd- und Forstsachen wohl erfahren seye, daß er nicht nur der wilden Thiere äusserliche und innerliche Natur und Eigenschaft dem Leben nach aus dem Grunde verstehe, und dieselbe an ihrer Spur und Fährte als ein Jäger erkenne, sondern auch in der Anatomie solcher Thiere erfahren seye, damit er desto besser zu beurtheilen wisse, was diesem oder jenem Thier zur Nahrung dienlich oder schädlich, folglich zur Vermehrung beförderlich oder hinderlich seyn möchte. Sein Gehäge soll er täglich fleissig bereuten, und emsig besorgen, daß das an selbigem Orte geschonte Wild vor andern seine Ruhe behalten möge. Weswegen er niemand, wer er auch seye, in solchem ihm anvertrauten Gehäge solle schiessen und platzen lassen, viel weniger verstatten, mit den Falken zu baitzen, oder mit Windhunden zu hetzen, oder Hüner und Wachteln zu fangen, oder Vögel und Eyer auszunehmen, noch andern dergleichen Unfug zu treiben. Vielmehr soll er solchen Uebertrettern die Flinten, Falken, Hunde und Netze abnehmen, und gehöriger Orten zur Bestraffung angeben, die Hunde kleppeln oder erschiessen lassen, den Schäfern das muthwillige Heydebrennen in der Birkhünerlegezeit verbieten, auf die Grasmähder, wegen der Rebhüner und Wachteln, daß sie ihnen die Eyer und Jungen nicht stehlen, acht haben, nicht weniger wegen der jungen Hasen, wie auch Reh- und Wildkälber in der Satzzeit besorget seyn, die Salzlecken jährlich zu gehöriger Zeit zurichten, oder doch wenigstens verneuern, die Wildäcker gebührend bestellen lassen, und vornemlich zur Winterszeit bey grosser Kälte

Kälte und Schnee das Wildpret an bequemen Oertern mit Futter genugsam versorgen, damit es nicht aus Noth gezwungen werde, sich anders wohin zu begeben, und seine Nahrung zu suchen. Die Wölfe, Füchse, Marder, wilde Katzen, Iltisse, ingleichem alle Arten Raub- und Stoßvögel, Eulen, Krähen, Elstern, und insgemein alles und jedes Raubwild, muß er stets zu vertilgen, hingegen die Behältnisse und Dickichte im Stande zu erhalten, und überhaupt alles, was nur dem Wildprete zur Vermehrung, Unterhaltung und Nahrung dienlich seyn mag, unnachläßlich zu thun und zu befördern, mit allem Ernst beflissen und bedacht seyn.

Weil auch die Gehäge manchmal so groß sind, daß es einem Hägereuter unmöglich ist, auf alles gehörige Acht zu geben; so werden ihm nach der Grösse seines Gehäges ein oder mehrere Fuß- oder Forstknechte untergeben, welche ihm in Beobachtung der Reviere und Holzungen, Scheitschläger, Holzgräserinnen Ascherer, Kohlenbrenner, Pechhauer oder Harzreisser und dergleichen, Visitirung der Bauerzäune, ob etwa Löcher darinnen sind, und Hasenschleiffen geleget werden, auch bey Anweisung und Abgebung des verkauften und Deputat-Holzes, hülfliche Hand leisten, und dabey seiner Ordre nach, alle dasjenige zu beobachten und zu thun schuldig sind, woran er entweder durch die Grösse des Gehäges, oder auch zuweilen durch andere nöthige Amtsverrichtungen gehindert wird. s. a. **Forstknecht**.

An theils Orten wird auch viel darauf gehalten, daß ein solcher Hägereuter die Wissenschaft von der Fasanerey habe, und wie, und auf was Art sowohl ein wildes Fasanengehäge, als ein zahmer Fasanengarten anzulegen, zu verordnen verstehe, ingleichem, wie sie aufzuziehen, zu hägen und zu fangen seyen, gründlich wisse, weswegen auch von ihm die Ameishauffen, Tannen- und Fichtendickichte geschonet, die Fasanen im Herbst nach dem Rauche fleissig eingefangen, des Frühjahrs die Bauerkatzen im Feld erschossen, die Eulen weggefangen, und die Krähen und Elsterneşter verstöhret werden müssen, damit sich dieser schöne Vogel in dem herrschaftlichen Gehäge desto füglicher vermehren könne. Es wird den Hägereutern gemeiniglich auf herrschaftliche Kosten ein Pferd in freyem Futter gehalten. Dem Range nach wollen sie mehr seyn, als die ordentliche Jäger; an einigen Orten aber ist, wie gedacht, zwischen beyden kein Unterscheid.

Hägesäule, Hegesäule, Jagdsäule, ist eine Säule von Holz, die an den Gränzen eines Gehäges aufgerichtet, und mit dem Nahmen oder Wappen des Forstherrn bezeichnet ist, zum Anzeigen, daß dem Forstherrn der Orten das Wild gehäget und gebannet, und niemand dasselbe zu treiben, oder zu schiessen, berechtiget, sondern jedermann bey gesetzter Straffe verboten seye. Dergleichen Hägesäulen werden viele um ein Gehäge gesetzt, und solches gleichsam damit vermahlet, oder vermarket. s. Gehäge.

Hägewasser, Hegewasser, ist ein Bach, oder ein anderes zur wilden Fischerey gehöriges Wasser, worinnen die Fische und Krebse geschonet, und daß sie nicht jedermann heraus fangen möge, gehäget werden. Diesem wird entgegen gesetzt das **Freywasser**, worinn jederman zu fischen und zu krebsen frey stehet.

Hägezeit, s. **Hägen, Schonzeit**.

Häher, Heher, Heyer, Holzschreyer, lat. Graculus, Coracia, Marcolphus, franz. *Geay*, ist ein mittelmässiger Vogel, davon es zwey Arten giebt, den **Nußhäher** und **Tannenhäher**, welche beyderseits von der Grösse, wie die Tauben sind, wiewohl sie, wenn die Federn weg sind, wegen ihrer schmalen Brust, um ein merkliches geringer aussehen, und mehrentheils nur der Farbe nach unterschieden sind.

1) **Der Nußhäher, Nußhäger, Nußbicker, Nußhacker, Holzscheere**, lat. Merula saxatilis, Nucifragus, ist von ziegelbrauner Farbe, hat einen schwarzen Schwanz, und auf dem Kopf lange Federn, welche er wie eine Crone in die Höhe richten kann, einen kurzen, kohlschwarzen, starken Schnabel, von welchem zu beyden Seiten schwarze Federlein, die einem Barte ähnlich sehen, über die Kinnbacken hingehen. Besonders aber hat er in den Flügeln blau, weiß, und schwarzfarbichte, wechselsweiß in der Breite eines Messerrückens gesprenkelte Federn, welche um desto angenehmer in die Augen fallen, je besser das schöne Blaue durch die darzwischen befindliche schwarze Strichlein erhoben wird. Er nähret sich, wie die wilden oder Krückelstern, denen er an Füssen und Schnabel sehr gleich kommt, mit Luder und Gevögel, welches er in den Donen, Gängen und Geschneiden zu suchen pfleget, nicht weniger mit allerley Ungezieser, als Fröschen, Molchen, Ottern und Eydexen, zur Winterszeit aber mit Eicheln, Bucheckern, und Haselnüssen, welche er zur Herbstzeit im Kropf in hohle Bäume und spaltige Klüfte häuffig einträget. Merkwürdig ist, daß dieser Vogel unter dem Schnee die Eicheln so genau zu finden weißt, daß ihm selten ein Stoß mit seinem Schnabel mißlingen wird. Sein Nest träget er auf Eichen und andern dicken Bäumen von wenigem Genüste zusammen, und bringet meistens 5 bis 6 Junge aus. Sie ziehen zur Herbstzeit gröstentheils hinweg, und werden im Winter nur einzeln herumfliegend gesehen.

Endlich ist auch noch von diesem Vogel zu merken, daß er, wenn er etwa ein verwundetes oder geschossenes Thier findet, oder ein junges Wildkalb, Reh oder Hasen sitzend gewahr wird, ein häuffiges und starkes Geschrey machet, und die Vögel von seinem Geschlechte zusammen ruft. **Er macht auch allerley Veränderungen**, und unterschiedlicher Vögel Stimmen mit verwunderlichem Tone und Laute nach. Desgleichen lernet er reden, wie ein Papagoy, wenn ihm in der Jugend die Zunge gelöset wird. Wofern auch von Wölfen, Füchsen u. d. g. Raubthieren etwas gefangen und verzeh-

verzehret wird; so weißt er selbiges geschwinde zu finden, und mit seinem Geschrey zu verrathen. Es hat auch der Jäger öfters eine gute Nachricht daran, daß, so er zuweilen etwas schiesset, solches aber noch eine Ecke fort, und ihm aus den Augen gekommen ist, welches besonders am spaten Abend, und in die Nacht hinein geschehen kann, oder so es gleich darauf geregnet hat, und er kommt, und suchet, wie es einem rechtschaffenen Jäger und Schützen zustehet, mit dem Schweißhunde nach, dieser aber kann es nicht so leicht ausmachen, daß sodann öfters die Nußhäher, welche es ausgekundschaftet, durch ihr vielfältiges und starkes Geschrey dasselbe bald anzeigen werden, wenn man ihnen nur nachgehet, und denselben Ort genau durchsuchet.

2) Der Tannenhäher ist dem Nußhäher fast in allem gleich geartet, ausser daß er etwas grösser ist, und seinen Auffenthalt nicht in laubichten Hölzern, sondern in Tannenwäldern hat; woher er auch vermuthlich seinen Nahmen bekommen. Er siehet auch von Farben ganz anderst aus, nämlich am Bauche schwarz und weiß gesprenget, wie ein alter Staar, und oben auf dem Rücken dunkelbrauner, als der Nußhäher. Er hat einen schwarzen Schwanz, mit zwey weissen Federn auf beyden Seiten, und einen scharfen, doch etwas gebogenern Schnabel, als der Nußhäher. Er nähret sich meistentheils mit Tannen- und Fichtensammen, wie auch mit allerhand Gewürme.

3) Beyde Arten werden mit Netzen und Schlagwänden, auch vermittelst der Wichtel oder des Eulenrufs auf denen Feld- oder Blattbäumen mit Leimspindeln gefangen. Wenn man einen Häher im Vogelhause hält, oder in der Stube herum lauffen hat, allwo er sich sehr zahm erzeiget; so ist nichts besser, als daß man ihn, wie die Krametsvögel, an Kleyen, so man in Milch geweichet, gewöhne. Er nimmt aber auch mit Brodt, saurem Käß und gekochtem Fleische vorlieb, und wird am besten mit Nüssen und Eicheln erfrischet. Absonderlich will er sauber gehalten seyn, und mag daher ein Geschirr mit Wasser, um darinn baden zu können, nicht wohl entbehren. An manchem Orte braucht man sie zur Speise, und da werden sie in Essig und Pfeffer Tag und Nacht eingelegt, und gemach gebraten. Er soll gebraten und gegessen denjenigen dienlich seyn, so durch Zauberey um ihre Mannschaft gekommen sind. Denselben zu Asche gebrannt, und dieselbe in die Augen geblasen, stärket das Gesichte. Desgleichen wenn die Asche mit Fenchelwasser über die Augen geschlagen wird, sollen sie gleichfalls davon gestärket, und von aller Entzündung, Röthe, Schmerzen und Flecken befreyet werden.

Hälter, s. **Fischhälter**.

Hände, werden, nach weydmännischer Art zu reden, die Klauen der Falken genennet.

Hänfling, Hanffinke, Flachsfinke lat. Fringilla cannabæa, Linaria, Linaria avis, Aegithus, fr. *Linote, Linotte*, ist ein kleiner Vogel, so groß,

groß, wie ein Sperling oder Emmerling, welcher am ganzen Oberleibe mit lichtbraunen Federn bewachsen ist, unter welche aber etwas schwärzlichte untermenget sind. Die Flügel und der Schwanz sind ebenfalls braun, aber sowohl die Flügel, auf die Art, wie die Stieglitze das Gelbe haben, als auch theils von den Schwanzfedern, sind mit weissen Federn eingefasset. An der Brust ist er düpflicht, wie eine Drossel, doch nicht so weiß, als dieselbe, sondern der Grund ist braun, und nur schwarz gedüpfelt. Am Ende der Brust ist er weiß, wie viele andere Vögel. Die Füsse sind, wenn man ihn fängt, ganz schwarz, behalten aber diese Farbe nicht lange, sondern werden weißlicht. Der Schnabel ist hinten etwas dicke, wie ihn die Vögel, welche Körner zerbeissen, haben müssen, doch gehet er vorne noch ziemlich spitzig zu, und ist nicht stumpf, wie etwa der Schnabel eines Gimpels oder Canarienvogels. Das Männlein bekommt im Frühling ein überaus schönes rothes Fleckgen vorne am Kopf, und die Brust wird gleichfalls roth. Er bekommt auch am Halse, vom Nacken an bis auf die Schultern, hochgraue und fast bläulichte Federn, wie denn auch der Schnabel bläulicht wird. Dieß alles leget er im Herbst wieder ab, ausser daß er an der Brust etliche wenige rothe Federn auch über Winter behält. Das Weiblein bleibt überein, und ist daran zu erkennen, daß es am Kopf und Rücken nicht so hellbraun, sondern mit schwärzlichten Federn vielmehr, als das Männlein, bedecket ist. Desgleichen ist es an der Brust nicht so braun, sondern mehr schwarzdüpflicht, und gar leichte schon im Neste zu kennen.

Die Hänflinge sind sehr singbegierig, daß sie auch im Herbste bey ziemlich kaltem Wetter, wenn nur nicht wirklich Frost einfällt, ihren Gesang fortsetzen. Ja wenn es auch stark frieret, so nur die Sonne warm scheinet; so lassen sie sich dennoch auf denen der Sonne nahe gelegenen Bäumen mit ihrem Gesange, und zwar in ziemlicher Gesellschaft, hören. Doch ist der Gesang so lieblich nicht, als im Frühling, da sie ihre Abwechslung fast wie eine Nachtigall viel angenehmer eintheilen, indem sie bald inne halten, bald wieder anstimmen. Sie lernen auch im Bauer allerhand ihnen vorgepfiffene Lieder nachsingen, und nähren sich, wie aus ihrem Nahmen abzunehmen, mit Hanfsaamen, und weil sie sich gerne in kleinen Gebüschen aufhalten, auch mit Wachholderbeeren, ingleichem mit Saamen von den kleinen Blümlein und Gräslein, wiewohl sie auch den Rübesaamen oder Rübsen, woraus man das Brennöl schläget, gerne zu fressen, und davon, wenn sie bisweilen etwas Grünes darneben bekommen, weit älter zu werden pflegen, als allein vom Hanfsaamen.

Ihr Nest, welches sie mit kleinen Würzlein und Reißlein bevestigen, inwendig aber mit Wolle ausmachen, setzen sie am liebsten in Wachholder- oder anderes mitten im Felde stehendes Gebüsche, ja mehrentheils in eine Staude hinein, die nicht gar dicke ist, und an Oerter, wo die

die Sträucher öfters ganz einzeln stehen. Ihre erste Brut ist im April, haben aber zum öftern noch im Augustmonat Junge in ihrem Neste, wiewohl dieß nur bey einigen alten Paaren zu finden, die vermuthlich vorher Eyer oder Junge verlohren, denn die meisten Paare beschliessen ihre Brut im Heumonat. Ihre Jungen, deren sie meistens 4 bis 5 auf einmal ausbringen, lieben sie dergestalt, daß, wenn das Nestlein mit denselben abgenommen, in einen Bauer gesetzet, und derselbe nach und nach fort bis zu einem Haus an das Fenster gebracht wird, die Alten dennoch ihre Jungen nicht leicht verlassen, sondern ihnen dahin so lange ihr Gefräße zutragen werden, bis sie selbst fressen lernen.

Den ganzen Winter über sind die Hänflinge entweder gar hinweg, oder bleiben in grossen Hauffen beysammen, und werden selten einzeln gesehen, es müßte denn ohngefehr die Nacht über ein sehr grosser Schnee fallen, da denn in den Feldern, wo den Abend vorher noch mehr, als 1000 Hänflinge gelegen, den darauf folgenden Tag nicht mehr, als einer oder 2 vorhanden sind, die aber in wenig Stunden ebenfalls vergehen, daß man nicht weißt, wo sie hingekommen sind. Doch sind die Hauffen, die man im Winter siehet, nicht so groß, als diejenige, welche im Herbst nach der Streichzeit, (denn im Strich siehet man ihrer nur zu 30 und 40 miteinander fliegen) fast ganze Felder bedecken. Und ist dieses noch besonders zu bewundern, daß man bey liegendem tiefen Schnee, sonderlich wenn heller Sonnenschein ist, immerdar Hänflinge in der Luft vorüber fliegen höret, welche doch auf den Vogelheerden nicht einfallen, sondern nur forteilen, man habe denn einen oder etliche fleißige Lockvögel. Wenn man aber im Herbst, oder auch im Merz sehr grosse Lerchenwände, deren 2 zugleich hiebey gebrauchet werden, auf das freye Feld, wo Haberstoppeln sind, schläget, und Lockvögel in Gruben, die man in die Erde grabet, verstecket, der Vogelfänger selbst auch, mit wenigem Reiß bedeckt, in einem Erdloche sitzet, und ein paar angefüllte, oder angebundene Hänflinge auf dem mit Hanfsaamen bestreuten Platze sitzen hat, die er vermittelst eines Fadens regen kann; so gehet es wohl an, zumal wenn er sich die Schaar von einemandern zutreiben läßt, daß er etwa 100 auf einsmal im Vorbeyfliegen mit der Vogelwand ertappet und niederschläget. Es ist aber nur ein Glücksfall, und man darf mit dem Rücken nicht warten, bis sie sich setzen. Wer sich diese Mühe nicht nehmen will, kann in den Herbst- und Wintermonaten die Hänflinge auch vermittelst einer Lock mit Leimruthen auf kleinen Sträuchen mitten im Felde fangen, indem dieser Vogel nicht anderst, als eine Lerche, das ganze Jahr hindurch seinen Auffenthalt in Feldern hat, und allein bey der Nacht in die Vorhölzer und Gebüsche einfällt.

Weil sich nun die Hänflinge mit Garnen und Netzen nicht leicht fangen lassen; so kann man sie noch auf folgende Art hintergehen:

gehen: Man macht einen Bauer von 3 Fuß lang, daß an beyden Enden die 2 Schlag- oder Fangethüren, und in der Mitten der Lockvogel kommt, zu welchem der Bauer noch einmal so hoch gemacht ist, als zu den Seiten der Fänge. Zu diesem werden die Säulen 8 Zoll hoch, die Länge eines Fanges 14 Zoll, hingegen zum Lockvogel 16 Zoll hoch, und 10 Zoll der Bauer in das Gevierte. Auf bemeldten beyden Seiten des Bauers sind Fallthüren mit Sprossen gemacht, wie der Bauer ist, welche daran zum Stellen aufgezogen werden. Innwendig im Bauer zur Stellung ist eine hölzerne Zunge, so die Länge durch den Bauer durch, und am Ende hinaus gehet, woselbst eine Krümme eingeschnitten ist. So sind auch durch die Zunge etliche Sprossen quer durch eingebohret. Die äusserste vier Ecksäulen sind auf 16 Zoll hoch, wie in der Mitten diejenigen auch seyn, worauf der Lockvogel sitzet. An den äussersten Ecksäulen ist die Heifte hoch mit Sprossen zugemacht, worauf die Schlagthüre zu liegen kommt, welche zurück an den Ecksäulen aufgezogen wird. Da denn an den Thüren ein Faden, und hieran ein Stellholz ist, welches unten an die Zunge gestellet wird. Auch sind an erwähnten Ecksäulen oben doppelte starke Bindfaden herum gezogen, dadurch ein breit geschnittener Stock gestochen, und etliche mal herumgedrehet wird, daß der Stock straff an der Thüre, und im Herunterschlagen auf derselben zu liegen kommt, wodurch die Thüre herunter gehalten wird. Will man nun verschiedene dieser kleinen Sangvögel fangen; so müssen dergleichen in den mittelsten Bauer eingesetzet, hiernächst aber die beyden Seitenschlagbauer aufgestellet, und ihr Futter, was sie gerne fressen, als Hanfkörner, Rübsaamen, Salatsaamen u. d. g. hineingestreuet werden. Wenn denn die Hänflinge von ihres gleichen was hören, dieser fängt an, zu locken, jene fliegen näher herzu, werden das Futter gewahr, wollen neben dem Lockvogel im Bauer auf das Futter fallen, springen aber auf die Sprossen, so durch die Zunge gehen, alsbald schlägt die Fallthüre zu, und sie sind also gefangen. Oder man darf auch nur Sprenkel, die bekannt genug sind, machen, und solche an die Oerter, wo sie sich gerne aufhalten, als an die reif gewordene Salatsaamenstauden, und andere hängen; so kann man deren, nach Anzahl der Sprenkel, auch eine ziemliche Menge fangen. Oder man besteckt die Stauden mit Leimruthen, welche eben diese Wirkung thun: doch darf man von den Leimruthen nicht weit weggehen, sonst fallen die Vögel mit der Ruthe herunter, und verkriechen sich, da man denn also vor seine Mühe nicht viel erhalten würde. Von Hänflingen und Canarienvögel lassen sich auch schöne Bastarte ziehen. Es giebt noch eine Art Hänflinge, die man Steinhänflinge nennet, und etwas grösser, als die vorbeschriebene sind, auch gar nichts Rothes an sich haben, und was die Anmuth des Gesanges betrift, die bisher beschriebene weit übertreffen.

Hängeseil, s. Hängseil.

Hänggarn, Ziehgarn, ist ein Garn, welches zum Vogelfang, insonderheit aber zum Schnepfen- und Wasserhünerfang gebraucht wird, und welches man daher ordentlich und vornemlich an die Durch- und Zugänge oder Schlusten, die man hier und da um den Forst oder die Hölzer herum gemachet hat, aufhänget und stellet. Diese Art Garne oder Netze pflegt man auch **fliegende Häng- und Ziehgarne** zu nennen, weil sie nämlich oben mit Ringlein versehen sind, und längst an einem Seile hin, wie ein Vorhang, auf- und zugezogen werden müssen. Sie werden gemeiniglich aus länglicht gevierdten Maschen oder Schmasen gemacht, und sollen nicht über 15 Ellen breit, und 20 bis 24 Ellen hoch seyn. Man muß sie aus zarten doch vesten Fäden bereiten, und an allen Maschen der obersten Reihe messingene Ringlein anheften, um das Netze zum Auf- und Zuziehen desto geläufiger zu machen. Durch diese Ringlein ziehet man alsdenn ein mittelmässiges Seil, oder eine des halben Fingers dicke Leine und Schnur. Auf beyden Seiten muß man auch kleine Schnürlein durch die vordersten Maschen ziehen, und zu beyden Enden anbinden, damit man die Pentiere geschwinde auf- und zuziehen könne. welches dann am allergeschwindesten geschehen kann, wenn ein jedes Schnürlein 9 bis 12 Zoll länger, als die Höhe von gedachter Pentiere ist, und weiter herabhänget. Sie sind darinnen sehr bequem, daß eine einzige Person derselben viele richten und aufziehen kann, und nicht dabey immer Stand halten darf, indem vorgedachte Vögel von selbsten sich darinnen fangen und verwickeln.

Hängseil, Hängeseil, Hengseil, wird von den Jägern der lange Riemen genennet, welcher aus Leder und einem Seil bestehet, daran sie den Leithund führen.

Häylinge oder Heuerlinge, werden an einigen Orten die jungen Hechte genennet.

Häselin, Häseling, Häßlen, Haseling, Hasel, ein Flußfisch, lat. Jaculus, weil er so schnell, wie ein Pfeil schwimmt, sonst auch Squalus minor, Capito fluviatilis minor, franz. *Darceau, Dard*, wird von einigen vor eine Art kleiner Döbel gehalten, und hat, wie ein Altfisch, oder wie ein Norfling, auf beyden Seiten, der Länge nach, einen Querstrich. Er ist weiß, der Rücken aber dunkel, die Floßfedern sind röthlicht, und der Schwanz ist blaulicht. Er ist edler, als jene, und geringer, als diese, wird grösser, als ein Häring, und bisweilen über ein Pfund schwer. Er hat ausser dem Rückgrat wenige Gräten und ein weiches, gutes, wohlgeschmacktes Fleisch, welches besser gesotten, als gebraten ist. In der Dosse, welche sich in die Havel ergeußt, und in der Oder sind sie ganz gemein zu fangen. Sie laichen mitten im April. Zu Zeiten sollen Würmer in ihnen wachsen, welche man Nestel nennet, und wovor man sich, als vor Gift zu hüten hat. An etlichen Orten werden sie **Mayfische** genennet. Im Winter sind sie mager, und nicht gut zu essen, sonderlich diejenigen, so sich in stehen-

stehenden Wassern aufhalten. Ausser dieser und ihrer Laichzeit lassen sie sich gesotten oder gebacken noch ziemlich verspeisen.

Häsin, s. **Hase**.

Häßlen, s. **Häselin**.

Haftel, s. **Haft**.

Hag, s. **Haag**.

Hagard, s. **Falke**.

Hagdorn, s. **Dornrose**.

Hagebutte, s. **Dornrose**.

Hagedorn, s. **Dornrose**, **Weißdorn**.

Hagel, s. **Schrot**.

Hagelgänse, s. **Gans**.

Hagen, ist ein Wort, welches in denen Forst- Wald- u. Holzordnungen, in Lager- und Frohnbüchern zum öftern vorkommt, so daß meistens die beyden Wörter Hagen und Jagen beysammen stehen, als ob sie gleich bedeutend wären. Vielleicht mag auch mancher Leser dabey denken, daß das Hagen unzertrennlich mit dem Jagen verbunden seye, so, daß derjenige, welcher das Recht, zu jagen hat, nothwendig auch das Recht, zu hagen habe; oder daß derjenige Unterthan, welcher verbunden ist, seinem Herrn, vermöge des Lagerbuchs, zu frohnen, auf dessen Verlangen jagen und hagen müsse. Wir wollen einige dergleichen Verordnungen anführen. In der Gräflich- Hohenlohischen Wildbahn- Forst- und Holzordnung Ao. 1579. handelt Art. 17. vom Hagen. Ingleichem in der Herzoglich- Würtembergischen Holzordnung Ao. 1588. das Cap. 31. eben davon. Der Innhalt von beyden ist ziemlich gleichlautend, und gehet dahin: daß die Forstbedienten genaue Sorge tragen, damit die Wildhäger Ordnungsmäßig gemacht werden. In letztgedachter Ordnung besaget der Staat eines Forstmeisters oder Forstknechts, daß sie die forstliche Obrigkeit also handhaben sollen, daß auch hieran an Hagen, Jagen, Weidwerktreiben von niemand ein Eingrif geschehe. In einigen Generalrescripten wird befohlen, daß die Unterthanen mit Hagen, Jagen, Seilwägenführen und Frohnen, von den Forstleuten nicht wider die Lagerbücher und altes Herkommen beschweret werden sollen.

Wenn wir die wahre Bedeutung des Wortes Hagen bey denen Schriftstellern älterer Zeiten aufsuchen; so werden wir finden, daß Hage, Hagen, Häghe, lat. Haja, Haya, Heja im Deutschen eine Art von Gebüsche anzeige, woraus man Zäune verfertiget. Hag ist also ein Sepimentum ex virgultis confectum, und ein Gehäg heisset ein Wald, so mit einem Hag umgeben und bewahret ist. In *Capitularibus Caroli Calvi* Tit. 26. c. 1. finden sich diese Worte: Volumus & expresse mandamus, ut, quicunque istis temporibus castella, firmitates & Hajas sine nostro verbo fecerunt &c. Und in der *Charta Roberti Ducis Burgundiæ* Ao. 1054. beym *du Fresne*: Nec non insuper & calumniam Silvarum & Sepium, quas vulgo dicunt *Hayas* &c. Mithin will *Heyare*, *Hewyare* so viel sagen, als sepire, sepimenta munire, behä

behägen, oder mit einem Hag umschliessen. Sonsten heißt es auch Forestum bannale, **Bannforst**, die **Forstgerechtigkeit**, oder die **Wildbahnsgerechtigkeit**, zu hagen und zu jagen. Wer mehr hievon nachlesen will, wird viel gründliches finden in *Besoldi* Thesaur. pract. verb. **Forst.** vers. die **Macht, zu hägen**; in **Spathens deutschem Sprachschatz**, voc. **Hag**; in *Riccii* **Entwurf der Jagdgerechtigkeit**, c. 3. §. 3. *Webneri* obs. pract. verb. **Forstrecht**; in dem **allgemeinen Juridischen Orakel**, Tom. X. pag. 32.

Wer demnach die Hagensgerechtigkeit hat, der darf einen Wald mit einem Gehäge einfangen, einen Hag ins Holz schlagen, eine gehägte Wildbahn machen, und gleichsam das Wild umschlossen halten. Was den Landesherrn anbetrift; so hat es mit dessen Befugniß hierinnen seine gute Richtigkeit, wenn nur die Unterthanen dieserhalben in contrarium nichts hergebracht haben. **Beck** de Jurisdict. forest. c. 16. §. 1. Jedermann aber wird solches nicht gestattet, weil sie grösser, als die Gerechtigkeit, zu jagen ist. *Mayer* de Jure venand. c. 13. th. 18. **Stisser Forst- und Jagdhistorie** c. 6. Auch muß solches Hagen zu keines andern Nachtheil gereichen, *Mayer* loc. cit. *Krebs* de ligno & lapid. P. 1. cl. 12. S. 5. **Beck** loc. cit. denn sonst würde die conditio servitutis in fundo alieno durch das Hagen schlimmer, als durch die Jagd selbsten gemacht. So muß auch derjenige, der den Wald einzulandern Willens und befugt ist, den Hag von seinem eigenen Holze verfertigen, und er darf das Holz dazu nicht aus dem Wald, worinnen er das Jagen hat, hauen lassen, weil diese hölzerne Zäune statt der Netze und Garne sind. Nun muß aber der Jagdherr mit seinen eigenen Netzen und Garnen jagen, mithin auch mit seinem eigenen Holz den Hag verfertigen. *Webner* obs. pract. voc. **Forstrecht.** *Mayer* loc. cit. *Besold.* Thesaur. voc. **Jagen.** Jedoch ist ihm das Abhauen der Zweige, um damit Stallungen zu bauen, welches die Jäger das **Zweigrecht** nennen, unverwehrt und zugelassen. *Westenholz* de Jurisd. forest. c. 5. Die bekannte Frage: Ob der Jagdherr auch Macht habe, zu hagen, da Hagen und Jagen nicht nothwendig verbunden seyn müssen, überlassen wir andern auszumachen; so viel aber halten wir vor gewiß: daß, wer hagen darf, dem stehe auch die völlige Jagd zu. Eigentlich soll das Hagen nicht anderst, als in dem Forst exerciret werden, nach Maßgabe obberührter Gräflich **Hohenlohischer Forstordnung**, welche sagt: „**An „Orten und Enden, wo „wir zu jagen haben, und „Häger schlagen wollen** &c. „**Und seyen in unsern oder „unserer Gemeinden und Un„terthanen, oder aber in „ausländischen Hölzern und „Waldungen, doch daß die„selbe in unserer forstlichen „Obrigkeit, Wildbahn und „Jagensbezirk u. Gerechtig„keit liegen.**“ Fragt man: Wer solche Arbeit verrichten solle? so wird man aller Orten hören, daß solch Geschäfte jeder-

zeit unter den Jagd- und Forstfrohnen begriffen gewesen. s. a. Hägen.

Hagenbuche, s. Buche.

Hagenbutte, s. Dornrose.

Hagensgerechtigkeit, s. Hägen, Hagen.

Hagerfalke, s. Falke.

Hahmen, Haamen, eine Art Netze, womit sowohl Fische, als Geflügel gefangen werden. Von jenem s. Fischhahmen. Dieser aber, der bey dem Reb- und anderm Hünerfange gebraucht wird, wird ungefehr von 24 Maschen angefangen, und auf 30 bis 40 Schuh lang gestrickt. Das Ende wird an eine starke Schnur gelegt, daran ein spitziger Pflock, so in die Erde zu stecken, angemacht wird. Vorne an das vorderste Theil, so nicht zusammen gestrickt ist, werden 2 Spiesse gebunden, und des Hahmens Anfang allenthalben mit starkem Hasenzwirn angebortelt. Mit diesen 2 Vorderstäben wird der Hahmen vorne in die Erde gestecket, und hinten mit dem Pflock gedehnet, daß er steif stehet. In die Mitte des Hahmens wird ein kleines Gestricklein gemacht, welches nach dem Eingang des Hahmens auf der Erden, an die untere Maschen desselben gestricket und angeheftet wird, und gehet sodann am Ende nach dem Hinterhalt, bis in die Mitte, und eben so hoch, daß ein Huhn aufrecht durch den Hahmen gehen kann. Wenn nun die Hüner daselbst überhin kommen; so fallen sie hinunter in das Hintertheil des Hahmens, da sie denn vollends fort oder hinter sich lauffen mögen; so können sie doch nicht aus dem Hahmen kommen. Von einigen wird dieß die Brücke am Hahmen genennet. Die Reiffen, die in diese Hahmen gehören, und deren 18 bis 20 seyn müssen, sind am gewöhnlichsten von Hanbutten oder wilden Rosendornen, sonst aber auch, wenn zumalen die Hahmen viereckigt sind, von Kupfer, Messing oder eisernem Drat, und werden je einer 1 Schuh, oder etwas mehr, von dem andern gestellet. Die Flügel, so zu beyden Seiten des Hahmens gegestellet werden, und dahin gehören, werden von 9, 10 oder 12 Maschen hoch angefangen.

Hahn, s. Feuerschloß.

Hahnewüpke, s. Dornrose.

Hainbutte, s. Dornrose.

Hainhacke, s. Dornrose.

Hairon, s. Reiger.

Halb Mast, s. Mast.

Halbe Vögel, s. Geflügel.

Halbfisch, s. Scholle.

Halcyon, s. Eisvogel.

Haliæetus, s. Adler.

Halier. So nennen die Franzosen gewiesse Garne oder Netze, welche bey dem Reb- Wasserhüner- und Wachtelfang gebraucht werden; wovon bey Beschreibung dieser Arten des Geflügels nachzusehen.

Halsüng, heißt in der Jägerey das das Leder am Hängeseil, welches dem Hund um den Hals gemacht wird.

Haltritt, heißt in dem Forst- und Waldrecht, wenn ein Landesherr, kraft des ihme zustehenden Forstregals,

regals, die hin und wieder in denen seiner Bothmäßigkeit unterworfenen Gehölzen und Wäldern, angelegten und durchhin gehenden Wege, von Zeit zu Zeit, entweder durch die ordentliche Forstbedienten, oder andere darzu gesetzte Personen besichtigen und rein halten läßt.

Halyætus, s. Adler.

Hambutte, s. Dornrose.

Hamecon, ein Fischangel, s. Angel.

Hanbuche, Bucheſche, Buchescher, wilde Esche, lat. Ornus, franz. *Frêne*, *Fresne Champetre*, ein Baum, welcher seinen Nahmen daher empfangen, weil er nach der Gestalt dem Buchbaume zum Theil ähnlich ist, und eine mittlere Gestalt zwischen dem Eschen- und Buchbaum hat; daher er nicht unbillich für ein Geschlecht des wilden Eschenbaums zu halten. Er wächßt gern an rauhen und dürren Orten, als auf Bergen, wie auch in Thälern, und ist auch gerne bey denen Weinstöcken. Er wird ziemlich hoch. Die Rinde am runden Stamm ist glatt und dicke. Die Blätter sind den Eschenblättern ähnlich, jedoch tiefer gekerbt. Seine Frucht ist zusammen gedrungen, erstlich röthlicht, zuletzt aber purpurschwarz. Sie gleichet der Vogelzunge, und wird allein in der Arzney gebraucht. Die Blätter und Frucht aus Wein getrunken, sind gut vor das Seitenweh und die Wassersucht. Besonders treibt die Frucht den Harn, reitzet zum Beyschlaf und mehret den Saamen.

Handgehörne, wird bey einem Hirsch dasjenige genennet, welches oben etwas breit ist, und die Enden daran herunter oder gleich beyeinander stehen, fast wie die Finger an der Hand, wenn sie ausgestrecket werden.

Handvogel, wird der Habicht genennet, in so fern man von ihm sagt: Er kommt zur Hand, stehet zur Hand, ist ein guter Handvogel; die Falken stehen auf der Hand oder Stange, und sitzen nicht. Auf die Hand bringen geschiehet bey den Falken, wenn man sie ruft, d. i. mit dem Zeichen und der Stimme allein auf die Hand bringt.

Hanehödlein, s. Spindelbaum.

Hanehütleinsbusch, s. Spindelbaum.

Hanehützen, s. Anisholz.

Hanffinke, s. Hänfling.

Hanfmeise, s. Meise.

Hangelbirke, s. Birke.

Hangseil, s. Hängseil.

Hanneton, s. Käfer.

Hanrose, s. Dornrose.

Hard, Haard, bedeutet einen grossen Strich Holz und Waldung, und zwar von Harz- oder Tannenholz.

Harde, s. Rudel.

Hardelle, s. Rudel.

Hardi levrier, ein Jagdwort, welches sonderlich bey Windhunden gebraucht wird, dieselbe an das Wild zu hetzen.

Hardois, nennen die Franzosen die kleinen Zweige und Reisergen, womit sich der Hirsch mit dem Kopfe reibet, wenn er die rauhe Haut davon abstreiffen, oder sein Gehörne absegen will.

Harement, *Harer*, heißt bey der Jägerey die Hunde auf das Wild anhetzen.

Harnen der Hunde, s. Hund.

Harondelle, s. Schwalbe.

Haroat aly, ein Jagdwort, womit der Versuchknecht dem Spürhunde zuspricht, wenn er ihn auf ein aufgejagtes Wild losläßt.

Hartes Holz. Dazu werden vornemlich die Birke, Buche, Eiche, Eller oder Erle, Ahorn, Rüster, Apfel- Arlsbeer- Birn- Cornel- Eschen- Ilmen- Lein- Lerchen- Maßellern- Nuß- Eiben- Pflaumen- Ebereschen- Wachholderbaum u. s. w gerechnet. Hier gedenken wir nur des grossen Nutzens, den man im menschlichen Leben von solchem Holze hat. Man würde zu Verrichtung vieler Dinge, welche durch das Feuer müssen gezwungen werden, schwerer oder gar nicht gelangen können, wenn uns die gütige Natur nicht mit hartem Holz versehen hätte. Einige harte Hölzer, die aus den Knoten der Wurzeln, wo sie am allerstärksten sind, ausgeschnitten worden, leisten auch eben dasjenige, was Stahl und Eisen zu leisten pflegen, so daß man damit, wo man sie an die Feuersteine bringt, Feuerfunken ausschlagen kann. Man bemerket dieses insonderheit an den Eichen, Erlen und Buchen, die auf solchem Boden gestanden, unter welchem Eisenstein verborgen lieget. Weil sich daselbst die mineralischen Eisentheilgen mit den Säften des Holzes vermengen; so wird ihnen dergleichen Eigenschaft mitgetheilet. Aus der Chymie ist bekannt, daß aus einigen sowohl einheimischen, als auswärtigen harten Hölzern, eben wie aus den Säften und Harzen, durch die Destillation gewiesse Spiritus zuwege gebracht werden. Sie führen gemeiniglich ein starkes, widriges und übelriechendes Oel bey sich. Wenn man sie aber durch gehörige Wärme rektificiret; so werden sie wieder helle, und lassen nachgehends auf dem Boden den grösten Theil ihres übelriechenden Oels zurücke.

Hartriegel, s. Rheinweiden.

Harzbäume, s. Harzholz.

Harzen, s. Harzreissen.

Harzholz, Tangelholz. Davon hat man dreyerley Gattungen 1) die Fichten, 2) die Tanne, 3) die Kiefer. Es wird auch Schwarzholz genennet.

Harzkappen, s. Harzreissen.

Harzscharren, s. Harzreissen.

Harzscharrer, s. Harzreissen.

Harzscherer, s. Harzreissen.

Harzgalle, findet man in Kiefern und Fichten, zuweilen auch in Tannen. Es sind nämlich sowohl im Kern- als Splintholz schmale Striche Harz, welche vest und röthlicht werden, theils Fingers, auch wohl eine halbe Elle lang. In demselben Strich Harz ist das Holz nicht dichte oder vest zusammen. Woraus nichts

nichts anders zu schliessen, als daß selbige durch den Wind entstehen, daß, wenn der Wind den Baum so sehr beweget und drehet, besonders in Sommerszeiten, da der Saft dünne und flüßig ist, und, wie gedacht, vom Windstürmen und Bewegen, die Jahre sich innwendig trennen, der flüchtige Saft sogleich in den Riß lauft. Wenn nun künftiges Jahr der flüchtige Saft wieder hinaussteiget; so stopft und hängt er sich an dem Risse mehr und mehr an. Welches also zu einem starken Harzfleck, veste, fett und röthlicht, und alsdann Harzgalle genannt wird. Deswegen aber schaden solche Harzgallen dem Holz und Baume wenig. Denn es ist zum Bauen tüchtig, und können auch Bretter, Latten, Schindeln u. d. g. daraus gemacht werden. Obgleich, wo die Harzgallen sind, bey dem Schindelmachen etwas ausgeschossen werden muß; so ist doch das Holz veste, und die hiervon geschnittene Bretter werden kühnicht und veste, obgleich das Fleckgen, wo die Harzgalle ist, herausgeschnitten werden muß.

Harzreissen, **Harzscharren**, **Pechhauen**, **Pechscharren**, ist eine besondere, aber, wo es übermässig, zu unrechter Jahrszeit, und an jungen Stämmen nicht mit behöriger Vorsicht unternommen wird, eine höchstschädliche Nutzung der Fichtenwälder. Es dieses Harzreissen, indem man die Rinde an den Rothtannen oder Fichten, mitten im Sommer, 6 bis 8 Fuß über dem Stamme, ein paar Querfinger breit, nach der Länge herunter abstreiffet. Durch solche Oefnungen schwitzet das Tannenharz hervor, wird von den Harzscharrern und Harzhauern gesammelt, und zu Pech gesotten. Was von den Bäumen herabläuft, und mit Moos, Erde, Tannennadeln, und anderm Unrath verunreiniget wird, brauchen die Kühnrusbrenner, und machen davon den feinsten Kühnruß, welcher dem aus Kiefern vorgehet. Giebt man nun einer Tanne zu viel Risse, oder dieselben haben kaum 4, 6 bis 8 Zoll im Durchschnitt, und stehen noch im besten Wachsthum, oder haben an sich nicht vieles Harz; so verlieret der Baum seinen Wachsthum, das Holz wird roth, zur Fäulniß geneigt, und dienet sodann zu nichts, als zu Kohl- und Feuerholz. Je früher im Jahr das Reissen geschiehet, je schädlicher ist es, und hat man aus diesen Ursachen an einigen Orten das Harzreissen gänzlich verbothen. Es ist aber auch dieses unrecht; denn

A) giebt es gewiesse Fichtenörter, wo der Baum ein solches Uebermaaß an Harze hat, daß nicht nur der Wachsthum dadurch gehindert wird; sondern auch solche Oerter oft abtrocknen, ohne daß man den Windstürmen oder dem Wurm die Schuld beymessen darf. In solchem Fall ist das Harzreissen allerdings nicht nur zuzugeben; sondern auch dem Wachsthum dienlich. Es muß aber 1) nicht an gar zu jungen Fichten geschehen, an welchen niemals ein solches Uebermaaß an Harz verspüret wird; sondern sie müssen 10 bis 15 Zoll im Durchschnitt haben. 2) Muß es zu Ende des Frühlings geschehen, wenn der Saft sich anfängt zu verdicken, der Trieb meistens

geschehen, und doch das Harz noch flüssig ist; ob man wohl zu dieser Zeit so viel nicht erhält, als wenn es früher im Jahr geschiehet. 3) Muß der Baum nur einen 3 bis 4 Fuß hohen Riß bekommen. 4) Gesunde, wohlgewachsene, zu schönem Bauholz, Sägemühlenblöcken u. d. g. dienliche, und demnächst dazu zu gebrauchende Bäume, müssen ganz damit verschonet bleiben, und nur solche dazu ausgesuchet werden, die man zu Feuer- und Kohlholze nutzen will. Welches denn den Harzscharrern wohl eingepräget werden muß.

B) Wo ein Ort nach 1 oder 2 Jahren abgetrieben werden soll, hat es gar kein Bedenken, und mag man, so wie die Hauung nach 1 bis 2 Jahren in einem Orte fortrücken soll, mit dem Harzreissen voraus gehen, und einem Baum verschiedene 6 bis 8 Fuß hohe Risse geben; denn in so kurzer Zeit leidet der Baum davon nichts. Nur allein diejenigen Oerter, daraus das Holz auf dem Wasser weit weggeflösset werden solle, dürfen nicht gerissen werden, weil es sodann, nachdem das Harz herausgeschwitzet, die Nässe gar zu sehr anziehet. Man mag auch hiergegen einwenden, was man will; so gehet die wahre Bedenklichkeit lediglich gegen den Mißbrauch, keinesweges aber auf den rechten mit Vorsicht angestellten Gebrauch, und man verschlägt sich durch unrechte Anwendung und Uebertreibung solcher an sich nicht unrechten Gründe einen gar annehmlichen Nutzen. Man hat Fichtenwälder, in welchen von undenklichen Jahren her das Harzreissen im Gebrauch gewesen, ja, wo man auch nicht allezeit die gehörige Behutsamkeit und Mässigung dabey gebrauchet; so hat man doch so guten und gesunden Wachsthum der Fichten, als man nur immer an denjenigen Orten haben mag, wo es auf eine übertriebene Art und schlechterdings verbothen ist.

An gewiessen Orten wird das Harzscharren also erlaubet, daß erstlich der Grundobrigkeit von allem Pech der Zehend entrichtet, und hernach das übrige Pech mit derselben noch halb getheilet werden muß. So dürfen auch die Harzscharrer an vielen Orten kein Pech von dem ihrigen verkauffen, wo sie nicht solches vorhero der Herrschaft und derselben Unterthanen zu feilem Kauffe angebothen haben.

Hary, *Harry*, ein Jagdwort, womit der Piquer den Hunden eine Furcht eintreibt, wenn ihnen das Wild, welches sie jagen, entgehen will, um sie dadurch zu nöthigen, auf dessen Wechsel Achtung zu geben.

Hase, Haase, lat. Lepus, franz. *Lievre*, ist ein bekanntes unter die Niederjagd oder das kleine Weydwerk gehöriges Wildpret, sehr furchtsam und verläßt sich allein auf die Geschwindigkeit seiner Füsse. Einige haben, wiewohl ohne allen Grund, vorgegeben, als ob sie einerley Geschlechts wären, und das Männlein eben sowohl Junge trüge, als das Weiblein. Seiner äusserlichen Gestalt nach übertrift er an Grösse die Caninichen. Seine vordere Füsse sind ungleich kleiner,

kleiner, als die hintern. Er hat einen kurzen dicken Kopf, lange und spitzige Ohren, einen kurzen Schwanz, an dem obern Theil des Mauls eine heßliche Scharte, grosse heraus getriebene Augen, und kurze oder gleichsam abgeschnittene Augenlieder; woher es kommt, daß er die Augen allezeit offen hält, ja sogar mit offenen Augen schläft. Das Männlein oder der **Rammler**, franz. *Bouquet*, ist auch von dem Weiblein, so die **Häsin**, der **Mutterhase, Satzhase**, franz. *Hase*, genennet wird, darinn unterschieden, daß jener von Natur etwas kleiner, aber länger und geschwinder ist, als die Häsin, welche etwas dicker von Leibe, und nicht so hurtig auf ihren Füssen ist. Ferner ist der Rammler auf den Vorderblättern und Schultern roth, auf dem Rücken schwarztüpflicht, und hinten herum weiß, als wenn er berupft wäre, hat einen dicken kurzen Kopf, lange Haare am Bart, Backen und Augbraunen, auch kurze, weite und weißlichte Ohren, welche er steif träget, und im Sitzen und Horchen eines nach dem andern geschwind in die Höhe recket, im Lager aber die Ohren nach dem Halse beysammen leget. Die Häsin hingegen hat einen längern und schmälern Kopf, bisweilen auch ein Pläßlein auf der Stirne, grosse, laypichte und etwas hangende Ohren, am Rücken falbichte, und überhaupt mehr aschfarbene und graulichte, als röthlichte Haare. In der Setzzeit ist absonderlich ein Rammler in dem Lager vor einer Häsin daran zu erkennen, daß er seine Ohren gerade auf den Rücken zurück und beysammenleget, auch eher aus seinem Lager aufstehet, als eine Häsin; dahingegen diese, wenn sie den Leib voller Jungen hat, sich in dem Lager zu drücken, und vest zu sitzen pfleget, da sie denn ihre Ohren ganz von einander zu beyden Seiten des Leibes herunterleget, und mit dem Hintertheil hoch sitzet.

Sie **rammlen** im Hornung, auch wohl gar schon im Jenner, nachdem nämlich das Wetter gelinde ist, und zwar mit so grosser Begierde, daß oft hinter einer Häsin 3 oder 4 Rammler herlaufsen, wiewohl solche frühzeitige Junge, wenn sie nach 4 Wochen (denn so lange trägt die Häsin) gesetzet werden, mehrentheils von der grossen Kälte, und dem starken Schnee wieder umkommen. Wenn aber ein harter Winter einfällt: so müssen sie diese Kurzweil bleiben lassen. Sonsten setzen sie ordentlicher Weise im Merz, wo alt Gras, dicke Saat, und Farrenkraut ist, in Sträuchlein, oder an einen kleinen Erdhügel, und zwar, nachdem die Satzhäsin alt ist, ein oder 2 Junge. Der 2te Satz geschiehet im May schon besser, und bekommen sie alsdenn meistens 3 Junge. Bey dem 3ten Satz, so im Julio geschiehet, bekommen sie bisweilen 4 bis 6 Junge, die sie schon besser, als bey den ersten beyden Sätzen im Getreyde verbergen können. Gegen dem September folget der 4te Satz, bisweilen auch nicht, nachdem sie nämlich Friede haben, so daß die alten Jäger zu sagen pflegten: der Hase gehe im Frühjahr selb ander vom Holz in das Feld, und gehe um Bartholomäi

somal selb 15 oder 17 wieder zu Holze. Sie werden nicht blind gebohren, wie die Caninichen, Eichhörner, Hamster u. d. g., welche alle bis auf den 9ten Tag blind liegen müssen; sondern haben gleich ihre Augen offen, so bald sie zur Welt kommen. Uebrigens ist die Häsin eine sehr ungetreue Mutter; denn sie läßt ihre Jungen über 4 oder 6 Tage nicht an sich saugen, darnach verläßt sie dieselbe, und läuft aus grosser Geilheit dem Rammler wieder nach, welcher die Jungen, wenn er sie frisch gesetzet findet, ganz und gar auffrißt, damit er die Mutter desto eher wiederum frey bekommen möge. Die Raben und Krähen thun den Hasen viel Schaden, sowohl, wenn sie noch jung, als auch, wenn sie alt und erwachsen sind, und können 2 Krähen einen alten Hasen so gut stossen, als ein Raubvogel. Wenn der Hase ein Jahr alt ist; so ist er zu seiner Vollkommenheit gelanget.

Wo der Hase gesetzet worden ist, da bleibt er am liebsten. Daher kommen die Holzhasen, die nämlich in grossen Waldungen gesetzet worden, gar wenig, oder doch nicht weit in die Felder, weil sie nächst demjenigen, was sie zu ihrer Nahrung allenfalls auf dem Felde finden, auch Eicheln und allerley Holzkräuter fressen. Die in den kleinen Feldhölzern gesetzte aber lauffen alle Nächte nach ihrer Nahrung in das Feld, und gehen frühe, zumalen, wenn es windig ist, wieder zu Holze. Diese Holzhasen sind schon etwas schwerer zu hetzen, weil sie den Jäger mit den Hunden mehr scheuen, und zum öftern schon der Jagd entgangen sind. s. Nachtjagd. Die Feldhasen hingegen, nämlich diejenigen, so in den weiten und flachen Feldern gesetzt worden, bleiben auch meistens beständig daselbst, ändern aber ihr Lager oder Gesässe im Jahr unterschiedliche mal. Denn im Frühjahr, wenn Forst und Schnee vorbey ist, setzen sie sich gerne an die Ränder in die Mißstücken oder Sturzäcker; wenn aber die Saat so hoch gewachsen ist, daß sie sich darinnen verbergen können; so suchen sie ihre Zuflucht in derselben, bis zur Erndtezeit, da sie sich denn immer aus einem Stück Getreyde in das andere jagen lassen, bis alles geschnitten ist. Alsdenn setzen sie sich in das alte annoch stehende Gras, und in die Haberschwaden. Entgehet ihnen aber auch dieses; so machen sie sich in die Kornstoppeln, Flachsäcker, Krautstücken u. d. g. Zu Winterszeit und bey tiefem Schnee machen sie sich in die Windwehen, auch in die Weiden- und Erlengründe, wo sie in der Gedult sitzen können.

Ihr Geässe ist allerhand grüner Saamen, Kraut, Haber, auch was die Holzhasen sind, zur Herbstzeit Eicheln. Im Winter aber nähren sie sich, wenn sie wegen Tiefe des Schnees nicht zur grünen Saat kommen können, von den Rinden und Schaalen der Birken, und anderer jungen, insonderheit aber der Obstbäume, welches die Gärtner und Hausväter öfters mit grossem Schaden erfahren. Zu gedachter Winterszeit pflegen sie mit vielen Spuren, Wiedergängen und Absprüngen vorsichtig herum zu lauffen,

lauffen. Nemlich, wenn ein Hase vom Feld zu Holze gehet, und sein Lager abgesehen hat; so kehrt er auf selbiger Fehrte zurück, und springet zur Seite ab, lauft wieder etliche Schritte, und thut wieder einen Absprung, manchmal auch noch mehr, bis er endlich in das Lager seinen letzten Sprung thut, und dieß alles geschiehet von ihm zu seiner Sicherheit. Sie vermerken von Natur das Wetter und den Wind, und verändern daher ihr Lager; denn wenn ein Regenwetter vorhanden ist: so machen sie solches in das Feld an einen Hügel, Furche, Stamm oder Wurzel, alt Gras oder Farrenkraut, graben vor sich eine länglichte Grube gegen den Wind, und setzen sich mit dem Hintern rückwärts hinein, weil sie zu solcher Zeit in dem Busche nicht bleiben, noch sich die Regentropfen von den Blättern beunruhigen lassen können. Wenn es hingegen kalt und windig ist: so suchen sie das Gehölze und die Büsche. Im Winter machen sie ihr Lager gegen die Sonne; im Sommer aber wegen des Schattens gegen die Nord- und Winterseite. Wenn sie des Nachts vom Thau oder Regen naß geworden; so trocknen sie sich bey Tage und bey Sonnenschein in den Furchen wieder ab.

Wenn ein paar alte Hasen eine Gegend zu ihrer Wohnung eingenommen haben; so lassen sie daselbst keine fremde aufkommen; sondern beissen und kratzen sie weg, ausser diejenigen, die von ihnen gebohren worden. Diejenige Hasen, welche in morastigen und wässerichten Brüchen wohnen, sind gemeiniglich anbrüchig, ungesund und haben die Pocken. Die Hasen aber, so sich auf den Bergen und in trockenen Gegenden aufhalten, sind viel gesünder, hurtiger und geschwinder, und werden insonderheit die halbgewachsenen für weit delicater zur Speise gehalten, als die Alten.

Die Losung des Hasens ist klein, trocken und eckicht; einer Häsin aber grösser, runder und feuchter. Die Hasen werden, sonderlich an den Gränzen, mit Hasengarnen, Lausch- oder Lückennetzen, auch Schleifen oder Dratschlingen gefangen, oder, da sie durch Stöberhunde aufgejaget werden, an den Wechseln mit Schrot geschossen, mit Falken und Habichten gebeitzet, oder auch mit Windhunden gehetzet. s. Hasenjagd. Sonsten haben sie ein schwaches Leben, und sterben von einem leichten Druck, leben auch ausserdem über 8 Jahre nicht. Wenn man das Alter eines Hasens erkennen will; so ziehet man ihm die Ohren von einander. Giebt das Fell nach; so ist es ein Anzeige, daß der Hase noch jung seye. Hält es aber veste; so ist er alt. Wenn auch die Glieder an den vordern Sprüngen ziemlich groß sind; so kann man ihn gleichfalls für alt halten.

Die **weydmännische Redensarten** vom Hasen sind: der Hase ruckt gen Feld oder Holz; er fährt; wird behetzet oder gehetzt; wird von Hunden gerahmet, so ihm die Hunde zu nahe kommen, aber doch fehl greiffen, und er sich herumwendet;

det; wird von Hunden gegriffen, oder gefangen; er schreyet; wird erwürget; wird genickt, so man ihm mit flacher Hand herunter das Genicke abschlägt; er sitzt, oder drückt sich im Lager, nicht er liegt; das Männlein heißt **Rammler**, oder **Hase**; das Weiblein der Satzhase, **Mutterhase** oder die Häsin; der Hase setzet; so er Junge bekommt; ihre Vermischung heißt rammeln; der Hase hat einen Balg; er hat **Wolle** oder **Haare**; hat Läufte, nicht Klauen; ist fett, nicht feißt; seine Ohren werden auch Löffel genennet; er springet übers Zeug oder Wege und Graben, nicht fliehet; wird ausgeworfen, nicht aufgebrochen; wird gestreift, nicht zerwirkt.

Der Hasen Fleisch ist jederzeit vor eine delicate Speise gehalten, und von den Alten allem andern Wildpret vorgezogen worden. Ob es aber eben so gesund seye, darüber sind die Aerzte nicht einerley Meynung. Einige geben vor, daß es wegen seiner Trockenheit den Leib verhärte, ein schweres Geblüt und Verstopfungen verursache. Andere geben es wegen seiner Mürbigkeit vor gesund und nahrhaft aus, so gar, daß es auch zur Schönheit des Gesichts helfen solle. Wie er in der Küche zugerichtet werde, davon s. *Onomatologia oeconomica practica* oder **Oeconomisch Wörterbuch**, 2ter **Theil**, pag. 38.

In der Arzney sind fast alle Stücke des Hasens zu gebrauchen. Wenn man die rauhe Seite eines Hasenfelles auf den schmerzhaften blossen Ort des Leibes oder Arms, so entweder von einer Schärfe des Geblüts, oder von Kälte herrühret, leget, so vertreibet es alle Schmerzen, und ist dieses Mittel 100 fältig probirt erfunden worden. Die junge **Merzhäsgen**, so aus Mutterleibe geschnitten, zu Pulver gebrannt, und in Kirschwasser eingenommen werden, sollen wider die fallende Sucht helfen. Die sogenannte Hasensprünge pulverisirt und eingenommen, sind vor die Colick gut. Wer geschwollene Mandeln hat, schmiere sich hinter den Ohren mit Hasenfett. Das Geblüt eines im Merz gefangenen, oder vor Schrecken gestorbenen Hasens, soll in der rothen Ruhr helfen. Die Lunge dienet vors Keichen und schweren Othem. Reibet man das Kinderzahnfleisch mit dem Gehirn, so zahnen sie viel leichter. Es nimmt auch das Zittern der Glieder hinweg, wenn es gebraten und gegessen wird. Der **Koth** ist gut vor den Stein; dessen Asche vor die rothe Ruhr; der Harn vor das üble Gehör. Die **Haare** stillen das Nasenbluten, wenn man sie in die Nase steckt. Das Fett hat mit dem **Balg** gleiche Tugend, und leget man beyde auf die mit Catharren behaftete oder erfrorne schmerzhafte Glieder. Der zu Asche verbrannte **Hasenkopf**, entweder mit Honig und Bärenschmalz, oder mit Essig zu einem dünnen Sälblein gemacht, dienet wider das Ausfallen der Haare. Das Herz vertreibet das 4 tägige Fieber. Dörret man es, und stösset solches zu einem Pulver, und nimmts in warmen Wein, so stillet es die Mutterschmerzen, und

und widerstehet der fallenden Sucht. Die Lunge beitzet man in Saltzwasser, thut etwas Myrrhen dazu, und lässet diejenigen, so engbrüstig, oder mit der fallenden Sucht behaftet sind, täglich einen gantzen Monat ein wenig davon essen. Die Leber gedörret und in rothem Wein eingenommen, dienet ebenfalls für die schwere Noth, und wider den Durchfall. Die Galle mit Zucker angerieben, benimmt die Flecken der Augen, und bringt das verlohrne Gehör wieder. Die Nieren sind gut wider den Stein, machen fruchtbar, und dienen vornemlich denen, die den Urin nicht halten können, sie werden nun gleich gekocht gegessen, oder gepülvert eingenommen. Die Geburtsgailen kommen allerley Gebresten der Urinblase zu Hülfe, und befördern die Empfängniß bey Frauenspersonen. Der Hasenkoth zu Pulver gebrannt, treibet den Stein, hilft wider die rothe Ruhr, heilet in Essig zerlassen, und äusserlich aufgeschlagen, allerley alte faule Schäden, und löschet den heissen Brand. Der Urin wird mit Spicanarden in der Wassersucht mit grossem Nutzen gebraucht. Das Blut äusserlich über die Haut gestrichen, machet ein sauberes und schönes Angesicht, vertreibt die Sommerflecken, und hemmet den Durchlauf, wenn es gedörret und gepülvert eingenommen wird. Endlich so verbrennet man auch den im Frühling gefangenen Hasen mit Haut und Haar zu Aschen, und giebt davon auf einmal einen Scrupel, ein halbes oder gantzes Quintlein ein. Dieses ist eines von den allerbewährtesten Mitteln wider den Stein. Uebrigens wird mit Hasenfellen sowohl in Engelland und Holland, als auch in Deutschland ein grosser Handel getrieben, weil die Haare davon, wegen ihrer Lindigkeit, zu Hut- und Strümpffabricken sehr gebraucht werden. Man verhandelt sie in grossen Fässern voll, und die Kürschner pflegen auch viel davon zu verarbeiten. Endlich ist noch anzumerken, daß die Hasen in den kalten Nordländern, als in Norwegen, Lappland, Rußland u. d. g. mehrentheils gantz weiß sind. Zu Moritzburg, Augustusburg, Wolkenstein, Tschopau und andern Sächsischen Orten sollen auch Hasen mit Hörnern angetroffen werden. Daß ein Hase, wenn er etwa an eine Stadt laufft, oder sonst an einem ungewöhnlichen Orte sich aufhält, Feuer vorherbedeute, oder daß einem, dem bey frühem Ausgehen ein Hase begegnet, oder über den Weg läuft, selbigen Tag seine vorhabende Geschöfte nicht glücklich von statten gehen sollen, gehöret unter die lächerliche Einfalt des Aberglaubens.

Hasel, s. **Haselstaude**.

Haselbaum, s. **Haselstaude**.

Haseleiche, s. **Eiche**.

Haselhuhn, lat. Bonosa, Attagen, Gallina Corylorum, frantz. *Francolin*, *Poule de Bois*, ist eine Art wilder Hüner, so unter das Federwildpret gehöret, und um ein gut Theil grösser, als das Rebhuhn ist. Der Hahn sowohl, als die Henne haben kurtze, dicke und schwartze Schnäbel, graue Köpfe, und zu oberst auf denselben schwartze Federn. Die

Federn

Federn am Leibe sind von verschiedenen Farben. Sie haben am Bauche mehr Weisses, als die Rebhüner, und am Rücken mehr röthlichtes. Der Schwanz ist graulicht mit einem Fingerbreiten schwarzen Querstrich. Die Füsse sind, gleich dem Birkwildpret, bis an die Klauen mit Federn bekleidet, die Zähen aber schuppicht. Doch ist der Hahn von der Henne darinn unterschieden, daß er schöner an Federn und etwas grösser ist, am Kopf und Halse etwas schwärzer, und merklich dickere Backen hat, auch über den Augen roth gezeichnet ist, wie ein Rebhuhn. Sie halten sich gerne in schwarzem Holz, Tannen- und Fichtendickichten, jedoch meistens in solchen Gegenden und Gründen auf, wo viel Haselnußstauden zu finden sind, weil sie die Haselzäpflein gerne fressen, ausser diesen auch von Wachholder- und rothen Hollunderbeeren, wie auch von Ebereschenbeeren, Steinklee und andern grünen Blättern sich nähren. Sie fliegen sehr rasch, begeben sich aber niemals aus dem Holz, und setzen sich auf die untersten Aeste, sehen allezeit mit einem Auge über sich, und fürchten sich sehr vor den Raubvögeln.

Ihre Falz ist im Frühjahr in der Fastenzeit, da sie einander pfeiffen und sich zusammen ruffen, zu welcher Zeit man die Männlein mit einer des Weibleins Stimme und Ruf gleichlautenden Pfeiffe zu sich locken, und dieselbe mit sonderbarer Lust schiessen kann. Der Weiblein und Hüner soll man um der Nachzucht willen billich verschonen. Um 8 Uhr Vormittags, und Abends um 8 Uhr ist die beste Zeit zum Schiessen. Die Henne hat gleich dem Auer- und Birkwildpret ihre Brut auf der Erde, und bringt 6, 7 bis 8 Junge, ohne Hülfe des Manns, weil sie sich eben, wie das Birkwildpret, nicht paaren, ganz allein in 3 Wochen aus. Dieser Vogel ziehet nicht, wie anderes Federwildpret, zur Herbstzeit hinweg, sondern hält seinen Ort oder Gegend Jahr aus Jahr ein sehr genau. So bald die Jungen fliegen können, so zeiget ihnen die Alte andere Gelegenheiten.

Sie werden, wie schon gedacht, geschossen, oder auch in ihrer Falzzeit, vermittelst vorgedachten Pfeifleins, in Steckgarnen, wie die Wachteln, oder in Laufdonen, wie die Schnepfen an der Erde, oder auch mit Ebereschenbeeren in grossen Donen an Bäumen gefangen. Die Pfeiffe, die man beym Schiessen gebrauchen will, kann man auf zweyerley Art machen. Erstlich nimmt man die Knötgen, welche auf dem Büchenlaube wachsen, macht diese von dem Blatte ab, doch so, daß es ganz und die Schärfe bleibe. Dasselbe Knötgen fasset man unten bey der flachen Hand zwischen den Zeige- und Mittelfinger, und setzet die Knebel von den Fingern an den Mund, und pfeiffet auf das Knötgen zu; so giebt es eben einen solchen Ton, als wenn die Haselhüner bischten. Im Herbst kann man dergleichen frische Knötgen nehmen. Im Frühjahr aber muß man deren schon zum voraus gesammelt haben.

ben. Wenn man nun Haselhüner schiessen will; so gehet man an den Ort, wo sie sich aufhalten, stösset sie auf, wenn sie im Kitt liegen, daß sie zerstieben, und auseinander baumen. Hernach nimmt man dieses Knötgen, setzet sich in das Verborgene, und pfeiffet darauf; so kommt eines nach dem andern auf den Ruf zugeflogen, absonderlich die Jungen, und setzen sich da herum auf die Bäume, von wannen man eines nach dem andern herunterlangen kann. Man braucht auch dieses Pfeiffen bey ihrer Falz, da sie gewiß kommen, weil sie meynen, es rufften die andern. Oder man nimmt einen Gänseknochen, oder eine Röhre oben aus dem Hasenlaufte, aptiret solche fast wie die Pfeiffe an der Wachtelpfeiffe, jedoch muß die Röhre oder der Knochen fein gerade und glatt an den Enden geschnitten werden. Diesen hält man vorne bis auf die Helfte zu, und pfeiffet darauf; so giebt es einen lauten, scharfen und solchen Ton, wie die Haselhüner haben. Dieser Pfeiffe kann man sich sowohl in der Falzzeit, als auch, wenn sie im Kitt oder Volcke liegen, bedienen, und ist besser als das Knötgen; denn dieses braucht man nur im Nothfall. In der Falz aber darf man sie nicht aufstossen, sondern man muß nur im Verborgenen pfeiffen. Will man die Haselhüner mit dem Steckgarne fangen; so muß man sich zuvor erkundigen, wo sie ihren Stand haben; hernach gehet man hin, stösset sie auf, und schiesset auch wohl darunter. Sodann stecket man die Steckgarne durch das Holz, wie bey den Rebhünern. Wenn sie sich nun zusammen bischen; so fangen sie sich in die Netze. Die Steckgarne aber werden wie die Hünernetze gemacht. Will man sie in Donen fangen; so werden grosse Bügeldonen gemachet, und Ebereschenbeere darein gehangen. Diese Vögel sind an und vor sich wilder Art, welche sich nicht gerne lebendig erhalten lassen.

Am häuffigsten werden sie in Pohlen, Schlesien und Litthauen gefunden. Ihr Fleisch ist viel weisser, als das Rebhünerfleisch, läßt sich auch viel mürber braten, und werden als ein gesundes, wohlverdauliches und gute Nahrung gebendes Wildpret angesehen. Es wärmet, trocknet, mehret die Geister, und lässet keinen Unrath nach. Drey Haselhünermagen mit allem, was darinnen ist, gedörrt, und den engbrüstigen Pferdten eingegeben, soll ihnen wieder einen guten Athem machen. Ihre Zurichtung in der Kuche s. *Onomatolg. oeconom. pract.* oder oconomisch Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 41.

Haseling, s. Häselin.

Haselstaude, Haselstrauch, Haselbaum, Hasel, Haasel, lat. Corylus, Gorylus, Avellana, Corylus silvestris, franz. *Coudrier*, *Noissettier*, wird billich unter das Buschholz gezehlet, weil sie nie zu einem sonderlichen Stamm kommet, sondern, wenn sie gleich in die Höhe steiget, dennoch allezeit wiedlicht und dünne verbleibet. Es schläget und schosset dieses Holz auf allen Seiten, und so gar zu unterst bey der Wurzel aus, daher es in dem

dem Unterwuchs oder Busche ein nutzbares und zum Brennen diensames Holz ist. Aus den Zweigen wachsen im Herbste lange runde Zäpflein, welche man auch Haselkätzlein nennet, welche aus vielen Schuppenweise über einander gelegten kleinen Blätlein zusammen gesetzet sind. Diese Zäpflein werden im Frühling gelb, ehe sie abfallen, und kommet das Laub nicht eher hersür, als bis sie ihre Farbe zu ändern beginnen. Die Früchte, nemlich die Haselnüsse, kommen zwar an eben denen Zweigen und Aesten, wie die Zäpflein, aber nicht, wo dieselbe gestanden, sondern, nach vorher gehender, aus kleinen Zinnoberrothen Fäserlein bestehenden Blüthe, an andern Orten hervor, und sind entweder länglicht, oder bey nahe rund; in der äussern harten Schaale, welche noch mit einem grünlichten und gleichsam gefranzten Futteral zum theil umgeben ist, stecket ein weisser, und nach Gestalt der äussern Schaale entweder länglicht oder fast runder Kern, von einem angenehmen Geschmack, und der noch besonders in eine rauhe, und unter dieser in eine weisse zarte Haut eingewickelt ist.

Es kommt dieß Gewächs fast auf allem Grund und Boden fort. In den Gärten hat man davon sehr verschiedene Arten, von deren ohnehin zufälligem Unterschied, der meistens von der Wartung herrühret, hier nicht zu handeln stehet, weil nur von wilden die Rede ist. Es kommt die Hasel oft zu einer Höhe von 20 bis 30 Schuhen, und wird 2 bis 3, selten mehr Zoll stark, hat ziemlich vestes, dabey gar geschmeidiges Holz. Giebt unter allem Holz die besten Schmidkohlen, welche darum andern Kohlen vorgezogen werden, weil sie eine anhaltende und starke Hitze geben, auch im Feuer nicht platzen oder springen. Zum Betrieb der Hüttenwerke sind sie etwas zu klein, und verhindern, wenn sie allein gebraucht werden, daß der Wind gehörig durchstreichen kann. Wenn aber dieses Holz zu seiner völligen Stärke gelanget, kann man desselben Kohlen, wenn man sie mit grösern versetzt, sehr wohl, auch selbst bey hohen Oefen nutzen. Der Kohlenstaub wird auch zum Schießpulver verbraucht.

Die Haselblüte zeigt sich im Anfang des Frühlings, ehe die Blätter ausbrechen, mit purpurrothen krummen Fäserchen, welche an der Spitze der Knospe hervorkommen, und hieraus muthmasset man, ob selbiges Jahr die Nüsse gerathen werden, oder nicht. Diese Nüsse geben eine gute Mastung vor zahme und wilde Schweine, und sind bekannt. Wo die Haseln häuffig wachsen, kann daraus ein gutes Oel gepresset werden, welches unter andern auch die besondere Eigenschaft hat, daß der damit abgeriebene Schiefer und Bleyweiß, wenn solches hernachmals mit einem guten Fürniß versetzet wird, nicht allein viel weisser erscheinet, sondern auch mit andern hellen Farben versetzt, diese nicht unscheinbar macht, und ist daher den Mahlern wohl bekannt. Die sogenannten Käzgens geben im Winter und Frühjahr eine gute Aessung vor das Rothwildpret ab, welches alsdann die Spitzen der

Haselnloden unterweilen mit beschädiget, sonderlich wenn der Frost und Schnee im Frühjahr lange anhält. Sonst ist diese Staude keinen Verbeitzungen unterworfen, weil das Blatt gar spröde und rauh ist. Die aus den Nüssen auswachsende Haseln vollenden ihren Wachsthum gewöhnlicher Maassen in 20 Jahren, und ob sie zwar oft 40 Jahre und noch drüber stehen, auch wohl 5 bis 6 Zoll stark werden; so ist dieses doch was gar seltenes, und bey diesem Holz auf so lange Zeit des Wachsthums, und solche Stärke nicht zu achten. Die aus den abgehauenen Stämmen ausschlagende Loden nehmen in den ersten 10 Jahren gar geschwinde zu; sodann nimmt der Zuwachs gar merklich ab, ja man findet, daß die starke Haseln fast allezeit anbrüchig und hohl sind. Es werden die Haselnüsse von denen Eichhörnern, Nußhägen, und andern Vögeln weit und breit herumgeschleppet. Die Nußhäger pflanzen solche mit dem Schnabel in die Erde. Und da die Hasel fast auf allen Boden, nur nicht in Sümpfen und Brüchen fortkommt, da sie auch die Witterung nicht leicht beschädiget, und sie vom zahmen Viehe gar nicht, vom Rothwildpret aber nur im Winter, wenn es der gröste Hunger treibet, verbeitzet wird, indem es sich sonst an den Kätzgens begnügen läßt; so nimmt diese Staude in jungen abgetriebenen Oertern, wenn die Loden von Büchen, Eichen, und anderm Holze nicht frisch vom Stamm wieder ausschlagen, meistens gar bald überhand.

Ist dieß einmal geschehen; so kann davor kein anderes Holz aus dem Saamen in die Höhe kommen. Die mit Blättern beschwerten langen und schwachen Stangen legen sich als Bogen über die umherstehende geringere Loden, und verbutten solche. Wo man nun andere Holzgattungen höchst nöthig hat, da verursacht die sonst gar nutzbare Hasel grossen Schaden. Wenn aber die Stämme von Büchen, Eichen und anderm Holze frisch und in gehöriger Dickung wieder ausschlagen, so können die Haseln keinen Schaden thun; denn sie werden von den schnellwachsenden Stammloden nach wenigen Jahren im Wachsthum zurücke gehalten und vertrieben. Obigem wird es widersprechend zu seyn scheinen, wenn wir sagen, daß die Hasel zu Erhaltung und Wiederherstellung der übrigen Holzarten vieles beytragen könne; dennoch aber ist hier kein Widerspruch. Denn wenn das Laubholz auf einer rauhen Höhe oder dürren Fläche sehr abzunehmen anfängt, oder ein solcher Ort ganz von Holz entblößet ist, und man will das Laubholz wieder in Anwachs bringen; so wird man nicht allein grosse Schwürigkeiten finden; sondern auch viel vergebene Kosten, Zeit und Arbeit anwenden, die alle Gedult übersteigen. Harte Nachtfröste im Frühling, etwas anhaltende heisse und dürre Witterung vereiteln alles. Kann man aber an solchen Orten etwas Buschwerk von Haseln, Birken, Espen oder Saalweiden hervorbringen, welches gar leicht angeht, oft von selbst kommt, und von solcher Witterung keine Noth leidet; so hat

hat man schon gewonnen; denn die zarten Saamenloden von andern Laubholze bekommen dadurch vor alle widrige Witterung Schutz.

Sowohl die Stammloden als Saamenloden der Haseln, welche aus den Nüssen kommen, wachsen weit schneller in die Höhe, als irgend eine Art Saamenloden von andern Holzgattungen. Die häuffigen und grossen Blätter der Haseln biegen, wie vorgedacht, ihre eigene Stangen, welche in Verhältniß gegen ihre Länge gar dünne sind, nieder, und überschatten die darunter stehenden andern Holzloden dergestalt, daß sie in wenig Jahren verbutten und verderben. Sie sind also in diesem Fall schädlich, und auf keine andere Weise zu tilgen, als daß man sie etliche Jahre hintereinander zu Ende des Monats May und im Junius abhauen lasse; so werden die Wurzeln von dem darinn steckenden Safte faul, und die andern darunter stehenden Holzloden bekommen Luft. Es kann nemlich, wenn die Haseln oder ein anderes Holzgewächs mitten in der Saftzeit etliche mal hintereinander abgehauen werden, der eingetrettene Saft nicht umlauffen, sondern bleibt in den Wurzeln stecken, und macht, daß sie faulen und absterben. Ist demnach die Hasel beym ersten Anwachs anderer Holzgattungen an dürren und rauhen Orten zum Schutz gegen die Kälte, Hitze und Trockniß nützlich gewesen; so wird sie endlich höchst schädlich, indem kein Holz das unter ihm stehende mehr niederhält, als dieses.

Weil die Haselstaude ein so nutzbares Holz, als irgend eine Gattung ist, aber auch in Abtreibung anderer Holzsorten sehr schädlich seyn kann; so ist hinlängliche Ueberlegung nöthig, ob sie auszurotten seye, oder nicht. Wo grosse Salzwerke sind, oder sonst viele Reife oder Bandstöcke gebraucht werden, wo man vieler Schmiedekohlen bedarf, und die Haseln nicht häuffig vorhanden sind, da gehet die Hasel fast allen übrigen Holzgattungen vor. Wo hingegen sehr nutzbare Hütten- und Bergwerke im Betrieb sind, da muß man selbige zwar nicht gänzlich ausrotten, wie sich einige unüberlegter Weise in den Kopf setzen; aber doch so viel vermeiden, daß sie nicht zu sehr überhand nehmen, auch daß sie nicht unter andere Holzgattungen kommen, aus welchen starkes Kohl- und Gerätheholz gezogen werden solle.

Nirgend ist die Hasel schädlicher, und kann grösser Unheil anrichten, als wenn sie zwischen Tannen- und Fichtenanflug geräth. Was ihr zu nahe stehet, läßt sie nicht aufkommen. Die Hasel selbst schiesset in keine lange Stangen auf, sondern wächst krumm und ästig, weil sie zu viel Raum hat. Endlich wird sie nach 20 oder mehr Jahren durch die sich weit ausbreitende Aeste der umher in den Zwischräumen einzeln aufkommenden Fichten und Tannen wieder verdrucket. Hiedurch entstehen leere Plätze, auf welchen der sich setzende Anflug gleichfalls verbuttet, weil das Nadelholz, das zu vielen Raum hat, seine Aeste von Jahren zu Jahren weiter ausbreitet, und den

den Anflug von seiner eigenen Art erstickef, oder wenigstens dergestalt im Wachsthum zurücke hält, daß kein brauchbares Holz daraus wird. Die stärkern einzeln stehende Tannen, weil sie Platz bekommen, werden von Jahren zu Jahren rauher und ästiger. Brauchet man da nicht in Zeiten die gehörige Mittel; so kann ein solcher Ort 100 und mehr Jahre stehen, ohne daß was daraus wird, als rauhes unnützes Holz.

Wegen seiner Schmeidigkeit giebt das Haselholz die besten Zaun- Fach- Band- Steb- und Korbstöcke. Diese letztere sind wegen ihrer Zähigkeit an Dauer den rothbüchenen weit vorzuziehen. Sie werden in der Mitte nach der Länge gespalten, und dazu die geradesten ausgesucht. Auch zu Dreschflegeln, Rechen- oder Harkenstielen, u. d. g. ist dieses Holz sehr dienlich.

Haselstrauch, s. Haselstaude.

Hasenbalg, s. Hase.

Hasenfell, s. Hase.

Hasenforciren, s. Hasenjagd.

Hasengeyer, s. Geyer.

Hasenheide, Rehheide, ist ein Buschholz, welches sonst auch Hasenkraut genennet wird. Es wächßt zu keinem Baum oder Stange; sondern bleibt ein purer Busch. Es hat kein Laub, sondern auf eben die Art, wie der Sadebaum, nur solche lange schmeissige Aestlein, welche den Tangeln gleichen. Daher man selbiges gar wohl vor das andere Geschlecht des Sadebaums halten, und nicht unrecht wild Sadebaum nennen kann. Es hat die Reh- oder Hasenheide auch einen starken Geruch, und deren Büsche wachsen 5 bis 6 Ellen hoch, in den Vorhölzern, Rainen, auf allen Lehden und in sandigem Boden. Sie blühet gleich den Erbsen oder Wicken, und ist ihre Blüte recht Citronengelb. Sie bekommt hernach Schoten, wie die Wicken, und pflanzet sich von denen darinn befindlichen Körnern fort, noch mehr aber aus den Wurzeln und abgehauenen Stöcken.

Hasenhetzen, s. Hetzen.

Hasenjagd. Diese kann auf verschiedene Art angestellet werden. Sie werden mit Klopfjagen geschossen, oder auch auf flachem ebenen Felde mit Windhunden gehetzet; wovon unter den Artikeln: Klopfjagen und Hetzen das mehrere vorkommen wird. Jetzo gedenken wir etwas ausführlicher folgender 2 Arten der Hasenjagd, welche in dem Hasenforciren, und im Jagen mit dem kleinen Zeug bestehen.

α) Was das Hasenforciren ohne Hund allein mit dem Pferd anbetrift; so gehören hiezu gute und flüchtige Pferde, besonders aber auch ein geschickter Reuter, indem ein schlechter gar bald mit dem Pferde stürzen kann, vornemlich wenn er an Ackerfurchen, Graben, Raine, Steine oder Löcher kommt, und alsdann das Pferd nicht zu regieren weißt. So ist auch gar viel an einem guten raschen Pferde gelegen, welches aber auch zugleich Force hat, daß

daß es den Reuter, wenn es auch durch tiefe Aecker muß, heben kann. Es gehet mit dieser Jagd am kürzesten an, wenn 2, 3 oder 4 zu Pferde sind. Hiebey muß man aber vor allen Dingen wissen, wohin die Hasen gerne lauffen und sich retiriren wollen. Dem zu Folge theilen sich diejenigen, so die Hasen forciren wollen, und machen einige an demjenigen Ort halte, wo man vermeynet, daß sie gerne hinlauffen, die andern aber reuten fort und suchen die Felder durch. So bald nun ein Hase gefunden wird, und heraus fähret; so bald jaget einer hinter drein, die aber vorhalten, geben wohl acht. So bald der erste, der angejaget hat, den Hasen bringet; so nimmt ihn der andere jenem ab, und reutet auch scharf hinter drein. Dieses aber ist hiebey zu merken, daß er anfangs recht scharf gejaget werden muß, welches etliche Minuten währet. Zum Theil werden sie bald warm und begehren halbe Retouren zu machen. Sonst aber, wenn man dieselbe eine gute Fläche fortgejaget hat; so fängt man an, zu laviren, läßt dem Hasen Ruhe, bleibet von ferne, bemerket ihn aber beständig, bis er sich drücket, reutet von ferne um ihn herum, und läßt ihn 8 bis 10 Minuten sitzen. Alsdann wieder frisch angejaget; so ist er steif, da man ihn dann bald einholen kann, mit dem Pferd und der Peitsche, und also fangen. Einige werden so steif und matt, daß sie sich glatt zu Boden hinstrecken; sonst aber hauet man ihn mit der Peitsche um den Kopf herum, daß er bleiben muß. Dieses ist nun vornemlich in währendem Reuten in Acht zu nehmen, daß man den einmal angejagten Hasen beständig in den Augen behalte, besonders wo viele Hasen sind. Denn sonst wird man wenig oder gar nichts ausrichten, wenn man bald diesen, bald jenen vornimmt. Insonderheit ist dieß der vornehmste Vortheil, daß, wenn der Hase angejaget wird, demselben gleich mit möglichster Force nachgesetzet werden muß, damit er sich recht angreiffen und warm werden muß. Und wenn man dieses an ihm bemerket, so läßt ab, und ihn ruhig sitzen, so wird er alsobald steif. Alsdenn kann man ihn mit schlechter Mühe fangen. Zu dieser Jagd gehöret ein weites freyes Feld, wo weder Büsche, noch Holzungen, noch Weinberge sind. Denn wenn der Hase erst den Busch erlanget; so ist nichts auszurichten. Also auch wenn der Hase einem aus den Augen kommt; so ist die Jagd verlohren, und besser, einen andern angejagt. Das Wildpret dieser gejagten Hasen wird mürbe zu speisen, erachtet. Sodann ist dieses Jagen auch eine gute Leibesmotion und Plaisir.

β) Hiernächst kann auch mit dem kleinen Zeuge eine Hasenjagd angestellet werden. Die halben Tücher sind hiezu am bequemsten, wenn man nur einen Wagen mit 6 dergleichen Tüchern beladen hat. Sind aber deren nicht vorhanden; so werden hiezu die ordentliche Hasennetze genommen. Vorhero verlappet man des Nachts einen Ort Holz, also, daß in den Lappen ein Stück vom Vorholze, da auch ein Dickicht

Dickicht darinnen ist, mit eingelappet werde. Ferner wird auf beyden Flügeln mit dem Federlappen vor Holze fortgelappet, so weit, als die Lappen reichen, oder wissend ist, daß daselbst die Hasen vom Felde gegen Holze des Morgens rücken. Die Lappen müssen frey vors Holz, wo sich solches thun läßt, auf 50 Schritte hinaus, gelappet werden, dabey aber ganz niedrig und nur auf kurzen Furcheln, jedoch daß sie nicht auf dem Boden liegen, sondern sich bewegen können. An den Lappen stehet hin und wieder ein Mann, daß, wenn die Lappen zu stille lägen, selbiger solche angreiffe und rühre, damit sie hin und her spielen. Des Morgens frühe stellet man die mit eingelappten Holzecken entweder in halben Tüchern oder Hasengarnen ein; an denen Garnen aber, weil darein mit Jagen und Schiessen eine Lust gemacht werden solle, muß der Busen ausgezogen, straf und veste gestellet werden, daß sich kein Hase fangen kann. Vorne am Holz gegen dem Felde zu aber bleibet das Jagen offen. Wenn denn Hasen des Morgens, wie sie gewohnt, zu Holze rücken wollen, und an die Lappen kommen; so lauffen sie vor denselben herunter. Finden sie nun den Ort, wo es offen, und ohne Lappen und Zeug ist, daselbst rücken sie hinein. Dennoch aber bleiben auch viele Hasen im Felde sitzen. Daher muß man sie mit Treibeleuten aus dem Felde und den Feldbüschen ab, und gegen das Jagen zutreiben. So bald sie hinein getrieben sind, wird zugestellet. Dabey siehet man aber auch eine solche Gelegenheit aus, daß in dem Jagen ein freyer Platz seye, worauf ein kleiner Schirm von grünem Reise gemacht wird, aus welchem man heraus um sich herum auf 50 bis 60 Schritte frey schiessen kann. Ist aber das Jagen noch zu weitläuftig; so thut man noch einen oder 2 Triebe, macht es enger, versiehet die Zeuge, daß sie unten wohl aufgehacket, und recht veste gestellet sind. Nachdem tritt der Herr in den Schirm, und wem mit zu schiessen erlaubet wird, löset etliche Kuppel Jagdhunde ins Jagen. Dieselbe jagen nun die Hasen um den Schirm herum, und werden mit Vergnügen geschossen. Zuletzt nimmt man die Treibeleute, und treibet es vollends gegen den Schirm heraus. Dergleichen Jagen sind besonders angenehm, und sind in einem Tage und Nacht gemacht, und auch abgejaget

Hasenkasten, ist ein kleiner von sehr dünnen Tannenbrettern zusammengeschlagener Kasten, welcher nur, wie eine Schublade, mit einem Deckel versehen, und nicht grösser ist, als daß ein Hase, welchen man lebendig von einem Ort zum andern bringen will, darinne sitzen kann, jedoch muß er genugsame Luft haben. Man hat auch vor die Hasen gedoppelte Kasten von 8 bis 10 Fachen, so lang, als ein Wagen, darinnen man so viel Hasen, als Fache sind, auf einmal fortbringen kann. Die Kästen pflegen grün angestrichen, und die Thiere, vor welche sie gehören, darauf gemahlt zu werden. Zum Geässe setzet man ihnen Wasser, Haber und Gras hinein, und behänget die Seiten

mit Leinwand oder Lappen, weil sie sich sonst leicht den Kopf einstossen.

Hasenkraut, s. Hasenheide.

Hasenlausen, s. Schleiffe.

Hasennetze, ist ein von gutem klaren Hechelhanf gestricktes Netze, welches bey der Hasenjagd gebraucht wird. Es stellet dergleichen Netze gemeiniglich 100 Schritt lang. Die Schlagleinen sind 9 Garnfaden dicke. Das Garn, woraus das Netze gestrickt wird, ist von starkem Bindfaden dreyschäftig Die Maschen sind 3 Zoll ins Vierkantigte, und das Netze 16 dergleichen Maschen oder Schmasen, d. i. 4 Fuß hoch, welches über 33 Pfund nicht schwer seyn solle, und würde also, wenn das Pfund daran vor 5 Groschen gerechnet wird, das Netz etwa 6 Thaler 21 Groschen zu stehen kommen. Wo aber Kost und Hanf dazu gegeben wird; so pflegt man das Macherlohn insgemein mit 4 Thaler zu bezahlen. Die Hacken, Heftel und Furkeln werden nach Proportion klein und leichte gemacht. Jngleichem gehören auch hierzu ein Paar eiserne Stichel, oder sogenannte Pfahleisen, um die Löcher in der Eile zu stossen, wie auch auf jedem Flügel ein Paar Schlegel, die Heftel hinein zuschlagen, denn mit den Aexten schallet es zu sehr, daß die Hasen bey Zeiten ausreissen.

Bey dem Stellen hat man folgendes zu beobachten: Wenn der Stellmann das Netze aufgebunden, und den Heftel in der rechten Hand, auch das Garn zum Ablauffen gefasset hat, und den Hacken verkehrt auf der linken Schulter träget; so nimmt ein anderer ihm den Heftel, und etwas Netze vom Hacken, schlägt ein oder bindet an, und läßt den Mann mit dem Netze ablauffen. Hierauf wird solches scharf angezogen, hinten nach ausgeschlagen, daß es nicht verdrehet werde, und desto besser stelle. Sodann wird wieder ein anderes genommen, und auf gleiche Art damit verfahren, bis alle Netze nach Verlangen gestellet sind. Diese Hasennetze, welche bey manchem von Adel oder Pachtinnhaber der Niederjagd, gemeiniglich nur des Hasenhandels halber, in ziemlicher Menge anzutreffen sind, sollten billich, weil die Hasen dadurch sehr dünne gemacht werden, anderst nicht, als nur auf den Gränzen zu gebrauchen erlaubt, wenigstens nicht jedermann, solche zu mißbrauchen, verstattet werden.

Hasenruf, s. Hase, Fuchsfang.

Hasensprung, lat. Astragali Leporum, sind kleine Knöchlein in in den Hinterfüssen der Hasen, und werden wider den Schlag und schwere Noth gerühmet.

Hau, s. Gehau.

Haubar, oder zum Abtreiben geschickt, ist ein forstlicher Ausdruck, der von einem mit Holze bewachsenen Orte gebrauchet wird. Es heisset aber derselbe gewöhnlicher Massen alsdann haubar, wenn das darinn stehende Holz, wo nicht insgesammt, doch gröstentheils seinen Wachsthum vollbracht hat, so daß es, wenn es nicht andere Umstände erfordern, nicht nur ohne Nutzen, sondern auch gar schädlich wäre, ein solches Holz länger stehen

stehen zu lassen, weil es an der Güte und Menge wieder abzunehmen, beginnen würde. Man siehet aber leicht, daß die Beurtheilung, ob ein Ort haubar seye, nicht in allen Fällen von dem Alter und vollbrachten Wachsthum des Holzes könne genommen werden, sondern daß man dabey viele Umstände zusammen in Betrachtung ziehen müsse.

Es kann ein Ort bey weitem noch nicht ausgewachsen seyn, und ist dennoch zu gewiessen Absichten haubar. Man brauchet z. E. eine grosse Menge Lattenknüttel, Schachtpfähle, schwaches Bau- und Schachtelholz; so muß es oft mitten in seinem Wachsthum weggenommen werden. Von 2 Oertern, so mit eben der Art Holz von gleicher Stärke bestanden, kann der eine haubar seyn, der andere nicht. Man bedarf z. Ex. in einem Lande einer grossen Anzahl geringen Bauholzes, oder man kann dergleichen um einen hohen Preiß verkauffen, starkes Bauholz und Diehlen hingegen werden daselbst gar wenig gesucht; so ist ein Ort, der geringes Bauholz hat, es stehe in so gutem Wachsthum, als es wolle, haubar. Gesetzt der andere Ort von gleicher Beschaffenheit läge in einer Gegend, wo starkes Bauholz, Mastbäume vor Schiffe, Diehlen oder Bretter sehr verlanget, hingegen schwache Bauholzgattungen weniger gesucht werden; da kann man ohne Schaden den mit geringem Holze bestandenen Ort, an dem man noch einen frischen Wachsthum wahrnimmt, nicht für haubar erkennen.

Durch den jährlichen Zuwachs in künftiger Zeit wird ein weit grösserer Vortheil erhalten, als man (die Zwischennutzung mitgerechnet) erhielte, wenn er vor völlig vollbrachtem Wachsthum abgetrieben würde. Es kann auch ein solcher Ort in diesem Jahr haubar seyn, der im künftigen, wenn er stehen bleibt, nicht haubar ist. Man hat z. E. gegenwärtig eine Gelegenheit, eine grosse Anzahl geringes Bauholz für einen hohen Preiß anzubringen, oder man hat dessen selbst höchst nöthig; so ist er in diesem Jahr haubar. In den nächstfolgenden Jahren, wenn der Mangel bereits auf andere Weise ersetzet worden, und daher das Holz nicht mehr hoch genug auszubringen, ist eben derselbe Ort nicht mehr haubar, obgleich das Holz älter und stärker geworden. Kurz: aus der Nothwendigkeit des Gebrauchs, und aus der höchsten Nutzung ist in jedem Fall zu bestimmen, ob ein Ort haubar seye oder nicht.

Doch ist bey der höchsten und besten Nutzung darauf zu sehen, ob sie ohne schädliche Folgen statt finden könne. Es wird dieß oft verabsäumet, daß man nicht auf die schädliche Folgen sein Augenmerk richtet, wenn man beurtheilet, ob ein Ort haubar seye oder nicht. Es sollen z. Ex. 2 Oerter nach ihrer innerlichen Beschaffenheit einander vollkommen gleich und ähnlich seyn, und beyeinander liegen, das Holz darinnen soll zum Gebrauch nöthig, und aufs höchste nutzbar seyn. Gesetzt der eine Ort stosse gegen Morgen an Aecker, Wiesen oder Anger, der zweyte gränze nach

nach selbiger Gegend an einen mit schönen Tannen oder Fichten bestandenen Ort, dessen hohe Stämme unmittelbar an der Gränze ihren Anfang nehmen; so ist der erste haubar, der zweyte nicht, weil das Niederhauen des letztern den westlichen, oft viele Tage hintereinander rasenden Sturmwinden, den Einfall in einen dritten Ort eröfnet, und dadurch das sämmtlich darinnen befindliche Holz über einen Hauffen würde gestürzet werden. Es ist dieß zu erinnern dienlich, weil man sich oft gewisse Grundsätze in den Kopf fasset, die zwar nicht zu verwerfen sind, die aber viele Schwürigkeiten machen, und Schaden bringen, wenn man sie als nothwendig und unveränderlich ansiehet, und durchaus nicht davon abgehen will.

Wem die Oberaufsicht über Forsten anvertrauet ist, der muß zwar einen Plan auf viele künftige Jahre machen, wie die Forsten zu behandeln, und wozu er den Grund in der Beschaffenheit und Grösse seiner Forsten, und denen sowohl innerlichen als äusserlichen Umständen des Landes zu suchen hat. Weil sich aber diese in langen Jahren ändern, auch ungewöhnliche einzelne Zufälle sich ereignen können, die gleichfalls einige Veränderung des Forstbetriebes erfordern; so muß er zu Zeiten, so viel nöthig ist, davon abgehen. Widrigenfalls wird die Ordnung gezwungen, und bringt meistens mehr Schaden, als Vortheil. Die Sache ist nicht der Ordnung, sondern die Ordnung der Sache wegen. s. a. **Abtreiben, Holzschlag.**

Haube, heissen die Falkenier die Kappe, womit der Falke von ihnen gehaubet wird, d. i. die sie ihm aufsetzen, damit er desto eher zahm werde. Die Wildfänge, oder nur erst gefangene Falken, haubet man zuerst mit Reuschhauben, wenn man sie aber anfängt, zu tragen, so werden sie recht gehaubet. Wenn der Falkenier den Falken hauben will; so muß er sich vorsehen, daß er ihn nicht mit dem kleinen Finger in das Genick stosse; denn so bald der Vogel gewahr wird, daß man mit der Hand zu ihm nahet; so wirft er sich auf den Rücken, welches denn eine böse und unartige Gewohnheit ist. Wenn der Falke die Fesseln abschneiden, und sich ledig machen will, oder in die Stange oder Handschuh beisset; so muß man ihm eine Haube mit einem Schnabelfutter aufsetzen. Es soll aber das Schnabelfutter vorne bey dem Schnabel gegen der Nase auf beyden Seiten seine Luftlöcher haben, und deswegen fleissig gemacht werden, damit der Vogel dadurch genugsame Luft haben möge. s. Falkenkappe, Falkenier. Was bey dem **Kohlenbrennen** unter der Haube zu verstehen, davon s. **Kohlenbrennen.**

Haubeerenholz, Scherpkenholz, Parscherpenholz, Pabstbaum, Wiedebaum, wächset sowohl an dürren, als fetten Orten, jedoch an den leztern etwas stärker, und zu ziemlich langen Stangen, schießt in der Jugend in seine lange Sommerlatten, da denn dessen Schale fast dem Schwarzdorn gleich siehet, nur daß sie mehr weißsprenklichte

Pünkt-

Pünktgen hat. Nachgehends aber wird die Schale nach und nach weisser. Im Alter springt sie auf, und wird gleich vielen andern Baumrinden rissig, ist aber doch zu Böttgerreiffen sehr dienlich, indem es sehr zähes Holz ist. Es hat dieses Holz ein grosses, breites und dickes Blatt, welches oben grün, unten aber weißlicht siehet, trägt eine schwarze Beere, welche in Trauben hänget, und gut zu essen ist. Es sind darinnen 2 harte Körnlein, wovon sich dieser Baum zwar fortpflanzet, jedoch ist er besser fortzubringen, wenn man den Beywuchs oder die Aeste absenket, und mit Erde beschläget, welche denn völlige Wurzeln schlagen. Es kann dieses Holz alle 5 bis 6 Jahre abgeholzet, zu Reißbündlein gemacht, und zum Feuren nützlich gebraucht werden.

Haubelerche, s. Lerche.

Haubelmeise, s. Meise.

Hauen, sagen die Jäger von einem Biber, wenn er einen Baum umbeisset.

Hauend Schwein, **Keuler**, wird ein wilder Hauer, oder vollkommen grosses Schwein, männlichen Geschlechts, welches 4 Jahr alt, und drüber ist, genennet. Ihr Gewehr ist 3 Finger breit, welches lang heraus stehet, sehr scharf und spitzig ist. Sie sind sehr kühn, besonders im Jagen und Hetzen, wenn sie erhitzet werden. Was sie nur sehen, darauf gehen sie los, und schonen nichts, es seyen Menschen, Pferde, oder Hunde. Sie haben grosse Stärke. Werden sie ja mit grosser Mühe endlich zur Flucht gebracht, und sehen einen Prudel, Dickicht oder Morast; so setzen sie sich hinein, fahren heraus, und schlagen alles, was sie antreffen, lahm und zu Schanden, oder gar todt. Die hauenden Schweine, so einander gewachsen sind, kämpfen gleich den Hirschen in ihrer Brunstzeit, doch auf eine andere Art; denn sie fahren zusammen, lehnen sich mit dem Rücken hart an, schlagen einander auf die Vorderblätter mit dem Gewehr, hauen sich viele Ritze und tiefe Schläge ein, daß öfters manche im Kämpfen und Streiten lahm, beschädigt, oder wohl todt geschlagen werden. Wo es aber dennoch wohl abgehet; so schwellen sie auf ihren Schultern, und wenn wiederum neue Schläge dazu kommen; so reiben sich sich an das Harz, und heilen sich mit der Zeit wieder aus, wovon sie eine dicke Haut kriegen, welche wie ein Panzer veste verwächßt. So sie aber in währendem Kampfe eines Wolfes gewahr werden; so vereinigen sie sich beyde, und verfolgen denselben, als ihren gemeinen Feind, mit grossem Eyfer. Im 6ten und folgenden Jahr werden sie grosse Hauptschweine genennet. s. Hauptschwein, wildes Schwein.

Hauptbarsch, s. Stockbarsch.

Hauptbaum, **Oberbaum**, ist ein forstlicher Ausdruck, und bedeutet einen vollkommen ausgewachsenen oder überständigen Baum, so nach Beschaffenheit der gewächsigen oder ungewächsigen Art des Holzes 50, 60, 70, 80 bis 100 Jahr alt ist. Meistentheils pfleget man auf einem gemeinen Acker Holz nicht über 8 oder 10 grosse Eichen oder andere

dere gute Arten von Hauptbäumen stehen zu lassen, deren Stellen, wenn sie gefället werden, die sogenannten angehenden Bäume wieder ersetzen.

Hauptgerinne, s. Teichfischerey, Num. I. lit. B) 2) 3) 4).

Hauptfisch, s. Fischrecht, lit. c).

Haupthecht, s. Hecht.

Hauptjagen, wird ein solches Jagen genennet, da man in einem ganzen Walde das Wildpret an einem gewiessen Ort oder Revier zusammen treibt, welches hernach mit den dazu gehörigen Zeugen umstellet, und das Wild darinne auf den Lauft vor den Schirm gejaget, und daselbst gefället wird. Dergleichen Jagden werden gemeiniglich um die Jagdhirschfeißtzeit, oder um die Schweinhatz, wie auch bey Anwesenheit fremder Herrschaften, um solche damit zu divertiren, angestellet.

Wenn ein solches Hauptjagen gemacht werden solle; so muß der Jägermeister vor allen Dingen genaue Erkundigung einziehen: was ein jeder Förster in seinem Revier für Behältnisse, und für Dickichte, lichte Plätze und Fruchtfelder, auch was er für Wildpret an Hirschen und Sauen habe? Ob darunter nicht etwa Hauptthiere von Hirschen und hauenden Schweinen vorhanden wären, und wo eigentlich der Auffenthalt und Wechsel nach ihrer Nahrung seyn möchte, und wo sie auslauffen; nach welchem allem er sich mit dem Stellen sowohl, als mit dem Treiben richten muß. Ist nun das Jagen von der Herrschaft resolviret; so muß derselbe des Tages vorher den sämmtlichen Jagdzeug dahin abführen lassen, und dabey denselben dergestalt eintheilen, wie viel Fuder Gezeug von hohen Tüchern bey dem Anfang an den Abjagensflügel zu stellen, und wo die andern, ein jegliches auf seiner Post, zu warten haben; jedoch daß sie auf beyden Flügeln der Wälder hinfahren, allda warten und stehen bleiben. Darauf hat er einen Ueberschlag nach dem Vorrath seines Jagdzeuges zu machen, und hievon die Verzeichnisse, wie solches zu bestellen, dem Oberjäger auszugeben.

Nach diesem wird bemerkt; wo das Jagen und der Lauft gemacht werden können, welches, so viel möglich, an einem kleinen Bach, oder Quellwasser geschehen soll, damit das Wild sowohl, als die Hunde im Abjagen sich erquicken mögen. Man muß Achtung geben, ob der Ort so beschaffen seye, daß die Herrschaft nebst ihrer Hofstaat mit Pferd und Wagen durchkommen könne. Ferner ob der Ort auch mit genugsamen Dickichten von jungem Holz und Sträuchern, Tannen und Fichten, oder andern laubichten Stauden bewachsen seye, wo sich das Wild verbergen, auch nicht so leicht auf den Lauft sehen könne. So muß auch der Lauft, so möglich, abhängig, oder doch zum wenigsten sein gerade liegen. Sonderlich aber muß vor allen Dingen der Wind wohl gemerket und beurtheilet werden, daß er aus dem Walde von dem Wildpret nach dem Lauft gehen möge. Wenn nun auf des Jägermeisters Befehl mit den Leithunden durch die

die Besuchknechte auf beyden Flügeln zugleich vorgesuchet worden ist, zu vernehmen, was für Wildpret, und dabey für Haupthirsche hinein oder heraus seyn, und dem Jägermeister, wessen man sich darinne zu vermuthen, gemeldet worden; so wird alsdenn das Lauf- oder Quertuch, wohin der Lauft kommen soll, gestellet, und an demselben die hohe Tücher zur rechten und linken Hand auf die Hauptflügel von den Zeugknechten angebunden und geknebelt; nach diesem der hohe Zeug, ein Fuder nach dem andern, auf beyden Flügeln abgeführet, aufgestellet und gehörig verwahret, so weit, als man mit solchem reichen kann. An selbigen werden die alten und Mitteltücher, und daran die doppelten, zuletzt aber die einfachen Tücherlappen gestellet. Der weitere Verfolg dieses Hauptjagens ist zu finden unter den Wörtern: **Abjagen, Treiben.**

Hauptkarpfen, s. **Karpfe.**

Hauptleine, ist bey der Jägerey die oberste Leine an einem Tuch oder Netze. s. **Leine.**

Hauptschwein, heißt ein wildes Schwein männlichen Geschlechts, im sechsten Jahre. Diese Hauptschweine sind nicht so flüchtig, als die hauenden und angehenden Schweine. Sie haben ihr Gewehr 4 Finger breit heraussteheen, groß und stark, doch etwas gebogen, einem Knebelbart ähnlich, nicht zu scharf, von Farbe gelblicht, und nur an den Spitzen weiß. Der Kopf ist auf der Stirne und an dem Rüssel ganz grau, welche Farbe auch die Vorderblätter haben. Das Hauptschwein gehet geschrenkt mit den Ballen ein, und mit den Klauen auswärts, und schreitet insgemein 2 gute Werkschuh lang. Die Fährte ist 3 bis 4 Finger breit, der Schrank eine Spanne weit, nachdem es feißt über dem Rücken ist, und die Keulen voneinander gesperret sind.

Hauptteiche, s. **Karpfenteich.**

Haupttreiben, ist, wenn in einem grossen Wald das Wildpret bey einem Hauptjagen zusammengetrieben wird, und nach dem Abjagen gejaget, darneben auch mit Zeuge hergestellet wird, daß es sich scheuen und nicht austretten möge. Wie solches anzustellen, und was dabey zu beobachten, davon s. **Treiben.**

Hausen, Haussen, lat. Huso, Antacæus, ist ein grosser Fisch, welcher nicht nur in der Donau zwischen Raab und Comorren, und andern an diesem Fluß hinabliegenden Orten, sondern auch in dem grossen Wolgastrom in Moscau gefangen wird. Er wird, wann er recht ausgewachsen, bis zwölf Ellen lang, und vier, sechs, acht bis zehen Centner schwer, ist an der Gestalt fast wie ein Stör, oder grösser, hat eine glatte weißlichte Haut, ohne Schuppen, Beinen und Gräten, ausser im Kopfe, von welchem bis zum Schwanz ein grosser hohler Knorpel, an statt des Rückgrads, gehet. Der Hausenfang hebt sich an im Martio, und währet bis zu Ende des Monats Julii. Im September fängt er sich wieder von neuem an, und währet bis gegen Allerheiligen. Der Haussen, wenn er gefangen, läßt sich mit Wein und Milch

etliche Tage beym Leben erhalten. Sein Fleisch ist wohlgeschmackt, und giebt an Güte dem Lachs nichts nach; er ist überdieß fett, und hat zum öftern Speck, wie ein Schwein. Der Rogen ist schwärzlicht, und wird in Essig gesotten und eingemacht, für ein Leckerbißlein gehalten. Die Zubereitung dieses Fisches kann nachgeschlagen werden in *Onomatologia oeconom. practica*, oder dem ökonomischen Wörterbuch, im 2ten Theil, pag. 51 - 53.

Hausschwalben, s. Schwalbe.

Haussen, s. Hausen.

Haussperling, s. Sperling.

Haute Futaye, s. **Oberholz**.

Haye, s. **Zaum**.

Haynbuche, s. **Buche**.

Hecht, lat. Lucius, franz. *Brochet*, ist ein bekannter Fisch, welcher sich in süssen Wassern, als Seen, Teichen und Flüssen aufhält, und wo er nur genugsamen Unterhalt finden kann, vor andern Fischen am leichtesten über sich kommt, auch sowohl zu einer ansehnlichen Stärke, als auch zu einem hohen Alter gelanget, wo er anderst Friede hat. Zeiler gedenket eines mehr, als 2 Ellen langen und eine halbe Elle breiten Hechtes, der Schneeweiß gewesen, und im Jahr 1525 bey Wollin in Pommern gefangen worden. Lehmann aber behauptet, daß man im Jahr 1497 bey Heilbronn in einem See einen Hecht gefangen, der 19 Fuß lang gewesen, und, wie man aus der Schrift des angehängten kupfernen Ringes ersehen, von Kayser Friderico II. im Jahr 1230 in dieses Wasser gesetzet worden, folglich darinnen 267 Jahr gestanden. Er soll 350 Pfund gewogen haben, und dem damaligen Churfürsten zu Heidelberg geschickt worden seyn.

Es ist aber der Hecht ein gewaltiger Raubfisch, der sonderlich in den Teichen grossen Schaden thut, sich auch wohl an junge Gänsgen macht, ja wohl gar in dem Fischbehälter nach Menschenbeinen schnappt; daher er von etlichen mit Recht ein Wasserwolf oder Fischwolf lat. Lupus aquaticus, franz. *Loup des eaux*, genennet wird, weil er eben so im Wasser mit den Fischen, wie der Wolf im Walde mit den Thieren umgehet. Er kann grosse Karpfen zu 3 bis 4 Pf. verschlingen und verdauen. Er hat einen flachen Kopf, weiten Rachen, lange spitzige Zähne, einen schmalen und rahnen Leib, genau gestreifte Seiten und einen weissen Bauch. Der Unterkiefer ist länger als der obere, und hohl, wie ein Löffel. Er gehöret mit unter die schuppichten Fische, und hat ein gesundes und wohlschmeckendes Fleisch, so, daß es auch den Patienten zu essen, verstattet wird.

Der Grösse nach werden die Hechte eingetheilet in grosse und Haupthechte, lat. Lucios maximos, franz. *Brochets*; Mittel- oder Schüsselhechte, lat. Lucios mediocres, französ. *Lancerons*; und in kleine oder Grashechte, lat. Lucios parvos, franz. *Brochettons*. Unter diesen wird die Mittelgattung

tung am meisten åstimiret, und solcher im Hornung, da die Hechte vor andern Zeiten am settesten und wohlgeschmacktesten zu seyn pflegen, auf das sorgfältigste nachgetrachtet. Am schlechtesten aber sind sie im Merz in ihrer Laichzeit, welche manchmal auch bey einem starken Nachwinter bis in den April sich hinaus verschiebet. Daher man sie, wie alle andere laichende Fische, zu solcher ihrer Brutzeit in Ruhe lassen soll. Die Fischer nennen sie alsdann **Merz-** oder **Poggen-** oder **Paddenhechte**, weil sie um diese Zeit schon Poggen oder Frösche fangen. Die aber früher und eigentlich im Hornung laichen, heisset man **Hornungshechte**, welche um ein ziemliches besser sind, als die andern.

Dem **Orte ihres Aufenthalts** nach werden sie in **See- Teich-** und **Strohmhechte**, lat. Lucios lacustres, piscinarios und fluviatiles, eingetheilet, und unter diesen die, so in Flüssen gefangen werden, den See- und Teichhechten, gleichwie die Milchner allezeit den Rognern vorgezogen.

Wo dieser Fisch in Menge gefangen wird, dergleichen sonderlich in Reussen, Lemberg, zu Wriezen an der Oder, und überhaupt, wo viel Teiche sind, geschiehet, pfleget man ihn eingesalzen in Tonnen zu schlagen, und weit herum zu versenden, da denn diese **Tonnenhechte** absonderlich von den römisch Catholischen in der Fastenzeit viel gekauft werden, wiewohl sie nicht so beliebt sind, als die frischen.

Sie werden mit Wathen oder Zuggarnen, Hamen, Wurfgarnen, Reussen, ingleichem mit Angeln und Nachtschnüren gefangen, wiewohl sie auch Winterszeit unter dem Eis mit dem Eisnetze heraus gelanget werden. s. **Eisfischerey, Angel.** So kann man sie auch im Merz, da sie hoch und stille stehen, leicht mit Kugeln schiessen, oder mit einer Schlinge an einer langen Stange herausrücken. Aus den Beinen des Hechtkopfs will man die vornehmste Werkzeuge, so bey der Creutzigung Christi vorgekommen, herausbringen, wozu aber eine starke Einbildungskraft gehöret.

In der **Arzney** haben viele Stücke vom Hecht einen herrlichen Nutzen, doch müssen solche frisch und keine Reliquien von der Tafel seyn. Und zwar werden die **Hechtzähne** und **Hechtkiefer**, weil sie das gestockte Geblüt auflösen, und die Säure des Magens benehmen, pulverisirt und ein halb bis ganzes Quintlein eingenommen, wider das Seitenstechen sehr gerühmet; eben dieses Pulver eingestreuet, trocknet die Wunden und heilet das Gliedwasser. Das **Creutzförmige Bein** soll wider die fallende Sucht und Zauberey dienlich seyn; die **Galle** aber die Augenflecken vertreiben. Wer drey solcher Hechtgallen einnimmt, oder das Herz einem lebendigen Hecht aus dem Leibe reißt, und isset, den Hecht aber wieder ins Wasser lässet, der soll des Fiebers quitt werden. Denen Kindern, so mit dem Husten geplagt sind, und nicht schlafen können, pfleget man das Fett gegen das Feuer auf die

Fußsoh-

Fußsohlen zu streichen, und ihnen damit Hülfe und Ruhe zu verschaffen. Ihre Zurichtung in der Küche kann nachgeschlagen werden in *Onomatol. oeconom. practica*, oder dem oeconomischen Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 79 - 90.

Hechtangeln, s. Angeln.

Hechtbehälter, s. Fischhälter.

Hechtgalle, s. Hecht.

Hechthälter, s. Fischhälter.

Hechtkiefer, s. Hecht.

Hechtteich. Diesen pflegt man dem Hecht als einen besondern Auffenthalt einzuräumen, weil er in denen Karpfenteichen sowohl mit der Brut und dem jungen Satz, als auch mit den Karpfen selbst gar schlechte Nachbarschaft hält. Man nimmt dazu gern kalte Teiche, darinnen man sonst keine Karpfen einsetzen kann. Nachdem aber der Hecht nicht, wie die Karpfen, vom Schlamm, sondern von andern Fischen seine Nahrung hat; also muß in dergleichen Teiche aus einem nahe gelegenen Bach oder Fluß, durch Gräben oder genugsam weite Rinnen, das Wasser geleitet werden, damit es kleine Fischlein den Hechten zur Nahrung mit hineinführen könne. In Ermanglung dergleichen Gelegenheit muß man, wenn andre Teiche gefischet werden, etwas von Speisefischen zu denen Hechten einsetzen, damit, wenn jene laichen, diese von der Brut zu leben haben mögen. Daher setzt man auch gern in die Streckteiche Hechte, welche aber kleiner seyn müssen, als die darinnen befindliche Karpfen, damit nämlich die Speisefische, welche sonst den Karpfen die Nahrung wegnehmen würden, von den Hechten aus dem Wege geräumet werden. Wenn man aber keine Speisefische haben kann, muß man an deren statt etliche Laichkarpfen hineinsetzen, auf daß die Hechte von derselben Brut ihren Unterhalt haben. In diesen Teichen streichen auch die Hechte selbsten. Weil sie aber, wenn sie groß, und derselben zu viel werden, ihre selbst eigene junge Brut auszutilgen pflegen; so ist nöthig, daß alle Jahr die grösten heraus gefangen werden.

Endlich ist noch zu merken, daß man obberührter massen Hecht- und Karpfensatz in einen Teich nicht zusammen setzen dürfe, weil der Hecht wegen seines geschwinden Wuchses so mächtig wird, daß er der grossen Karpfen nicht mehr schonet, sondern in Ermanglung anderer Nahrung auch diese angreift; es wäre denn, daß man Hechte neben Karpfen aus einer besondern Absicht duldete, nämlich damit die Menge unnützer kleinen Fische gemindert, und denen Karpfen, so zur Zucht wachsen sollen, mehr Raum gemachet würde. Oder wenn der Grund und Boden des Teiches also beschaffen wäre, daß dieser auch Karpfen zugleich trüge, da alsdann so grosse Karpfen einzusetzen, welche der Hecht unangefochten lassen muß. Wo aber der Teich künftig wird abgelassen, und die Hechte neben den andern Fischen herausgefangen werden; so muß man zusehen, daß sich kein Hechtlein darinnen verhalte, weil

sonst die Brut, so künftig hineingesetzet werden sollte, nicht wohl möchte zurechte kommen können. Zu verwundern ist, wenn man bisweilen Hechte in Teichen findet, dahinein man doch keine gesetzet hat. Man giebt insgemein vor, daß die Enten in denen Flüssen die Hechte mit dem Rogen verschlucken, und hernach diesen Hechtlaich in den Teichen manchmalen wieder ausspeyen. Wenn sich nun etwas davon, wenn er noch frisch ist, an dem Grase oder Geröhricht in den Teichen anleget; so wird es bey erfolgendem Sonnenschein lebendig.

Hechtzähne, s. **Hecht.**

Hecke, s. **Haag, Feldbusch.**

Hecken, wird bisweilen von einigem Federvieh, sonderlich von kleinen Arten der Vögel, an statt des Brütens, gesagt.

Heckenkirschen, s **Rheinweiden.**

Heckholz, s. **Rheinweiden.**

Heckjagen, s. **Beyjagen.**

Heckrose, s. **Dornrose.**

Heckschnaar; s. **Schnerf.**

Hedera, s. **Epheu.**

Heerschnepfe, s. **Schnepfe.**

Heft, s. **Häft.**

Heftel, s. **Häft.**

Heyholz, s. **Hägeholz.**

Hegen, s. **Hägen, Hagen.**

Hegerecht, s. **Hägen, Hagen.**

Hegereuter, s. **Hägereuter.**

Hegesäule, s. **Hägesäule.**

Hegwasser, s. **Hägewasser.**

Hegezeit, s. **Hägen, Schonzeit.**

Hegerweiden, Sandweiden, sind den Bruch- und rothen zähen Weiden sehr gleich, wachsen aber pur in und dichte an dem Wasser, und sind auf trockenem Boden fast gar nicht, oder doch sehr selten fortzubringen; an den Wasserufern aber und an den Insuln wachsen sie bald fort. Wenn man nur davon eines Daumens starke, und anderthalb Ellen lang abgeschnittene Stöcke in die Erde steckt; so bevestigen sie die Ufer. Wo auch das Wasser etwas Sand oder Erdreich antreibet; so leget sich bald ein Heger, Werder oder Insul an, woselbst diese Weiden schnell auswachsen, daß sie theils über Manns hoch in einem Jahre werden, da sie denn auch zu Korbmacherzeehen jährlich zu nutzen. Läßt man sie aber 3 bis 4 Jahre stehen; so sind Faßtonnen und Geltenreiffen daraus zu nehmen. Es ist also recht rathsam, daß man dergleichen Weiden an den Wasserufern vielfältig pflanze, indem sie dem Eigenthümer viel Nutzen schaffen.

Heher, s. **Häher.**

Heide, Heyde, heisset ein grosser, wilder, mit Tangel- oder schwarzem Holze bewachsener Wald, welcher von dem Heidekraut, so in dergleichen Gehölzen häufig wächset, also genennet wird.

Heide, Heyde, Heidekraut, Heydekraut, lat. Erica, Erice, Erica prima, Erica vulgaris glabra, Erica vulgaris humilis, semper virens, flore purpureo & albo, Erica Myricæ Folio, Myrica humilis, franz. *Bruyere*, ist

ist ein kleiner niedriger Strauch, welcher einen Hauffen Ruthen oder Stengel zu ein und auch anderthalb Fuß hoch treibet. Diese sind hart und holzig, ästig und braunroth oder dunkel, mit kleinen Blättgen besetzet, die ein wenig hart und rauh, beständig grün, und den Tamarisken- und Cypressenblättern nicht viel ungleich sind. Seine Blüten sind kleine Glöcklein oder Schellen, welche von der Mitten der Zweige, bis oben an, an ihnen stehen, eine schöne purpurhafte Farbe, auch zuweilen eine weisse haben, und an kleinen kurzen Stielen sitzen. Aus dem Boden der Blüte entspriesset ein Pistill. Daraus wird hernachmals eine beynahe ovalrunde Frucht, die einen ganz zarten Saamen enthält in 4 Fächlein eingeschlossen. Die Wurzel ist holzigt und kreucht in der Erde herum. Am liebsten wächßt das Heidekraut auf sandigem Boden, es kommt aber auch auf steinichtem und kirschichtem fort, er sey feucht oder trocken, nur kann es keinen Schatten leiden. Daher findet man es sehr selten an sehr einhängenden Flächen oder Gebürgen, am wenigsten an den Winterseiten.

Dieses Gewächs läßt, wo es einmal überhand genommen, kein Holz aufkommen, indem es den Boden sehr dicke überziehet, und, wie gedacht, gegen 2 Fuß hoch wächßt. Wo demnach Oerter solches anzunehmen geneigt sind, wo es schon in der Nähe stehet, und zu besorgen ist, daß es von Saamen, welchen die Vögel umher schleppen, anwachsen werde, da eile man, die Oerter bald wieder in Anwachs zu bringen. Ist ein Ort schon mit Heydekraut überzogen; so ist, wo es wegen der Umstände sicher geschehen kann, kein besser Mittel, als die Heide im Frühjahr oder Nachsommer bey recht trockenem Wetter anzuzünden, welches aber die Umstände selten gestatten; denn so weit das Feuer fortlauffen kann, muß in der Nähe kein Wald oder bewohnter Ort befindlich seyn, weil es durch den Wald getrieben solche anzünden würde. Wenn auch der Boden feuerfangenden Torf, der nicht im Wasser stehet, hat; so brennet das Feuer oft etliche Jahre fort. In solchen Fällen muß man die Heyde lieber durch Schaafe einige Jahre lang zur Blütezeit abfressen, sodann den ganzen Ort umpflügen oder umgraben, und mit Holzsaamen wieder besäen lassen.

Es führet das Heidekraut viel Salz und Oel bey sich, wird von vielen wider die Milzkrankheiten, Nieren- und Blasenstein gebrauchet, in Wein oder Wasser gesotten, und Morgens und Abends davon getrunken; vertreibet auch die Gicht und Reissen der Glieder, befördert den Frauen ihre Zeit, und stillet das Lendenweh. Einen Zucker aus den Blumen gemacht, und genossen, tilget das Quartanfieber, öfnet die Milz, und ist den Wassersüchtigen gut. Man pfleget auch an einigen Orten das Kraut mit den weissen Blumen in Bier zu sieden, und den Ammen zu trinken zu geben, welches ihnen viel Milch bringen solle, oder man giebt ihnen die weissen Blümlein gepülvert mit warmen Bier ein.

Eini-

Einige gebrauchen diese Blümlein wider den weissen Weiberfluß. Das gebrannte Wasser von den Blumen getrunken ist gut wider die Colick und Darmgicht, benimmt auch die Röthe der Augen und mildert den Schmerzen übergelegt, stärket darneben das blöde Gesichte, wenn des Morgens etliche Tropfen in die Augen gethan werden. Das Oel aus den Blumen wird auch glücklich wider die böse Flechten, sonderlich des Gesichts gebrauchet. Ein Bad aus diesem Kraute gemacht thut den lahmen und schmerzhaften Gliedern gut. Die Bienen haben eine besondere Lust zu den Heideblumen, und bereiten viel Honig daraus. Doch soll das hieraus gemachte Honig etwas schlechter, als das andere seyn. Zur Winterszeit ist das Heidekraut ein gutes Geässe für das Rothwildpret, wie auch eine gute Nahrung vor Rindvieh und Schaafe. Wenn aber die Heide von dem Wildpret nicht sehr abgeässet oder von dem Viehe abgefressen wird; so wächßt sie zu hoch, und wird sowohl zum Geässe des Wildprets, als auch zur Nahrung des Viehes untauglich und zu grobstengelicht.

Heideläuffer, Holzknecht, ist ein Forstbedienter, welcher, wo ein Forstrevier vor einen Förster zu weitläuftig, und sonderlich mit vielen Waldungen verwachsen ist, dem Förster untergeben wird. Man kann Leute dazu gebrauchen, wenn sie schon von der Jägerey nichts verstehen, so sie nur sonst ehrlich und treu sind. Sie müssen die Waldungen fleissig durchgehen, allen Schaden darinnen zu verhüten suchen, und wenn etwas vorfällt, solches ihrem vorgesetzten Förster treulich anzeigen. Mit den Rechnungen haben sie gar nichts zu thun.

Heidelbeere, Heydelbeere, Heidelstrauch, lat. Myrtus, Myrtilli, franz. *Frelan*, *Frelon*, ein bekanntes Gewächs, welches gern an hohen, trockenen und steinigten Oertern wächßt, auch in den höchsten Gebürgen, fürnemlich aber, wo nur einzeln Holz umher stehet. Wenn auf solchen Boden, wo die Heidelbeere gerne wachsen, das dickstehende Holz abgetrieben wird; so finden sich nach Verlauf einiger Jahre die Heidelbeere häufig ein, ob schon in weiter Entfernung keine zu finden ist. Und wofern nicht der Anwachs des jungen Holzes, es seye aus den abgehauenen Stämmen, oder aus dem Saamen, sofort in hinlänglicher Dickung erfolget: so werden sie dem spät erfolgenden Anwachs überaus schädlich; indem, wenn sie einmal sich einflechten, ein Ort in kurzem so dick damit überzogen wird, daß es sehr beschwerlich fällt, durchzugehen. Sie lassen weder Luft noch Sonne den Boden berühren. Daher alle Arten von Gewächsen, wenn die Heidelbeere überhand nehmen, zurücke bleiben müssen. Selbst das im dickesten Schatten wachsende Moos wird vom Heidelbeerkraut vertrieben. Den Stammloden schaden sie nicht so leicht, als den Saamloden, weil jene in den ersten Jahren weit geschwinder in die Höhe kommen, und wenn sie auch nur in einer mässigen Dickung heran wachsen, diese

Stauden dennoch dergestalt vertreiben, daß sie entweder gar wegbleiben, oder doch nur einzeln hervor kommen. Man hat davon zweyerley Sorten:

Die **Schwarzen**, welche ihrer Farbe nach an einigen Orten **Schwarzbeere**, lat. Vaccinia nigra, franz. *Airelle* genennet werden, und die **rothen**, welche auch **Kraus**- oder **Presselbeere**, **Steinbeere** heissen. Die **schwarzen Heidelbeere**, welche in denen Heiden und schwarzen Gehölzen wachsen, sind ein niedriges Kraut, dessen Blätter klein, dunkelgrün, und am Rande herum ein wenig zerkerbt, übrigens aber dem Laube des Buxbaums ziemlich gleich kommen. Im Mayen blühet es mit braunrothen Blümlein, nach welchen im Julio die blauschwarzen Beere, die sowohl als die rothen an Grösse den Johannisbeeren gleich sind, hervor kommen, da sie denn von denen Bauren und gemeinen Leuten zusammen gelesen, auch oft mit gewissen dazu bereiteten Kämmen, von den kleinen Sträuchern abgestreift, auf die Märkte gebracht, verkauft, und entweder rohe, auch als eine kalte Schaale, mit Milch oder Rahm, oder als ein Zugemüse gekocht, genossen werden. Bey dieser letztgedachten Zurichtung werden selbige, nachdem sie zuförderst rein gelesen und gewaschen, entweder mit Wasser oder Milch bey dem Feuer gedämpfet, klar gequirlt, auch wohl mit Nelken und Zucker gewürzet über geschnitten Brodt, oder auf gebähete Semmelschnitten in eine Schüssel angerichtet, und sodenn verzehret. Wer den Vortheil weiß, kann die Weine wohl damit färben. Die Färber brauchen den Saft, Garn und Leinwand damit dunkelblau zu färben. Sie kühlen und löschen den Durst im Sommer, wie die Erdbeeren, sind dabey einer trocknenden Natur, ziehen ein wenig zusammen und stopfen, dahero auch sowohl die frischen als dürren Beere wider die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse gebraucht werden. Die Wurzel davon gepülvert, und in die Wunden gestreuet, benimmt das faule Fleisch, und heilet sehr. Aus den Beeren wird ein Wasser, welches wider die Bräune und in hitzigen Fiebern sehr gut ist, gezogen, und ein Syrup gemacht, der allerhand Blutflüsse stillet, und den Kindern, wenn sie die Masern oder Blattern haben, sehr dienlich ist.

Es giebt ausser diesen gemeinen schwarzen Heidelbeeren in denen Gärten, noch eine Art schwarzer Heidelbeere mit doppelter Blüthe, welche mit ihren Aestlein in Gestalt eines kleinen Bäumleins in die Höhe steigen, und ihre Zweige mit ihren Blättlein, wie die wilden Heidelbeere, ausbreiten. Sie tragen weisse gefüllte Blumen, in der Grösse der Maßlieben oder Tausendschön, welche fort und fort an der Staude in solcher Menge hängen, daß sie einen immerwährenden Frühling vorstellen. Diese Bäumlein wollen in gutem Erdreich stehen, und im Frühling von allen dürren und überflüssigen Aesten gesäubert seyn. Die **rothe Heidelbeer**, **Preussel**- oder **Steinbeer**, ist gleichfalls ein geringes Stäudlein, dessen Blätter sich denen

denen Buxbaumblättern verglei-
chen, aber etwas gespitzt, und gleich denen auf den Gipfeln der Stäudlein wachsenden rothen Beeren eines zusammenziehenden Geschmacks sind. Diese werden gedörret, gepülvert, und wider den Stein, Ruhr und Bauchflüsse eingenommen.

Heidelerche, s. Lerche.

Hellschreyer, s. Gimpel.

Hengedonen, s. Donen.

Henne, Hun, Huhn, lat. Gallina, franz. *Poule*, *Geline*, wird das Weiblein des Haushahns genennet. Es führen aber solchen Nahmen auch die Auer- Birk- Brom- Fasan- Hasel- Reb- und Wasserhüner, von welchen unter ihrem Nahmen Meldung geschiehet.

Herabschiessen, franz. *Descender*, wird bey der Falknerey vom Vogel oder Falken gesagt, wenn er aus der Luft auf das Wild gerade herunter fliegt, und auf selbiges stösset. Wenn er es mit Heftigkeit thut; so sagt man: **er schießt in die Runde**; wenn es aber ganz gemach geschiehet; so sagt man nur schlechthin: **er schießt oder stößt.**

Herabstürzen, franz. *Derocher*, wird von den grossen Vögeln, als dem Adler und Falken gesagt, wenn sie die vierfüssige Thiere verfolgen, und sie nöthigen, daß sie sich von den Gipfeln der Felsen herabstürzen müssen.

Herbe, s. Gras.

Herbstmonat. s. September.

Herbststand der Hirsche, s. Hirsch.

Hericius, s. Igel.

Herisson, s. Igel.

Herlskenbaum, s. Corneelbaum.

Heron, s. Reiger.

Herzkammer, bedeutet in der Jägerey an einem wilden Thier sonderlich denjenigen Theil der Brust, wo das Herze lieget, und die Ribben enge zusammenstossen, so sich zwischen den beyden Bugen befindet.

Hêtre, s. Buche.

Hetschepetsch, s. Dornrose.

Hetschepetsche, s. Dornrose.

Hetze, s. Häher.

Hetzebaisch, s. Dornrose.

Hetzebetsch, s. Dornrose.

Hetzen, Windhetzen, heißt einen Hasen oder Fuchs mit Windhunden fangen. In der Jägerey heisset man **in das Garn hetzen**, wenn man ein Vorholz mit Garn fürrichtet, daß der Hase, wenn er sich von den Hunden in das Holz retiriren will, nothwendig darein fallen muß. Wenn man aber im freyen Felde hetzet; so heißt es: **von dem Strick aus hetzen.** Dieß geschiehet folgender Gestalt: Man reutet zu Pferd, und hat ein paar Windhunde am Hetzriemen, von welchen man sie nach Gefallen loslassen, oder wenn der Hase zu weit aufstünde, oder man sonst nicht hetzen wollte, dieselbe damit an- und zurücke halten kann. Ihrer etliche reuten also in gerader Linie nebeneinander die Ackerstücken oder Feld-

Feldbeete durch, und geben Acht, ob sie darzwischen einen Hasen im Lager sitzen sehen können. So nun einer aufstösset, so muß man ihm einen kleinen Vorsprung vergönnen, darnach lässet man von den nächsten Strickewinden ein paar los, und jaget einer oder 2 zu Pferde nach, die übrigen bleiben in ihrer Such. So streiffet man ein Feld nach dem andern durch, und wird ein Strick Hunde nach dem andern losgelassen, nachdem es viel oder wenig Hasen giebt, oder nachdem der Hase auf der rechten oder linken Seite, oder in der Mitten aufstehet. Wo es Höhen und Gebürge hat, da läuft der Hase gern Bergauf, da er wegen Kürze der vordern und Länge der hintern Füsse viel besser fortkommen kann, als die Hunde, die dadurch bald abgemattet werden. Daher etliche einen Jäger zu Fuß mit einem Strick Hunde oben auf der Höhe aufpassen lassen, ihm diesen Paß abzuschneiden. Wenn ihm die Hunde nahe auf den Leib kommen; so gebrauchet er mancherley arge List, begiebt sich in die Wasser, verbirget sich, wenn die Schaafe oder anderes Vieh im Feld sind, unter die Heerde, leget sich öfters im Lauffe nieder, daß die Hunde über ihn springen, schlieffet durch die Zäune und Gehäge von einer Seite auf die andere, lauffet, wenn die Hunde und Jäger vorbey sind, den geraden Weg wieder zurücke. Bisweilen springt er, wenn er mitten unter den Hunden ist, über sie hinüber, oder schießt ihnen bey den Füssen hindurch. Manchmal, wenn die Hunde nicht gar zu fängig oder zu hoch sind, stossen sie zwar den Hasen, ergreiffen ihn aber nicht; sondern kriegen an stats desselben das Maul voll Haare, der Hase aber läuft mit zerrupftem Pelz und ganzem Fell immer fort.

Wenn man junge Hunde einhetzen will; so geschiehet es am besten im Herbst, da es junge heuer gefallene Hasen giebet, die weder so schnell, noch so listig, als die alten sind. Das erstemal muß man einen jungen Hund mit 2 alten Hunden an einem vortheilhaften Orte einhetzen, damit er zum erstenmal nicht vergebens lauffe; denn dadurch wird er verzagt werden, und sowohl das Herz, als die Begierde verlieren. Es muß aber nahe und hinter den jungen Hunden allezeit einer zu Pferd seyn, damit sie nicht, wenn sie lange allein bey dem Hasen bleiben, ihn zerreissen und fressen lernen, welche häßliche Gewohnheit ihnen hernach schwer wieder abzugewöhnen ist.

Bey nassem, windigten üblen Gewitter soll man nicht zu hetzen reuten; aber im Thau ist es darum gut, weil der Hase nicht zu weit, noch so leicht aufstehet, indem er nicht gerne naß wird. Daher er die Jäger näher auf sich ankommen läßt. So werden auch die Hunde durch den frischen kühlen Thau desto mehr erquicket. Auch soll man bey weichem Wetter nicht hetzen, weil der Hase leicht ist, und über die tiefen weiten Felder wohl fortkommen kann, die Hunde aber tief hinein fallen, zu geschweigen, daß zu solcher Zeit grosser Schade in der Saat geschiehet. Im

Winter,

Winter, wenn tiefer Schnee lieget, soll man gar nicht, bey hart gefrornem Erdreich aber Vormittags nicht hetzen; denn die Hunde lauffen sich auf, und verderben sich oft auf einmal so übel, daß man sie hernach in viel Wochen nicht brauchen kann. Wenn die Hunde einen scharfen weiten Lauff gethan, und endlich den Hasen gefangen haben; so muß man sie in der Mitte über sich aufheben, und rütteln, damit ihnen das Geblüt vom Herzen komme.

Nach den gemeinen Hetzordnungen wird das Hetzen allen, die nicht Landleute sind, d. i. die nicht Landgüter wirklich im Besitz und Genieß haben, untersaget; den Landleuten aber nicht, als von Bartholomäi bis Fastnacht, oder bis zu Ende des Aprils verstattet; nach diesem aber ist es, bis wieder Bartholomäi kommt, verbotten. Doch ist dem Besitzer einer Jagd in der Marterwoche einen sogenannten Osterhasen zu hetzen, erlaubet. Auf eines andern Grund und Boden zu hetzen, wo es nicht hergebracht ist, ist ordentlicher Weise verbothen. Was aber einer auf seiner Grenze angehetzet hat, das mag er über die Grenze verfolgen. s. Nachfolge. An einigen Orten wird auch die Anzahl der Hunde, die man in das Feld führen mag, durch die Weyd- und Holzordnungen vorgeschrieben. s. a. Jagd.

Hetzgarten, Hetzhaus, Hetzplatz, ist derjenige Ort, in welchem die wilden Thiere mit Hunden gehetzet werden. Solcher Platz ist dergestalt in die Runde, wie man in Berlin findet, oder in das Viereck, wie das sogenannte Fechthaus in Nürnberg, eingerichtet, daß etliche 1000 Zuschauer gar bequem und trocken der Hetze zusehen können, als welche unten in dem freyen Platze geschiehet, um welchen rund herum die Behältnisse der wilden Thiere zu finden sind, welche mit starken Fallthüren dergestalt eingerichtet sind, daß, wenn solche oben aufgewunden werden, das Thier alsdann heraus lauffen, und auf gleiche Manier wieder darein, wenn man die Fallthiere niederläßt, verschlossen werden kann. In der Mitte eines solchen amphitheatralischen Hetzfechthauses ist die Orchestra oder der Herrensitz, auf welchem die hohe Landes- oder Stadtobrigkeit der der Hetze bequem und sicher zusehen kann. In Deutschland erhält der Berlinische Hetzgarten vor andern den Preis, theils weil er in Form des alten zu dergleichen Schauspielen bestimmten römischen Amphitheaters, oder des noch aus seinen Ueberbleibseln zu erkennenden Colisæi gebauet ist, als auch weil in demselben allerhand Arten wilder und grimmiger Thiere, sonderlich aber 3 grosse und starke Löwen, weisse und schwarze Bären, etliche Tieger, wilde Auerochsen und hauende Schweine aufbehalten werden.

Hetzhaus, s. Hetzgarten.

Hetzhunde, sind diejenigen, die zum Hetzen genommen werden. Man brauchet dazu verschiedene Arten von Hunden, als: Englische Hetzhunde oder Docken, Bären- oder Bullenbeisser, Blende

Blendlinge oder Dänische Blendlinge, Windhunde, eine gemischte Art, die man Zwitter nennet, Pomerische Saurüden u. d. g. wovon unter diesen Nahmen nachzuschlagen. Die Erziehung der schweren Hunde wird am besten also veranstaltet, daß man sie, so sie das Luder erst zwingen können, auf eine Feldmeisterey thut, wo sie stark und gesetzt werden. Was aber die leichten Zwitter- und Windhunde sind, die ziehet man mit Brod und Brühen oder Schrot auf. Wenn sie so gehalten werden können, daß sie beständig herumlauffen, so werden sie freudiger und gangbarer, als wenn sie beständig an Ketten liegen müssen.

Hetzplatz, s. Hetzgarten.

Hetzriemen, ist ein langer lederner Riemen, woran der Jäger Windhunde, und zwar gemeiniglich 2 zusammen gekoppelt hält. Er hat solchen, von der linken gegen die rechte Hand, über die Achsel herunter hangen, und das eine Ende davon, welches durch die Ringe der Hundehalsbänder geschoben ist, in der Hand, welches er, wenn ein Hase aufstehet, fahren, und damit die Hunde los lassen kann.

Heuerling, s. Barsch.

Heule, s. Holztaube.

Heumonat, s. Julius.

Heuriger Frischling, s. Schwein.

Heuerlinge, s. Härlinge.

Heuscheune, **Heuschuppe**, lat. Foenile, franz. *Grenier a Foin*, ist sowohl in Thiergärten als Gehägen ein vor das Wild höchst nöthiges Gebäude, dasselbe den Winter über mit Futter darinnen zu erhalten. Es muß dieselbe an einer Sommerseite, oder an einem abhängigen Berge, da die Sonne fein warm anscheinet, ohnweit eines Wassers, so nicht zufrieret, und wo dicke Behältnisse vorhanden sind, ohngefehr 16 Ellen lang und 8 Ellen breit angeleget, und mit doppelten Rauffen gemachet werden. Oben drüber aber kommt der Heuboden, den Vorrath aufzuheben, in dessen Mitten wird ein Loch gelassen, das Heu in die Rauffen zu werfen und zu vertheilen. Dergleichen Heuscheunen muß man nach der Grösse des Forsts, und Anzahl des Wildes, etliche haben. Wenn nun der Winter kommt, und die Hirsche insgemein nach der Brunst noch mager sind, da sie sich nicht wieder erholet haben; so muß ihnen sowohl mit Heufutter, als mit Kenster oder Mistel, wie auch mit gefällten jungen Kiefern, davon sie die Rinde zu schälen pflegen, geholfen werden. Wenn es aber wieder aufthauet; so wird das Wild durch sein aussenbleiben von sich selbst anzeigen, daß es nichts mehr nöthig habe, und kann sodenn die Fütterung gesparet werden. Von der Nordseite, wo das ungestümmste Wetter herkommt, müssen billich zur Beschirmung gute Dickichte vorhanden seyn, damit das Wild vor stürmischem Ungewitter, Frost, Schnee oder Schlackenwetter einigen Schirm haben kann, weil sonst kein Wild in eine vermachte Heuscheune einkriechen, sondern sich vielmehr davor entsetzen und scheuen würde. An einigen Orten gehen die Rauffen unter dem Dache allenthalben

halben umher, und lieget das Heu beständig darinnen, dergestalt, daß so viel Heu, als das Wild abfrisset, von inwendig an dessen Stelle nachfället. Einige, die nicht so viel Unkosten auf die Scheune wenden wollen, lassen das Heu bundweise in dem Gehölze auf die Sträucher hängen, das Wild damit zu füttern. Weil aber die Sonne, Regen und Luft die besten Kräfte des Heues ausziehet, und nichts, als dünne Spreu oder Stroh nach sich läßt; so wird wenig oder nichts davon gehalten.

Heyde, s. Heide.

Heydeläuffer, s. Heideläuffer.

Heydelbeere, s. Heidelbeere.

Heydelbeerstrauch, s. Heidelbeere.

Heydelerche, s. Lerche.

Heyderose, s. Dornrose.

Heyer, s. Häher.

Heynbuche, s. Buche.

Hieffe, s. Dornrose.

Hiefhorn, s. Hifthorn.

Hifte, Hiefe, Hieffe abstossen, heißt mit dem Rüden- oder Hifthorn viel oder wenig, den Athem zu blasen, abbrechen.

Hifthorn, Hiffthorn, Hiefhorn, Hieffhorn, ist ein kleines gleichaus gehendes Horn, welches die Jäger und Jägerpursche an einem schmalen Hiftriemen, oder sogenannten Hornfessel über die linke Achsel an der rechten Seite herunter hängend, tragen, und damit auf der Jagd die gehörige Zeichen geben. Man hat derselben gemeiniglich 3 Gattungen, als Hörner, oder Zinken, von klarem Laut, worauf die Jungen lernen; Mittelhörner, die einen mittelmässigen Thon geben; und Rüdenhörner, die einen groben oder tiefen Laut haben. Weil aber diese letztern gar zu groß und unbequem sind; so pfleget man heut zu Tage meistens nur Halbrüdenhörner zu führen. Es werden solche Hifthörner von denen Wildruf- und Horndrehern aus weichgekochten Büffelshörnern gemacht, solche in ein Loch, so in einem Klotze gebohret ist, eingezwänget, das gehörige Loch durchbohret, nachgehends heraus genommen, äusserlich um das Mundstück abgedrechselt, vornen am Schallhorn mit rothem Wachs gepüffet, vom Riemer eingebunden, das Hornfessel mit gehörigen Schnallen und Beschläge, dem Stande gemäß, von silbernen Tressen, oder Corduanleder mit stählernem Beschläge gemacht, und angefesselt, worauf sich ein Hornsatz von Bocks- oder Hammelhaaren, nebst einer grünen Schleife Band gehöret. Dieser Hornsatz ist vor Alters von einer gewiessen Länge gebräuchlich gewesen, weil ein reisender Jäger von der Strasse so weit, als ein solcher Hornsatz, reichen mögen, und einen Fuchs, Hasen oder Ente, als einen Zehrpfenning schiessen durfte.

Es trägt aber ein Jäger das Hifthorn um drey Ursachen willen: a) sich als einen Jäger von andern zu unterscheiden, b) im währenden Triebe, wo er angestellet ist, solches durch drey Hiefe zu melden, c) im Treiben das

das Jagen zu blasen. Auf dem Hifthorn soll ein Jägerpursche währendem Jungenstande folgendes blasen lernen: 1) mit einem Stoß einen langen Hief oder Hift, 2) drey Hennebergische reine lange Hiefe, 3) so viel kurze Hiefe, als der Jäger Odem halten kann, doch wenigstens einen jagdbarn Hirsch von 10 bis 12. Enden zu melden, 4) das Jagen abzustossen, mit kurzen Hiefen nacheinander reinlich angeblasen, und 5) wiederum einen langen Hief, wie im Anfang, doch ohne Rundel und Triller.

Hiftriemen, s. **Hifthorn.**

Hille, s. **Rehe.**

Himbeer, Hindbeeren, Hollbeere, Haarbeer, Hinnbesten, Himpelbeeren, Himbremen, Himmelbremen, lat. Framboesia, Bacca Idæa, Bacca Cervarum, franz. *Framboise*, sind eine dem Geschmack nach sehr angenehme, süsse und gesunde Frucht, an welcher sich Gesunde und Kranke erquicken können, sie mögen roh oder eingemacht genossen werden. Sie sind denen Maul- und Braunbeeren, was die Gestalt betrift, nicht ungleich. Es giebt ihrer zweyerley Arten, nemlich die **weisse** und **rothe**, die beyde von gleicher Güte sind. Wie sie einzumachen, ingleichem wie Himbeersaft und Himbeerwein bereitet werde, davon kann nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconom. pract.* oder **öconomisch Wörterbuch**, 2ter **Theil**, pag. 108 - 110.

Himbeerstrauch, Himbeerstaude, Hindbeerstrauch, rother Himbeerstrauch, lat. Rubus Idæus, Rubus Idæus spinosus, vulgaris, Rubus Idæus spinosus fructu rubro, Rubus spinosus exilibus spinis, franz. *Framboisier*, wird der Strauch genennet, an welchem die Himbeere wächßt, und der bis zur Manneshöhe aufwächßt. Seine Zweige sind zart, grün und mit Mark erfüllet, voll kleiner Stacheln, die doch bey nahe gar nicht stechen. Seine Blätter, deren 3 oder 5 gegeneinander an einem Stiele wachsen, sehen dem gemeinen Brombeerkraute gleich, sind aber viel zärter und weicher, braungrün, und unten weißlicht. Die Blüten sind fünfblättericht, weiß und in Rosenform, und stehen in einem zerkerbten Kelche. Die in einen Hauffen Aeste zertheilte Wurzel kriecht in der Erde weit herum, und breitet sich auf allen Seiten ungemein aus, treibet auch alle Jahre neue Schößlinge, welche das andere Jahr blühen und Früchte tragen.

Es findet sich dieser Strauch an Oertern, wo wenig Holz stehet. Oft werden die Heye, wenn der Anwachs von Stammloden nicht bald und dick genug erfolget, so häuffig damit überzogen, daß keine Loden aus Saamen davor aufkommen können. Wenn aber nach geschehener Abholzung nur ein mässiger Anwachs von Loden sich zeiget; so vergehen die Himbeeren nach und nach, so, wie jene stärker werden. Jedoch ist alsdann auch auf einen fernern Nachwachs mehrern jungen Holzes wenig Rechnung zu machen, wenn nicht dem verangerten oder mit Gras überzogenen Boden bald geholfen wird. Weil die Himbeere keinen flüchtigen Saamen hat,

der

der vom Winde umher geführet werden kann, und diese halbe Staude dennoch nach etlichen Jahren in solchen Oertern häuffig hervor zu kommen pflegt, wo das dickstehende Holz niedergehauen ist, welches dieselbe in 30, 40 und mehr Jahren nicht hat zum Vorschein kommen lassen; so stehen viele in den Gedanken, daß die Wurzel, ohne in Stengel und Blatt auszuschlagen, so viele Jahre, ohne zu verfaulen, liegen könne. Aber es ist glaublicher, daß die Beeren, welche die Saamenkörner in sich halten, von den Vögeln und Mäusen umhergetragen werden, da denn die Wurzeln sich bald weit ausbreiten, und häuffige Ausschößlinge treiben, wie es auch der Augenschein lehret. Da die Baumwanzen sich häuffig an diese Staude zu setzen pflegen, so bald, als nur der Saft in das Holz zu tretten anfängt; so muß man im Frühling, da ohnedem die Himbeersträucher beschnitten werden müssen, Kalk mit Wasser anmachen, und damit das Holz, ehe es noch treibet oder schoßt, reiben und bestreichen, als welches dergleichen Ungezieser nicht aufkommen läßt.

Himbremen, s. **Himbeer.**

Himmelbremen, s. **Himbeer.**

Himmelsspure, s. **Gewende.**

Himmelszeichen, s. **Gewende.**

Himmelsziege, s. **Schnepfe.**

Himpelbeere, s. **Himbeer.**

Hindbeeren, s. **Himbeer.**

Hindbeerstrauch, s. **Himbeerstrauch.**

Hinbesten, s. **Himbeer.**

Hindin, wird das Weiblein des Hirsches genennet, so ausser dem auch ein **Wild** heisset. s. a. **Hirsch** und **Thier.**

Hinnulus, s. **Hirschkalb.**

Hinterlaß, Zurückebleiben des Hirsches, ist ein Zeichen der Fährte, daran der Jäger die Feißtigkeit eines guten alten Hirsches abmerken kann, indem der Hirsch, je erfüllter er wird, je kürzer ihm die Hauptflechse, welche in der Keule herunter in die Schalen gehet, durch die Vollkommenheit der Keulen wird. Daher er mit dem hintern Fusse nicht genug in den vordern Trits vorschreiten kann, und also damit wohl eine Hand breit zurücke bleibt. s. a. **Erfüllen.**

Hipsurus, s. **Eichhorn.**

Hirngrille, ist ein kleiner Singvogel, der sich im Tyrol aufhält, grün und gelblicht von Federn, in der Grösse, wie ein Zeißlein, welchem er auch an dem Schnabel gleichet, ob er schon dem Kopf nach einem Canarienvogel ähnlich siehet. Er singt schön und lieblich, und hat eine überaus helle und durchdringende Stimme. Doch ist sein Gesang noch angenehmer, wenn er sich in Gesellschaft anderer Vögel befindet, als wenn er allein gehöret wird. Man fängt diese Vögel zur Herbstzeit mit Wänden und Leimspindeln in grosser Menge; denn es darf nur einer anfallen; so folget der ganze Hauffe nach. Wenn man einen Hahn und eine Sicke zusammen wirft; so nisten und hecken sie in Zimmern so gut, als die Canarienvögel, mit wel-

welchen sie sich auch gerne gatten und brüten, und in dem Vogelbauer gleiches Traktament mit ihnen geniessen. Ihr Leben erstreckt sich auf 4 bis 5 Jahre.

Hirondelle, s. **Schwalbe.**

Hirsch, lat. Cervus, franz. *Cerf*, ist ohne Wiederrede das edelste und schönste unter allem vierfüssigen Wildpret, so zur hohen Jagd gehöret. Unter dem **Hirschwildpret** verstehet man zwar sowohl das Männlein, als das Weiblein, doch wird nur das Männlein eigentlich eine Hirsch, das Weiblein aber ein **Hindin** oder **Hündin** genennet, so lange, bis sie der Hirsch beschläget. Wenn sie aber gesetzet hat; so heißt sie ein **Thier** oder **Wild**, und ihr Junges ein **Kalb**, und zwar besonders das Männlein ein **Hirschkalb**, das Weiblein aber ein **Wildkalb**, von welchen unter diesem Nahmen besonders gehandelt wird. Der Hirsch ist mit einem starken Gehörne oder Geweyh bewafnet, welches er nach seinem zweyjährigen Alter alle Jahr, gemeiniglich im Merz, abwirft, zumalen was ein Jagdbarer Hirsch ist; da es sich hingegen bey den geringern Hirschen, insonderheit mit denen Spiessern, zuweilen bis in den May hinein verziehet, welche aber sodenn auch desto später **verecken**, daß man öfters im August ihr Gefege noch an dem Gehörne findet. So bald er das Geweyh im Frühling abgeworfen, begiebt er sich in die tiefste Gehölze, verbirget sich, und getrauet sich nur des Nachts auf die Weyde zu gehen, bis ihm das Gehörne wieder gewachsen. Das wieder hervorkommende junge Geweyh, welches die Jäger so lange **Kolben** nennen, bis es vollkommen und erhartet ist, ist sodenn ganz weich und mit einer Haut überzogen, weswegen er solches sehr in Obacht nimmt, bis es so weit erstarket, daß er es wieder reinigen und abschlagen kann, so gemeiniglich 10 bis 12 Wochen, nach dem Abwerfen, oder um Mariä Heimsuchung geschiehet. Er weißt aber das Bast oder die rauhe Haut vom Gehörne in ein paar Tagen, auch oft nur in einer Nacht, bey dem Thau und nassen Sträuchen, dergestalt reinlich abzusäubern, daß am Kopf Gehörne und Halse, weder vom Bast, noch von Schweißtropfen das geringste zu sehen ist, und streichet mit demselben nach seiner Höhe, an das junge lange Holz hoch hinauf, bis das Bast alle abgeschlagen ist. Solche abgeschlagene rauhe Haut, welche von den Jägern das **Gefege** genennet wird, geniesset und verschlinget er selbst, so viel er dessen wieder finden kann; das übrige wird bald von den Ameisen, bald auch zu gewiessem Gebrauch von den Jägern aufgesucht. Das blosse Gehörne ist anfänglich weiß, wird aber von der Luft gelber, endlich bräuner, und von der Sonnenhitze, nachdem viel Mark darinnen ist, zuletzt schwärzlicher und schwerer. Die Spitzen der Enden werden durch viel Stossen in die Erde, Sand und Kieß vom steten Gebrauch weiß, und durchs Wasser, gereiniget. s. a. **Geweihe** und **Ansprechen.**

Das Alter eines Hirsches wird aus dem Geweyh erkannt. Nachdem er Nahrung und Weyde,

Natur

Natur und Vermögen hat, bekommt er in dem ersten, theils auch im andern Jahre, auf dem Kopf 2 Puckeln, wie welsche Nüsse, welche täglich höher aufschiessen, und zum Theil ein Viertel Elle, zum Theil auch noch länger wachsen, und zur Brunstzeit erst vollkommen werden, denn wird er ein Spießhirsch oder Spiesser genennet. Im andern, auch wohl im dritten Jahre, im Sommer, wenn diese Spiesser abgeworfen haben, setzen sie wiederum oftmals Spiesse auf, jedoch längere und stärkere, als die vorigen sind. Einige bekommen Augensprossen oder 4 Enden; alsdenn werden sie Gabelhirsche genennet, welche Augensprossen ihnen allezeit am längsten wachsen. Im vierdten oder fünften Jahr, nachdem der Hirsch Nahrung und Ruhe oder Mangel hat, setzet er wiederum 4 Enden, doch stärker und länger, mehrentheils aber 6 Enden auf. Im 5ten Jahr bekommt er meistentheils 8 bis 10 Enden. Diese werden alsdenn jagdbar genennet, und sind sehr flüchtig und geschwinde im Kämpfen, werden aber dennoch mit Ungestümm von den grossen abgetrieben. Im 6 und 7 Jahr vermehret er seine Enden bis 16, also, daß er im folgenden Jahr bereits alle die Enden bekommt, die er Lebenslang tragen soll, und mehret sich sodann sein Gehörne nicht weiter, als in die Dicke. Einige Hirsche, welche 10 oder 12 Enden getragen haben, pflegen folgendes Jahr zurück und weniger aufzusetzen, jedoch längere Enden und stärkere Stangen, welches ein Merkmal ist, daß sie des Winters oft Hunger gelitten, keine gute Nahrung gehabt, und nirgends sicher gewesen. Sonst ist ein gar alter Hirsch wohl zu erkennen, wenn die Rose voller grossen Perlen oder Steine, nahe und breit demselben auf dem Kopfe sitzet, die Stangen lang und dicke, voll tiefer und perlichter Ritzen, oben flache und gedoppelte Cronen, lange weisse abgenutzte Enden, über den Augen tief eingesunkene Gruben, blasse Zungen und tiefe Augen, stumpfe wakelnde Zähne, abgenutzte Schalen, stumpfe Klauen, grosse, flache, dicke Ballen u. d. g. zu sehen sind.

Merkwürdig ist, daß, wenn ein Hirsch in der Kalbezeit an seinem kurzen Wildprete verletzet, oder gar verschnitten wird, derselbe gar kein Gehörn bekommt, sondern kolbicht, wie ein Thier, bleibt, aber desto stärker am Leibe wird. Hat er aber schon ein Gehörne getragen und abgeworfen, und er leidet in der Kalbezeit an diesem Orte Schaden; sa wächßt ihme zwar das Gehörne; doch allezeit schwürig, und niemals reif. Hat er aber sein reifes Gehörne auf dem Kopf, und wird daran beschädiget; so bleibet ihm das Gehörne beständig auf dem Kopf, und wirft es niemals ab. Wird er aber durch einen Schuß daselbst verletzet; so wird er ganz ausser der Zeit werfen, verecken und schlagen, auch nicht förmlich, sondern nur kurze und krumme Enden aufsetzen, welche man in dem Fall Kümmerer nennet.

Im Sommer gehen die Hirsche mit dem Wild fleissig in das Getreyde,

Getreyde, als Erbsen, Gersten, Wicken, Haber, Flachsknoten, Eichelmast, wild Obst, Kraut, Rüben u. u. g. Sie halten sich heimlich und gehen nicht weit zu Felde, auch nicht weit zu Holze, daß sie nicht verrathen werden. Gegen Jacobi um die Erndtezeit werden sie sehr frißt, welches man die **Hirschfeißte** nennet. Diese dauret bis zur Brunstzeit. Die **Brunftzeit** aber währet oft lange, gemeiniglich 3 bis 4 Wochen. Und weil ein Hirsch 10 bis 15 Thiere beschicket; so nehmen sie dergestalt ab, daß fast nichts, als Haut und Knochen an ihnen bleibet. s. **Hirschbrunft**. Nach der Brunstzeit begeben sich die Hirsche wieder zusammen, und bleiben den Winter über mehr, als im Sommer, beysammen. Es mögen auch alsdann die grossen Hirsche die kleinen besser leiden, welche sie vor und in der Brunstzeit von sich jagen, und nicht um sich dulden können. Im Winter scharren sie nach dem Heydekraut, beissen die Knospen von jungen Bäumen, Eichen und Birken, schälen auch die jungen Rinden von Aspen und Kiefern, pflücken den Vogelkien und Mistel von Windbrüchen ab, suchen auch die Eichel- und Buchmast unter dem Laube hervor. Sie verbergen sich vor der Kälte in Behältnissen, tiefen Gründen und Dickigten, suchen in warmen Quellen Nahrung von Brunnenkresse, Kräutern und Wurzeln. Wo die Sonne fein anscheinet, wärmen sie sich. Des Nachts aber, da alles Wild viel kühner, und nicht so fürsichtig, als am Tage ist, gehen sie auf der grünen Saat. Im harten Winter und bey tiefem Schnee, da sie kein Geässe finden können, werden sie in den Thiergärten und Gehägen, in denen **Heuscheunen**, oder sonst an gewiessen hiezu bequemen Plätzen mit nothdürftiger Fütterung versehen. s. **Heuscheune**.

So bald ein Stück Wild empfangen hat, gehet es bey Seite. Und wenn sie setzen wollen, welches um Johanni geschiehet; so suchen sie einen Ort nahe an einer Wiesen, oder jungen Gehölze, da sie nicht weit nach der Nahrung gehen dürfen, und dem Kalbe, wenn es schreyet, bald zu Hülfe kommen können. Sie setzen gemeiniglich nur eines, selten zwey. Im Frühling, wenn sich die Hirsche haaren, treibet ihnen die Natur zwischen Haut und Fleisch eine solche Materie, aus deren Fäulung Würmer wachsen, so man **Enderlinge** nennet, welche auch zuweilen durch den Schlund, Nasen und Maul heraus gehen, und eine Reinigung des Geblüts sind. Zu Zeiten aber treiben sie durch besagten Schlund so stark, daß das Thier ersticken muß. Vier Jahr wächset ein Hirsch in die Höhe, hernachmals leget er aufs Unschlitt und Feißte, und wächset in die Breite, Dicke und Stärke, so groß er werden soll, ebenfalls 4 Jahre. Ein rechter jagdbarer Hirsch soll, wie er zu Boden fället, mit vollem Wanst, Gescheide und Gehörne, 300 Pf. am Gewichte, und nicht weniger, als 10 Enden haben. Daher die Alten zu sagen pflegten: **Was dem Hirsch am Gehörn oder der Zahl der Enden fehle, müsse er am Wildpret um so viel mehr haben.** Man muß aber aus der

Grösse

Grösse und Stärcke eines Hirsches keinesweges dessen Alter beurtheilen. Denn man findet Hirsche von 5 bis 6 Jahren, welche, wenn sie zumal in der Milch- und Saugezeit ihrer Mütter nicht beraubet worden sind, wohl so stark und noch stärker, als ein 10, 12 oder 15 jähriger Hirsch seyn können.

Die besondere Eigenschaften des Hirsches sind einmal, daß er einen doppelten Magen hat, wegen seines Wiederkauens. An der Leber aber ist, wie bey allem Rothwildpret, keine Galle zu finden; dagegen siehet sowohl bey dem Hirsch, als dem Thiere, die Blume oder Bürzel (Schwanz) ganz Gallengrün aus, und ist eines dergestalt bittern Geschmacks, daß sie auch die Hunde nicht fressen mögen; daher sie auch von einigen für das Behältniß der Galle gehalten wird. Wenn aber auch die Leber und das ganze Geräusche, als Lunge, Herz und Nieren, mit einer Brühe gekocht wird, und man den Geschmack der Leber insonderheit recht genau bemerket; so ist diese gegen Herz und Lunge merklich bitterlicher im Geschmack, also daß doch die Galle, wenn sie auch in der Blume sitzt, subtile Zugänge zur Leber und dem Magen von dorther haben mag. Findet man meistens bey allen wilden Thieren eine dauerhafte Natur; so ist nicht weniger der Hirsch von einer sehr edlen und gesunden Natur.

Wird er angeschossen, oder sonst verwundet, oder bricht etwas entzwey; so heilet sich derselbe so bald wieder aus, daß man öfters auch die Bleykugeln in ihm gefunden, welche schon verwachsen gewesen. Ja man hat so gar Bleykugeln an den Nieren angewachsen gefunden, woran doch sonsten keine Creatur sonderlich was auszustehen vermag, und es hatte deswegen ein solcher Hirsch dennoch keinen Kummer; sondern war feißt. Hiebey sind nun viele der Meynung, als ob sich das verwundete wilde Thier bloß mit Brunnenkreß oder Diptam curire. Wenn aber dem allein die Kraft zuzuschreiben; so würde die Brunnenkresse sehr rar werden, und würden viele Aerzte und Wundärzte darauf aus seyn, mit dieser Brunnenkresse grosse Wundercuren zu thun. Man kann zwar dieselbe nicht gänzlich verwerfen, weil sich das Wild im Frühling so gerne damit ässet, und auch den Menschen zur Gesundheit sehr dienlich ist. Doch mögen wir solches lieber der denen Hirschen und anderm Wilde eingepflanzten Natur zuschreiben, daß sowohl dieses, als auch andere Kräuter, welche sie nach einem eingepflanzten Triebe suchen, so grosse und schleunige Wirkung thun; da man es denn freylich für eine Wirkung der göttlichen Vorsehung erkennen muß, daß sich eine solche Harmonie zwischen der Natur dieser Thiere und solchen Kräutern findet.

Was den **Wandel, Stand und Wechsel** des edlen Hirsches anbetrift; so verändert er denselben nach den Jahreszeiten, theils wegen seines Geässes, theils wegen Aussetzung seines Gehörns, theils auch wegen seiner Brunst.

Im

Im Frühling hat der Hirsch, wie auch das Wild seinen Stand noch tief und weit im Walde, oder in der Heyde. Doch wechseln sie, so bald der Schnee vom Felde abgehet, und suchen die Saatfelder. In Gebürgen aber haben sie sich schon im Winter wegen des grossen Schnees in die Vorgebürge gezogen gehabt. Und ist zu bewundern, daß sie wohl eine Meil Weges weit nach der grünen Saat ziehen, als welche sie auch im Winter haben müssen. Wenn sie das Gehörne abgeworfen, halten sie sich ziemlich verborgen und in Dickichten, ziehen wohl bisweilen in 2 bis 3 Nächten nicht heraus zu Felde, und äsen sich an das junge Laub. Im May, wenn ihr Gehörne besser erwachsen, suchen sie ihren Sommerstand, wo sie bis zur Brunstzeit bleiben, entweder in starkem dickichten hohen Stangenholz, und Feldhölzern, oder in hohen Gebürgen. Wenn der Roggen und Waitzen im Felde erwachsen ist, bleiben sie oft den ganzen Tag über darinnen, und thun sich nieder. In der Brunft ziehen sie auseinander nach den Thieren, und im October, wenn sie vorüber, machen sie sich nach und nach von den Thieren, und retiriren sich wieder in einen Trupp oder Rudel zusammen.

Ueberhaupt aber von ihrem Stande zu melden; so halten sie diese Ordnung: Wo sie sich einmal gewöhnen, ihren Winter- Frühling- Sommer- und Herbststand zu haben, da pflegen sie fernerhin, solchen zu halten. Nichts eher aber verführet die Hirsche, als zur Brunstzeit die Thiere, im Winter die Schläge und das Holzfällen, und im Frühlinge die zeitige grüne Saat. Finden sie nun an solchen vorberührten Orten mehr Ruhe, als wo sie vorher gewesen, so lassen sie sich es gefallen, da zu bleiben, oder kommen doch öfters wieder dahin. Des Abends, wenn die Sonne beginnet unterzugehen, ziehen sie, wie alle andere wilden Thiere, aus ihrem Stande aufs Geäß, und des Morgens, so bald es Tag wird, wieder zu Holze, da sie sich wohl gerne etwas im Vorholze aufhalten, bis die Sonne die Nässe etwas abgetrocknet. Wo sie aber brav beschossen werden, ziehen sie gar spät Abends aufs Geäß, und so bald der Tag nur hervorbrechen will, zu Holze. Sie verlassen auch ihren Stand, wo der Hirsche und des Wildes zu viel wird, weil sie bald merken, daß ihnen des Geässes auf einem engen District zu wenig wird, und sie sich also aus Noth und Mangel weiter auseinander ziehen müssen. Wo ihrer aber nicht allzu viel werden, und nur bisweilen was weggeschossen, und durch Jagen weggenommen wird; so wird man sie, wie oben gedacht, in ihrem ordentlichen Stande zu suchen und zu finden wissen.

Die Fährte, oder das Gefährte des Hirsches ist deutlich zu erkennen, indem dessen starke Ballen wie Hünereyer, breit und weit voneinander stehen. Die Laufklauen sind im Fusse lang und rund gewölbet. Die Afterklauen, welche über den Ballen nahe stehen, und der Oberrück ist, sind manchmal gar deutlich zu sehen, und stehen hinter den Ballen, als hätte man 2 Daumen

men eingedrückt. Das Thier aber hat kleine Ballen, wie die Taubeneyer, ist enge zwischen den Ballen, die Schalen sind flach, lang und spitzig oder schmal. Der Oberrück, welcher höher über den Ballen, als bey dem Hirsche, und enger beysammen stehet, kann nicht gesehen werden, es trette dann Berg unter, oder seye flüchtig. Ein Hirsch schreitet auch weiter und breiter, als ein Thier, welches kürzer und schmal schreitet. Die alten haben 72 Zeichen gezehlet, woran der Hirsch in der Fährte, und sonsten vor einem Thier oder Stück Wild erkannt und unterschieden wird. Weil aber viele darunter sind, so man gleichsam nur bey den Haaren herbey gezogen; so pfleget man nur die vornehmsten, welche dem Weydmann am öftersten vorkommen, zu beobachten. Diese sind: das Schrenken oder der Schrank; der Zwang oder das Zwingen; der Bürgel oder Burgstall; das Blenden oder der Blendetritt; das Geäftere oder die Afterklauen; das Wenden oder die Himmelsspur, sonst auch Himmelszeichen genannt; das Schlagen; das Ausnehmen, und der Hinterlaß oder das Zurückbleiben; von welchen allen unter ihren Benennungen Erwähnung geschiehet.

Ueberhaupt wird zu der Fährte eines alten wichtigen, jagdbaren Hirsches, der gut am Geseiste ist, erfordert, daß vornemlich der Schrank eine gute Spanne breit, weil der Zimmel stark ist, der Schritt 2 einen halben Werkschuh weit, beyde Ballen 4 Finger breit, die Schalen an der Schärfe abgenutzet, und die Spitzen kleiner, rund und stumpf seyen. Eines jungen Hirsches Fährte ist länglicht und weit, von Ballen scharf geschaalet, der Oberrück hoch gelenket, und je älter ein Hirsch ist, je niedriger er gelenket ist, daß öfters bey alten Hirschen der Oberrück von den Schalen Fingersbreit stehet, innwendig aber rund gewölbt, schreitet auch nach seiner Grösse weiter, als ein Thier, und übereilet allezeit die vordere Spur, gehet geschränket mit den Ballen einwärts, und den Spitzen auswärts, und machet, so jung er ist, alle Zeichen seines Vaters, und wie ein Hirsch, nur nicht so vollkommen, sondern nach seinem Alter, auch den Beytritt, aus welchem man die Stärke oder Schwäche des Hirsches wahrnehmen kann. Wenn eine Spur oder Fährte gegangen ist; so zeigen 2 Schritte lang die Länge des Leibes von einem Thiere an. Jngleichem das Lager oder Wahnbette und die Suhle weisen einem die Stärke des Leibes deutlich. Ein Hängeseil oder 30 Schritte lang von demselben, lässet er die Losung fallen, und stallet, ehe er weiter fortgehet.

Die Losung des Hirsches ist im Sommer zur Hirschfeißtzeit flach, und wie ein zwey Groschenstück breit, hänget schleimicht aneinander, wie die Beeren an einer Weintraube, und glänzet wie Oel an der Sonne, und je feißter der Hirsch ist, desto schleimiger ist seine Losung; im Winter aber ist sie gedrungener, schwärzer und rundeckigter. Des Wildes Losung hingegen ist kleiner,

ner, und am Ende spitzig. Es verzettelt solche als eine zerrissene Schnur Corallen, und lässet die Lorbeern zerstreut hin und her fallen, wie die Ziegen, da man in der Losung findet, was das Wildpret gutes oder böses, verdauliches oder unverdauliches genossen, und im Magen und Wanst gehabt. Doch ist die Tageslosung von der Ruhe besser verdauet, als die Nachtlosung.

Wenn ein Hirsch in währendem Lauf angeschryen wird; so stutzet er, und siehet sich um, und wenn er etwas ungewöhnliches erblicket, oder unvermuthet etwas fahren, oder einen Menschen ruffen, singen oder pfeiffen höret; so bleibet er stehen, und siehet es begierig an, und so er im Walde von Wölfen verfolget wird, suchet er Zuflucht bey denen Menschen, sich zu retten. Wenn giftige stinkende Nebel sind, zerscharren sie die Ameishauffen, riechen darein, und brausen von solchem starken Spiritu, der ihnen gleichsam an statt eines Nießpulvers dienet, indem sie durch das Niessen ihr Gehirn reinigen, daß viel Böses damit weggehet. Wenn ein Hirsch was vermerket, gehet er gemeiniglich dem Winde entgegen, und so er gejagt wird, lauft er mit dem Winde, daß keine Witterung von ihm zurücke bleibe. Eben so schwimmet er lieber abwärts, als wider den Strohm, welches die Jäger in den Weihen fallen, nennen. Wenn Wild und Hirsche beysammen flüchtig werden; so lauffen die stärksten hinten nach, stossen und schlagen die andern vor sich fort. Wenn es donnert und grosses Ungewitter entstehet, bleiben sie nicht gerne unter den Bäumen, sondern begeben sich lieber, wo kein Dickicht ist, in flache Felder, Wiesen und lichte Plätze, und stehen daselbst auch in dem grösten Regen. Bey Sturmwinden aber sehen sie allezeit in die Höhe, wohin dieselbe in der Noth fallen möchten. Sie sollen nach einiger Meynung den Schlangen sonderlich feind seyn, durch Anziehung der Luft sie aus den Löchern hohlen und fressen.

Der Hirsch wird von den Jägern erschlichen und gepürschet, wo er aber nicht gleich fället; sondern nur an- oder weydewund geschossen wird, verfolgen sie ihn mit dem Schweißhunde, bis sie ihn wiederum zu Schuß bekommen, oder für Mattigkeit niedergethan finden, da sie ihm mit einem Fang den Rest geben. Oder er wird gejaget, und dieß geschiehet auf zweyerley Manier, entweder durch ein umstelltes Jagen, oder durch ein sogenanntes Renn, oder Parforcejagen, wovon an seinem Orte ein mehreres. Wie ein Hirsch oder Thier auf weydmännisch soll aufgebrochen und zerwirket werden, davon s. Aufbrechen, Zerwirken.

Das Jägerrecht von Hirschen ist der Hals mit denen zunächst daran stossenden 3 Ribben. An denselben ist alles gut, und kann sowohl in der Küche, als Apothecke genutzet werden. Das Fleisch oder Wildpret des Hirsches ist unterschiedlich. Von alten Hirschen wird es vor hart, unverdaulich und schwerer Nahrung gehalten; allein diesem angebli-

geblichen Mangel wissen die Köche durch gute Gewürze, oder durch Einbeitzen und Einschlagen in Pasteten wohl abzuhelfen. Doch ist bekannt, daß die Schmalthiere, ingleichem die Spießhirsche ein viel zärteres, die Kälber aber das allerbeste Fleisch haben. Daher auch diese letztern nur auf grosser Herrn Tafeln gehören. Von der Zubereitung des Hirschwildprets s. *Onomatologia oeconomica practica* oder oeconomisch Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 115-117.

In der Arzney werden gar viele Stücke von dem Hirsch gebraucht. Das Geweyhe oder Hirschhorn wird roh gefeilet, mehrentheils mit andern Stücken gekocht oder eingebeitzt, und wider eine ansetzende Fäulung gebraucht; widerstehet dem Gift, treibet in etwas den Schweiß; stärket den Lebensbalsam, und wird dem Bezoar gleich geachtet; ist gut wider die Kinderblattern, Flecken, hitzige böse Fieber, und andere meistens solche Krankheiten, die eine Schweißtreibung vonnöthen haben. Für das beste und kräftigste Hirschhorn wird dasjenige gehalten, welches zwischen dem 15ten August und 8ten September gefallen ist. In hitzigen Krankheiten verordnet man meistentheils das Hirschhornwasser zum Trank. Man nimmt nämlich 1 Pfund geraspelt Elffenbein, giesset 4 Maaß Wasser daran, und lässet es sieden, endlich schneidet man 2 oder 3 Citronen darein. Das gebrannte Hirschhorn mit bequemen Decoctis gesotten, widerstehet ebenfalls der Fäulung, befördert den Schweiß, besänftiget das Aufwallen des Geblüts, hemmet den Durchbruch. Das präparirte Hirschhorn ist eines der besten Schweißtreibenden Medicamenten, und hat in hitzigen bösen Krankheiten den Preiß. Die Dosis ist auf einmal ein Scrupel, halbes Quintlein, und zuweilen etwas drüber. Die Hirschhornsulz dienet, das Herz zu stärken, und ist eine edle Arzney gegen alle vorerwähnte Zufälle. Der Hirschhornspiritus, Hirschhornoel, das flüchtige Hirschhornsalz sind alle drey überaus durchdringend, wider alle giftige Krankheiten, sonderlich wider das Aufsteigen der Mutter, sowohl innerlich, bey 5 bis 9 und etwas mehr Tropfen oder Gran, auf eimal in einem gehörigen Wasser eingenommen, als auch äusserlich dem Patienten unter die Nase gehalten. Das sogenannte Hirschkolbenwasser kann wegen seiner balsamischen Kraft, und mässigen Kühlung in hitzigen und giftigen Fiebern nicht genug gerühmet werden. Das Hirschunschlitt heilet erfrorne Füsse, aufgeschundene Hände und Oerter, wo man sich wund gelegen und geritten. Das Hirschhornsälblein ist eine herrliche, schmerzstillende Arzney, absonderlich in der gar heftigen Colick und andern dergleichen Bauchgrimmen. Die Hirschzähren oder Thränen, der sich in den Augenwinkeln der gar alten und ungefähr hundertjährigen Hirsche befinden, stärken das Herz, treiben den Schweiß, und werden wider alle ansteckende giftige Krankheiten, als Pest, böse Fieber, so hoch gerühmet, daß sie auch mit dem Bezoar an Tugend um den

den Vorzug streiten, ja gar dem Golde gleich geschätzet werden. Sie sind in schweren Kindesnöthen ein so zuverlässiges Mittel, daß man in Abtreibung der todten Frucht ihre Kraft schon befunden hat. Die Dosis ist 3, 4 bis 9 Gran. Es legen sich aber diese Thränen wie ein verhärtetes Wachs in den Augenwinkeln an, riechen anfänglich etwas übel, hernach aber gar lieblich. Der Farbe nach sehen sie braungelb, sind gemeiniglich mit vielen Haaren vermenget, und endlich fast wie ein Stein anzusehen. Das frische **Hirschherz** wird in Stücke zerschnitten, und mit verschiedenem Gewürze eine Zeit lang in guten Wein eingebeitzet, und alsdann ein Wasser daraus destillirt, da es denn eingenommen im Herzklopfen Wunder thut. Das **Hirschcreutzlein**, welches nichts anders ist, als eine am Grund des Herzens natürliche Zusammentrettung der Pulsadern, woraus mit der Zeit ein fast creutzförmiges Beinlein wird, beschützet das Herz für allem Gift und Malignitäten; und erhält sonderlich die Frucht bey schwangern Weibern frisch und gesund. Das **Hirschblut** in einer Bratpfanne gedörret und pulverisiret, ist gut wider die rothe Ruhr und allerley Durchbrüche und Gift. Der daraus präparirte balsamus antipodagricus ist allenthalben sehr beruffen, und thut wegen seiner mächtigen Zertheilungskraft im Podagra u. d. g. Contracturen, äusserlich aufgeschmieret, sehr gute Wirkung. Denen Steinen, die bisweilen in der Hirschen Mägen oder Gedärme gefunden werden, schreibt man gleiche Kräfte und Tugenden mit dem Bezoar zu; insonderheit aber wird derjenige Stein, welcher aus der Bährmutter einer Hirschkuh heraus genommen worden, für ein ganz geheimes Præservativ gehalten, für schwangere Frauen, die dadurch von allerley Zufällen also sollen befreyet werden, daß sie ihre Kinder glücklich zur Welt gebähren können. Die **Geburtsgeilen** gedörret, und pulverisirt im Wein eingenommen, reitzen zum Beyschlaf. Der **Sprung**, oder dasjenige Beinlein, welches bey den Hirschen eben das, was bey den Haasen der Haasensprung ist, wird ebenfalls in der Ruhr gerühmet. Das **Hirschunschlitt** wird vielfältig unter Salben und Pflastern verbraucht, und zwar Geschwulste und Beulen zu erweichen, die Wunden zusammen zu ziehen, die Schmerzen zu stillen, und die vom Frost entstandene Geschwülste oder Entzündungen zu heilen; in den Apothecken hat man davon ein destillirtes Oel, welches stark erweichet, lindert, und die Schmerzen des Podagra besänftiget. Das **Hirschmark** hat für allem andern den Vorzug, und dienet sonderlich zu alten, bösen und giftigen Schäden an Füssen. Der **Urin** des Hirsches ist gut vor die Milzbeschwerung.

Die gewöhnlichsten **weydmännischen Redensarten** vom Hirsche sind diese: der Hirsch hat auf dem Kopf ein **Gehörn**, **Geweihe**, oder **Gewichte**; ein jedes von dem hochaufstehenden heißt eine **Stange**; er hat ein **Maul**; anfänglich, wenn er das Gehörn abgeworfen, sagt man: er hat **Kolben**; darnach **Monchen**; hierauf das eigentliche **Gehörn**

Gehörn oder Geweihe; der Ort, wo das Gehörne auf dem Kopfe aufstehet, heißt der Rosenstock; das unterste Theil an jeder Stange die Rose; die krause Knöpfgen an der Rose und Stange, Perlen; die untersten Enden am Gehörne, die Augsprossen; die nächsten Enden an den Augsprossen die Eissprüssel; alle Spitzen, so nachhero am Gehörne stehen, die Enden; ein Hirsch von zwey Stangen ohne einiges Ende, ein Spießhirsch; ein Hirsch so an jeder Stange nur ein Ende hat, ein Gabler oder Gabeler; vereckt wird gesprochen, wenn dem Hirsch das Gehörne wieder erwachsen, und die Enden daran nun wieder hart werden; ein Hirsch von 10 Enden wird jagdbar angesprochen, auch wohl schlecht jagdbar; von mehr Enden, ein jagdbarer Hirsch, ein guter Hirsch; so es ein alter Hirsch ist, ein recht guter, ein starker, ein Capital guter Hirsch; angesprochen aber heißt, wenn man die Fährte beurtheilet, und anzeigt, wie ein Hirsch am Leibe oder Gehörne zu rechnen seye; der Ort, wo er hingetretten heißt Fährte; die unten hornichte Theile am Lauft, die Schaalen; die beyden, etwa 3 Querfinger über die Ballen stehende hornichte Spitzen, der Oberrücken, Geäfter oder die Aftern; die Füsse, wie bey allen wilden Thieren, die Läufte; über denselben sind die Blätter oder Büche; hinten über eben denselben, die Keulen; seine Excrementen oder Koth, die Losung; wo die Losung heraus fällt, das Weideloch, oder der Hintere; das männliche Glied, die Ruthe, Zimmel oder Pinsel; die Hoden oder Klösse, das Kurzwildpret; das weibliche Glied, das Feigenblatt; der Schwanz, die Blume; der Theil von der Blume über den Keulen bis an die Rippen, der Zimmer; vom Zimmer bis auf die Blätter, der Rücken; Herz, Lunge und Leber, das Geräusche, Gelünge oder die Lunze; die Gedärme, das Gescheide; das grosse Theil daran, der Wanst; die Dünnungen, so das Gescheide umschliessen, die Eisbeine oder Flanken; der Hirsch hat eine Haut, kein Fell; der dicke Knoten, wo hinten die Zunge am Schlund und der Gurgel ist, heißt die Drossel; die 2 Streiffen Wildpret am Halse, wo der Schlund und die Gurgel lieget, Kehlbraten; die über den Nieren und am Rückgrad liegende 2 Stück Wildpret, die Mehrbraten; der Hirsch hat Wildpret, kein Fleisch; Schweiß, und kein Blut, beydes gilt von allen wilden Thieren und Vögeln; vom Schuß getroffen heißt verwundet; das Losgehen des Hirsches auf die Thiere wegen der Vermischung, die Brunft, er tritt auf die Brunft; der Hirsch schreyet, nicht brüllet; wenn er sich auf das Thier setzet, und sich mit demselben vermischet, so heißt es: er beschlägt das Thier, oder der Beschlag; wenn das Thier empfangen hat: es gehet hochbeschlagen oder tragend; das Thier setzet das Kalb, nicht es kalbet; der Hirsch fliehet oder ist flüchtig; nicht er rennet; er fliehet oder fällt über das Zeug, die Lappen, oder worüber es sonst ist, nicht

er springt darüber; wenn 4, 5 oder mehrere Hirsche oder Wild beysammen sind, heisset es eine **Rudel Wildpret** oder **Tropp**; wenn der Hirsch hin und wieder gezogen, er hat **gewechselt**, oder der **Wechsel**; wo man ihn siehet oder spüret, heißt **gezogen**, als: **er ist da über gezogen**; er **steckt in dem Revier**, nicht er liegt darinnen; er hat sich **niedergethan**, nicht niedergelegt; er hat kein Lager, sondern ein **Bette**; er **ässet sich**, nicht er frißt; er ziehet aufs **Geässe**, nicht auf die Weide; er fällt ins Garn, nicht er springt hinein; er **färbet sich**, nicht er häret; die Hirsche **kämpfen** miteinander, nicht sie stossen sich; der Hirsch wird **aufgebrochen**, und nachgehends **zerwirkt** oder **zerlegt**; er ist **feißt**, nicht fett; er heißt durchaus nicht schön, sondern: **er stehet gut aus am Leibe, es ist ein guter Hirsch, ein recht guter Hirsch, ein starker Hirsch, ein Capital Hirsch**; er hat **ein gut, brav, prächtig Gehörne**, nicht er siehet schön aus; es wird ihm **ein Fang gegeben**, oder er wird **abgefangen**, nicht gestochen; er **stürzet**, so er über einen Hauffen schlägt, nicht fällt; er **endet**, nicht stirbt; so zuweilen das Wild Menschen oder sonst was merket, so läßt sich manchmal eines von den alten Thieren mit einem lauten Ruf hören, welches aber nicht geschryen heißt; sondern es **meldet sich**, oder **schmählet**; der Hirsch **feuchtet**, nicht stallet; **gehet hoch**, wenn er schlagen will; **gehet niedrig**, hat **geworfen**; hat **Weisses**, nicht Fett; das **Weidemesser** ist die Zunge; **Federn** sind die Ribben; die Seiten am Hirsche heissen **Krieben**, **Wümmer** oder **Wände**.

Was endlich die Gattungen der Hirsche anbetrift; so wollen einige drey derselben bemerket haben, nämlich die **braunen**, **falben** und **röthlichten**. Die **braunen** sind stärker, schneller und grösser, als die andern, und haben ein edles Wildpret; die **falben** tragen das Haupt empor, und haben ein schwaches Gewehe; die aber einen schwarzbraunen Strich über den Rücken haben, werden für edle und gute Hirsche gehalten. Die **röthlichten** oder **Rothhirsche**, welche von einigen wieder in gemeinrothe, **bräunlichrothe** und **gelbrothe** getheilet werden, sind meistentheils jung und dauerhaft, und machen den Hunden bey der Parforcejagd viel zu schaffen. In den Böhmischen Waldungen werden viel Hirsche gefunden, welche sich, wo Kohlen gebrannt werden, aufhalten, lange schwarze Zoten am Halse haben, und stärker vom Leibe sind, als die andern. Diese nennet man **Brandhirsche**. Wobey einige die Hirsche in **Pferdhirsche**, **Bockhirsche** und **Brandhirsche** eintheilen. Noch andere theilen sie in gemeine **Hirsche**, **Damhirsche** und **Palmhirsche**, welche letztere ein der Hand breites Gewehe haben, und in **weisse**, welche aber gar selten angetroffen werden.

Hirschbaum, s. **Gerberbaum**.

Hirschbein, s. **Hirschcreutz**.

Hirschbilze, s. **Hirschbrunst**.

Hirsch-

Hirschblut, s. Hirsch.

Hirschbrunft, Hirschbrunst, heißt die Zeit, darinnen der Hirsch in die Brunst tritt. Es geschiehet solches um Aegidii nach der alten Zeit, und währet bis zu Ende des Octobers. Zu dieser Zeit gehen die Hirsche voneinander, da sie sich zuvor häuffig zusammen hielten, werden begierig, suchen das Wild oder Weiblein, und spüren ihm nach. Was nun ein Hirsch vor Wild antrift, dabey bleibet er, bis ein stärkerer über ihn kommt, der ihn davon abtreibet. Vor Hitze der Brunst bekommt er unter dem Zeimen einen schwarzen Fleck, welcher je länger je grösser, und der Brand genennet wird. Vom Schreyen aber, welches er in dieser Zeit sehr häuffig hören läßt, bekommt er einen starken Hals, wie einen Kropf, und lange Spießhaare daran. Währender Brunstzeit soll er nichts anders, als Pülze und rothe Schwämme geniessen. Vor Hitze, sonderlich da Mastung ist, kühlen sich sowohl die Hirsche, als das Wild in Prudel und Morast, daß sie über den ganzen Leib schwarz voller Koth aussehen. Wenn der Hirsch in voller Brunst stehet und recht grimmig ist; so weicht er vor nichts aus, sondern thut öfters sowohl Menschen, als Vieh Schaden. Ein solcher Brunsthirsch gehet allezeit hinter dem Wilde her, und so er einen andern schreyen höret, antwortet er heftiger, seinen Widerpart damit abzuschrecken. Kommt nun ein anderer, der noch kein Wild hat, und dieser siehet ihn, so gehet er auf ihn los, und jener reisset aus. Wo er sich aber zu wehren getrauet und Stand hält, da fahren sie vor Grimm plötzlich mit dem Gehörne zusammen, daß man sie eine viertel Stunde, ja bey stillem Wetter, noch weiter klappern höret, und kämpfen mit grosser Geschwindigkeit. Oft verwirren und verbeugen sie die Gehörne in einander so veste, daß sie nicht wieder von einander zu bringen sind, und manchmal beyde Hirsche auf dem Platz bleiben müssen, wenigstens wird mancher krumm, lahm und zu Schanden gestossen, wo er das Gelack nicht gar mit der Haut bezahlen muß. Wo ein grosser Trupp von Wild ist, und etliche Hirsche dazu kommen; so jagen sie sich ziemlich herum, springen denn unter das Wild hinein, um sie voneinander zu trennen, welches aber schwerlich angehen will, jedoch so es gelinget, gehet einer hier mit einem Trupp, der andere mit etlichem Wilde dort hinaus.

In solcher Zeit werden, wo Gehäge sind, die Heyden und Wälder verbotten, und darf niemand, wie sonsten, hinein fahren, Streuling oder Holz zu holen, oder auch darinnen hüten und mit den Hunden hinein kommen, massen hiedurch das Wildpret in seiner Brunst gestöhret würde. So sollen auch die Fleischerknechte mit ihren Kälbern und Hunden, die einen starken anhaltenden Laut von sich geben, und am meisten schädlich sind, mit Fleiß vom solchem Walde abgehalten werden, und das um so viel mehr, wenn etwa die Herrschaft zugegen ist, und ein Brunstschiessen gehalten wird.

Solche Brunstzeit währet gemeiniglich 3 bis 4 Wochen, binnen welcher Zeit die Herrschaft auf einem an solchem Walde nahe gelegenen Amt- Jagd- oder Lusthaus sich aufhält. Wenn nun der Forstmeister selbigen Reviers durch seine untergebene Förster Erkundigung eingezogen, wo und wie solche Hirsche in der Brunst stehen, und ob sie zeitlich oder späte antretten; so reutet der Forstmeister, nach gegebenem Bericht, mit der Herrschaft gegen Abend und vor Tages, nebst dem Pürschmeister und Leibschützen, an gemeldten Platz, steiget ab, und so der Forstmeister der Herrschaft die Wechsel und Gelegenheiten angezeiget hat, und sie sich angestellet, oder anderwärts Hirsche schreyen höret; so führet der Pürschmeister die Herrschaft an, durch Beschleichen, Kriechen, oder andere Vortheile. Ist der Hirsch zu weit; so muß er denselben durch das Zerknicken eines kleinen Stöckgens, als ob ein anderer käme, näher locken, und so ein Hirsch der Herrschaft recht zum Schuß stünde, solchen schiessen lassen, welcher hierauf, zum Zeichen, daß er von der Herrschaft gepürschet worden, gehöriger massen auf den Pürschwagen geleget, und nach Hofe geschicket wird. Zuweilen wird der Pürschmeister, wenn die Herrschaft einen Hirsch von sonderbarer Grösse und vielen Enden gepürschet, von derselben beschenket, das abgeschlagene Gehörne aber auf einen hölzernen Hirschkopf zum Andenken angemachet, und die gehörigen Nachrichten beygefüget. s. a. Brunftschiessen.

Hirschbrunst, Hirschschwamm, Hirschbiltz, lat. Boletus Cervi, Boletus cervinus, Fungus cervinus, Tubera cervina, *Tuber Cervi*, eine Gattung Schwämme oder Bilze, die ein wenig grösser, als eine Haselnuß, von Gestalt rund, jedoch nicht gänzlich, sondern etwas uneben sind. Sie sehen aussen röthlicht, oder schwärzlicht, oder grau, innwendig aber weiß, und sind mit einer harten Schale bedeckt. Wenn sie noch frisch sind, haben sie einen starken Geruch, und innwendig ein schwammichtes Wesen. Wenn sie aber vertrocknet sind, so ist nichts, als ein wenig leichter Staub und Pulver darinnen anzutreffen. Sie wachsen häuffig unter den Fichten in den Wäldern, wo sich die Hirsche am meisten aufhalten, auch, wie einige wollen, gemeiniglich an den Orten, wo sie brunsten, da sie von der Hirschgeile wachsen sollen; wie man sie denn auch deswegen oft in Form eines Hirschgebährgliedes will gefunden haben; sonst aber auch auf den Kohlstätten, lassen sich aber nicht gar wohl finden, weil sie unter der Erde stecken, wo sie von den Hirschen, die sich an ihrem Geruch belustigen, mit denen beyden Vorderläuften aufgescharret, und geblösset würden. Ja man darf, falls diese Schwämme nicht gleich am Tage liegen, nur an solchen ausgekratzten oder gescharrten Plätzen nachgraben; so wird man sie hauffenweise daselbst finden.

Diese Schwämme führen viel Oel, ein wenig flüchtig Salz und sehr viel Erde mit sich. Sie werden von vielen in schwerer Geburt

Geburt und Mutterkrankheit gebraucht. Auch, da sie das Gift mit Gewalt durch den Schweiß austreiben, werden sie zur Pestzeit gar sehr gerühmet. Nicht weniger sollen sie die Milch und den Saamen vermehren, die Natur stärken, und also wider das Unvermögen zum Beyschlaf dienlich seyn; daher sie vielen Medicamenten zugethan werden. Sie heilen der Spinnen Stiche im Munde gekäuet, und den Schaden damit bestrichen, und werden auch mit Nutzen auf die geschwollene Hände geleget. Einige brauchen sie zum Schwarzfärben, als dem Schlagbalsam eine schwarze Farbe zu geben. Der leichte Staub aber, so darinnen befindlich ist, soll in die Wunden gestreuet, derselben Blut stillen.

Hirschcreutz, Hirschbein, lat. Crux Cervi, Os, Ossiculum cordis Cervi, de Corde Cervi, Os cervinum de corde, ist nichts anders, als eine natürliche Zusammentrettung der Pulsadern am Grunde des Herzens eines Hirsches, woraus mit der Zeit ein fast Creutzförmiges Beinlein wird. Es wird nur bey ganz alten Hirschen gefunden, bey den jüngern ist es nur ein ungestalter Knorpel. Man rühmet es als ein kräftiges Mittel wider die Herzbeschwerungen, und allerhand giftige, besonders Weiberkrankheiten, s. a. Hirsch.

Hirschenden, s. Hirsch, Ende.

Hirschfang, s. Hirsch.

Hirschfeißte, Hirschfeißtzeit, wird die Zeit genennet, da die Hirsche am feißtesten und besten sind. Sie gehet um die Erndtezeit gegen Jacobi an. Zu dieser Zeit ist der Hirsch stolzer und vorsichtiger, als vorher, da ihn noch die sogenannte Zecken an der Haut unansehnlich, und der Winter mager gemachet, er auch bey guter Zeit sich auf das Feld und zum Grase auf die Wiesen erhoben, immassen man zu solcher Zeit seiner eben nicht so sehr geachtet. In dieser Zeit pfleget er weit später in die Nacht, erst gegen 11 und 12 Uhr, und noch drüber, sich vorzufinden, auch vor Tage wieder in das Holz zu gehen, daß er nicht, weil sein Wildpret jetzo am angenehmsten, mit der Haut bezahlen möge. Daher ein Hirschfeißtjagen ein ordentliches Jagen heißt, so zu dieser Zeit vorgenommen wird.

Hirschfährte, s. Hirsch.

Hirschfutter, lat. Elaphoboscum, Cervi pabulum, werden die Pastinacken genennet, weil man dafür hält, daß der Hirsch durch Geniessung dieses Krautes die giftigen Schlangenbisse dämpfe.

Hirschgarn, Hirschnetze, Hirschseile, Sauseile, ist ein zur Hirschjagd gehöriges Garn, welches, wie ein Tuch, 80 gedoppelte, und 160 einfache Waldschritte, d. i. 400 Fuß oder 200 Ellen, im gehörigen Busen stellet, und 10 Fuß hoch ist. Hierzu braucht man 21 Steine guten Hanf, und wird das Garn hierzu gesponnen, doch nicht zu sehr gedrehet, damit es, wenn es naß wird, nicht zusammenlauffen möge. Die Leinen müssen eines kleinen Fingers dicke, neunschäftig, oder neunfädenig geschlagen, durch das Wasser etlichemal gezogen,

zogen, und dadurch, ob sie zusammenlauffen, oder sich ringeln, probiret werden. Das Stiefelholz oder Modell zu denen Schmasen oder Masen ist 8 Zoll breit, also, daß eine Masche 8 Zoll ins Vierkandigte, oder wenn sie ausgerecket ist, 16 Zoll lang wird. Ein solches Netz muß 20 bis 24 solcher Schmasen hoch, die Ober- und Unterleinen aber so stark, als an denen Mitteltüchern, und von 20 Faden geschlagen werden. Es gehören hierzu 11 von Tännen-, oder wo solches nicht zu haben, von dürren Fichten- oder Kiefernholze verfertigte Forkeln, von mittelmässiger Stärke, 4 guter Ellen lang, und 2 grosse starke Heftel. Auch müssen die Forkeln inwendig, wo das Wild herkommen soll gestellet werden, jedoch daß die oben in gedachten Forkeln bis auf die Helfte eingeschnittene gerade Kerben, worauf die Oberleine vom Netze haftet, auswendig komme, damit das Netz wohl abfallen könne, und den Busen wohl über das Wild schlage.

Hischgeburtsgeilen, s. Hirsch.

Hirschgehörn, s. Hirschhorn.

Hirschgerecht, ist und heisset ein Jäger, welcher seinen Hirsch und Wildpret ohne Fehler ansprechen und unterscheiden kann, und zwar den Hirsch in seiner Fährte, nach der Schwere seines Leibes, nach den Jahren und nach der Vielheit seiner Enden, die er auf seinem Gehörne hat, und ob er also jagdbar seye oder nicht. Sodann wird auch von einem Hirschgerechten Jäger erfordert, daß er seinen Leithund recht zu behandeln und zu arbeiten wisse, sein Thier zu Holze richten und bestätigen könne, dergestalt, daß man bedürfenden Falls auf seinen Bericht das bestätigte oder verneuerte stellen und einrichten könne.

Hirschgeweyhe, s. Geweyhe, Hirsch, Hirschhorn.

Hirschherz, s. Hirsch.

Hirschhorn, **Hirschgehörn**, **Hirschgeweyh**, lat. Cornu Cervi, Cornu cervinum, ist, nach dem Unterschied der Tann-Spieß- und gemeinen Hirsche, entweder breit, einfach oder zackicht, und spielet die Natur auch an den Zacken so vielfältig, daß man ein ganz Musäum damit anfüllen könnte. s. Geweihe. In der Arzney werden diejenigen, welche die Hirsche von sich selbst abwerfen, vor die besten gehalten, indem sie mehr flüchtiges Salz in sich halten, in Ansehung dessen sie eine so vortrefliche Schweiß- und Gifttreibende Kraft in sich haben, und gegen die ansteckende Seuchen, Fleckfieber, Blattern und Masern dienen, wenn sie auch nur in das Getränke geleget werden; weswegen auch die Rasura Cervi, oder das geraspelte Hirschhorn, bey den Materialisten zu finden ist; wiewohl man am sichersten gehet, wenn man es in seiner Gegenwart raspeln läßt, indem es nicht selten mit geraspeltem Ochsenhorn verfälschet wird. Was sonsten aus demselben bereitet werde, davon s. Hirsch.

Hirschhorn, gebranntes, s. Hirsch.

Hirschhorn, geraspeltes, s. Hirschhorn.

Hirschhorn, präparirtes, s. Hirsch.

Hirsch-

Hirschhornoel, s. Hirsch.

Hirschhornsälblein, s. Hirsch.

Hirschhornsalz, s. Hirsch.

Hirschhornspiritus, s. Hirsch.

Hirschhornsulz, s. Hirsch.

Hirschhornwasser, s. Hirsch.

Hirschjagen, s. Hauptjagen, Parforcejagd.

Hirschinselt, s. Hirschtalch.

Hirschkalb, lat. Hinnulus, franz. *Fan*, ist das Kalb männlichen Geschlechts vom Thiere; das vom weiblichen heißt Wildkalb. Wenn sie gesetzt werden, haben sie viele Flecken über den Rücken, liegen 3 bis 4 Tage unter einem Gebüsch, oder umgefallenen Baum, lassen sich angreiffen und stehen nicht auf, bis die Mutter kommt. Da saugen sie stehend, legen sich wieder hin, und können zu solcher Zeit leicht aufgehoben und weggetragen werden. Wenn ein Hund oder Fuchs dazu kommt; so schreyen sie, da denn die Mutter zugelauffen kommt, und mit den Vorderläuften wehret. Nach solcher Zeit führet sie dieselbe vorsichtig aus, und diese lauffen ihr auf dem Fusse nach, bis sie der Orten kundig sind, bisweilen bis in das dritte Jahr. Wenn dem männlichen das Gehörnchen wächßt, wird er ein Spießhirsch genennet; das weibliche aber ein Schmalthier. Ein Hirschkalb läßt sich gar wohl aufziehen. Es lernet nach und nach Milch trinken, und sich mit Brodt und Grünwerk ätzen. Lässet man sie klein schneiden, so bekommen sie kein Gehörn, bleiben fromm und werden feißt. s. a. Hirsch, Thier.

Hirschkasten, ist ein Behältniß, worinnen ein Hirsch lebendig von einem Orte zum andern gebracht werden kann. Man hat zwey Sorten desselben. Die erste gehöret für diejenige Hirsche, welchen man, weil sie weit und ferne geschicket werden sollen, das Gehörne (als welches sie ohne dieß abwerfen, und ihr vollkommen Gehörne wieder aufsetzen) oberhalb den Augensprossen, und auch diese absäget. Dieser Kasten wird etwas über 3 Ellen lang, und 3 Ellen hoch, auf dem Boden aber eine Elle weit gemacht, nur daß ein Hirsch darinnen stehen und liegen kann, auch nicht angestrichen, sondern nur schlecht von guten Tannenbrettern zusammen geschlagen, und mit eisernen Winkeln und Bändern wohl verwahret. Am Ende, wo der Kopf ist, muß er mit einer kleinen Krippe zum Haber, und mit einem eisernen Räuffgen zum Heu unterwegs versehen seyn. Die andere Gattung aber, so zu denen Jagdaufzügen oder zur Hofjagd gehöret, da dem Hirsch sein Gehörne gelassen werden muß, ist oben etwas weiter und höher, nach der Grösse des Gehörns, und soll innwendig, damit sich der Hirsch nicht zu Schanden stosse, billich mit Leinwand ausgeschlagen, und mit Werg und Haaren ausgestopfet, oder wenigstens mit Strohseilen ausgeflochten; auswendig aber auf den Ecken mit grossen eisernen Ringen, um den Kasten auf dem Wagen zu bevestigen, versehen, auch über und über mit

grüner Oelfarbe angestrichen, und Hirsche darauf gemahlet seyn.

Hirschkolben, lat. Typhi Cervi, franz. *Cornichons; Tete de Cerf, Cru de Cerf*, wird das junge Gehörn des Hirsches genennet, wenn es noch weich, und einer Hand breit hoch ist. Die rauhe Haut, womit es überzogen ist, nennet man das Bast. Man bekommt solche erstlich nach Johannis, und sie sind eine ziemlich rare Speise. Denn von einem oder zwey Hirschen kan man keine grosse Casserole, oder Tiegel zuwegebringen; daher sie nur an grosser Herren Höfen zugerichtet werden. Wenn denn Hirsche einkommen, die noch ein weiches Gehörne haben; so schneidet man die Kolben unter den Augensprossen ab, leget sie über Nacht in Wasser, daß es den rothen Schweiß herausziehe, hernach setzet man sie im Wasser zum Feuer, läßt sie kochen, bis sie weich werden. Alsdann ziehet man ihnen die Haut ab, und schneidet sie mit einem scharfen Messer Scheibenweise fein sauber, leget sie hierauf wieder in kaltes Wasser, und richtet sie mit Triffeln, mit saurer Limonie, fricasiret, oder mit einer wohlgewürzten Butterbrühe zu. In der Arzney haben sie einen vortreflichen Nutzen. s. Hirsch.

Hirschkolbenwasser, s. Hirsch.

Hirschkugeln, Hirschsteine, lat. Bezoar cervinum, wachsen, wie der Occidentalische Bezoar, im Magen oder Gedärmen der Hirsche, sind äusserlich weißgelb anzusehen, und aus vielen übereinander gewachsenen Blättlein, wie die Bezoarsteine, zusammengesetzt. Sie werden wider ansteckende Krankheiten gebraucht, und ihre Kraft dem Bezoar gleich geachtet. s.a. Hirsch.

Hirschkuh, s. Hindin, Hirsch.

Hirschläufte, werden die Füsse der Hirsche genennet, welche gemeiniglich, wie der Rinder und Kälber Füsse, in der Küche zubereitet werden; doch pfleget man sie auch einzulegen, auf folgende Art: Wenn sie abgehauen, mitten entzwey geschnitten, in Wasser gesotten, nach diesem an Haut und Haaren rein abgeputzet, und in kaltem Wasser geleget, daß sie schön weiß geworden; so leget man unten auf den Boden eines Fäßgens Lorbeerblätter, Roßmarin, Citronenscheller, und mancherley ganz Gewürz. Hierauf folget eine Lage solcher Hirschläufte, sodenn wieder gedachte Species, bis das mit das Fäßgen voll ist, und oben noch gewürze lieget. Alsdann schlägt man es zu, bohret ein Loch in den Deckel, lässet guten Weinessig hineinlauffen, vermachet das Loch mit einem Stöpsel, setzet das Fäßgen an einen kühlen Ort, und wendet es alle Tage, oder in etlichen Tagen einmal um; so kann man sie kalt verspeisen.

Hirschmark, s. Hirsch.

Hirschnetze, s. Hirschgarn.

Hirschruf, ein Jägerinstrument, womit ein Hirsch angekirret wird, näher zu kommen, und womit man sonderlich in der Brunstzeit ein Vergnügen mit dem Hirsche haben kann. Er wird verschiedentlich gemacht. Einige nehmen

men Holz und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende so weit ist, daß man eine Faust hineinstecken kann, am andern aber etwas zugespitzt seyn muß. In dieses wird an dem spitzigen Ende hinein, und gerade auf den Hirsch zugeruffen und zugeschryen. Andere aber nehmen ein Gefässe, wie eine Bierkanne gestaltet, und gebrauchen es hineinzuschreyen. Doch der reineste und beste Hirschruf ist dieser: Man nehme ein Meerschneckengehäuse, welches länglicht, an einem Ende spitzig, am andern Ende aber so weit und geraum ist, daß man eine Faust hinein legen mag. Das spitzige Ende feilet man ab, so weit, daß es ein Loch bekomme, und daß man einen Finger mit der Spitze hineinstecken kann. Dieses spitzige Ende nimmt man in das Maul, und schreyet hinein, wie ein Hirsch, und zuweilen geschwinde mit unter, also wie ein Hirsch, wenn er hinter dem Thier her ist, und es zum Beschlage nöthiget, oder herumjaget. Wenn man nun so geschwinde, wie ein Hirsch, anstösset; so muß man auch ein oder zweymal in den Ruf schreyen, als wie das Thier, wenn es von dem Hirsch gejaget wird, welches einen kurzen und nicht so lauten Ruf thut.

Wenn man sich also anstellet, sonderlich in der Brunstzeit und bey den Brunstplätzen, und es kommt ein Hirsch alleine, und höret den Ruf; so eilet und kommt er bald nach demselben, so, daß er sich ihme ganz nähert, da man ihn denn nach Gefallen schiessen, oder doch, wo man ihn auch nicht haben will, recht besehen kann. Und wenn gleich ein Hirsch bey dem Thiere ist; so ziehet er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gerne von den Thieren, in der Meynung, als ob ein anderer Galan um seine Braut werbe; daher er ihm entgegen gehen und ihn abtreiben will. Allein es wird ihm diese Kühnheit zuweilen schlecht belohnet, indem er selber gefället wird. Doch macht er sich nicht gerne weit von den Thieren. Es ist also nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug ist, daß er etwas näher komme. Wenn man auch vermeynet, daß Hirsche im Holz oder in der Dickung stehen, und sie sich nicht hören und sehen lassen; so stösset man einige mal in den Ruf, da werden sie sich bald melden und antworten; doch muß man hier nicht allzuviel Lermen machen; sonst merken sie es bald, daß es nicht recht hergehe. Recht angenehm und lustig ist es zu sehen, daß auch die Hirsche manchmal in fast voller Flucht dem Ruffe zukommen. Und dieß geschiehet insonderheit, wo viele Hirsche, aber nicht allerley Thiere sind, und wenn sie unter dem Ruf des Thieres Ruf mit hören.

Hirschruthe, Hirschziemen, bey des Hirsches Leben auch **kurzes Wildpret**, lat. Priapus Cervi, ist das wohlgereinigte, mit Wein abgewaschene, und im Ofen getrocknete männliche Glied vom Hirsche, welches wider Reissen im Leibe, Colick, Seitenstechen, rothe Ruhr, Bauchfluß, giftiger Thiere Biß, Pest u. s. w. ungemein dienlich ist, den Harn und Stein treibet, zum Liebes-

Liebeswerke reitzet, und wider die Unfruchtbarkeit der Weiber bewähret seyn solle.

Hirschschaalen, heissen die untern hornichten Theile am Lauste des Hirsches, wodurch sich auch insonderheit ein alter Hirsch von einem jungen, wie auch von einem Thier oder Hirschkuh unterscheidet. Denn obgleich, was das äusserliche Gewächse des Laufts und der Schaalen anbetrift, darinnen kein sonderlicher Unterschied zu finden; so sind doch die Schaalen von einem alten Hirsch weit breiter, stümpfer und stärker, als bey einem jungen Hirsch oder Thier. Ob zwar auch sonst die Fehrte von einem alten Hirsch von der Fehrte eines jungen Hirsches und Thieres von einem Hirschgerechten Jäger gar leicht zu erkennen ist; so beruhet doch dieser Unterschied vielmehr in der ihm eingepflanzten Natur, als in der blossen Beschaffenheit der Schaalen. Wie denn auch eben daher ein Spiesfert, welcher doch eine kleinere Schaale, als ein altes Thier hat, in der Fehrte vor dem Thiere zu erkennen ist. s. Hirsch. Sonst werden auch von vielen die Schaalen von einem Hirsche geschabet, und vor das böse Wesen eingegeben. Noch besser aber schätzet man hierwider die Schaalen von einem Elendthier, wenn sie nebst eichenem Kenster oder Mistel mit Wasser, aus dem Geschirre, woraus ein Creutzvogel gesoffen, gebrauchet, und einem mit der bösen Krankheit behafteten Patienten eingegeben werden.

Hirschschwämme, s. Hirschbrunst.

Hirschseile, s. Hirschgarn.

Hirschsprung, lat. Talus Cervi, s. Hirsch.

Hirschsteine, s. Hirschkugeln.

Hirschtalch, Hirschinselt, Hirschunschlitt, lat. Sevum Cervi, Sevum cervinum, heißt das Inselt von Hirschen, von dessen Kraft und Wirkungen s. Hirsch. Das Talch oder Inselt von den sogenannten Elends- und Tannhirschen ist eben so gut, als das vom Rothhirsch.

Hirschthränen, Hirschzähren, lat. Lacrymæ cervinæ, nennet man die Materie, welche sich in denen etwas tiefen und länglichten Höhlen unter den Augen der Hirsche, fast wie Ohrenschmalz, und mit ganz kleinen Härgen vermenget, ansetzet, sich aber nicht eben von seinen Thränen sammelt, sondern von seinem Schwitzen, und von denen aus dem Kopfe und den Augen dahin gehenden Poris kommt, in diese Höhlen dringet, und sich mit dem Schweisse coaguliret, da es sich denn endlich in ein Gewächse, wie Horn oder Stein so hart, verwandelt. Der Geruch davon ist erstlich widerwärtig, nachgehends aber wohlriechender. Wo sie aus den Augenwinkeln hervorragen, scheinen sie rund, glatt und glänzend, gelblicht und mit schwarzen Aederlein durchzogen. Wenn sich nun dieses Gewächse durch die Luft erhärtet, und den Hirsch am Sehen hindert; so reibet er sich an die Bäume und Sträucher, und streift oder stößt es ab, da es bisweilen von den Jägern gefunden, und als eine herzstärkende, schweißtreibende und allen giftigen und pestilenzialischen Seuchen widerstehende Arzney

Arzney hochgehalten, ja dem Bezoar an Kräften wenigstens gleich, wo nicht selbst vor den ächten Bezoar geachtet wird. Doch da grosser Betrug damit vorgehet; so gehet man sicherer, wenn man sich in ansteckenden Krankheiten der Hirschkugeln bedienet.

Hirschunschlit, s. Hirschtalch.

Hirschurin, s. Hirsch.

Hirschwildpret, heisset überhaupt alles an dem Hirsche taugliche Fleisch, s. Hirsch; wiewohl auch insbesondere zum Unterschied des Kochwildprets (darunter Hals, Brust, die Krieben oder Wände u. s. w. begriffen) das derb gewachsene Fleisch an den Keulen oder Bug, Zimmer oder Rücken dadurch bezeichnet wird; welches theils gekocht, theils gebraten, theils gedämpft, theils in Pasteten geschlagen, auf das beste mit und ohne Brühe zubereitet wird. Von dieser Zubereitung kann nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconom. practica*, oder Oeconomisches Wörterbuch, im 2ten Theil, pag. 115 - 117.

Hirschzähren, s. Hirschthränen.

Hirschziemen, s. Hirschruthe.

Hirsefinke, s. Grünzling.

Hirondo, s. Schwalbe.

Hirondo marina, s. Meve.

Hochbeschlagen, wird vom Hirsch, oder vielmehr vom Thier gesagt, wenn es beschlagen ist, oder empfangen hat.

Hocbe-pied; ein bey der Falknerey gebräuchliches Wort, wird von einem Vogel gesagt, welchen man allein nach dem Falken wirft, ihn in die Höhe steigen zu lassen.

Hochgarne, s. Hohe Netze.

Hochgehen, wird vom Hirsch gesagt, wenn er sein Gehörne wieder aufgesetzet hat, und schlagen will.

Hochleite, s. Leite.

Hochnetze, s. Hohe Netze.

Hochwaasen, s. Waasen.

Höllende, wird an dem Stamm eines Baums das Ende an der Spitze desselben genennet; das untere Ende aber heisset Stammende.

Höllreich, **Gipfelreich**, nennet man ein hochstämmiges und schön gerades Holz.

Hörner, werden auch des Elephanten Zähne genennet, s. Elephant.

Hörner von klarem Laut, s. Hifthorn.

Hofjäger, **Leibjäger**, ist ein Ehren- und Gnadendienst, der an verschiedenen Orten von verschiedener Beschaffenheit ist. An manchen Orten hat er über andere Forstbediente zu gebieten, an andern nicht, sondern hat sein eigen Forstrevier. Mehrmalen hat er gar keine sichere und beständige Function, als blos zum öftern um den Herrn zu seyn. Gemeiniglich ist er derjenige, der an einem Hof den andern niedern Jagd- und Forstbedienten vorgehet, und die Jagdsachen mit reguliren hilft, da denn bey einem Jagen das meiste auf seinen Fleiß ankommt. Wenn dergleichen zur Hirschfeißt- oder Schweinhatzzeit von

von der Herrschaft anzustellen befohlen ist; so pfleget dieser Hofjäger von dem Oberjägermeister an denjenigen Forstmeister, in dessen Revier das Ausschiessen oder Abjagen vor sich gehen solle, abgefertiget zu werden, sowohl die fürstliche Ordre an denselben zu überbringen, als auch der vor der Einrichtung des Jagens zu wissen nöthigen Umstände und Gelegenheit sich zu erkundigen. Zu dem Ende muß er die Lage und Dickichte, auch was vor Stellflügel in solcher Heyde vorkommen, entweder nach seinem Augenmaaß, oder besser, so er es verstehet, geometrisch genau bemerken, und in einen Riß zu Papiere bringen, in demselben auch andeuten, wo er mit dem Lauff heraus zu kommen gedenket, und wohin das Wildpret seine Flucht nehmen möchte. Von allen Leuten in solchem Forstbezirke hat er sich heimlich zu erkundigen: Ob des Winters auch Futter, Heu und Stroh vor das Wildpret gegeben werde? Ob es Ruhe und Nahrung bekomme? Ob zur Herbstzeit vor die Säue Kirrplätze angerichtet, und ob Quellen, Wasser, Prudel, Suhlen, Salzlecken, Heuscheunen und Heurauffen in gutem Stande erhalten werden? Er muß zu Pferde bereuten, oder zu Fuß abschreiten, wie viel Fuder Zeug ungefehr anfänglich einzustellen nöthig seyn möchten, um solches gehörigen Orts ausführlich zu melden. Bey solcher Untersuchung muß er sowohl mit dem Forstmeister selbigen Bezirks, als auch dessen unterhabenden Förstern ausführliche Abrede nehmen, am allersichersten aber mit ihnen zugleich hinausreuten, den den Ort und Stelle selbst mit ihnen in Augenschein nehmen, und sich dabey erkundigen: Ob auf ihrem Bezirk Gelegenheit vorhanden, ein Jagen zu machen? auch was und wie viel Wildpret in solchem Gebiete seyn möchte, sich von ihnen schriftlich geben lassen; wo und an welcher Gegend zum ersten das Jagen zu fassen, und anzufangen? welcher Weg zum Hauptflügel zu nehmen? Wohin der Lauffplatz komme? ob genug Dickichte und Wasser zum Abjagen vorhanden? Wie viel Fuder Zeug zum ganzen Jagen kommen? An welchen Ort der Zeug zu rücken? Wo das Jagdlager, und ob alles nöthige dabey seye? Wo der Hunde Quartier zum Abjagen? Ob viel verlohrne Treiben zu machen, und welche Büsche zu nehmen seyen? in wie viel Posten der Zeug gerichtet? Ob Eckern zur Kirrung vorhanden und ob sie lange gekirret? Wie viel Kirrplätze und was sie für Kirrung haben, auch ob viel Vorrath vorhanden? Ob unter das Wildpret oft sehr geschossen oder gehetzt worden seye, und was dergleichen vorfallende Erinnerungen mehr sind. Bey hierauf erfolgender Bewerkstelligung eines Jagens muß er auf jedem Flügel voran reuten, die Zeugknechte und Jagdleute commandiren, und den Zeug zu stellen, anweisen, auch durch ein paar Männer die von Sträuchern bewachsene Flügel räumen lassen, und übrigens alle dasjenige, wozu er von seinem vorgesetzten Oberjägermeister Befehl hat, genau beobachten, und ins Werk richten.

Hofjagd,

Hofjagd, s. Jagd.

Hofsperling, s. Sperling.

Hohe Garne, s. Hohe Netze.

Hohe Jagd, s. Jagd.

Hohe Netze, hohe Garne, Hochnetze, Hochgarne, werden eine Art Vogelnetze genannt, welche auf Schnepfen, Rebhüner und andere grosse Vögel gebraucht werden, und 40 bis 50 Ellen lang, und 12, 15 und mehr Ellen hoch gestrickt sind. Man pfleget sie am Strickstocke weiter, als das Hüner- und Wachtelgeleiter zu stricken, und an eine lange Leine mit beinernen Ringen anzuhängen, daß man sie leicht zusammen und wieder voneinander rollen kann. Wo man nun weißt, daß sich etwa Rebhüner aufhalten, oder wo sie weiden, da muß man 2 oder 3 Morgen und Abende darauf wenden, und sie verhören, um welche Zeit sie sich frühe von der Weide, und um welche sie sich Abend wieder auf die Weyde begeben, d. i. ihren Fall und Wiederfall, den sie natürlicher Weise unaufgetrieben, und ungesprenget für sich nehmen, wohl auskundschaften und beobachten. Wenn man dieses weißt; so wird dieses Hochnetze entweder im freyen Felde an hohe starke Stangen, oder wenn es die Gelegenheit giebet, auf Bäume also angebunden, und der Fall erwartet. Kommt nun ein ganzes Volk Rebhüner nahe beyeinander geflogen, in Meynung, sich auf ihre Weyde zu begeben, und prellen in das darzwischen gestellte Hochnetze an; so fallen sie mit einander in den untern Busen des Netzes hinab, da sie denn alle ausgenommen und das Netze wieder gestellet oder abgenommen wird. Sie fallen meistentheils alle darein; doch begiebt es sich bisweilen, daß etliche davon auskommen. Daher muß der Jäger sehr nahe dabey selb ander oder selb dritte verborgen liegen, damit er geschwinde zugreiffen, und die gefangene Hüner, ehe sie sich wieder losmachen, herausnehmen kann. Es muß aber dieß allein in dunkler Dämmerung der Nacht- oder Tagscheidung geschehen, sonst wird nichts in die Netze fallen. Mit diesen Netzen werden auch die Schnepfen, wenn sie vom Holze auf die Weide, oder von der Weide wieder in das Holz fallen, öfters gefangen.

Hohe Tücher, s. Jagdtuch.

Hohes Innsiegel, heißt in der Jägerey, wenn der Hirsch über nasse Wiesen, oder Bruch gehet, da er den Koth über der Schaale mit heraus hebet, und es so umgekehrt vor der Fehrte liegen läßt.

Hohlbeere, s. Himbeer.

Hohlkirsche, s. Faulbaum.

Hohlkrähe, s. Specht.

Hohltaube, Blautaube, Heule, ist etwas kleiner, sonst aber wie die Ringeltaube gestaltet, nur daß sie am Halse bläulichter siehet, und keinen Ringel, auch nichts Weisses in den Flügeln hat. Sind eine Art wilder Tauben, und haben rauhe und rothe Füsse, auch einen weißlichten Schnabel, der um die Nasenlöcher etwas purpurfarb ist. Der

Hals hat vornen und an den Nebenseiten eines theils purpurfarbene, andern theils grünlichte Federn, welche schön glänzen, je nachdem sie auf die Seite gegen den Tag gehalten werden; hinten am Halse aber blicket etwas purpurfarbenes hervor. Die vier längste Schwingfedern sind schwarz mit etwas roth vermischet. Die kleinsten sind Aschenfarb, wie auch die mittelsten, welche aber zu äusserst schwarz, und die letzten Federn gegen den Rücken zu lichtroth aussehen. Sie heulen geschwinder, als die Ringeltauben, und nisten, wie die Spechte, gern in hohle Bäume, allwo sie aber fast niemals als 2, und gemeiniglich Taubert und Täubin, ausbringen. Es werden sonst auch auf grossen Eichen und Buchen sogenannte Taubenpochten, etwas grösser, als die Stahrmesten aufgehänget, darinn sie ebenfalls des Sommers häuffig brüten, daß man die Jungen, wenn sie flücke sind, ausnehmen kann; doch werden sie oft von den Eichhörnern und Dohlen weggebissen. Sie leben länger, als 30 Jahr, und halten sich des Herbsts, bis sie wegziehen, in ihrem Striche schaarweise beysammen. Sie fallen gerne auf die Saatfelder, ingleichem auf die Salzlecken, wo man sie mit Schlagwänden berücken, wie auch auf die Bäume locken und schiessen kann. Mit Garnen ist ihnen nicht anderst beyzukommen, als auf denen in Hölzern befindlichen Plätzen bey den Tränken, welche man hierzu bereitet, da sie in einer Hütte, wie auf dem Heerde, gerückt werden können. Im Herbst ist ihr Strich, und im Frühling ihr Wiederzug.

Holder, s. Hollunder.

Holderbaum; s. Hollunder.

Holderstaude, s. Hollunder,

Höllbeer, s. Himbeer.

Holler, s Hollunder.

Hollunder, Holunder, Holder, Holler, Baumholder, Resken, Schipgen, Holderbaum, Holderstaude, Alhornbaum, Flitter, Flieder, Fliederbaum, lat. Sambucea Arbor, Sambucus, Sabucus, Sambucus vulgaris, domestica, fructu in umbella nigro, franz. *Sureau*, gehöret zwar unter das Buschholz, wächset aber auch öfters so dick und hoch, als ein mittelmässiger Baum. Der Stamm hat eine rauhe Rinde, viel Holz und wenig Mark, das hingegen die Zweige, welche lang und gerade wachsen, eine glatte graue Rinde, wenig Holz und viel weisses Mark haben. Unter der obern grauen Rinde sind noch zwey dünne Schaalen, davon die erste grün, die andere aber, so gleich auf dem Holze sitzet, gelb ist. Die grüne wird in vielen Leibeszufällen nützlich gebrauchet, absonderlich aber, wenn sie von einem einjährigen Schoß ist, und frisch geschabt etliche mal nach einander übergeleget wird, benimmt sie die Hitze der sogenannten Rose oder des Rothlaufs; wenn man sie stösset, den Saft davon ausdrückt und in Wein oder Molken einnimmt, so führet solcher die schädlichen gallichten und salzigten Feuchtigkeiten ab, welches auch die Milch thut, worinnen dergleichen grünes und abgeschabtes Bast gesotten worden. Seine Blätter

Blätter, deren sich etliche, und zwar gemeiniglich fünfe auf einem Stiel befinden, sind länglicht, spitzig am Rand herum zerkerbt, von dunkelgrüner Farbe, und einem starken, wiewohl widerlichen Geruch. Diese Blätter heilen Wunden und allerley giftiger Thiere Bisse; mit dem daraus destillirten Wasser sich gegurgelt, curiret die Bräune. Die Blüten bestehen aus kleinen weissen und starkriechenden Rösgen, welche auf einem grossen zwieselichten Büschel hervor wachsen, an deren Stelle nachmals kleine runde, den Wachholderbeeren nicht unähnliche Beerlein hervor kommen, welche anfänglich grün, und wenn sie reif worden, schwarz, inwendig aber mit einem dunkelrothen Saft und länglichten Saamenkörnlein angefüllet sind. Er wächset gemeiniglich an fetten Orten, an Zäunen, Häusern, Wegen und Gräben, und liebt sowohl Schatten, als Sonnenschein; ist aber auch zum öftern in denen Hölzern und zwar meistentheils auf denen Dachsbauen zu finden, und hält man dafür, daß solches daselbst eben durch die Dächse, als welche dessen Beere zur Herbstzeit sonderlich gerne geniessen, aus dem von gedachten Dachsen durch die Losung dahin geschmeisten Kern, gezeuget werde.

Sein Holz dienet zu Bogen, und aus dem grossen, das nicht ästig ist, werden gute Schäfte zu Pfeilen oder Bolzen, item Röhren und Schläuche zu denen Bier- und Weinfässern, Handruthen zu Dreschflegeln und dergleichen gemacht; es können auch die Pelzzweiglein, so in die Ferne verschickt werden müssen, in denen grünen von ihrem Mark entledigten Hollunderstämmlein, wegen der darinnen befindlichen Feuchtigkeit, sehr gut und frisch erhalten werden. Die im Frühling im Monat Martio ausschlagende junge Hollundersprossen, werden zur selben Zeit gesammelt, und unter dem Spinat gekocht, oder aber abgebrühet, hernach wiederum getrocknet, und mit Oel angemacht, statt eines Salats gegessen, welcher das Geblüte reiniget, und gelinde purgieret; gleiche Wirkung haben auch die Holder- oder Hollunderknöpflein, wenn man solche, ehe sie noch aufbrechen oder aufblühen, mit Salz und Essig, wie Capern einmacht; dieses geschiehet im Junio, worauf man bald die völlige Blüthe einsammlet, und theils rein abpflücket, und den Essig damit wohlgeschmackt macht, als welcher den Appetit zu erwecken dienet, theils aber die ganzen Blütkronen in die Quarkkäse einschläget, oder solche durch einen Nonnenteich ziehet, und aus Schmalz oder Butter bäcket, auch im Herbst einen guten Wein davon machet, und sonsten noch allerley gute Hausarzneyen daraus bereitet. Wenn die Beere von diesem Strauch im Augusto oder September reif sind, pflegen gute Hauswirthinnen eine herrliche Latwerge, welche an einigen Orten Schibickenmus genennet wird, daraus zu sieden; und solche ist der Bauren und armer Leute Theriack und beste Arzney wider den Gift und allerley Krankheiten, beydes bey Menschen und Vieh, mit treflichem Nutzen zu gebrauchen; sie ist ein gutes Schweiß-

Schweißtreibendes Mittel ; und äusserlich zur Kühlung und Linderung der Hitze sehr dienlich. Der aus denen Beeren gedruckte Saft, mit Roggenmehl zu einem Taig geknetet, ein Zwieback daraus gebacken, derselbe zum zweyten und dritten mal mit solchem Saft angefeuchtet, und wieder gebacken, wird vor ein besonderes Mittel wider die Rose oder das Rothlauf gerühmt, wenn ein Quintlein davon mit so viel Muscatenöl eingenommen wird. Wie dieser Hollunder blühet, halten die Winzer oder Weinhäcker dafür, daß auch der Wein also folgen werde; welches die Erfahrung fast allezeit bestätiget.

Von diesem sogenannten schwarzen oder gemeinen Hollunder, sonst auch Waldholder, Bergholder, Trauben- oder Hirschholder genannt, welcher in gebirgigen Wildnissen, in denen Tannenhölzern, sonderlich aber im Schwarzwald, in denen Steinbrüchen bey Nürmberg, und in denen Meißnischen Gebirgen mit einer solchen Fettigkeit, gleichwie der gemeine Hollunder, hervor wächset. Der Stamm ist etwas dicker, und nebst den Knospen röther, als an jenem ; denen Blättern nach aber sind sie einander allerdings gleich : an Blumen und Beeren aber ist ein merklicher Unterscheid, daß sie nicht Dolden- oder Kronenweise, sondern traublicht, die Blüte weißgelb, und die Beere, wenn sie reif sind, ganz lichtroth in Gestalt einer Weintraube beysammen stehen. Die Frucht wird im Mittel des Junii zeitig, und die Kerne, deren jederzeit zwey in einer Beere sind, in der rothen Ruhr sonderlich heilsam zu gebrauchen. Die Blätter, welche eine angenehme grüne Farbe haben, und von gutem Geruch sind, werden von denen Hirschen sehr gesucht und gefressen, daher auch der Nahme Hirschholder rühret. Wenn dieser Strauch aus dem Walde versetzet wird, braucht er nicht viel Wartung, und vermehret sich selbsten gar leicht von der Brut.

Der Hollunder mit ausgeschnittenen Blättern, wird in denen Gärten gehäget, und ist mit Zweigen, Blumen und schwarzen Beeren dem gemeinen Hollunder nicht ungleich ; die Blätter aber sind ganz anderst gestaltet, tief, ungleich und seltsam ausgeschnitten. Dieser wird gleichfalls von der Wurzelbrut vermehret.

Der Hollunder- oder Holderrosenbaum Rosenholder, Schneeballen, Wasserflieder, Bachholder, gehöret eigentlich unter die Stauden, weil er nicht hoch steiget, doch kann er auch durch fleissiges Beschneiden der Aeste zu einem feinen Baum gebracht werden. Die Rinde am Stamm und Aesten ist Aschenfarb und eines wiederlichen Geruchs, des Holzes ist wenig daran, aber viel weisses Mark darinnen. Die Blätter sind gespalten und zerkerbt, wie die Weinblätter, doch kleiner, dünner und weicher. Seine Blumen sind weiß, auch zuweilen licht Schwefelgelb, und dergestalt Kugelrund zusammen gesetzet, daß es von fernen scheinet, als ob der Strauch mit lauter Schneeballen behangen wäre,

wäre, welches ihnen auch diesen Nahmen beygeleget hat. Sie kommen zu Anfang des Sommers im Junio hervor, haben aber keinen Geruch, und fallen, ohne Frucht zu hinterlassen, wieder ab, dahero die Vermehrung oder Fortpflanzung durch die Wurzelbrut vorgenommen werden muß, und können, wenn man vergewissert ist, daß die jungen Schößlinge in das Nebenserdreich mit Wurzeln eingeschlagen haben, dieselben alsdenn, und zwar im Herbste, von dem Stamme abgelediget werden. Dieser Strauch liebet feuchte und schattigte Oerter, und pflegt man ihn gerne an die Winkel der Gärten zu pflanzen, weil die Blumen, wenn sie abfallen, alles umher weiß machen. Wenn man ihm die erste aufgehende Blüte zeitig wegbricht, pfleget er hernach im Herbst noch einmal zu blühen. Nicht weniger so man ihm alle vier oder fünf Jahre im Herbst die alten Schosse abschneidet, und den Winter darauf mit Tannenreisig zudecket, so blühet er auch desto lieber.

Der Spanische Flieder oder Hollunder, ist zweyerley Gattung, weiß und blau. Der weisse ist mit einer graulichten Rinde bekleidet, treibet viel Stämmlein nebeneinander auf, daß ein dicker Strauch daraus wird, der jedoch zu keiner sonderlichen Höhe gelanget, sondern niedrig bleibet. Das Holz ist weich und voller Mark, die Aeste und Zweige schwach und brüchig; die Blätter länglicht, und mit vielen Aederlein durchzogen, am Umkreis zerkerbt, und dem Laube des Birnbaums nicht ungleich, stehen paarweis, und sind eines scharfen, doch dabey annehmlichen Geschmacks. Die Blumen, welche an den Gipfeln dicht beysammen stehen, sind vierblätterig, weiß, und eines starken Geruchs. Mit diesem Gewächse können ganze Gänge und Geländer ausgesetzet, und dasselbe sowohl durch die Wurzelschößlinge, als durch abgebrochene Zweige fortgepflanzet werden; hierzu giebt der Herbst die beste Zeit, denn was im Frühling also eingesetzet wird, deme muß bey dürrer Zeit mit Begiessen geholfen werden. **Der blaue Spanische, oder auch von einigen sogenannte Türkische Hollunder**, ist härter von Holz, als der weisse, wächset höher, und kann durch der Gärtner Fleiß zu einem förmlichen Baum gezogen werden. Die Blätter sind glatt und zerkerbt, herzförmig, wie die Blätter des schwarzen Pappelbaums, und also von jenem sehr unterschieden, stehen jedoch auch paarweis beysammen. An denen Gipfeln wachsen schöne blaue mit etwas braun vermischte Blumen in grosser Menge, traublicht an einander hangend. Er treibt viel Wurzelschößlinge zu seiner Vermehrung, wobey eben das, was oben bey der weissen Gattung gedacht worden, beobachtet werden muß. Wenn er angeschlagen, muß man hernach denen von der Wurzel ausgeschlagenen Schößlingen wehren, und dieselbe im Herbst, oder zu Ende des Winters ab, und hinwegschneiden. Sonst ist noch zu erinnern, wenn man Holderblüte zu Aepfeln leget, so bekommen selbige einen Muscateller Geschmack.

Hollunderhecken, sind von einer Art Stauden, die dem ersten Ansehen nach von schlechter Würdigkeit zu seyn, und sich zu Hecken gar nicht zu schicken scheint; allein es finden sich Ursachen, um derentwillen man bey gewissen Gelegenheiten Dinge, die in ihrem allgemeinen Nutzen geringer sind, andern vorziehen muß. Wir haben dieses bey den schwarzen Dornen gezeiget, die zwar schlechter, als die weissen, und dennoch gar oft mit Nutzen, an statt der andern, können gepflanzet werden. Auf gleiche Art finden sich Gelegenheiten, da die Hollunderstauden, ob sie gleich schlechter sind, als alle andere Heckengewächse, dennoch besser, als selbige, zu gebrauchen sind. Wir wollen daher dem Landmanne die Beschaffenheit, den Nutzen und Werth dieser schwachen Staude bekannt machen, damit er daraus lernen möge, wenn, und wo er sich derselben am besten bedienen könne.

Die Hollunderstaude, so schreibt Herr Kalm, hat keine so starken Zweige, und wächst auch nicht so dichte, als die weissen und schwarzen Dornen, der Genst, und die Stechpalmen, auch hat sie keine Stacheln, wie dieselbigen. Alle diese Mängel machen sie zu einer Hecke schlechter, als die erstgedachten Stauden, denn darinn bestehen eben die grösten Vollkommenheiten, die zu einer Hecke erfordert werden. Es finden sich aber Gelegenheiten, wo die Zähigkeit der Zweige, die Dichtigkeit derselben, und die Stacheln nicht erfordert werden, und da kann man die Holderstauden gebrauchen.

Wir erinnern uns hiebey auch, daß alle diese Stauden, so geschickt sie auch zu Hecken seyn mögen, dennoch ihre Unbequemlichkeiten mit sich führen, insonderheit aber ist an den Stechpalmen auszusetzen, daß sie so langsam wachsen, welcher Unbequemlichkeit auch die besten von allen vorher gedachten Stauden, wiewohl in einem geringern Grade, unterworfen sind. Hollunder aber schießt vor allen andern am geschwindesten auf, läßt sich so stark pflanzen, und schlägt so leicht Wurzel, daß man es eine unmittelbare Verzäunung nennen kann. Hierzu kommt noch, daß man aus den Hollunderblumen und Beeren Geld lösen kann, wie denn auch die Drechsler das Holz der alten Stämme davon kauffen; und wir werden finden, daß die Hollunderstauden den andern Heckenstauden am Wertho gleich kommen. Noch ein Vortheil ist mit dem Hollunder verknüpft, der darinn besteht, daß das Vieh nicht davon frißt; denn der Geschmack seiner Blätter ist ihm wiedrig. Dieses sind die besondern Vortheile der Hollunderstauden. Sie schicken sich freylich nicht bey allen Gelegenheiten, und wachsen auch nicht auf allen Boden, doch sind sie bey gewissen Umständen zu gebrauchen, und wachsen ziemlich, wenn der Boden nur einigermassen gut ist.

Der Hollunder giebt eine vortrefliche Verzäunung für Gärten ab, weil er geschwinde wächst, leicht zu haben, und wohlfeil ist, und so guten Schatten giebt. Wenn Felder nicht gar zu starken Zufällen unterworfen

sen sind, wenn sie hohe und gute Dämme haben, und das Vieh geruhig darauf zu seyn pfleget; so kann der Hollunder auch auf denselbigen mit gutem Nutzen gebrauchet werden; denn in Ansehung des Schattens und Schutzes ist nichts bessers zu haben. Wenn der Landmann sich einen Ort zu einer Hecke von dieser Art ausgesehen hat: so braucht er sich nicht die Mühe zu geben, die Pflanzen aus dem Saamen zu erziehen, oder sie mit so kostbarer Mühe und Regelmäßigkeit zu setzen, als wenn sonst eine lebendige Hecke auf einem Damm errichtet wird. Der Hollunder wächßt schon, wenn nur ein Stück davon in die Erde gesteckt wird.

Er muß eine zureichende Anzahl Hollunderstangen abschneiden, die acht oder zehen Fuß lang, und unten so dick, als das Fußgelenke eines Kindes sind. Diese muß er in die Erde seines Dammes stecken, sie müssen aber nicht gerade in die Höhe, sondern schief stehen. Wenn er eine Reihe davon also gesetzet hat, daß die Stangen in gehöriger Entfernung von einander stehen; so muß er noch eine und zwar also setzen, daß die Stangen derselben mitten in den Zwischenplätzen der Stangen der ersten Reihe zu stehen kommen. Er muß sie gleichfalls schief setzen, doch so, daß sie eine der ersten Reihe entgegen gesetzte Richtung bekommen. Die Hecke bekommt dadurch einen schönen Zierrath. Zu mehrerer Sicherheit kann er die Stangen auch, wenn er es nöthig findet, da wo sie sich in ihrer Richtung durchschneiden, zusammen binden, oder sie hier und da an einen starken Pfosten bevestigen.

Ein mehrers ist dazu nicht nöthig, wenn der Boden einiger massen gut ist; denn wenn die Stangen zehen Zoll oder einen Fuß tief in die Erde gesteckt sind; so schlagen sie Wurzel, und die fast unmittelbar hervorschiessenden grossen Blätter, bringen einen gar baldigen Schutz und Schatten zuwege. Wenn man einige von den Stangen kürzer schneidet, als andere, und ihnen beym Pflanzen verschiedene Richtungen giebt; so kann man eben so viel Figuren daraus machen, als die Chinesischen Hecken haben, die anjetzo in todter Arbeit so sehr bewundert werden.

Die beste Jahreszeit, eine Hollunderhecke anzulegen, ist im Anfange des Märzmonats. Wenn die Witterung trocken ist; so können die Stangen ein halb Dutzendmal begossen werden, wenn man sie in die Erde gesteckt hat; sie schiessen alsdenn desto geschwinder Wurzeln. Weiter brauchet keine Sorgfalt daran gewandt zu werden, als daß man sie beschneidet, um sie in gehöriger Grösse zu unterhalten; denn sie wachsen so stark, daß, wenn sie nicht beschnitten werden, sie gar bald die ihnen gesetzten Gränzen überschreiten. Sie sind indessen sehr leicht zu beschneiden, und keine Staude kann es auch so gut aushalten.

Ich muß nunmehro auch von den Fehlern dieser Art von Hecken reden; denn ob man gleich dem Landmanne Vortheile zeigen muß,

muß, die er selbst nicht würde eingesehen haben; so muß man ihn doch auch nicht zu einem Verfahren anreitzen, daß seine Unbequemlichkeiten hat, ohne ihm selbige aufrichtig zu entdecken. Wenn er beydes einsieht; so wird er, bewandten Umständen nach, am besten beurtheilen können, wie er sich zu verhalten habe.

Ich habe bereits gesagt, daß die Hollunderhecken sehr schwach sind, und daß es ihnen an Dornen und Stacheln fehlet. Aus dieser Ursache kann man sich auf selbige nicht verlassen, wo das Vieh gereitzet werden kann, hindurchzubrechen, welches durch sie nicht kann abgehalten werden; denn gleichwie Stechpalmenhecken die stärksten und undurchdringlichsten sind: so sind die die Hollunderhecken die schwächsten, und können am leichtesten durchbrochen werden.

Man wendet wider den Gebrauch der Hollunderhecken hiernächst auch noch dieses ein, daß sie nach wenig Jahren unten am Boden ganz kahl werden, und lauter Oefnungen daran erscheinen. Das erste, was die Schwäche der Holderhecken anbetrift, ist ein wesentlicher Einwurf, und kann nichts weiter darauf geantwortet werden, als daß in solchen Fällen keine Hollunderhecke müsse gebrauchet werden. Wider den andern Fehler ist aber ein leichtes Mittel: da der Hollunder so geschwinde wächßt: so ist nichts leichter, als diese Oefnungen, so bald sie sich zeigen, durch neue Pflanzen auszufüllen. Man darf also nur gerade Stäbe von der Hecke, wo sie entbehret werden können, abschneiden, und sie in den niedrigsten Theil des Dammes pflanzen, so daß die Spitzen derselben die offene Stelle eben erreichen. Da zu dem Pflanzen dieser Stäbe weiter nichts erfordert wird, als sie in die Erde hinein zu stecken; so ist dieses Mittel eben so leicht, als es von gewiß gutem Erfolge ist.

Obgleich die Blumen sowohl, als auch die Beeren des Hollunders in der Arzney nützlich sind; so haben sie doch einen so starken und sonderbaren Geruch, daß sie vielen Leuten widerlich sind, und einigen so gar Kopfschmerzen verursachen. Dieses ist nun freylich ein Einwurf wider den Gebrauch der Hollunderhecken, wenn sie nahe bey einem Hause sollen gepflanzet werden; weiter erstreckt sich derselbe aber auch nicht. Selbst das Holz, die Blätter und die jungen Sprossen des Hollunders haben einen unangenehmen Geruch, der aber nicht ungesund ist.

Die Beeren des gemeinen Hollunders sind schwarz, wenn sie reif sind. Es giebt aber auch einige Arten, die weisse Beeren haben, und noch andere, auf welchen die Beeren grün bleiben, wenn sie gleich reif sind. Dieses sind aber Kleinigkeiten, die nicht zu achten sind. Es giebt aber eine Art von Hollunder, die vor allen andern an den Blättern unterschieden ist, und des Landmanns Achtung verdienet. Man versteht darunter nicht den eitlen und kränklichten Zierrath des Hollunders, der Blätter mit weissen Flecken, oder

gelben Streiffen hat, und der, seiner vermeynten Schönheit wegen, in Gärten gehalten wird, man meynet vielmehr diejenige Art von Hollunder, deren Blätter gar schön in kleine Abtheilungen ausgeschnitten sind. Man trift sie in den meisten Provinzen Englands hin und wieder an, und ich wollte dem Landmanne wohl rathen, eine Parthey davon in Vorrath zu pflanzen, wenn er etwa eine Hollunderhecke nöthig haben sollte: denn diese Art hat mehr Zweige, als der gemeine, und ist auch stärker. Die Blätter sind auch viel schöner, als die Blätter des gemeinen Hollunders, auch ist das Holz viel dichter, und dem Buchsbaumholz, zu mancher Drechselarbeit, vorzuziehen. Leute, die sich von dem Ansehen eines bunten Blattes einnehmen lassen; achten nicht auf dergleichen wesentlichen und nützlichen Unterschied.

Holunder, s. Hollunder.

Holz, lat. Lignum, franz. *Bois*, bedeutet hier nicht sowohl das todte und zum Bauen oder Brennen gewidmete, sondern vielmehr das grüne und lebendige Holz, wie es in Wäldern und anderswo aus der Erden wächßt, und dieses heisset eigentlich ein Baum, dessen Wesen aus Wurzeln, Stamm, Aeste, Rinde, Blättern und Früchten bestehet. So bald die Natur aus der Wurzel des Stammes, oder aus dem Saamen ein Stämmlein herforbringt, so ist deren erste Sorge, solches mit Wurzeln zu versehen, die sich entweder tief oder flach in der Erde ausbreiten, zu dem Ende, daß sowohl der Stamm der Gewalt der Winde widerstehen, als auch den Nahrungssaft von der Erde empfangen, und dessen Wachsthum befördern möge. Die äussere und grobe Baumrinde hat jederzeit noch eine subtilere unter sich, zwischen welchen ein häuffiger Saft befindlich, welcher von der Erdenwärme, gleichwie das Blut in den Adern eines menschlichen Cörpers, durch gewisse Röhrlein nach und nach bis in den Gipfel getrieben wird. Der Stamm des Holzes bestehet aus dem Kern, welcher das Leben des Baums ist, und weil derselbe viel Ringlein um sich hat, werden solche die Jahre genennet, daraus das Alter eines Baums zu erkennen, und diese Ringlein werden zuletzt nach dem Gipfel zu so subtil, daß man sie kaum erkennen kann. Die Zweige sind nicht allein zur Beschützung des Stammes, sondern hauptsächlich zu Tragung der Frucht höchst nöthig. Das Laub dienet sowohl zur Zierde, als die Frucht und den Stamm vor der grossen Sommerhitze zu bedecken.

Das Holz wird vornemlich in zahmes und wildes eingetheilet. Jenes ist, welches von den Menschen in Gärten gepflanzet wird, als Aepfel- Birn- und andere Fruchttragende Bäume. Das wilde, welches ohne Zuthun des Menschen in den Gebürgen, Wäldern und sonsten vor sich selber wächset. Ferner unterscheidet sich das Holz in Laub- und Tangelholz, dieses letztere wird auch Harz- und Schwarzholz genennet. Das Laub- oder Blattholz begreiffet alles dasjenige, was grün belaubet ist,

und Früchte träget, als da sind Eichen, Buchen, wilde Obst- und Wachholderbäume u. d. g. Das Tangelholz trägt an statt des Laubes grüne spitzige Nadeln, und ist wegen seiner Fettigkeit Winters und Sommers grün; darunter gehören Tannen, Fichten, Kiefern, Föhre, der Lerchenbaum, Wachholder und andere. Ferner ist das Holz entweder **hartes** oder **weiches.** Zu dem harten rechnet man den Ahorn- Alsbeer- Birken- Rüstern- Eichen- Lerchen- Erlen- Ilmen- Aepfel- Birnbaum u. a. m. Zu dem weichen Holz gehöret das Aspen- Fichten- Föhren- Kiefern- Tannen- Linden- Pappeln- und andere Arten des Weidenholzes. Endlich theilet sich das Holz noch ein in **fruchttragendes** und **unfruchtbares.** Zu der Zahl der erstern gehören unter den Waldbäumen die Eiche, Büche, der wilde Aepfel- und Birnbaum, auch noch viel andere, die ihren Saamen zu ihrer Fortpflanzung bey sich führen. Zwischen dem **Stamm-** und **Buschholz** ist ebenfalls ein nicht geringer Unterschied. Das Stammholz ist, welches in langen Stämmen und Wipfeln wächset, oder doch so zu wachsen gezogen wird, und ist entweder weiches oder hartes Stammholz. Zum Buschholz aber gehöret zum Ex. Creutz- Schwarz- und Weißdorn, Brombeer- und wilder Rosenstrauch, Haselstauden u. d. g. Nicht weniger entstehet ein Unterschied zwischen dem **Ober- oder Stammholz,** und dem **Unter-Schlag- oder lebendigen Holz. Oberholz** heisset das, so hoch und zu Hauptstämmen erwachsen ist, oder gezogen wird, und bestehet in allerhand Bau- Brett- Böttger- und Obstbäumen, als in Eichen, Buchen, Castanien, Ahornen, Aspen, Birken, Rüstern u. s. w. in summa in lauter guten Laubbäumen, die zu Hauptstämmen bis 40, 50, 80, 100 und mehr Jahren gezogen werden. **Unter-Schlag- oder lebendiges Holz** heisset dasjenige, welches unter dem Oberholz jung abgehauen wird, nachdem es unter stehen bleibenden Stöcken Sommerlatten getrieben, und allezeit 8, 10, 12, 16, auch nachdem es aus langsamwachsendem Holz bestehet, wohl 20 Jahr Ruhe hat, bis es wieder abgestocket wird. Dazu sind sonderlich dienlich die Eiche, Rüstern, Massellern, Buche, Birke, Erle, der Ahorn- Eschen- Fliegen- Wildobst- und Castanienbaum u. d. g. Zuletzt wird auch das Holz seinem verschiedenen Gebrauch nach eingetheilt in **Bauholz, Nutz-** und **Schirr-** oder **Geschirrholz,** und in **Brennholz.** Was das Bauholz anbelangt, so unterscheidet man es wiederum nach seiner Anwendung in **Zimmerholz,** welches zu Schwellen, Maurlatten, Unterzügen, Säulen und Balken dienet; in **Sparrholz,** so da pflegt eingetheilt zu werden in **Ziegelsparren, Mittelsparren** und **Strohsparren,** welches Sparren, Bänder, Riegel, Aufschieblinge u. d. g. giebt, und diese heissen insgemein Baustämme. Hiernächst hat man auch Schindelstämme, Blöcher- und Brettstämme oder **Bohlenholz,** aus welchen allerley Bohlen, Pfosten, Dielen und Bretter geschnitten werden. Was das **Brennholz,** welches zum Feu-

ren

ren gebraucht wird, anbelangt, so dienet hierzu zwar alles Holz, aber zu gewissem Absehen und Gebrauch immer eines besser, als das andere. Vornemlich wird das Birkene, Erlene, allermeist aber das Weißbüchene vor das beste gehalten, weil sie nicht alleine wohl brennen und stark hitzen, sondern auch im Feuer langdaurende Kohlen halten. Das Linden- und andere weiche Hölzer geben zwar auch eine ziemliche Hitze im Feuer, halten aber gar keine Kohlen. Zum Malzdarren, ingleichem zum Schmauchfeuer in denen Ziegelöfen wird insonderheit das Eichenholz, zum Brauen und Backen, ingleichem zum Ziegelbrennen, das Tannen- Fichten- Kiehnföhren- und Aspenholz vor das beste gehalten. Sonst wird das Brennholz nächst den Schleussenstämmen und Holze abgetheilet in **Klobenholz**, welches in grossen Scheiten in Hauffen aufgesetzet wird; **Klafterholz**, das in kleinern Scheiten (so entweder **Kernscheite**, die von dem Stamm und grossen Zweigen (Aesten) oder Stockscheite, die von dem ausgerotteten Stock und grossen Wurzeln gemacht sind, nach Klaftern aufgesetzt und vermessen wird: in **Schockholz**, welches gemeiniglich von denen Aesten der gefällten Bäume gemacht, und Schockweise verkauft wird: wiewohl man auch einiger Orten das in Wellen gebundene Reißholz, Schockweise verkauffet, und also nennet; in **Reißholz** oder **Bundholz**, welches von Schlag- oder Unterholz gehackt und aufgemacht wird; und in **Leseholz**, welches denen Holzhackern und andern armen Leuten von dürren Zweigen und Stöcken, Spänen rc. so aber nach einer gewissen Ordnung geschehen muß, (s. **Leseholz**,) aufzulesen erlaubet wird; sie dörfen aber dabey weder Axt noch Beile führen, damit sie nichts vom grünen Holze abhauen. Von dem sogenannten **Flößholz** ist an seinem Ort gehandelt worden.

Das **Brennholz**, so viel man bey einer Haushaltung das ganze Jahr hindurch an Klafterscheiten und Buschholze nöthig hat, soll ein guter und vorsichtiger Hauswirth, nach geendigter Bestellung des Winterfeldes, im wachsenden Monden, fällen, zu rechte hauen, und nach und nach an gelegenen Tagen, wenn der Erdboden fein hart gefrohren, einführen, auch ein jedes, nachdem er es zum Einheitzen, Brauen, Backen und Kochen bedarf, spalten und an seinen behörigen Ort legen lassen; dabey aber wohl Achtung geben, daß unter dem Brennholz kein tüchtiges Bau- und Zimmer- auch Werk- und Schirrholz, Hopfenstangen, Reifstäbe und dergleichen, gefället und zerhacket werde, sondern ein jedes nach der geschehenen Anweisung besonders gehacket, und auch besonders zusammen geleget und eingeführet werde. Was aber den Holzeinkauf zum Brennen oder Nutzen in der Wirthschaft anbelanget, so lassen sich aus diesem allen die Regeln ebenfalls leicht begreiffen. Ein Hauswirth, der Holz verkauft; fährt damit meist nach der Bestellung und Feldarbeit zu Markte. Und da solches also kurz vor Winters geschicht, so pflegt es alsdenn am wohlfeilsten zu seyn. Wenigstens ist der Holzkauf

kauf allemal besser und leichter im Sommer und zu dieser Zeit, als im Winter, besser bey gutem als schlimmem Wege, besser nach dem Anfang des Winters als mitten in demselbigen, besser bey leichter als sehr harter Kälte. Wer aber noch besser kauffen will, muß es auf dem Platze und Stamme kauffen, die Holzmärkte beobachten, dabey aber das Gehalt der Bäume und Aecker wohl beurtheilen können, und hiernächst es zeitig schlagen und machen lassen, damit er trocken Holz bekomme.

Ueberhaupt soll man kein Holz fällen, das im Safte stehet. Wenn aber das Holz vom Safte leer, so soll man diejenige Zeit erwählen, da der Mond über der Erden ist. Ein jedes Holz, das gefället oder abgehauen wird, wenn die Sonne im Stier, Steinbock und Jungfrau ist, das wird nicht wurmstichig, faulet auch nicht bald, sondern dauret am längsten. Es muß aber im abnehmenden Mond geschehen, und gleich in den ersten drey Tagen. Im Herbst soll man Birken fällen, wenn sie noch ein wenig Laub haben, etwa nicht lange nach St. Galli. Erlenholz soll man bald nach dem Neumond hauen, so wachsen die Stämme wohl aus. Alles Holz, das wieder auswachsen soll, das soll gar unten auf der Erde weggehauen werden, denn wenn man lange Stöcke läßt, so wächßt es nicht gern wieder aus. Wenn man Reisstäbe hauen will, so soll solches im letzten Viertel des Monds geschehen. Alles Stockholz, so da im zunehmenden Mond gehauen wird, das wächset strupicht. Holz, woraus Bretter geschnitten werden, soll im zunehmenden Mond gefället werden, so splittern sie nicht. Das Buschholz soll im Februario im letzten Viertel, wenn man vor Schnee und Kälte dazu kommen kann, gehauen werden. Wer Bauholz hauen will, der lasse es fällen zwischen Viti und Luciä; denn was in der Zeit gehauen wird, das wird wohl dürr, und wenn die Feuchtigkeit heraus kommt, auch desto zäher, und dauret desto länger. Im Zunehmen des Monds soll man hauen groß Tannenholz, und in dem Abnehmen das Laubholz. Will man Holz fällen, so zur Arbeit gebraucht werden, und nicht schwinden soll, so muß mans fällen im Vollmond. Will man Schlagholz fällen, daß es wieder auswachsen soll, so muß das geschehen im Merzen, und um Michaelis, wenn der Mond zunimmt, und nicht im Abnehmen, denn die Stöcke oder Wurzeln faulen. Bauholz zum Wasserbau muß grün und abgedörret seyn. Wäre man aber genöthiget im Sommer Bauholz zu fällen, so giebt man die Regul: Den Stamm anfänglich nur halb zu durchsägen, und ihn dabey hin und wieder zu ritzen, ja, damit der Saft desto besser heraus fliessen kann, einige Zeit noch so stehen zu lassen, hernach aber erst vollends abzuhauen, endlich aber bey einem Gebäude wenigstens lauter grün Holz, nichts aber dürre Holz darunter zu nehmen. Allein es ist dieses nur ein Rath in der Noth. Fäulniß, Holzwürmer und Wanzen werden sich bey solchen Holzgebäuden viel eher und mehr einstellen, als bey andern, sonderlich wenn es

es nicht sehr harzig ist. Man hat auch Mittel gefunden, das weiche Holz zum Bauen besonders zu bereiten, und veste zu machen. Der in dem Holz befindliche Saft befördert eigentlich desselben Vergänglichkeit, nämlich entweder Würmer oder die Fäulniß. Darum das weiche Holz wegen seiner lockeren Theile mehr Saft fasset, als das harte, verdirbt aber eher. So sucht man durch das Kochen, die Säfte besonders aus dem weichen Holz heraus zu bringen. Das Holz ist sodann zur Arbeit bequemer, von viel längerer Dauer, und die Büchen werden besonders an Stärke und Dauer dem Eisen gleich. Dieses findet aber nur bey kleinern Stücken statt. Im Grossen könnte man auf folgende **Weise verfahren:** Man verfertige einen von Brettern rings umher wohlverwahrten Kasten. Vornen lasse man eine Oefnung, durch welche Dielen, Ständer, Riegel, Sparren ꝛc. hineingeschoben werden, die mit einer Fallthüre bevestiget wird. Am andern Ende kann man einen Topf anbringen, dessen weite Röhre sich bis in den Kasten erstreckte. Man fülle zur Probe den Topf bis an die Röhre voll Wassers, lege Feuer unter denselben, und lasse das Holz von dem aufsteigenden Qualme im Kasten ausziehen. S. Hannöverische Anzeigen. 1753. Stück 74.

Gleichwie übrigens das Holz eines von denen unentbehrlichsten Stücken im gemeinen Leben, und an dessen Erhaltung einem Lande, so damit von GOtt und der gütigen Natur begabet, unbeschreiblich viel gelegen ist; also ist es auch ein höchst nöthiges Stück der Haushaltung, mit allem Holze pfleglich umzugehen, das ist, nicht nur das schlagbare Holz nützlich und sparsam zu gebrauchen, sondern auch den Wiederwachs gewöhnlich und gehörig zu befördern; insonderheit aber die Gehaue ordentlich zu halten; das Holz nach seiner eigenen oder auch des Bodens unterschiedenen Art, nicht zu zeitig abzuräumen, hingegen aber auch nicht so lange, bis es überständig geworden, oder wieder zu verdorren anfängt, auf dem Stamm zu lassen; vornemlich aber dasjenige, so im Mittelwachs begriffen, weil es alsdenn am Stamm und Aesten am besten zunimmt, zu schonen; das Unter- oder Schlagholz nicht eher, als wenn das Laub abfällt, auch nicht mehr, wenn es wieder auszuschlagen anfänget, also vom October bis in den Merz, zu hauen. Die rechte Proportion in der Eintheilung eines Holzes in seine Gehäue zu treffen, ist auch eine grosse Klugheit in der Wirthschaft mit dem Holze. Ueberhaupt sollte man in jedem Walde, auf einmal zu einem Gehäue wenig schlagen, aber hingegen desto öfterer Holz fällen. Hiernächst muß das Holz in sonderliche Gehäue eingetheilet werden, daß man mit dem letzten Gehaue, und also den ganzen Wald abzutreiben, nicht eher fertig wird, als bis das erste Gehäue seinen völligen Wachsthum wieder erreichet hat. Ist nun der Wald nicht groß genug dazu, so müssen die Gehäue desto kleiner seyn, es mag die Nothdurft des Wirthes gleich

mehr Holz erfordern oder nicht. Allenfalls thut er besser, daß er Holz dazu kauft. Und eben dieses müste er auch in dem Fall thun, wenn er gleich grössere Gehäue machen, aber desto seltener daraus etwas schlagen lassen wollte. Eine vollkommene Eiche oder Tanne höret unter 100 Jahren nicht auf zu wachsen, kann aber wohl 2 bis 300 Jahr, wiewohl ohne Nutzen, ja vielmehr öfters mit Schaden stehen. Man läßt sie also nicht leicht, als zu Gränz- und Lagbäumen, länger als 100 Jahr stehen. Doch kommt auch viel auf die Fruchtbarkeit des Bodens, und hiernächst auf die Wirthschaft an, die mit denen Stöcken der abgetriebenen Bäume gehalten worden. Laubholz schlägt zwar aus, doch nicht allenthalben, und auch nicht immer zu Stammholz. Schwarzholz schlägt nicht wieder aus, und der Stock hindert den Anflug. Zu Saamenbäumen müssen auch feine Oberbäume stehen bleiben. Ueberdem bleiben davon sonst auf einem Acker 8 bis 10 von angehenden Bäumen, auch 8 Vorständer und von Laaßreissern auch so viel stehen. Was das Buschholz anbelanget, so braucht solches selten über 10, 14, höchstens 18 Jahr zu wachsen, ehe es schlagbar wird. Sollte es langsamer wachsen, und es ist Getreydeland, oder Weide nicht schon überflüssig in derselben Gegend, so ist es entweder besser, jenes aus Buschholz zu machen, oder woferne schon daran ein Ueberfluß, und das Holz rar ist, so muß man lieber mit Holzpflanzen und Säen, oder Düngen den Holzwachs zu befördern, oder aber Stammholz anzupflanzen suchen. s. Holzbau, Holzschlag.

Holz oder **Gehölze**, bedeutet auch einen ganzen Wald. Daher heissen **hohe Hölzer**, tiefe, weit umfangene Wälder; **Vorhölzer** aber die mit dem Holz und Busche verwachsene Aecker- und Wiesenränder, so an den grossen Wald anstossen und angränzen. Ein **Hau- und Splitterholz** heisset, das zu seiner Zeit abgeräumet, und **Hägeholz** ein Wald, der geschonet wird. In noch engerm Verstande nennet man auch nur ein kleines Theil eines Forstreviers, so mit Holze bewachsen ist, ein Holze s. Forst, Gehau, Wald. Wie das Holz müsse genutzet, in gutem Stand erhalten, und vermehret werden. s. Wald, Holzbau.

Holz, hartes, s. Hart Holz.

Holzanbau, s. Holzbau.

Holzanflug, s. Anflug, Dickicht.

Holzanpflanzung, s. Holzbau.

Holzaufsetzer, s. Holzsetzer.

Holzbau, Holzanbau, Holzanpflanzung, Holzpflanzung, ist ein sehr nöthiges Stück der Wirthschaft, wodurch dem an vielen Orten einreissenden Holzmangel gesteuret und vorgebeuget wird. Wir wollen hievon also handlen, daß wir Anfangs bemerken, worauf vor dem Anbau des Holzes zu sehen, und sodann, wie der Anbau selbst geschehe.

A) Wenn man Oerter mit Holz in Anwachs bringen will; so wähle man allezeit diejenigen

zu erst, wo 1) der Holzanwachs am gewiessesten, am leichtesten, und mit dem wenigsten Kosten herzustellen, und 2) wo das Holz am nöthigsten ist, und am bequemsten gebrauchet, oder am höchsten ausgebracht werden kann. Oft sind in übel bestandenen Forsten solche Oerter zuerst vorgenommen worden, wo durch vielmaliges Nachsäen und Pflanzen dennoch wenig ausgerichtet war. Man hat z. Ex. Tannensaamen in Oerter gesäet, die viel zu fetten Boden hatten, und sich gleich mit langem Grase dick überzogen. Die jungen Tannen erstickten darunter, und was endlich nach vielem wiederholten Säen, nach vielem Verlust von Zeit und Kosten aufgieng, war von schlechter Hofnung. Es stund viel zu einzeln, wuchs in die Aeste, wurde folglich kurz und struppicht, dabey weich und großjährig, und man konnte also nach langen Jahren nichts, als Holz von schlechter Güte erwarten.

Andere Oerter, die eigentlich von Natur zu dieser Holzgattung bestimmt zu seyn, schienen, wo der vom Winde einzeln hin und her zerstreute Saamen beständig blieb, wo wenige Jahre zuvor das beste Holz gestanden hatte, wo mit den wenigsten Kosten höchstwahrscheinlich der Anwachs in geschlossener Dickung herzustellen wär, versäumte man mit größtem Zeitverlust, da man hingegen indessen Mühe und Kosten an unbequemen Oertern unüberlegter Weise verschwendete. Je schädlicher dieser Fehler ist, je sorgfältiger ist er zu vermeiden, und wird um so viel mehr vergrössert, je entlegener und unbequemer ein Ort zu dem Gebrauch einer Holzgattung lieget.

Ehe man einen Ort zu besäen, oder auf andere Weise mit Holz in Bestand zu setzen, anfängt, ist wohl Acht zu haben, ob daselbst schon aufkäumender Saamen, oder wohl gar junge Loden vorhanden. In Entstehung dessen würde man nicht nur öfters überflüssige Arbeit und Kosten anwenden; sondern auch Gefahr lauffen, den bereits vorhandenen Anwachs durch das Pflügen, Graben oder Umhacken wieder zu verderben. Der abfallende Saamen wächst vielfältig in stehenden Oertern dick auf, und bleibt etliche Jahre gut. Solche Oerter lasse man, wenn der junge Anwachs darinnen nur mässig ist, in Ruhe. Bey dieser Untersuchung gehe man allezeit mit grosser Vorsicht zu Werke. Ist der Ort zuvor mit Eichen, Rothbüchen, Ahorn, Lehnen u. d. g. bestanden gewesen, wovon der Saamen gleich im nächsten Frühjahre aufgehet, oder hat er annoch Oberholz von besagten Arten; so kann man den sichern Schluß machen, daß, wenn nach den ersten warmen Frühlingstagen keine hervor brechende Käumen sich zeigen, auch von dem nächst vorher abgefallenem Saamen nichts erfolgen werde. Allein es giebt einige Holzarten, wovon der Saamen gar lange lieget, ehe er aufgehet. Dahin gehören vornemlich die Haynbüchen und Eschen. Ob es nun gleich sehr gut ist, wenn ein Ort bald vor überhandnehmendem Kraut und Gras gesäet werden kann; so muß man doch im letztern Fall über ein Jahr warten, ehe

ehe mit Umpflügen oder Umhacken verfahren wird. Man muß sorgfältig zusehen, ob dergleichen Gesäme annoch unverdorben, oder wohl gar auskäumend auf der Erde liege.

Ueberhaupt weißt man aus der Erfahrung, daß dürrer Sandboden nicht gerne Laubholz träget, da hingegen das Kieferholz ziemlich stark darinnen wächset. Wiederum ist bekannt, daß Erlen, Weiden und Pappeln einen nassen Boden lieben, da hingegen die Fichten und Tannen schlecht darauf fortkommen. Indessen würde man unweißlich handeln, wenn man zu Anpflanzung dieser oder jener Holzart sich bemühen wollte, einen schweren thonichten Boden mit leichtem sandigen, und einen magern mit fettem u. d. g. zu mässigen. In weitläuftigen Forsten, vornemlich in grossen Gebürgen, ist an eine solche Verbesserung des wilden Bodens nicht zu gedenken. Das sind gar nützliche und angenehme Künste, die aber nur in Gärten und Lustwäldgen anzubringen stehen. Allein bey Anwendung derselben in Forsten würden fürwahr die Kosten den Nutzen allezeit sehr weit übersteigen.

Da kein Grund und Boden so schlecht ist, daß er nicht einige Holzgattungen zu tragen im Stande seyn sollte; so ist am sichersten, man wähle diejenigen, welche sich für den Boden schicken. Wo Holz bloß zur Verkohlung und Feuerung, oder für Hütten- und Bergwerke gebrauchet wird, da ist kein Boden so schlecht, daß sich nicht einige dazu dienliche Gattungen gar wohl sollten fortbringen lassen, ohne grosse Kosten zur Verbesserung des Bodens, durch Düngung oder andere schwer anzubringende Mittel, anzuwenden. Doch in Ländern, die zur Schiffarth bequem liegen, und ihre Stärke von der Handlung zur See haben, und wo der Natur zu Hervorbringung der zum Schiffbau ganz unentbehrlichen Eichen will geholfen seyn, wo man in folgenden Zeiten nicht versichert ist, daß man aus fremden Landen solches werde erhalten können; da sind keine Kosten zu scheuen, Wälder von Eichen und andern dazu höchst nöthigen Holzsorten anzulegen, indem das zum Schiffbau tüchtige Holz nicht nur in gar hohem Preise ausgebracht werden kann; sondern auch in Ansehung eines solchen Landes, dessen Wohl auf der Schiffart beruhet, unschätzbar ist.

Auch in denen Fällen, da man mit fremden und seltenen Arten Holz Versuche anstellen will, davon nicht leicht, noch mit wenigen Kosten der Saamen oder die jungen Stämme in Menge zu haben sind, kann man gar wohl mehr Fleiß und Kosten auf die Zurichtung des Bodens wenden, als bey dem gewöhnlichen Waldbau, bis man endlich selbst den Saamen zu fernerer Fortpflanzung bekommt. Wo auch grosse Oerter ganz von Holze entblößet sind, die wegen dürren Bodens oder rauher Gegend, weder den Holzsaamen noch junge Stämme annehmen wollen, da kann man auch Strichweise, von Nordwesten gegen Südosten, ausserordentliche [illegible]

hung

hung und Kosten in Zubereitung des Bodens und Wartung der jungen gepflanzten Stämme oder ausgesäeten Saamens anwenden, als wodurch der ganze Ort mit der Zeit gegen die rauhe Witterung Schutz bekommt, und sich zu Annehmung des Holzes verbessert; denn so bald das junge Holz zu einiger Höhe kommt, folget Gras und Kraut, das nebst den bereits erwachsenen jungen Stämmen den Boden gegen die brennende Sonnenhitze decket, die rauhen dürren Winde einiger massen abhält, und durch die jährliche verrottete Theile den Boden verbessert und fruchtbar machet. Dergleichen rauhe Oerter sind 20, 30, und mehr Jahre vergeblich besäet und bepflanzet worden. Endlich aber hat man wahrgenommen, daß sie sich vom Umfange her, welcher mit Holz bestandenen Oertern gegrenzet, nach und nach gegen das Mittel mit jungem Anwachs zugezogen. Die Natur zeiget hier selbst, wie zu verfahren seye.

Die Wässerung des allzutrockenen Bodens, die Ableitung der Gewässer, vermittelst der Graben, von allzunassem Boden, vornemlich aus grossen Brüchen, läßt sich in einigen Fällen leichter bewerkstelligen. Diese letztere Zubereitung ist oft nöthig, da die Erfahrung lehret, daß auch Weiden, Pappeln, Erlen, Wasserbirken und andere Wasserbäume auf gar zu sehr und beständig mit Wasser angefüllten Oertern nicht recht fort wollen. Sie wachsen nicht so geschwind, stark und hoch, und schlagen, wenn sie abgehauen werden, nicht so gewiß und gut wieder aus, als wo der Boden nicht beständig unter Wasser stehet.

Wo ganz dürrer Sandboden ist, da wird man alle Bemühung und Kosten vergeblich anwenden. Säet man Saamen hinein; so jaget der erste dürre Wind den Saamen, wenn er flüchtig ist, nebst dem Sande fort, und häuffet beyde hin und wieder in hohe Wedel aufeinander. Ist der Saamen schwer; so bleibet er zwar liegen, wird aber hin und wieder von den Windwedeln bedecket, und ersticket darunter. An andern Orten treibet der Wind den Sand um die zarten Wurzeln weg, und so verdorren sie in wenig trockenen Tagen. Selbst der Saame von Kiesern, Wachholdern und Birken, die sonst im dürresten Sande wachsen, leiden diesen Anstoß. Es ist darnach kein Mittel, solche Oerter wieder mit Holz in Anwachs zu bringen, als schmale lange Striche, oder kleine Plätze, dicht, einige Fuß hoch zu umzäunen, etwas schwerere Erde nur einige Zoll tief unter den Sand zu bringen, und solchen Saamen hinein zu säen, der in dürrem Sande am leichtesten fortkommt; so ziehen sich die Oerter nach und nach zu. Je langsamer dieses von statten gehet, und je mehr Kosten es verursachet; desto mehr Ursache hat man, zu verhüten, daß solche Oerter nicht gänzlich von Holze entblösset werden. Das Abtreiben muß in schmalen Strichen oder Plätzen geschehen, und der Anwachs, ehe dem Boden von der auszehrenden Dürre, von Winden und der Sonnenhitze, die Fruchtbarkeit benommen wird, wieder

wieder hergestellet werden. Ob das Gras dem Holzwachs schädlich oder beförderlich seye, davon s. Gras.

B) Was den **Anbau selbst** anbetrift; so wird ein Ort auf dreyerley Art mit Holz in Bestand gesetzet: 1) durch **Besäen mit Holzsaamen**, 2) durch **Pflanzung junger Stämme**, 3) durch **Schnittlinge oder Ableger**.

1) Die **erste Art**, oder **das Besäen mit Holzsaamen**, ist ohne allen Zweiffel vor wilde Bäume die vorzüglichste; denn gröstentheils findet sich der Boden in Forsten, vornemlich in Gebürgen, mit vielen Steinen vermenget, oft ganz klippicht; die zarte Wurzeln, die der Saame von sich treibt, kriechen in der wenigen Erde, darein er gefallen ist, so lange fort, bis sie zwischen den Steinen oder Klippen, Klüfte und Oefnungen finden, darinnen gemeiniglich gute Erde enthalten ist. Die Wurzeln richten sich in ihrem Wachsthum nach diesen Klüften und Zwischenräumen in den Klippen und steinigten Gebürgen. Sind die Klüfte groß; so werden die Wurzeln darinnen stark, die kleinen Nebenwurzeln lauffen mit ihnen fort, bis sie abermals Rißgen oder Oefnungen antreffen, woselbst sie mit unzählichen zarten Fäsergen sich hinein schlingen. Solches Holz stehet gegen die gröste Sturmwinde vest, und hat aus den kleinen Wurzeln beständig so viel Nahrung, daß es die widrigste Witterung schwerlich und selten verderben kann.

α) In Ansehung der **Zubereitung des Bodens** ist es allezeit, wo nicht höchst nöthig, doch nützlich, denselben umzureissen, es geschehe auf was Weise es wolle. Zwar findet man, daß in stehenden Oertern der auf den unzubereiteten Boden fallende Saamen wohl anschlägt, wenn er nicht durch das gar zu dicke oder geschlossen darüberstehende grössere Holz erstickt oder verbuttet wird. Auch in abgetriebenen Oertern, wo mässiges Oberholz stehet, finden sich gar häuffige Saamenloden, die gar gut fortkommen. Weil aber der bloß liegende Saamen gröstentheils nicht nur durch Laub, gar zu hohes Moos, auch bisweilen durch die Vestigkeit des Bodens verhindert wird, seine Wurzeln gehörig in die Erde zu treiben, überdem auch gar oft durch sehr dürre Witterung, nachdem er kaum aufgekäumet, wieder verdorret, endlich also blos auf der Fläche des Bodens liegend, von Vögeln, Eichhörnern und Ungeziefern verzehret wird; so ist dienlich, den Boden umzureissen, und den Saamen unterzubringen Man muß hiedurch in vielen Fällen der Natur zu Hülfe kommen.

Das Umreissen des Bodens wird auf verschiedene Art verrichet. Die beste, und welche aller Orten anzubringen stehet, ist das Umhacken. Dieses muß also geschehen, daß man mit einer breiten Haue Furchen, anderthalb bis 2 Fuß breit, 2 bis 3 Ruthen lang, nach Beschaffenheit des Bodens tief, und so viel nach dem Augenmaße möglich, Wagerecht machet, sodann ein paar Fuß stehen lässet, abermals eine Furche ziehet, wieder

wiederum ein paar Fuß lang Erde oder Rasen unausgehauen stehen läßt, und so fortfähret, bis der ganze Ort auf solche Weise umgearbeitet ist.

Der Grund dieses Verfahrens ist leicht zu zeigen. Es ist unmöglich die wagerechte Linie nach dem Augenmaß so genau in Acht zu nehmen, daß nicht die Furchen merklich Bergauf oder Bergab lauffen sollten. Bey starkem Regen würde sich das Wasser darinnen sammeln, so zu sagen, einen kleinen Bach machen, und den Saamen mit fortschwemmen. Hierinn werden grosse Fehler begangen, wodurch Kosten, Arbeit und Zeit fruchtlos verlohren gehen. Durch kurze Furchen, die alle 2 bis 3 Ruthen durch stehenbleibendes Erdreich oder Rasen unterbrochen werden, wendet man dieses Uebel ohnfehlbar ab. Hauet man die Erde tiefer auf, als höchstens 2 quere Hände hoch; so bringet man ohne Noth den wilden untern Boden, der den Saamen nicht gerne annimmt, in die Höhe. Stehet man in der Meynung, daß die Wurzeln in den ausgehauenen Boden leichter eindringen können; so irret man gar sehr; denn da kein Baumsaamen tief in die Erde darf gebracht werden: so dringen die Wurzeln kaum in 2 Jahren einer queren Hand tief ein, indessen aber setzet sich die Erde wieder so veste aufeinander, als wenn sie niemals wäre umgehackt worden. Folglich ist es eine unnütze Arbeit, die sich doch nur in mildem guten Boden, in Wäldern und Gebürgen hingegen, gar selten anbringen läßt.

Von einigen wird zwar das tiefe Umbrechen des Bodens sehr angepriesen, ist auch bey Anlegung kleiner Plantagen, die nicht über ein, oder etliche 1000 Quadratruthen groß sind, und im Lande auf guten Boden angeleget werden, nicht schädlich. Allein in grossen Wäldern und Gebürgen wird man damit nicht fortkommen, würde auch ohne Nutzen, ja gar schädlich seyn. Je tiefer der Boden umgebrochen, und von Steinen gereiniget wird, je lockerer wird er; desto eher trucknet er bey dürrem und heissem Wetter aus, und die zarte Loden verdorren, wenn man nicht durch Begiessen oder Wässern zu Hülfe kommt. Dieß leiden die Umstände in grossen Forstörtern gar selten. Dahingegen ist es in Feldplantagen, und wo das Holz zur Stelle gar hoch kann ausgebracht werden, meistens zu bewerkstelligen.

Die Furchen dürfen nicht gar zu schmal seyn, sonst überziehen sie sich gar bald mit Kraut und Gras. Dieses zu vermeiden, legt man, wo bereits verangerter Boden ist, den Rasen dergestalt an die Mitternachts- oder Morgenseite, daß die obere Fläche unten zu liegen kommt, damit das Kraut und Gras nicht so bald wieder überhand nehme, auch die zarten Käumen für den rauhen und dürren Nord- und Ostwinden einiger massen geschützet werden. Das Pflügen findet keine Statt, als wo der Boden frey von starken Wurzeln und grossen Steinen ist. Wo diese sind, da muß man den Pflug ohne Unterlaß ausheben, welches eine höchstbeschwerliche und lang-

weilige Arbeit ist. Wo noch Holz, sonderlich Oberholz, befindlich ist, und wo solches stehen bleiben muß, da ist es fast unmöglich. Nimmt man es weg, und rodet die Wurzeln sämmtlich aus, da wird der aufkäumende Saame, weil im ersten Jahr weder Kraut noch Gras hervor kommt, gar leicht verwelken, wenn wenige recht heisse trockene Tage mit dürren Winden einfallen, und folglich das Ausbringen junger Loden kostbar und beschwerlich machen, und folglich das Ausbringen junger Loden kostbar und beschwerlich machen, nicht ohne grossen Zeitverlust. In vielen Fällen, wo die Absicht auf Fortpflanzung der Eichen und Rothbüchen gerichtet ist, pflegen die eingetriebene Mastschweine nicht nur das Umbrechen des Bodens zu verrichten, sondern auch durch Tilgung vieler Arten des schädlichen Ungeziefers, den jungen Anwachs in Sicherheit zu setzen.

Das sorgfältige Aus- und Ablesen der Steine, Düngen u. s. w. sind theils unnütze, theils solche Bemühungen, davon man nach Anwendung vieler Kosten endlich abstehen muß, nachdem man nur einen kleinen Anfang davon hat zeigen können. Ist nur etwas gute Erde zwischen den Steinen befindlich; so schaden diese nichts. Es wächset das beste und daurhafteste Holz frisch darinnen auf, und ist dem Windfall so leicht nicht unterworfen. Ist keine gute Erde darzwischen; so bringet man solche durch blosses Ablesen der Steine nicht dahin. Es ist demnach eine unnütze, zeitfressende und kostbare Arbeit, die man endlich wieder einstellen muß, wenn man in dieser Zubereitung gar zu weit, und zu sorgfältig gehet. Man tadelt keine vernünftige, sondern nur unüberlegte Bemühungen. Die Rede ist hier von Behandlung grosser Forsten; denn es können einige Fälle sich ereignen, da man mehr Kosten und Mühe anzuwenden hat, als gewöhnlich, z. Ex. wo man Lustwäldgen anlegen will; wo das Holz sehr hoch kann ausgebracht werden. In solchen besondern Fällen kann man weiter, als gewöhnlich und mit der völligen Sorgfalt eines Gärtners gehen, auch die dazu nöthige Kosten anwenden. Ein Verfahren aber, das nur in einigen Fällen nützlich seyn kann, darf nicht zu einer Regel gemachet werden.

Es kann nicht schaden, wenn obige Zubereitung des Bodens einige Monate vor der Besaamung geschiehet, weil eine ausgewitterte Erde den Saamen besser annimmt, als wenn unmittelbar nach dem Umhacken oder Pflügen der Saame hineingestreuet wird. Ist der Boden stark beraset gewesen; so muß man das Vieh bis zur Besaamung hineinlassen, damit das gar bald einzeln aufschiessende Kraut und Gras sich nicht besaamen, und den Ort bald wieder überziehen möge. Die Viehheerden müssen aber nicht zu stark seyn, damit der umgearbeitete Boden nicht wieder vest getretten werde, oder man muß sich gefallen lassen, den Ort zum zweytenmal umarbeiten.

β) Welches die bequemste Zeit zu säen seye, davon s. Baumsaamen.

γ) Was

γ) Was bey dem Säen selbst in Acht zu nehmen seye, s. Baumsaamen.

δ) Noch eine Anmerkung, die wir bey diesem Punkt anzubringen haben, ist diese: Da nicht nur in rauhen und dürren Gegenden, sondern auch in gemässigten, und auf dem besten Boden, bey trockenen, heissen oder sehr kalten Jahren der aufgehende Saame größtentheils verlohren gehet; so pflegen einige allerhand Feld- und Gartenfrüchte mit unter zu säen, welche, indem sie viel eher aufgehen, als der Baumsaamen, dabey viel dichter gesäet werden können, den Boden bald bedecken, und vor der grossen Sonnenhitze und ausdorrenden Winden die zarten und langsam wachsenden Loden beschützen. In solchen Fällen thut auch der Birkensaame ähnliche Dienste, und hat darinn noch einen Vorzug, daß er einige Jahre lang, oder so lange man es nöthig findet, die Loden decket, und mit selbigen fortwächßt; da hingegen Feld- und Gartenfrüchte ein, höchstens 2 Jahre diesen Dienst thun, nur die Stoppeln vom abgeschnittenen Getreyde sind noch das folgende Jahr zu dieser Absicht hinreichend; denn es ist zu merken, daß, obschon die Loden, wenn sie 2 bis 3 Jahre gestanden, nicht leicht wieder vergehen, dennoch durch die Nachtfröste im Frühjahr an dem frischen und annoch krautartigen saftigen Schosse leicht Schaden leiden, falls sie nicht einigen Schutz haben; da denn ein daraus erwachsener Baum struppicht wird, und niemals einen rechten Schaft bekommt, oder wenigstens im Wachsthum gar sehr aufgehalten wird.

Indessen weil die Birkloden im ersten Jahr zu dieser Absicht gar zu klein bleiben; so muß der Saamen ein Jahr vorder in die Erde gebracht werden, ehe die andern Gattungen darzwischen kommen. Sonst hat man den verlangten Nutzen davon nicht, indem der auskäumende Birkensaame im ersten Jahr diesen Dienst nicht thut. Mit Haser und Roggen verfähret man wie gewöhnlich, und nachdem die Egge und Walze darüber gezogen ist; so ziehet man die kurzen unterbrochenen Linien und bringet den Baumsaamen hinein. Ist das Getreyde reif; so wird es behutsam mit der Sichel, und zwar höher, als gewöhnlich von den Ackerleuten zu geschehen pfleget, abgeschnitten, damit die Loden nicht beschädiget, noch zertretten werden, auch die hohe Stoppeln noch das folgende Jahr den verlangten Schutz gewähren. Gewiß ist es, daß dieses Mittel nicht nur die Loden einige Jahre decket; sondern auch hindert, daß das Gras nicht so bald überhand nehmen, und das junge Holz ersticken, oder im Wachsthum zurücke halten kann. Man kann auch, wenn hin und wieder die Loden zurück geblieben, den Herbst, oder das künftige Frühjahr Baumsaamen nachsäen, welcher noch von den Stoppeln einiger massen gedeckt wird.

Jedoch ereignen sich Fälle, wo man den guten Erfolg vergebens erwartet. In den Jahren nämlich, wo viel Mäuse sind,

ziehet sich das Ungezieser nach dem ausgesäeten Getreyde, und denn gehet es über den Holzsaamen mit her. Sind auch in der Nähe solche Oerter, welche überflüssig Gras haben, das nach einer vorgefaßten Meynung und Beysorge, es möchte durch das Vieh an dem jungen Holz Schaden geschehen, nicht ausgehütet wird, und dem Ungezieser zu einem sichern Auffenthalte dienet; so ziehet sich solches nach dem Getreyde, der Baumsaamen gehet mit verlohren, und da sich das Ungezieser einmal hingewöhnet; so frißt es die Loden an, nachdem das Getreyde und der Saamen verzehret worden. Der Augenschein hat dieß zum öftern gewiesen, daß in grossen auf diese Art behandelten Oertern nicht eine Lode aufgekommen.

Mit allerhand Garten- und Wurzelgewächsen sind gleichfalls Proben angestellet worden, und man hat gefunden, daß zwischen den Cartoffeln besonders die junge Tannen wohl fortkommen, indem zugleich die Cartoffeln vortreflich gerathen. Vor den Mäusen hat man auch so viel Sorge nicht, desto mehr aber vor den Schweinen, welche, wo sie dergleichen Wurzelgewächse verspüren, den Boden gänzlich umbrechen, und die Loden verderben. Daher solche Oerter mit sehr starken Verzäunungen müssen verwahret werden. Wie nun das Säen der Feld- und Gartenfrüchte aus keiner andern Absicht geschiehet, als einen verangerten und sehr verwachsenen Boden rein zu machen, oder auch auf dürren und von allen Gewächsen entblößten Boden, dem Saamen gegen dürre, heisse und rauhe Witterung Schutz zu verschaffen; also muß auch in gegengesetzten Fällen, wo nämlich keine Verangerung und kein überflüssig Gras ist, wo auch der Boden nicht ganz kahl, sondern hinlänglich Oberholz oder Buschwerk hat, dieses Mittel weggelassen werden, da es überflüssig ist, und allerhand dem Aufkommen der Loden gefährliche Zufälle veranlasset. Es ist dieses also nur ein Nothmittel.

2) Ob nun gleich das Säen vor dem Pflanzen einen grossen Vorzug hat, auch bey weitem nicht so kostbar ist; so kommen doch einige Fälle vor, da das Pflanzen dem Säen vorzuziehen. Auf Triften oder auch an Oertern, da man wegen nothwendiger Viehweyde nicht gehörig hegen kann, sondern den Heerden zu fast täglicher Trift und Weyde, es seye auf eine Zeitlang oder beständig, lassen muß, da kommt junges Holz aus dem Saamen gar schwerlich in die Höhe, und ist das Pflanzen das einzige Mittel, den Holzanwachs zu erlangen.

α) Die beste Zeit zum Pflanzen und Versetzen junger Stämme, ist der Herbst. Wollte man auf trockenen Boden im Frühjahr pflanzen; so würden durch die bald darauf folgende Sommerhitze und dürre Witterung die jungen Stämme noch viel eher verdorren, als die Käumen oder Loden von aufgehendem Saamen, und dieses weit mehr in Gebürgen, als in Feldbüschen und Landforsten, eines

nes Theils, weil man mit dem Setzen der Stämme, wegen länger anhaltenden Schnees und Frostes, so zeitig nicht anfangen kann, und mit der Arbeit in die heisse Monate geräth, dabey an Wässern und Begiessen selten zu denken ist; andern Theils, weil der meistens steinigte wilde Boden, auf dessen Zubereitung bey weitläuftigen Forsten unmöglich Gartenmässige Sorgfalt verwendet werden kann, anfänglich sich nicht gehörig an die Wurzeln leget, welche folglich keine hinlängliche Nahrung empfangen, und solche dem Stamme zuführen können. Wird hingegen das Pflanzen im Herbst verrichtet; so verursachet der bald darauf fallende häuffige Regen und Schneewasser, daß sich die Erde um die zarte Wurzeln genau anleget; der Frost treibet die zähen grössern Erdklumpen auseinander, welche bey folgendem Thauwetter auseinander fallen, und sich sodenn bey erfolgendem Regen wiederum dicht aufeinander setzen, und alle grössere leere Zwischenräume ausfüllen. Man hat demnach nicht nöthig, die im Herbst zu pflanzende Stämme stark zu beschneiden, da sie durch die zarten Wurzeln viel mehrere Nahrung erhalten, als wenn das Pflanzen im Frühjahr unternommen wird.

β) **Die Zubereitung des Bodens** wird ein halbes, oder wenn darinnen eine den Stämmen schädliche Unart bemerket wird, ein ganzes Jahr zuvor unternommen. Ist der Boden milde und gutartig; so macht man die Löcher weit und tief, damit man weder die Wurzeln noch Aeste nöthig habe, viel zu beschneiden, jedoch der Grösse der Stämme verhältnißmässig. Ist der Boden unartig, oder gar steinigt; so muß man die Löcher kleiner machen, und, so viel ohne gar zu grosse Kosten geschehen kann, mit guter Erde wieder anfüllen, oder die schlechte mit guter verbessern. Gemeiniglich ist auf der Fläche in Forsten etwas gute Erde, welche von verrottetem Laube und Nadeln herrühret, die man dazu wohl gebrauchen kann. Wo nahe unter der Dammerde zähe Thon⸗ oder andere dergleichen veste Erdlager befindlich sind, da ist zu untersuchen, ob solche tief oder nicht tief stehen. Im letztern Fall ist sehr dienlich, wenn es mit mässigen Kosten geschehen kann, daß man sie in jeder Grube durchsteche, damit sich das überflüssige Regen⸗ und Schneewasser in den Grund ziehen könne; denn dieses verursachet, daß die Stämme im Winter vom Frost gern Schaden leiden, im Sommer aber die Wurzeln verstocken. Aus diesem Grunde bedienen sich die Gärtner niemals anderer, als durchlöcherter Blumentöpfe und Behältnisse vor Gewächse und ausländische Bäume. Ist das Durchstechen nicht thulich; so muß man durch Gräben die überflüssigen Wasser abzuleiten suchen. Die Löcher sowohl, als Gräben werden, wenn andere Umstände nicht hinderlich fallen, nach geraden Linien, und gleich weit voneinander gemacht.

γ) **Was die Wahl der Stämme** anbetrift; so ist, ehe aus dem Walde oder der Baumschule

schule (s. Baumschule) die jungen Stämme ausgehoben werden, der künftige Gebrauch des Holzes, das man daraus ziehen will, zuvor wohl zu erwägen. Wozu jede Art Holz zu gebrauchen, und also die Wahl darnach anzustellen; das ist bey jeder Art des Holzes und derer Beschreibung angezeiget. Es verstehet sich aber von selbst, daß in der Wahl der Art des Holzes zugleich auf den Grund und Boden Acht zu haben seye, ob solcher selbige anzunehmen geschickt seye oder nicht. Zu dem meisten Geräth- und Bauholze wird erfordert, daß es gerade und hochstämmig seye, wobey jedoch wohl zu beobachten, daß die jungen Stämme, wie sich oft findet, gegen ihre Höhe nicht zu dünne und schmal seyen; sondern die gehörige Stärke und Dicke haben, damit sie nicht vom anhangenden Schnee und Reif, oder wohl gar vom Regen, sich mit den Gipfeln zur Erde beugen oder abbrechen. Hüttengeräthholz erfordert meistens eine grössere Stärke, als das gemeine Bauholz, und müssen dazu die jungen Stämme auch stärker und stämmiger ausgesuchet, und nicht so enge gesetzet werden, weil gar zu hochstämmige und enge gesetzte Stämme gar selten zu grosser Stärke gelangen.

Will man einen Ort in der Hauptabsicht bepflanzen, das Holz zur Feuerung und zum Verkohlen zu gebrauchen; so hat man auf das Gewächse der jungen Stämme so sorgfältig nicht zu sehen, daferne solches zu lebendigem oder Schlagholz gezogen werden solle, welches aus denen rückständigen Stämmen und Wurzeln der demnächst abzuhauenden Stämme auswächset. Will man aber zu dieser Absicht Baumholz ziehen; so muß es gleichfalls hochstämmig seyn, sonst wächst es in die Aeste, und man erhält nach 100 und mehr Jahren schlechte Rümpfe, Knorren und Zacken, welche Zeit und Kosten nicht belohnen.

An einigen Orten pfleget man Eichen, selten Rothbüchen, lediglich zur Mastung zu pflanzen. Hierzu sind solche Stämme gut genug, welche ästig, krumm und ungestalt gewachsen sind, massen sie in der Blütezeit nicht so leicht von rauher Witterung Schaden leiden, und daher gemeiniglich mehr Mast tragen, als die hochstämmigen Bäume. Einige hauen so gar wohlgewachsenen hohen Stämmen zu diesem Endzweck die Gipfel ab, welches jedoch nicht anzurathen, weil sie im Alter, da man den besten Nutzen davon ziehen sollte, abständig, faul, und von starken Winden, ob sie schon niedrig, umgeworfen werden. Dieses Verfahren zeiget allemal armseelige und schwach bevölkerte Länder an, in welchen wenig Handthierung, Handel und Wandel getrieben wird. Zu einigem Gebrauch werden auch nach gewissen Krümmen gewachsene Bäume erfordert, und diese oft in unmässig hohem Preise, vornemlich zum Schifbau, bezahlet. Junge Stämme, die von sich selbst zu solcher Krümme gewachsen, sind demnach gar hoch zu achten, auch ihnen durch Kunst nachzuhelfen, wo zu Seeschiffen Bauholz erforderlich ist.

Von den Stämmen selbst, welcher Art Holz sie seyen, ist zu bemerken: Je fäserichter die Wurzeln nahe am Stamme sind, je leichter bekommen die jungen Stämme. Je dicker die Wurzeln ohne Fasern nahe am Stamme sich zeigen, desto schwerer sind sie fortzubringen, absonderlich auf trockenem und wilden Boden; man müßte sie denn in gar weite Gruben setzen, und die äussersten Wurzeln daran lassen, welches aber viele Mühe und Kosten erfordert, weil die Gruben mit guter Erde anzufüllen. Macht man die Gruben wie gewöhnlich; so muß man die äussersten faserichten Enden abschneiden, da denn der Baum von den dicken Wurzeln keinen hinlänglichen Saft haben kann, als welcher meistens durch die zartesten Fasern denen grössern Wurzeln, und von diesen dem Stamme zugeführet wird. Noch ist zu merken, daß eine unter einem Baum aus dem Saamen aufgeschossene Lode, oder junger Stamm, nicht so leicht von der Traufe, oder überhangenden Zacken Schaden leidet, als ein dahin versetzter Stamm.

δ) Bey dem Ausheben der Stämme, es seye aus einem Ort in der Forst, oder aus einer Baumschule, muß man zuförderst die überflüssigen da wegnehmen, wo sie zu dick stehen. Man muß aber nicht so viel Jahre damit warten, bis sich die Wurzeln zu sehr in einander verwickelt haben, daß man keinen Stamm ohne Schaden der zunächst stehenden ausheben könne; sondern von Jahren zu Jahren, so wie die Stämme stärker werden. Die Verletzung der Wurzeln ist, so viel immer möglich, zu vermeiden, man kann nachher allezeit das Ueberflüssige abschneiden. Das Ausheben geschiehet mit einem scharfen, schmalen, dabey ziemlich langen Spaden, wobey sofort an jedem Stamm durch ein Zeichen an einem Aste die Winterseite zu bemerken. Oft finden sich in den Forsten kleine Stämme, die schon viele Jahre alt sind, welche man daran erkennet, daß sie unten, gegen die Höhe, zu dick, auch wohl knotig sind. Diese muß man zum Verpflanzen nicht ausheben, indem nichts daraus wird. Sie heissen alter Nachwachs bey laubtragenden, Butten bey nadeltragendem Holze.

ε) Das Beschneiden muß mit einem sehr scharfen Messer geschehen, damit der Schnitt fein glatt werde, und die Borke nicht zerreisse; sonst werden die beschnittenen Theile an den Enden trocken, welches oft das Verderben des ganzen Stammes nach sich ziehet. Je stärker die Zweige sind, je mehr greift die Trockniß um sich, und je mehr Vorsicht ist dabey nöthig. Auch muß besonders bey den stärkern der Schnitt von unten schräge hinauf geführet werden, damit sich das Regen- und Schneewasser nicht auf den Schnitt legen, und eine Fäulniß verursachen könne. Ist der Boden gut, und geschiehet das Pflanzen im Herbst; so nimmt man sowohl von den Zweigen als Wurzeln weniger ab, als wenn es im Frühjahr vorgenommen wird, oder auch, wo der Boden schlecht ist. Ist der Boden unten wild, sehr thonicht und

unartig, oder felsicht; so muß man den jungen Stämmen die Herzwurzel zum Theil oder ganz abnehmen.

Die Gründe hievon sind leicht zu begreiffen. Ist nemlich der Boden milde und gutartig; so kann man den Wurzeln hinlänglich viele und gute Erde geben, die sich bey dem ersten durchdringenden Regen umher anleget, und denselben genugsame Nahrung giebet. In diesem Fall kann man auch den jungen Stämmen alle unschädliche Zweige lassen, und aus solchen gepflanzten Stämmen wohlgewachsene Bäume ziehen. Ist hingegen der Boden schlecht, d. i. steinigt, letticht, schwer; so findet sich selten Rath, genugsame gute Erde anzuschaffen, und ihn dadurch zu verbessern. Die Erde legt sich bey lettichtem, zähem Boden nicht gehörig an die kleinen Wurzeln: derowegen muß man die Wurzeln stark beschneiden, von den Herzwurzeln die unterste Spitze abnehmen, die Gruben klein machen, und da es also dem Stamme in den ersten Jahren an genugsamer Nahrung mangelt, auch die Aeste verhältnißmässig beschneiden. Denn es ist zu merken, daß, wenn die kleinen Wurzeln hohl liegen, solche bald verstocken, und das Verderben des Stammes leicht nach sich ziehen. Auf unartigen und den Bäumen schädlichen Boden, besonders wo im Grunde schädlich Wasser befindlich, obgleich die Gruben lange vor der Versetzung der Stämme aufgeworfen, und die Erde ausgewittert ist, bleibet doch der tiefere Grund schädlich. In diesem Falle nimmt man den jungen Stämmen gleichfalls die Herz- oder Pfahlwurzel ganz oder zum Theil, welches aus den besondern Umständen bestimmet werden muß. Denn wenn diese unter sich treibt, so wird der ganze Stamm schadhaft.

Auf felsichtem Boden muß dieses ebenfalls geschehen, weil man ohne schwere Kosten nicht in die Tiefe kommen kann. Solche Stämme, denen die Herzwurzel abgeschnitten, sind dem Umstürzen durch starke Winde, wenn sie nicht geschlossen stehen, oder sonst umher Schutz haben, sehr unterworfen, und sind dergleichen Oerter, wenn sie abgetrieben werden, gleich den Tannenörtern zu behandeln. Auf sandigem und anderm milden, dabey magern Boden, benimmt man der Wurzel am wenigsten. Wie man aber bey dem Ausheben der jungen Stämme auf den künftigen Gebrauch des Holzes zu sehen hat; also ist dieses auch bey dem Beschneiden nöthig.

Will man hochstämmig Holz haben; so muß der Gipfel des Schaftes mit keinem Messer berühret; sondern nur die überflüssigen Seitenäste theils in der Mitte, theils gar nahe am Stamme, abgeschnitten werden. In diesem Falle muß zugleich die Herzwurzel geschonet werden, damit der daraus zu ziehende Baum gegen die Anfälle des Windes gesichert seye. Verlangt man niedrige mit weit ausgebreiteten Aesten besetzte Bäume, nur allein in Absicht auf die Mastung, wozu man nichts, als Eichen, Rothbüchen und allerhand Arten

von

von wildem Obse gebrauchen kann; so nehmen einige den Gipfel des Hauptschaftes weg, es seye denn, daß solcher ohne dem keinen hohen Stamm hoffen lasse. Es giebt Fälle, da die Bäume nach gewiessen Krümmen zu ziehen sind, weil daraus in künftiger Zeit grosser Nutzen zu hoffen ist; z. Ex. Halbemondstücken und Kniestücken; zum Schiffbau; dabey muß aber auch auf ein natürliches sich dazu schickendes Gewächs des jungen Stammes gesehen werden.

Sind die zu versetzende Stämme etwas stark; so kann es nicht schaden, wenn der Schnitt der stärkern, besonders nahe am Stamme abgeschnittenen Aeste, mit frischem flüssigem Harze, Baumwachs u. d. g. bestrichen wird. Man muß sich auch hüten, solche starke Aeste nicht gar zu nahe am Stamme, sondern einige Zoll davon, und zwar mit einer zarten und scharfen Baumsäge wegzunehmen, indem sonst eine unvermeidliche Fäulniß entstehet, die endlich den Stamm verzehret. Den Rothbüchen ist dieses vor andern gefährlich. Am sichersten gehet man, wenn junge Stämme vorzüglich zum Verpflanzen genommen werden, die nicht über einen halben, höchstens einen Zoll unten am Stamme stark sind; man ist dabey dieser Sorge, und weitläuftigen Umstände überhoben. Das Verpflanzen geschiehet mit weit geringerem Kosten, vornemlich bey schlechtem Boden, da man weder so weite und tiefe Graben zu machen, noch auch mit so vieler Mühe die Verbesserung der wilden Erde, zu besorgen nöthig hat. Der schon ziemlich gesetzte, und doch noch junge unverhärtete Stamm schickt und gewöhnt sich viel leichter zur Art des Bodens, und bekommt viel gewiesser.

Je besser demnach der Boden, je stärker können die zu versetzende Stämme seyn. Je schlechter der Boden, je mehr muß man besorgt seyn, Stämme von obiger gemässigter Stärke und Alter auszusuchen. Ja man muß bey schlechtem Boden vornemlich solche junge Stämme zu bekommen suchen, die nahe am Stamme sich in viele faserichte Wurzeln ausbreiten, immassen diese am gewiessesten anschlagen, dagegen diejenigen, die gleich am Stamme nur einige sehr starke Wurzeln ohne viele kleinere Nebenwurzeln haben, mehrentheils auszugehen pflegen.

5) Nächst dem ist bey dem Verpflanzen noch zu merken, daß, je hurtiger man nach dem Ausheben die Stämme versetzen kann, desto besser ist es. Will es sich aber nicht schicken; so muß man sie mit feuchtem Moos, welches am besten, oder in Ermanglung dessen, mit nassem Heu oder Stroh bewinden, damit die in den Stämmen enthaltene natürliche Feuchtigkeit nicht so leicht austrockne. Diese Vorsicht ist im Frühjahr nöthiger, als im Herbst, da die Luft im Frühjahr sehr austrocknend, im Herbst hingegen feuchter ist.

Bey Verpflanzung des meisten nadeltragenden Holzes, vornemlich der Fichten, Tannen und Kiefern, ist zu merken; 1) daß

solches am besten geschiehet, wenn es am Stamm nicht über einen halben Zoll stark ist, es seye denn, daß es in sehr milden und fruchtbaren Boden komme, woselbst es aber nicht hingehöret. 2) Daß man junges zu verpflanzendes Nadelholz gar nicht, weder an Wurzeln noch Aesten, beschneiden müsse. Es verblutet sich gerne, gehet entweder gar aus, oder bleibet wenigstens im Wachsthum zurücke, zumal wenn das Verpflanzen im Frühjahr geschiehet, da der Saft und Harz sich zu verdünnern anfangen. Man ist durch gekünstelte Gartenversuche, da man Tannen in allerhand Formen, durch Beschneiden gezogen, verführet worden, solches in Forsten zu thun. Diese Künste aber lassen sich auf hohen, rauhen und steinichten Gebürgen nicht anbringen. Daher muß man 3tens) beym Ausheben der jungen Tannen so viel Erde an den faserichten Wurzeln lassen, als nur daran bleiben kann, und solche, ehe die Erde trocken wird, und abfällt, wieder pflanzen, weil es in dem steinigten wilden Boden, dahin eigentlich Rothtannen gehören, schwer fällt, an die zarten unbeschnittenen Wurzeln hinlängliche Erde dicht genug zu bringen.

7) Wenn jetztgedachter Massen alles zum Pflanzen zubereitet worden; so hat man bey dem Setzen folgendes zu beobachten: 1) Müssen die Gruben nach Beschaffenheit der Wurzeln, und besonders tief gemachet werden, wenn die jungen Stämme lange Herzwurzeln haben. Sie stehen alsdann vester und werden dauerhafter. 2) Wo der Boden etwas wild und unartig ist, und wo Rasen bey dem Ausstechen der Gruben vorgefallen, da lege man solche unten und verkehrt in die Grube. Ist aber kein Rasen vorhanden; so streue man ein paar quer Finger hoch gute Erde in die Grube, damit die zarten Wurzeln nicht gleich in den wilden Boden kommen, welcher Vorsicht man bey gutem Boden überhoben seyn kann. 3) Setze man die ausgehobenen und beschnittenen Stämme dergestalt in die Gruben, daß die gezeichnete Mitternachtseite wieder nach eben der Gegend zu stehen komme. Dieses ist desto sorgfältiger zu beobachten, wenn ein junger Stamm aus einem guten in einen schlechtern, oder doch in eine andere Art von Boden versetzet wird. Es ziehet nämlich die Veränderung des Bodens schon eine solche Veränderung in dem versetzten Stamme nach sich, daß darüber nicht wenige verlohren gehen. Wollte man nun die Mittagsseite, welche der Sonnenhitze gewohnt ist, und wo das Holz nicht so dick und dauerhaft ist, gegen Mitternacht kehren, und folglich auch die andern Seiten einer denselben ungewöhnlichen Stellung und Witterung aussetzen; so würden sie noch vielmehr ausgehen, und was noch bliebe, würde dennoch schlecht bekommen. 4) Die Wurzeln müssen bey dem Verpflanzen so tief in die Erde kommen, als sie zuvor gestanden; nur in dem Fall kann man den jungen Stamm etwas tiefer legen, wenn er aus einem fetten und schweren Boden in einen leichten, sandigen und magern kommt. Da sich aber

die

die Erde von Zeit zu Zeit setzet; so ist es sehr dienlich, daß solche einigemal wiederum so viel erhöhet werde, als sie sich gesetzet hat. 5) Die Erde muß mit der Hand so genau um die Wurzeln geleget werden, daß keine Höhlung bleibe. Je sorgfältiger dieß geschiehet, desto besser bekommen die Stämme. 6) Hat man Gelegenheit, die Stämme im Frühjahr zu begiessen, oder zu wässern, ob schon darauf nasses Wetter erfolget; so trägt es zur Erhaltung derselben gar vieles bey.

Einige pflegen nach Ablauf ein oder 2 Jahre zwischen die gepflanzten jungen Stämme, wo der Boden gut ist, allerhand Arten Gartengewächse oder Feldfrüchte zu säen, oder zu pflanzen, um dadurch den Boden rein zu halten, auch einiger massen zu nutzen, in der Meynung, daß solcher sonst gar bald mit vielem Gras und Kraut überzogen werde, welches den Stämmen endlich zum Verderben gereichen würde. Es ist gewiß, daß bey dickem Gras und Unkraut gar oft unten am Stamme ein gründiges Moos entstehet, welches die Rinde überziehet, und den Baum bald schadhaft macht. Was hievon zu halten ist schon oben gezeiget worden (lit. B) 1) δ). Man kann aber viel sicherer das überhand nehmene Gras durch Kälber abhüten, oder mit Sicheln behutsam herausschneiden lassen.

Man kann auch Bäume, die am Stamm einen Fuß und stärker im Durchschnitt sind, verpflanzen, man muß es aber im Winter bewerkstelligen. Zu dem Ende sucht man Stämme aus, die auf keinem klippichten oder steinigten Boden, sondern in tiefer Erde stehen, man macht rund umher einen tiefen und breiten Graben, fast so weit vom Stamme, als seine Zweige reichen; denn so weit die Zweige gehen, so weit pflegen die Wurzeln in der Erde zu liegen. Wenn nun ein harter Frost kommt, gießt man Wasser in den Graben, daß die an den Wurzeln hangende Erde zusammen friere. Sodann untergräbt man die Wurzeln, so viel thunlich, hebt den Stamm mit Hebebäumen heraus, versetzt ihn mit der angefrornen Erde, und stampft rund umher das übrige der Grube mit guter Erde voll. Die überflüssige Zacken werden ganz ab, die andern aber nur an den Enden beschnitten. Der ganze Stamm wird hierauf mit Moos bewunden, und dieses, so bald im Frühling trockene Tage einfallen, mit Wasser täglich durchaus vermittelst einer Spritze angenetzet, womit man den ganzen Sommer hindurch von Zeit zu Zeit, wenn nur kein anhaltendes Regenwetter ist, fortfähret. Gegen den nächstfolgenden Sommer nimmt man das Moos zur Helfte wieder ab, dergestalt, daß man den Schaft des Baums von oben herab, bis in die Mitte entblösset. Den zweyten Sommer nimmt man es endlich gar weg. Auf diese Weise kann man gar starke Stämme verpflanzen, ohne ihnen viel Zweige zu nehmen, und also in der Geschwindigkeit kleine Lustwälder und Alleen zuwege bringen. Allein grosse Forsten sind auf diese Art nicht in Bestand zu setzen, weil

weil sich die Kosten ungleich höher belauffen, als das daraus folgende Holz werth ist.

3) **Man hat noch andere Arten**, das Holz fortzupflanzen; da aber solche viel mißlicher, mühsamer und kostbarer, auch nur bey wenigen Vorfällen in den Forsten, endlich auch nicht bey allen Holzgattungen, gleichwie das Säen und Pflanzen, anzubringen sind; so würde es eine Ausschweiffung seyn, sich dabey aufzuhalten. Wer Versuche damit anstellen will, kann die Anleitung dazu in Büchern finden, welche von der Gärtnerkunst geschrieben sind. Mit dem **Nadelholz**, als Fichten, Tannen, Kiesern, gehet dergleichen gar nicht an, weil sie vom Stamm und der Wurzel nicht wieder ausschlagen. Nur allein die Laubtragende Gattungen lassen sich durch solche Künste fortbringen, jedoch einige leicht, andere schwerer. Ueberhaupt ist zu merken, daß aus Holz, welches durch andere Mittel, als Säen und Pflanzen, was solche auch für Namen haben mögen, fortgebracht worden, niemals ein Baum wird, dessen Schaft eine beträchtliche Höhe, Stärke und Güte erhält, auch werden solche gar leicht vom Winde umgeworfen, weil die Wurzeln nicht in die Tiefe gehen.

Einige laubtragende Sorten, am besten aber die gemeine und Pappelweide, lassen sich durch **Setzlinge**, welche man bey den Weiden **Satzweiden** nennet, fortpflanzen, d. i. man hauet im Frühjahr die Knippel ab, welche bey den Weiden 2 auch 3 Zoll stark, 6 bis 8 Fuß lang seyn können. Und nachdem diesen Knippeln die Spitzen genommen worden, setzet man sie eines Fusses tief in Löcher, und druckt rund umher die Erde wieder an; so kommen sie in einem Boden, welcher zu diesem Holze geschickt ist, fast allemal fort. Die beste Zeit hiezu ist der Monat Merz, auch die erste Helfte des Aprils. Je besser und zuträglicher der Boden ist, desto leichter schlagen diese Satzweiden an, und desto länger können solche auch gelassen werden. Der obere Theil wird im folgenden Jahr so weit abgeschnitten, als er etwa trocken worden. Man kann auch kleine Stücke und dünne Ruthen von Weiden also in die Erde legen, daß sie zur Hälfte ihrer Länge bedeckt sind, welche vornemlich zu Bewahrung der Ufer, gegen das Einreissen des Wassers dienen, und zu dem Ende alle 2, 3 oder 4 Jahr müssen abgehauen werden. Vornemlich lassen sich die Ellern durch **Stücken von Wurzeln** fortpflanzen. Es werden dazu nicht die starken Haupt- sondern die schwächern Nebenwurzeln genommen, in Stücke einer Elle lang geschnitten, und in einen bruchichten oder feuchten Boden, welcher zum Wachsthum der Ellern geschickt ist, einer guten quer Hand tief schräg aufwärts gelegt, dergestalt, daß sie mit einem Ende aus der Erde stehen; so bekommen sie gern, und treiben die Loden horstweise. Diese beyde letztern Wege, das Holz fortzupflanzen, erfordern guten, ziemlich feuchten Boden, und gerathen davon die Weiden, Pappeln und Ellern am besten. Die Eschen und Ilmen noch ziemlich, die übrigen Gattungen nicht

so

so leicht, und sind wegen flach lauffender Wurzeln, wenn sie zu etwas langen Stangen erwachsen, dem Umstürzen durch grosse Winde gar sehr unterworfen.

Zuletzt merke man noch: Es mag ein Ort mit Holzsaamen besäet, mit jungen Stämmen bepflanzet, oder auf andere Art, oder von sich selbst in Anwachs gekommen seyn; so ist nöthig, gar oft darauf Acht zu haben, ob und wodurch das junge Holz etwa beschädiget werde, und wie solchem vorzubeugen seye. Vor andern thut das Wildpret gerne darinnen Schaden, und schlägt zu gewissen Zeiten mit dem Gehörn die jungen Stämme ab, die 1 bis 2 Zoll, ja wohl noch stärker im Durchschnitt sind. Am gefährlichsten ist das jungen Eschen. s. a. Holzschaden. Was dem Holzplanteur obliege, und wie er zu halten seye, davon s. Holzplanteur.

Holzbirn, ist die Frucht von dem wilden Birnbaum, welche zwar wie eine andere Birne aussiehet, aber klein, und eines so harten und herben Geschmacks, daß man sie roh nicht wohl essen kann, wenn man sie nicht recht taig werden läßt. Sie werden von armen Landleuten aufgelesen, gebacken oder gedörret und gekocht genossen; wiewohl man sie nicht leicht zu sammeln gestattet, weil diese Frucht gemeiniglich unter die Mast gezogen wird, indem ihr das Wildpret sehr stark nachgehet.

Holzbock, ein heßliches vielfüssiges Ungezieser, welches dem Vieh, insonderheit aber den Hunden sehr beschwerlich ist, und sich dergestalt in die Haut einfrißt und einhäckelt, daß nichts, als der weißlichte und runde Hinterleib zu sehen ist. Die Hunde oder ander Vieh, so von diesem Ungezieser geplaget werden, darf man nur mit Salzwasser waschen, und mit Essig bestreichen, oder bittere Mandeln in Wasser zerstossen, und fein klein reiben, alsdenn die Hunde oder das Vieh damit bestreichen: so werden sie von keinen Holzböcken beschweret werden.

Holzbrahnen, s. Haag.

Holzerde, Modt oder Moth, ist eine gute Erde, welche in Wäldern, wo Windbrüche geschehen, von dem übereinander gefallenen und verfaulten Holz sich gesammelt hat, und an manchen Orten etliche Ellen hoch übereinander liegend gefunden wird. Es entstehet diese Holzerde auch aus verfaulten Stöcken, sonderlich in schwarzen Hölzern. Wenn sie recht verfaulet ist; so ist es eine unvergleichliche Gartenerde zu verschiedenen Gewächsen. Sonst dienet sie überhaupt zur Düngung.

Holzfällen, s. Holz, Holzschlag. Ob und wie ferne der Eigenthümer Holz zu fällen beruhiget seye. s. Abholzen.

Holzflösse, s. Flösse, Flößrecht.

Holzförster, Holzwärter, ist bey einem Landgut, so Hölzer und Büsche hat, ein Bedienter, welchem die Aussicht über dieselbe anvertrauet ist, und zum Unterschied eines fürstlichen Försters, welchem, als einem gelernten Jäger, auch auf die Wildbahn mit Achtung zu geben, befoh-

befohlen ist, also genennet wird. Was er zu beobachten habe, und worinnen sein Amt, folglich auch seine Eigenschaften bestehen, davon s. **Förster**, in denjenigen Punkten, die das Holz an sich betreffen.

Holzgeding, heißt an einigen Orten eine Art von Gerichten, welches insonderheit, wo viele Hölzer und Waldungen anzutreffen, über alle darinnen, und bey Gelegenheit derselben vorfallende Irrungen und Uebertrettungen zu erkennen und zu sprechen hat. Am gewöhnlichsten aber nennet man es eine **Förstnerey** oder **Forstamt**, unter welchem Namen nachgeschlagen werden kann.

Holzgerecht, s. **Förster**, **Gerecht**.

Holzgerechtigkeit, s. **Forstgerechtigkeit**, **Jagdgerechtigkeit**.

Holzgraf, **Forstgraf**, **Waldgraf**, **Wildgraf**, lat. Saltuarius, Comes silvestris, war besonders zu Kayser **Carls des Grossen**, auch nach seinen Zeiten, ein von den Königen und hohen Landesobrigkeiten gesetzter Verwalter und Richter, der die Waldungen und Gehölze vor Schaden bewahren, und über dem Forstrecht halten mußte.

Holzhasen, s. **Hase**, **Abendjagd**.

Holzhauer, **Holzschläger**, heissen die Arbeitsleute, die man bey der Abholzung eines Ortes nöthig hat. Sie müssen, wenn die Abholzung mit Nutzen geschehen solle, in gehöriger Ordnung gehalten werden. Weswegen ein Forstbedienter, so er den Nutzen seiner Herrschaft befördern will, billich auch verstehen muß, wie die Holzarbeit am nützlichsten geschehen kann. Er muß denn dahin sehen, daß er tüchtige Holzhauer habe, und ihnen ihre Arbeit ordentlich anweise, daß sie bey Hauung des Unter und Stangenholzes gute und tüchtige Laßreiser stehen lassen, auch nicht allzuhohe Stöcke machen. So gar tief aus dem Boden heraus ist es auch nicht nütze, zu hauen, und müssen die Stöcke fein glatt abgehauen, auch fein scharfe Aexte dazu gebraucht werden, damit die Schale oder Rinde an der Seite nicht herunter gerissen werde, welches den Ausschuß der Sommerlatten verhindert. Was an Nutzholz ausgesondert werden kann, muß man ausschiessen, und die Bäume überhaupt fein nützlich fällen, daß die Stöcke nicht höher gelassen werden, als wie es sich ordentlich gehöret, auch nicht so einen gar weiten und hohen Span führen. Besser ist es noch, wenn ein Baum auf einer Seite nur etwas eingekerbet oder eingehauen, und von der andern Seite hinein ab- und durchgeschnitten wird. Das Abschneiden der Bäume hat einen grossen Nutzen, indem am Stammorte, als dem besten Nutzstücke des Baums, nicht so viel in die Späne gehauen wird, welches an einem dicken Baum auf drey Viertel Ellen lang Schaden thut. Es ist auch dazu dienlich, daß, wenn man einen Baum auf einen gewissen Fleck hinaus fällen will, er die daneben stehende Bäume nicht beschädige, oder viel Laßreiser umschlage. Also kerbet man,

man, wie gedacht, den Baum, wo er hinfallen soll, etwas ein, und schneidet mit der Säge von der andern Seite hinein. Wenn die Säge hinein geschnitten hat; so treibet man Keile hinter der Säge her. Ob die Keile gleich klein sind; so fällt der Baum doch nicht über den Schnitt und die Keile, sondern dahin, wo er eingekerbet worden. Der ganze Baum, desgleichen die starke Stangen müssen hierauf mit der Säge zerschnitten, und nicht mit der Axt geschroten werden; denn sonst wird gar viel in die Späne gehauen. Die Aeste oder Zacken müssen fein dichte am Baum abgehauen, und die Schrotlängen nach richtigem Maaße seyn, die Schrote auch gebührlich gespalten werden, damit die Scheite nicht allzu groß, auch nicht gar zu klein werden. Am ersten leidet der Verkäuffer, am letztern der Käuffer Schaden. Denn wenn eine Klaster gar grosser Scheite klein gespalten, und wieder aufgesetzet werden; so wird die Klafter mit den kleinen Scheiten um ein Achtel höher oder stärker. Dennoch aber ist es auch nicht recht, wenn die Scheite gar zu Splittern gespalten werden. So müssen auch nicht blosse Stückgen nur hinten und vorne mit eingeleget werden, daß die Klaftern und Scheite gar hohl liegen, welches auch geschiehet, wenn krumme Zacken mit eingeleget werden, oder wenn man die Scheite auf die Schärfe und Ecken setzet; desgleichen müssen die Pfähle tüchtig und veste eingesetzet werden, daß sie nicht unten enger, und oben weit auseinander stehen. Daher werden vom Reißholz Hacken genommen, und an jeden Pfahl, wenn die Klafter die halbe Höhe hat, einer angeleget, und mit dessen Spitze innwendig, und die Scheite vollends bis zur richtigen Höhe darauf gebracht. Es ist aber hiebey zu merken, daß die Legung des Scheitholzes nicht aller Orten einerley ist, wie in dem Artickel: **Holzmaaß** zu sehen.

Wenn nun das Scheitholz ausgehauen ist; so werden alsdann auch die Zacken und Knippel in besondere Klaftern gesetzet, und das Reißholz in Wieden oder Strohseile gebunden; weswegen auch auf die **Reißbündelmacher** genaue Acht zu haben, daß sie die Weiden nicht in ganz jungen Gehauen schneiden, sondern in solchen Oertern, wo das junge Holz schon ziemlich in der Höhe ist, auch daß dieselbe nicht beyeinander weggeschnitten, sondern hin und wieder ausgesuchet werden. Und hiezu kann man den kropfichten Nachwachs nehmen, wozu auch die Aeste von den Birken zu schneideln gar dienlich und ohne Schaden geschehen kann. Noch besser aber ist es, daß man Weiden pflanze, welche besonders hierzu dienlich, und ohne allen Schaden der andern Holzungen dazu genommen werden können. Die Reißbündel müssen gleichfalls ihre ordentliche Länge und Stärke haben. Das Auf- und Zusammensetzen ist auch verschieden. An einigen Orten werden ihrer 100, an andern nur 60 in einen Hauffen gebracht. Am nützlichsten aber ist es, daß sie in solche Hauffen gesetzet werden, da entweder 200 oder 3 und 4 Schock, d. i. 60, in einen Hauffen kommen,

men. Denn es verfaulen alsdenn nicht so viel Wieden, und braucht es auch nicht so viel hin- und wieder Fahrens, wenn sie weggeführet werden.

Ueber dieses müssen auch die Holzhauer in solcher Ordnung gehalten werden, daß sie nicht zu viel unnöthiges Feuer anmachen, es seye denn bey harter Kälte, da es unentbehrlich ist, daß sie sich sowohl selbst dabey erwärmen, als auch ihre Keile und Wieden daran legen können. Jedoch aber ist hiezu kein Holz zu nehmen, so in Klaftern geleget werden kann. Auch wird ihnen nicht gestattet, daß sie selbst vieles Holz, oder durch die Ihrigen nach Hause schleppen dürfen; wiewohl ihnen erlaubet wird, zum Feyerabend ein Stück Feuerholz oder ein Reißbund mit nach Hause zu tragen. Billich aber ist ihnen auch ihr benöthigtes Keilholz, jedoch durch Anweisung der Forstbedienten, zu geben. Denn wird ihnen erlaubt, das Keilholz von selbst mit nach Hause zu nehmen; so tragen sie öfters das schönste Nutzholz fort, und treiben damit ihren Handel. Es ist durchgehends an einem tüchtigen und fleissigen Holzhauer viel gelegen; doch muß auch der Forstbediente vollkommen verstehen, wie und auf was Art die Arbeit gemacht werden kann und muß, damit er die Unwissenden anzuweisen wisse, wie sie die Arbeit am geschicktesten angreiffen können.

Holzknecht, s. Heideläuffer.

Holzkrähe, s. Specht.

Holzlegen, s. Holzhauer, Holzmaaß.

Holzleger, s. Holzsetzer.

Holzlesen, nennet man, wenn armen Leuten erlaubet wird, in dem Walde das dürre abgefallene Holz aufzulesen. Weil aber dieß vielfältig gemißbraucht wird, indem sie frische Aeste, auch wohl ganze Stangen abhauen, das Laub abstreiffen, und in die Mitten der Holzbündel legen; so ist hierauf wohl Acht zu haben.

Holzmaaß, ist ein gewiesses von der Landesobrigkeit zum Holzmessen verordnetes Maaß oder Höhe und Weite, wornach die Scheite gemessen und verkauft werden. Das gebräuchlichste ist eine **Klafter**, nämlich 3 Ellen hoch und 3 Ellen weit; da denn die Scheite nicht kürzer, als 2 Ellen, oder wenigstens sieben Viertel Ellen lang seyn sollen. Man pfleget auch an vielen Orten die Scheite in **Malter** zu setzen, welches Holzmaaß von verschiedener Höhe und Weite, und immer an einem Orte grösser oder kleiner, als an dem andern, mehrentheils aber 1 Elle hoch und 3 Ellen weit ist. Weil aber jedes Malter, wenn es von den Scheitschlägern gesetzet wird, in der Höhe einen Zusatz bekommen muß; so wird damit mehr Holz verwendet, als in Klaftern, da man bey jeder Klafter nur einen Zusatz brauchet. Und so ist es auch mit den Unterlagen beschaffen, daß man bey einer ordentlich gesetzten Klafter Holz nur eine, bey einer in Malter eingetheilten Klafter aber 3 Unterlagen haben muß. Folglich ist

ist es vor eine Herrschaft, oder einen Hauswirth, der Holzungen bey seinem Gute hat, besser und vorträglicher, die geschlagenen Scheite nach dem Klastermaaß setzen zu lassen, als das Malter zum Holzmaaß zu gebrauchen. An einigen Orten, wie im Obervoigtlande, verkauft man das Holz auch nach sogenannten Lachtern, welche etwas höher und weiter, als die gemeine Klastern, nämlich 3 eine halbe Elle sind. Man hat auch **Waldschnuren, Ketten und Rinken**, um das Holz nach Span und Zoll zu schäzen. Endlich verkauft man auch das Holz nach **Schocken** oder **Schockweise**. Das Wellholz wird nach Hauffen und Schocken, das Bauholz aber entweder überhaupt, oder nach dem Zoll und der Schnur in der Dicke und Länge verkauft.

Holzmangel, ist ein Uebel, worüber man vormals in Deutschland nicht zu klagen Ursache hatte, immassen Deutschland ehedem mit Wäldern allenthalben genugsam versehen war. Nun aber sind dieselbe so aufgerieben, daß sich fast aller Orten der Holzmangel je mehr und mehr äussert und hervor thut. Wenn man die Anbauung und Bewohnung der Länder ansiehet; so hat es mit unserm Deutschland eine ganz andere Beschaffenheit, als in andern Welttheilen, da man wegen Mangel der Einwohner Ueberfluß am Holze hat. Und weil man schon vor langer Zeit, besonders durch viele schwere Kriege die Wälder verwüstet, ausgerottet und ausgebrannt, und den Boden hernach zum Feldbau zugerichtet, auch von dem Holze viele tausend Schlösser, Palläste, Städte und Dörfer erbauet hat; so ist unvermerkt ein Mangel an Holze entstanden, wie man denn schon seit etlichen Jahrhunderten darüber geklaget, noch vielmehr aber jetzo den Abgang des Holzes weit mehr verspüret, und dadurch nicht geringer Schade verursachet wird, auch künftig noch grösser werden möchte, wo man demselben nicht bey Zeiten durch kluge Anstalten vorbeuget. Man pfleget zwar gemeiniglich dagegen einzuwenden, daß man ja noch überall Wälder, Gehölze und Gebüsche sehe, und das Holz genugsam von sich selbsten wachse. Man betrachte aber nur die vorhandenen Wälder etwas genauer; so wird man sehen, daß die Bäume dünne genug stehen, und künftig immer dünner werden, ja, man findet holzleere Plätze viele Meilen lang; woraus genugsam zu schliessen, daß das Holz nicht allezeit von sich selbst wachse, sondern, daß Arbeit Fleiß und Mühe dazu erfordert werde, wenn nicht ein unersetzlicher Schade erfolgen solle. Bey dem allen ist es freylich wahr, daß ein Land mehr Holz bedarf, als das andere, besonders diejenigen Länder, wo Bergwerke sollen erhalten werden. Denn die Erfahrung lehret; daß der Holzmangel bey Bergwerken noch viel empfindlicher, als bey dem Schiffbaue seye.

Will man demselben vorkommen; so muß man vornemlich die Haupturfachen desselben entdecken, und alsdenn dahin bedacht seyn, dieselbe wegzuschaffen.

Die Ursachen aber sind folgende: 1) grosse und viel unnöthige Gebäude, 2) eine allzustarke eingeführte Viehzucht, 3) grosse und übel verwahrte Stuben, 4) der Gebrauch der Camine, 5) die verschwenderische Holzart in Abtreibung ganzer Hölzer, und Hintansetzung krummer Bäume, 6) allzu hohe Oefen, und sonderlich 7) die Nachläßigkeit im Säen und Pflanzen. Sind vollends in einem Lande keine holzgerechte Förster; sondern die Aufsicht über das Holzwesen ist Beamten anvertrauet, die nichts davon verstehen, und mehr Ränke und Kunstgriffe zum Mausen, als Grundsätze einer vernünftigen Wirthschaft, gelernet haben; so handthieren sie mit dem Holz auf eine erbärmliche Art, und fragen wenig darnach, ob sie da oder dorten zu Nutzen oder Schaden hauen lassen, wenn sie nur irgend eine Gelegenheit finden, Unterschleif damit zu machen; wenn sie bevorab unter keiner besondern Aufsicht stehen, und den Afterschlag und Windsfall zu geniessen haben; so verschlingen sie halbe Wälder, und entblössen das Land auf eine solche Art von Holz, daß der Schaden von der Nachkommenschaft kaum zu ersetzen ist. Zu welchem Unwesen sie desto mehr Gelegenheit finden, wenn sie nahe an den Gränzen des Landes ihre Amteyen haben, wo unter dem Namen ihres Besoldungsholzes, des Afterschlages und der Windsfälle, eine schwere Menge herrschaftliches Holz ausser Lande weggeführet wird, wovon das Geld in ihren Diebsbeutel fället.

Endlich wird fast in allen Oeconomien mit dem Brennholz über die Massen verschwenderisch umgegangen. Man wird finden, daß Privatpersonen, und Leute, welche in kleinen Bedienungen stehen, bloß deswegen, weil sie Mittel und Vermögen haben, unnöthig und zur Ungebühr viele und grosse Zimmer zugleich heitzen, entweder beständiges Camin- oder Herdfeuer halten lassen, und öfters in einem Winter mehr Holz verbrennen, als sie in 5 und 6 Jahren, ihrer wahren Nothdurft halber bey vollkommener Menage aufzuwenden hätten. Es verbrennt ein solcher, dem es an Vermögen nicht fehlet, ohne daran zu gedenken, daß er seinen Landsleuten und Nachkommen dardurch schade, oft mehr, oder doch fast eben so viel Holz, als einer der grösten Hofbedienten. Er hat deswegen gar keine Sorge und bekümmert sich nicht, wie langsam und sparsam das Holz wachse, wie es im Preiß steige u. s. w., wenn er es nur zu bezahlen hat. Man muß mit Erstaunen anhören, wenn an manchen Orten Leute, welche weder von hohem und grossem Charakter, noch von Geburt, sondern bloß von Fortun sind, sich verlauten lassen, sie könnten keine Ofenhitze vertragen, sondern wären lediglich an Caminfeuer gewöhnt. Die kleinen Stuben wären ihrer Gesundheit nicht zuträglich, wenn sie Ofenfeuer vertragen und enge eingesperret seyn müßten. Vor ihre Frauen müssen besondere Stuben geheitzt werden, und die Kinder können sie auch nicht um sich leiden. Ja wenn solche delicat gewöhnte Personen sich nur einiger massen nach ihrem Charakter distinguiren dürfen; so wird

wird noch vor ein besonders Visitenzimmer, vor eine Studier- und besondere Tobacksstube gesorget, auch dem Hofmeister und der jungen Familie eine besondere Wohnung eingeräumet. Die wenigen Domestiquen werden nach ihren Geschlechtern auch in besondere Stuben angewiesen, und in allen diesen Stuben wird ohne Unterschied unsparsam gefeuret, daß auf solche Art bey einem ganz kleinen Herrn bereits ein besonderer Stubenheitzer nöthig seyn dürfte, welcher vor sich auch noch eines Stubenfeuers bedürftig wäre. Auch das Herdfeuer darf bey solchen kleinen delicaten Herren und Frauen nicht verlöschen. Beyde stehen nebst ihren Kindern und Gesinde nicht zu gleicher Zeit vom Bette auf. Einem jeden muß frühe auf den ersten Wink zu unterschiedenen Stunden mit Coffe, Thee und anderm warmen Getränke aufgewartet werden. Sie schmecken es alsobald, wenn sich das Wasser übersotten, und allzulange beym Feuer gestanden hat. Es muß vor jede Person frisch gesotten; und nicht auf Kohlen erhalten worden seyn, daß auf solche Art die Zeit auch erfordert, sogleich nach dem verspäteten Frühstück zur Mittagskost Anstalt zu machen, das Coffeefeuer Nachmittags fortzusetzen, und sodann wiederum zum Abendtisch mit gleicher Feuerung anzuhalten. Es schmeckt kein Braten, welcher nicht am Spieß zubereitet ist, wenn es auch nur eine Schneppe oder Kalbsleber seyn sollte, da denn öfters die Holzkosten 10mal mehr, als das Gerüchte selbst, betragen, und dergleichen Leute ärgern sich empfindlich, und mehr, als die allervornehmsten, wenn sie ein Köhlgen in dem Essen finden. Daher muß das auserlesenste und allerbeste harte Holz auf ihren Heerden aufgeopfert werden, es koste auch, was es wolle. Was das genugsame Kleinspellen des Holzes, das Auslöschen der Herdkohlen, und die Verwahrung ihrer Oefen, und deren Anrichtung zur Menage anbelanget, darum bekümmern sie sich eben so wenig, als ihnen die Ausgaben nicht wehe genug thun. Ja manchmal gehet das Großthun auch in diesen Dingen so weit, daß man sich selbst muthwillig ruiniret. Wenn vollends ein solcher verschwenderischer Holzwurm ein Landgut selbst besitzet; so macht er gar keine Reflexion auf die Menage: sondern meynet, es wachse solches auf seinem Grund und Boden vor ihn allein, und gehe die ganze Welt nichts an, wie er mit seinem Eigenthum umgehen wolle. Da bleibet dann zum Verkauf nichts übrig, wenn ihm nur die Consumtion seines Holzes zu genugsamer Bequemlichkeit gereichen kann. Hat er aber selbst kein Holz, und muß solches von andern in grosser Quantität erkauffen; so wird nothwendig, wenn solcher verwehnten Leute in einer Stadt viel sind, den Armen zu noch mehrerer Bedrückung die Zufuhr des Holzes entzogen, und eine Theurung desselben veranlasset.

Dieser verschwenderischen Holzconsumtion könnte Einhalt gethan werden, wenn durch Obrigkeitliche Befehle ein Reglement abgefasset und bestimmet würde: Wie viel Klaftern

Holzes einem jeden nach seinem Stand und Bedienungen in Städten jährlich einzukauffen, und zu brennen, erlaubt seyn solle. Wer nun über das ihm erlaubte Holzquantum ein mehreres gleichwohl zu consumiren sich unterstehen wollte, der wäre zum Abtrag eines ansehnlichen Impostes von jeder Klafter Holz zu nöthigen. Auf solche Art würden, ausser den reichesten Familien, welche dem Landesherrn, solcher ihrer ungebührlichen Depensen halber, statt einer gebührlichen Strafe, den neuen Impost billich zu reichen hätten, die allermeisten Einwohner der Städte von selbsten die Anzahl ihrer vorhin eingeheitzten vielen Stuben verringern, der grossen Stuben entwohnen, die Caminfeuer einstellen, und sonst durch Anrichtung der besten inventirten Oefen, und andere gute Wirthschaft, der Kosten des unnöthigen vielen Holzes, und des neuen Impostes, zu ersparen, beflissen seyn. Wie sonst dem Mangel des Holzes durch vernünftiges Schlagen desselben abzuhelfen seye, davon s. **Holzschlag.** Wie er hingegen durch das Ausschroten mit der Axt befördert werde, davon siehe abermals **Holzschlag.** Wie ihm durch Pflanzung der Weiden zu begegnen, davon s. **Weide.** s. a. **Holzbau, Holzsparkunst.**

Holzmarkt. Dieser pfleget des Jahres zu gewiessen Zeiten gehalten zu werden, wo in einem Amt oder Herrschaft viele Heiden und Wälder sind, und manchmal die jährlichen Einkünfte meistens in Holzgeldern bestehen. Gemeiniglich geschiehet es zweymal, im Frühjahr vor der Saat, und im Herbst um *Michaelis.* Zu diesem Ende wird auf Verordnung des Forstamts ein gewiesser Tag zum Holzmarkt publiciret, und an solchem das Holz nach dem vorgeschriebenen Tax verkauft, die Bäume nach Begehren angewiesen, und mit einem Holzzeichen oder Waldeisen geschlagen und bezeichnet, das Geld an die Kammer versiegelt überschickt, und die von den Forstbeamten geführte und unterschriebene Holzrechnung mit beygeleget, das Stammgeld aber abgezogen, und nach Proportion unter die Förster ausgetheilet. Die verkauften und angewiesenen Stämme oder Bäume sollen jedesmal an solchen Orten stehen, oder ausgesucht werden, wo bey deren Fällung nicht ander junges Holz von selbigen beschädiget, der Wiederwachs nicht verdorben, noch des Wildprets Behältnisse, oder deren Wechsel verhindert wird. Indem sodann nicht allein bey solchem gefällten Holz, sowohl durch die abgeschlagenen Späne, angelegtes Feuer, Herumrampeln der Zimmerleute, auch in Abführung des Holzes, mit Niederschleiffung durch die Wagenräder das junge Holz verwüstet; sondern auch durch den dabey erregten Tumult mit Klappen und Hauen, Geprassel der fallenden Bäume, Geschrey der Fuhrleute und Pferde, das Wild aus seinem Gewöhnlichen Stande und Wechsel scheu gemacht, verjaget, und also daselbst verheeret und verstöhret wird. Holzmärkte dieser Art zu halten aber wird heut zu Tage nur an solchen Orten und Gegenden, und zwar

zwar nur mit einigem Holz, wegen der armen und dürstigen Wirthe, beybehalten, wo nicht viel Holz wächset, wegen der Menage, oder wo noch Holz die Menge, und man noch nicht auf eine gute Holz- und Waldwirthschaft bedacht ist. Denn das Holz auf dem Stamm und der Wurzel zu verkauffen ist in in der Forstwirthschaft nicht gar rathsam, die dabey gebrauchte Behutsamkeit will den Schaden, der jetzo berühret worden, nicht allemal verhüten. Daher hat man andere Anstalten, um das Holz gut und nützlich zu verkauffen, nämlich Schreib- Anweisungs- und Abzählungstage, Abpostungen und dergleichen Anstalten, ingleichem Wald- und Holzhöfe, dahin das Holz, sonderlich wenn man Flösse anlegen kann, zusammen geführet wird.

Holzmeise, s. Meise.

Holzmenage, s. Holzsparkunst.

Holzmist, Waldmist, heißt das in denen Wäldern von den Bäumen abgefallene Laub und Gereisigt, welches von den armen Landleuten, die Mangel an Stroh und Fütterung haben, mit Rechen zusammen auf Hauffen gebracht, heimgeführet, und sowohl in den Ställen mit unter, als auch in ihre Misistätte zu anderer Streuung eingestreuet wird. Dieß haben zwar einige vor eine dem Holzgrund sehr nützliche und vorträgliche Sache gehalten, weil derselbe solchergestalt sauber abgeräumet würde, und dadurch das junge Holz besser Raum zu wachsen bekomme. Aber die Erfahrung bezeuget das Gegentheil, und die Vernunft selbst giebt es, daß hiedurch den Wurzeln der Bäume eine erspriesliche Düngung, und in der schneidenden Winterkälte ihre warme Decke weggenommen werde. Den armen Leuten aber doch diese ihre äusserste Zuflucht bey sich ereignendem Mangel des Unterstreuens nicht gar zu benehmen und zu schmälern, könnte zwar an etlichen Orten in den Wäldern, den Holzmist zusammen zu bringen, und wegzuführen, allein mit dieser Bedingung zugelassen werden, daß sie sich 1) nicht gelüsten lassen, mit scharfen, eisernen engen Rechen dieses vorzunehmen, durch welche öfters im Zusammenziehen die junge Bäumlein sammt den Wurzeln ausgerissen werden, sondern es mit weiten, stumpfen, hölzernen Rechen verrichten; 2) daß sie nicht allen Holzmist von der Erde hinweg nehmen, sondern nur obenher abräumen, und das Unterste den jungen Gewächsen und Wurzeln der Bäume zur warmen Decke überlassen.

Holzordnung, s. Forstordnung.

Holzpflanzung, s. Holzbau.

Holzplanteur, heisset derjenige, der zum Säen und pflanzen der Bäume gebrauchet wird. Da so viele Vortheile und Handgriffe theils bey Sammlung des Saamens, theils bey Aushebung der Stämme und Zubereitung der Erde, theils bey dem Säen und Pflanzen selbst zu beobachten sind; so ist es nicht rathsam, daß man jeden Taglöhner zu einem Holzplanteur gebrauche; sondern man muß gewisse geschickte und gelehrige Leute aussuchen, bey denen man über dieß eine besondere Lust zur Sache verspüret, und solche dazu

dazu eigentlich abrichten. Vornemlich muß man darauf Acht haben, ob die Leute diese Verrichtung mit Lust abwarten, weil es unmöglich ist, daß bey jedem ein Aufseher gegenwärtig seye. Verspüret man, daß sie keine Lust zu dieser Arbeit haben; so suche man so oft andere aus, bis man die rechten trift. Widrigenfalls ist, so bald der Aufseher den Rücken wendet, man mag auch den Arbeitern Lohn geben, so viel man will, nichts als ungeschickte liederliche Arbeit zu erwarten. Aus diesem Grunde rühret es her, daß man sagt: dieser oder jener habe eine glückliche oder unglückliche Hand, das heißt, deutlich zu reden: Er ist geschickt und arbeitet mit Lust, oder: Er ist ungeschickt, faul und verdrossen, und arbeitet bloß, um den Lohn zu verdienen, ohne sich zu bekümmern, ob es gerathe oder nicht. Es ist demnach sehr gut, wenn man solchen Leuten, da bessere nicht allezeit zu haben, das Besäen und Bepflanzen der Forsten dergestalt verdinget, daß sie gehalten sind, das mißgerathene so oft, bis der verdungene Ort in gehörigen bestand gesetzet worden, nach zu bessern. Dieses ist bey grossen Forsten unumgänglich nöthig, wo es nicht möglich ist, daß die Forstbedienten so genau auf alle Kleinigkeiten Acht haben können. Oft wird aus Versäumung dieser Maaßregel in ganzen Oertern mit grossen Kosten untaugliche Arbeit gemacht, vergebens auf guten Anwachs gehoffet, das Geld aber und die unwiederbringliche Zeit verlohren. Was der Holzplanteur ihre Pflicht und Sorgfalt erfordere, zeigen die Artikel: **Baumsaamen**, und Holzbau. Und einen Entwurf eines Staats für einen Holzplanteur s. im Artikel: **Planteur**.

Holzregister, ist ein nach den Gehauen eingetheiltes Verzeichniß, worinnen, was jährlich geholzet worden, und sonst vor Nutzung aus den Waldungen gefallen, zur künftig dienlichen Nachricht angemerket wird. Es gehöret aber zu einem ordentlichen Holzregister a) die Beschreibung aller und jeder Hölzer, Brahnen und Gewierichte, sowohl nach ihrem Namen, Innhalt und Lage, als auch nach ihren anstossenden Stücken, ob sie Feldholz oder Wiesen seyn, und wem sie gehören; b) die besondere Eintheilung dieser Gehölze in ihre ordentliche Gehaue. Bey jedem Gehau ist alsdann insbesondere anzumerken 1) der Name des ganzen Holzes, die Nummer des Gehaues und der Innhalt desselben; 2) die Hauptbäume, so an Eichen, Aspen und andern zu Bau- und Gewerkholz gefället worden; 3) wie viel man von denen um ein Drittel, oder die Hälfte ausgerotteten Stöcken, Klastern Stockscheite bekommen; 4) was für Böttcherholz gemacht worden; 5) was die Bäume für Abraum und Afterschlag gegeben, wie viel Hauffen oder Schocke, und was man, wenn sie verkauft worden, daraus gelöset habe; 6) wer die Scheitschläger gewesen, und was sie für Lohn empfangen haben; 7) wie viel Schock Reißholz; 8) Reifstäbe, 9) Hopfenstangen, und 10) wie viel Schock Dornbündel man zum Verzäunen bekommen habe; 11) was für Schirrholz gehackt und

und dem Schirrmeister übergeben worden; 12) wie viel Laßreiser bey diesem Gehaue stehen geblieben; 13) wie viel Schock oder Hauffen zur Fröhne, und wie viel um das Lohn, auch von wem solche gehackt worden, und wie viel das Lohn betragen; 14) was bey den alten Gehauen vor Holzgräserey vermiethet und was Graszinß oder wie viel Grashüner, und von wem entrichtet worden; 15) wie viel Scheffel wildes Obst man erhalten, wie viel Scheffel an Eicheln- und Buchenkern von denen um die Hälfte lesenden Leuten geliefert, oder 16) was von denen in die Eichel- und Buchmast geschlagenen Schweinen vor Mast- oder Fehmgeld erhoben worden; 17) was für Weiden geköppet, wie viel Schock Zaungerten und Satzweiden gemacht, und wo diese wieder gesteckt worden; 18) was bey dem Weidenköppen vor Frohne geschehen, und was verlohnet worden u. s. w. Man siehet leicht, daß dergleichen Holzregister die bisher geführte Wirthschaft mit einem Holz oder Wald vorstelle, und daher zu fernerer klugen Anstellung und Verbesserung der Wirthschaft höchstnöthig und nützlich seye; weswegen darauf sonderlich zu sehen, daß dergleichen Nachrichten von Jahr zu Jahr fortgesetzet werden.

Holzschaden, begreift alle die Zufälle unter sich, wodurch das Holz Schaden nimmt, daß es entweder verbuttet, oder gar verdirbet, und welche bald von der Witterung, bald von Menschen und Thieren, bald auf andere Weise veranlasset werden. Wir wollen vor jetzo nur bemerken, was sowohl das Federwildpret, als auch das andere Wildpret für Schaden dabey anrichte.

1) Nicht ohne allen Grund haben einige das Federwildpret der Anpflanzung des Holzes für zuträglich gehalten, und sie für wahre Holzplanteurs angesehen. Es ist bekannt, daß viele Vögel den Holzsaamen lieben, Eicheln, Eschensaamen, Haselnüsse u. d. g., welche sie in ihren Kröpfen forttragen, wieder von sich geben, und an gewissen Orten verstecken. Man findet öfters junge Eichen auf einem Feld, in dessen Nachbarschaft keine dergleichen Saamentragende Bäume vorhanden. Und man kann daher wohl keine nähere Ursache von dem Daseyn gedachter Bäumlein angeben, als wenn man den Verdacht auf die Vögel hat, welche hie und da auf Feldern von ihrem gesammelten Saamen etwas liegen lassen, damit sie bey dem nächsten Hunger in der Nähe ihre Nahrung finden mögen. Manchmal werden sie zu frühe von ihrer Tafel gejaget, daß sie ihre zurückgelassene Saamen gänzlich vergessen. Leichte oder geflügelte Holzsaamen kann zwar der Wind weit forttragen; die Wallnüsse, Eicheln und Bücheln aber muß wohl ein anderer Planteur von einem Orte zu dem andern bringen. Dem sey aber wie ihm wolle; so ist doch der daher entstehende Vortheil lange nicht so groß, als der Schaden, den sie dagegen anrichten. Wir wollen nur an etlichen Gattungen des Federwildprets eine Probe geben.

a) Der Auerhahn suchet zur Winterszeit seine Nahrung auf den Bäumen, wozu er sich die rothbüchene Knospen vorzüglich erwählet. Sodann genießt er auch die noch etwas weiche Spitzen des Tannen- und Fichten-Holzes. Ja Herr Hallen in der Naturgeschichte der Thiere, giebt die Knospen der Buchen- Birken- und Fichtenbäume als die einige Winterkost der Auerhähne an. 2ter Th. S. 446.

b) Zu eben der Zeit speiset der Birkhahn die birkenen Knospen, ingleichem das junge Holz von denselben, welches er schälet, in kleine Stücke zerbeisset, und verschlucket. Deswegen hält er sich auch gerne in den Wäldern auf, wo es viele Birken giebt. S. Büchtings Entwurf der Jägerey, Seite 124. Auch das Haselhuhn erhält sich des Winters von Tannen, Fichten, Haselknospen und Gesäme. Die Ringeltauben und wilde Enten und der Fasan lieben die Eicheln, wie der rothgraue Holzschreyer oder sogenannte Eichelheher. Er trägt in dem weiten Schlund eine Menge Nüsse und Eicheln fort, er füllet damit die Erdhölen und Bäume an, um sich den Winter durchzubringen.

c) Der schwarzbraune Tannenheher oder Nußhacker hacket den Saamen aus denen Tannenzapfen, und lebet von Eicheln und Nüssen. Dieser zerhackt und der vorige zerbricht die Nüsse in ihren Schaalen.

d) Die Krähe suchet ebenfalls Nüsse. Daher warnet Hr. Beckmann, daß man nach dem Aussäen der Eicheln immer gute Aufsicht tragen müsse, daß selbige nicht von Nußhackern, Dohlen und Krähen ausgescharret und weggetragen werden. Herr *du Hamel* sagt in seiner *Physique des arbres*, sonderlich von den Krähen (*Corneilles*), daß sie sich oft auf den Bäumen in so grosser Anzahl versammeln, daß viele Aeste brechen, oder von ihrem schädlichen Mist verderbet werden.

e) Insonderheit aber nähret sich der Grinitz, Zapfenbeisser, Kreutzschnabel, Tannenpapagai oder Kreutzvogel von dem Saamen der Tannen und Fichten. Doch suchet er vorzüglich die Zapfen von Tannen, so wie der Kirschfink die Zapfen von den Fichten. Er bricht zuerst dieselbe von den Aesten loß, und läßt so viel herab fallen, als er sich zu bezwingen getrauet. Hierauf flieget er auf den Erdboden hinab, und hebet die Schuppen mit der Ansetzung des Unterschnabels durch den obern mit Gewalt auseinander, wobey er den Zapfen, wie ein Papagai in den Klauen hält. Herr Beckmann in der Holzsaat S. 13. sagt: Der Grinitz verwüstet häufig den Holzsaamen, und frißt er die Zapfen nicht alle aus, so beisset er sie doch ab.

f) Der Kirschfink, Kernbeisser, sonst auch Fichtenhacker genannt, sucht neben allerhand Saamen auch Buckeckern und Eicheln. Der Dompfaff, Gimpel oder Blutfinke hält sich im Winter meist in denen Fichtenwäldern auf, und folget dem

den Obstbäumknospen grossen Schaden zu, indem er die Tragknospen aushülset, und darinnen seine Nahrung suchet.

g) Endlich mögen wir noch bey denen Vögeln welche dem Holz und Bäumen Schaden zufügen, auch des Spechts gedenken, deren ganzes Geschlecht man mit allem Recht Baumhacker nennet, und über welche die Forstverständige grosse Klagen führen. Was soll man nun mit diesen anfangen? Ameisen, Insekten, und Holzwürmer sind ihre Speise. Ihr Nest und Wohnung ist in holen Baumlöchern, auf Holzmehl, welches sie mit dem Schnabel zirkelrund aushauen. Ihr öfters Geschrey ist der Bauren Barometer, daß sich das Wetter zum Regen ändern wird. Der schwarze Specht flüchtet sich immer von einer Seite des Baums zur andern, und ist daher nicht leicht zu schiessen. Ohne Mühe und Gefahr kann man ihm auch nicht Netze vor seine Höhle machen. Bequemer sind die Schlingen anzubringen, um den Grünspecht bey denen Ameisenhauffen zu fangen. Doch er mag immer leben, er frißt doch auch viele Insekten, Puppen und schlafende Würmer, und ziehet im Winter manch Raupennest unter der Rinde und Gebälke herfür.

Beyläuffig merken wir hiebey noch an, 1) daß einem Planteur zu gewiessen Zeiten eine Flinte zu führen, erlaubet werden müsse, 2) daß man vergebens auf junge Holzpflanzen warte, wenn die Vögel den Saamen aufgelesen, 3) daß man öfters ohne Grund glaubet, der ausgestreute Saame sey nicht reif gewesen, oder müsse 2 bis 3 Jahr im Boden liegen, ehe er käume, 4) daß alle Arten von Baumsaamen von Tauben und allerley Vögeln, von einem besäeten Platz hinweggefressen werden können, und also unsere Hofnung vereiteln.

2) Das andere Wildpret als Säue, Hirsche, Rehe, Hasen u. d. g. fügen dem Holz nicht weniger Schaden zu. In vorigen Zeiten stund das Holz sehr dichte und enge, und man war noch nicht auf die unglückliche Versuche gefallen, solche Dickungen dünne zu machen, und aus ihnen Stangen und Stecken auszuhauen. Die Grösse der ungeheuren Waldungen machte solches gar unmöglich. Man ließ sie so dichte, als sie aufwuchsen. Sie blieben also finster und unwegsam, und waren zaghaften Wanderern mit Recht fürchterlich. Unter solchen Umständen war es wohl unmöglich, daß das Wildpret in solchen undurchdringlichen Dickungen so viel Stämmgen schälen konnte; sondern es erfuhren nur wenige, die in mehrerer Freyheit standen, und zu denen das Wild einen bessern Zugang hatte, dieses Schicksal. Allein so bald sich verschiedene Förster die Vorstellung machten, daß das Holz weit besser wachse, wenn es dünne und einzeln stehe, und so bald man die schönsten Dickungen, dieses verderblichen Grundsatzes wegen, ausgeleuchtet hat, und noch immer so ausleuchtet, daß die übrigen Stämmgen von allen Seiten frey stehen; so bald ist auch

dem Wild der Zugang zu ihnen eröfnet worden, und man darf sich solchergestalt nicht wundern, wenn dieses junge Holz heut zu Tage so häufig geschälet wird.

a) Ueberhaupt finden wir, daß das Rothwildpret das junge Holz schälet, und im Frühjahr sich an dem Mey äset, theils aus Wollust, theils Winterszeit aus Noth. Besonders schlagen die Hirsche mit ihren Stangen jährlich viele 1000 junge Bäume gänzlich entzwey. Man weißt Gegenden, wo das Wild in ein paar Nächten 5 Schock junge Weiden und andere Bäume, mit Schlagen, Reiben, oder Fegen verdorben hat. Und dieses wiederfähret meistens dem weichen, bittern oder harzigten Holze, als Tannen, Fichten, Forchen, Saalweiden, Erlen, Espen u. d. g. Man findet oft dergleichen Bast noch bey dem Schlage liegen, weil solchen der Hirsch meist selbsten mit vielem Vergnügen verzehret. Die Hirsche äsen sich in der grossen Kälte von Holzrinden, so weit sie an denen Stämmen reichen können.

b) Der Dammhirsch oder Tannthier, der sonst zum Nutzen der Holzungen in Thiergärten eingesperret wird, schälet in der Freyheit die Rinden von denen Bäumen. Besonders aber liebet das Rehe das ganze Jahr hindurch nicht nur das Tannen- sondern auch das Laubholz. Wer Gelegenheit hat, auf solche Thiere zu merken, wird finden, daß ein Reh in kurzer Zeit von denen erst aufschiessenden Stämmgen eine gute Anzahl abäsen kann. Dergleichen angebissene Stämmgen bleiben sodann zurück, und verdorren wohl gar. Wo demnach viel Rehe sind, und man ausgesäetes Holz, oder den jungen Ausschlag fortbringen will; da muß man diese ungebethene Planteurs möglichst abzuhalten suchen, und ihnen eine andere Kost anweisen.

c) Eine Sau, bleibt Sau, sie mag wild oder zahm seyn, sie wirthschaftet allezeit verderblich in denen Holzungen. Ihre Nahrung sind Eicheln, Bücheln, Haselnüsse, wild Obst, wie auch Kräuter und Wurzeln. Mit den letzten muß sie sich sonderlich den Winter durch helfen, und darnach oftmals Ellen tief in die Erde brechen. Allein ihr ganzes Betragen ist aller Orten sau- und nicht forstmäßig. Wohl dem Wald, darinnen sie nicht zu viel geheget wird! Wenn ja dergleichen Rudel die Wildbahn zieren sollen; so wäre es doch einige Schadensvergütung, wenn man sie zu rechter Zeit selbsten wegpürschen, und nicht den angränzenden zum Vortheil ernähren wollte.

d) Der Hase kommt ebenfalls mit Recht in das Register der Holzverwüster. Der Schade, den er anrichten kann, bestehet vornemlich darinnen, daß er im Frühjahr und zur Sommerszeit im Schwarz- und Schlagholz nicht allein die Holzstämmgen abbeisset; sondern auch zu seiner Bequemlichkeit, um einen ganz freyen Weg zu machen, und bey Thau- und Regenwetter ein gutes Lager zu bekommen, die jungen Aeste abknippet. Insonderheit aber kann zur Winterszeit, wenn starker Schnee fällt, durch

durch einen einzigen Hasen an jungen Büchen und anderm Holze grosser Schaden geschehen. Man hat Exempel, daß junge Eichwälder ganz ausgegangen, bloß deswegen, daß die Hasen die zarten Stämmgen im Winter angefallen, und ihre Rinden abgeschälet haben. S. Leipziger Oekonom. Nachricht, B. IV. S. 341.

Hier ist nun die Frage: Ob es möglich seye, die Forste bey einem regulirten Wildstand und ordentlichen Eintheilung der Hut und Weyde in gutem Stand zu erhalten? Ohnfehlbar könnte der Wildstand folgender Gestalt reguliret, und dadurch obiger Schaden ziemlich verhütet werden. Wir verlangen nämlich allerdings, daß ein Herr, der grosse Waldungen, und darinnen verschiedene Wildbahnen hat, auf solchen, theils zu seinem Plaisir und Ergötzung, theils zu Bestellung seiner Tafel, Wildpret von allen Arten genug haben müsse. Wenn nur kein Mißbrauch davon gemacht, und öfters die nöthigsten Landesprodukte zum Behuf der Jagd zu Grunde gerichtet, oder aus allen Forsten eigentlich Thiergärten gemachet werden; so kann man jene Absichten nicht mißbilligen. In Betrachtung dessen setzen wir diesem Grundsatz veste: **Man kann in einem Lande wohl ohne Wildpret, aber nicht ohne Holz leben.** Und daraus fliesset denn unwiedersprechlich: **Wir müssen den Forst zu unserm Hauptzweck machen, die Wildbahn aber hiebey nur als eine Nebensache ansehen.** Wir folgern weiter: daß man die Wildbahn nicht so stark müsse anwachsen lassen, daß der Forsthaushalt dadurch verdorben wird. Um uns demnach einen nähern Begrif von einem regulirten Wildstand zu machen, wollen wir einen Forst annehmen, welcher aus ungefehr 14000 Morgen Waldes bestehet. Wir wollen auf jede 2 Morgen ein Stück Rothwildpret rechnen. Von einer solchen Summe würde man sowohl Plaisir, als Nutzen ziehen, da man überhaupt zu rechnen (die gute und ordentliche Pürschzeit dabey vorausgesetzt) alle 14 Tage, das Schwarzwildpret ungerechnet, ein Stück Wild in die Küche liefern könnte. Aber Wildpret auf den Verkauf anzuziehen und zu hegen, ist wohl nicht anzurathen, es möchte sonst der Profit gegen den Verlust in gar keinen Vergleich kommen. Man wird und kann zwar entgegenhalten, daß auch diese angenommene Zahl Rothwildpret in einem solchen Forst Schaden genug anrichten könnte. Und dieß kann, vermöge der Erfahrung, nicht geläugnet werden. Doch sollte der Schaden nicht so merklich werden, wenn

1) **die Forste also behandelt würden, daß in jedem Revier, ein Berg und Thal, ein Ort nach dem andern forstmäßig abgetrieben wird, und sodann in harten Forsten ganze Berge und Thäler wieder in Zuschlag kommen; wo sofort in diesen und den Nadelhölzern, kein Hirte, Holzhauer, Grasschneider, Waldschinder, Holzverwüster, Kohl- und Aschenbrenner u. d. g., oder sonst jemand etwas handthieren darf,**

darf, und benebens so viel stehende Oerter vorhanden sind, in welchen nichts gearbeitet wird, und also das Wildpret sich darinnen stecken, und seinen Stand haben kann.

2) Wenn gehörige Sorge getragen wird, daß das Wildpret auch im Winter etwas zu seiner Nahrung findet. Gemeiniglich pfleget solches in grossen Truppen und Rudeln nach denen Vorbergen in junge harte Haue zu ziehen. Mithin ist nothwendig, daß bey tiefem Schnee und Glatteis demselben aus der nächsten Hauung, von Eschen, Espen, Sallern, Haseln u d.g. etwas niedergeschlagen und zu seiner Aesung überlassen werde, damit es nicht zu sehr auf denen jungen Häuen liegen darf.

3) Ist jene Vorsorge nicht zulänglich; so mag dem Schwarzwildpret von derjenigen Mast vorgeworfen werden, die die Jäger sehr vorsichtig und häufig sammeln lassen, welche sie dann nicht vor sich behalten, sondern zur Unterstützung des Wildes anwenden sollen.

4) Wenn an etlichen Orten Wildrauffen erbauet, und das benöthigte Heu oder Waldheu in diese Wildscheunen in Verwahrung geleget wird. Ein Wiesenplatz von 5 bis 6 Morgen, dergleichen holzlose Oerter sich in manchen Revieren genugsam finden, kann zu der Winterfüterung ziemlich Gras verschaffen. Und wenn auch dergleichen Wiesen erst von dem Forst genommen werden müßten; so wird dieser Abgang gar wohl dadurch ersetzt werden können, daß die jungen Haue mehr verschonet bleiben.

5) Wenn die jungen Haue mit zehenmal mehr Loden und jungem Holze überwachsen stehen; so wird auch etwas mehr Nachwuchs, als nach dem Gerathewohl hin, stehen bleiben. Die Wildbahn und der Forst werden in bessern Stand kommen, als wenn man beständig hie und da in allen Winkeln Hauungen anleget, und dem Nachwuchs und dem Wildpret nirgendwo Ruhe läßt.

6) Endlich kann man am besten den Wildpretschaden von dem jungen Holze abwenden, wenn man die besäeten und andere frische Holzschläge verheeget und verzäunet, und also allen ungebethenen Gästen die Wege versperret, daß sie den Anwuchs zurinden lassen müssen. Und zwar muß ein jeder solcher besäeter Platz oder Schlag wenigstens 8 Jahre lang (doch nach Beschaffenheit des Bodens, der schnellen oder langsamen Wachsthum bringet) mit einem Zaun und Schutzwehre verwahret bleiben.

Andere Arten des Holzschadens sind in verschiedenen Artikeln anzutreffen, als: Insekten, Windfall, Holzmist, Pechhütten, Brand in Wäldern, Rinde, Wald, Wasserreiser, Darre, Eichhorn, Biber, Baum, Besemreiß, Fliegender Steinbock, Fliegender Wurm 2c.

Holz-

Holzschläger, s. Holzhauer, Scheithauer.

Holzschlag, Holzschlagen, Holzfällen, ist ein Geschäfte von grösser Erheblichkeit, und daher auch mit grosser Klugheit zu verrichten. Daß meiste beruhet darauf, das ein Forst in gutem Stande erhalten, und das Holz aufs beste genutzet werde. Wird hie die Wahl wohl getroffen; so kann man dadurch schlechtstehenden Forsten mehr aufhelfen, als mit allen kostbaren, mühsamen und Zeitfressenden Künsteleyen. Versiehet man es darinn, so richtet man, ausser vielerley anderm daher folgenden Schaden, die besten Forsten zu Grunde. Man muß demnach zuförderst überlegen, wie viel, was für Arten Holz, und von welcher Stärke man sowohl zum eigenen Gebrauch, als auch zum Verkauf von jeder Gattung nöthig habe. Sodann muß man ein genaues Holzregister entworfen, wie es oben beschrieben worden. Was das Holzschlagen selber anbetrift; so wollen wir zuförderst die allgemeine Regeln vortragen, welche dabey in allen Fällen zu beobachten sind; das übrige aber, um alle Verwirrung zu vermeiden, nach denen Hauptgeschlechtern des Holzes abhandeln.

A) Die allgemeine Regeln, die man bey dem Holzschlag in Acht zu nehmen hat, haben ihre Beziehung auf folgende Umstände:

1) Da man in Wäldern und Gebürgen die Viezucht als ein Hauptstück der Nahrung der Einwohner anzusehen hat; so ist die gröste Vorsicht nöthig, daß man die haubaren Oerter zum Abtreiben dergestalt wähle, daß die Triften, durch welche das Vieh zu den hutbaren Oertern gehen muß, nicht verhauen, noch die Hut und Weide beenget werde. Wird hierinn ein Fehler begangen; so leiden die Einwohner, und die Einkünfte des Landes gerathen nothwendig mit in Verfall; oder man ist genöthiget, junge Oerter, in denen die Loden und der Anflug dem Anlauf des Viehes noch nicht entwachsen sind, mit dem grösten Schaden zur Hut und Trift einzugeben. Will man gegen die Unterthanen hierinnen hart seyn; so macht man Uebel ärger, die Noth treibet sie, ohne Erlaubniß in die Oerter zu fallen. Um nun nicht entdeckt und bestraft zu werden, halten sie das solchergestalt halb verhungerte Vieh enge beyeinander, welches mit grosser Begierde, wenn es das Gras weggefressen, auf die Loden fällt, und derselben Spitzen beschädiget. Da denn ein solches Holz, zumal, wenn dieses etlichmal hintereinander geschiehet, keinen gehörigen Schaft in die Höhe treibet; sondern in lauter verworrene und unnütze Seitenäste sich ausbreitet: oder es fallen die Einwohner mit Sicheln und Sensen oft zur Nachtzeit ein, hauen in der Finsterniß, oder bey Tage aus Eilfertigkeit, denen Aufsicht habenden Forstbedienten zu entgehen, das Gras nebst den Loden weg, damit sie Futter für ihr Vieh erhalten. Loden, die auf solche Art verdorben sind, heissen verbissen, verbeitzet, Kuhmäuler, Kollerbüsche.

Man

Man wähle demnach die Oerter, welche haubar sind, so viel möglich in solcher Ordnung, daß man niemals der Hut und Trift einige Jahre lang entgegen haue; auch grosse Oerter, darinn man mit dem Abtreiben 3, 4, 6 und mehr Jahre handelt, müssen dergestalt angehauen werden, daß man der Trift nicht entgegen, sondern nachgehe. Werden die Häue gegen die Trift getrieben; so werden die abgelegenen Häue eher haubar, als die nahen; folglich muß man mit Schaden durch die ganzen jungen Häue die Trift nehmen. Da sich nun, besonders in Fichten- und Tannenörtern, diese Fehler nicht allezeit vermeiden lassen; so läßt man in solchen Fällen zu Erhaltung der Trift in laubtragenden Oertern einen Strich Holzes von verhältnißmässiger Breite, in Ansehung der Grösse der Heerden, stehen, aus welchem nur das Unterholz genommen wird, damit das Vieh Raum zur Trift habe. In nadeltragenden Oertern kann man wegen des Windes selten einen Strich Holz stehen lassen, und man nimmt dagegen die Trift einige oder etliche Ruthen schmäler. Eine solche Trift wird gemeiniglich **verrücket**, damit das Vieh nicht in die jungen Häue ausweichen könne. **Verrücken** heisset nämlich, wenn an beyden Seiten der Trift Pfähle 3 bis 4 Fuß hoch eingeschlagen, und Stangen 3 bis 4 Zoll stark darauf genagelt werden, die man **Rücke** nennet.

2) Wo grosse Forsten und Wälder sind, da müssen für jede Stadt, für jeden Ort der Handlung, für jedes Berg- und Hüttenwerk, wo man das *Holz* oder Kohlen nöthig hat, die *nächsten* **Oerter** und **Forsten** bestimmet, und **niemals** ohne **Noth** entfernte genommen werden, es wäre denn, daß die Nutzung derselben nicht näher und vortheilhafter angebracht werden könnte. Sehr weite Wege nach dem Orte des Gebrauchs vermindern die Nutzung einer Forst gar sehr. Daher rühret es, daß in grossen Wäldern und Gebürgen gemeiniglich Holz und Kohlen um einen gar geringen Preiß, ja fast umsonst zu haben stehen, und man oft zufrieden seyn muß, wenn nur die Einwohner durch Verarbeitung und Abfuhr dieser Materialien ihren Unterhalt haben, es seye denn, daß viele Hütten- und Bergwerke darinnen liegen, bey welchen genugsames Holz mit ansehnlichem Vortheile verbrauchet werden kann. Ausser dem schweren Fuhrlohn leiden die Forsten selbst Schaden, wenn ohne Noth entlegene Oerter, vor nahen gewählet werden; *denn* der Boden in solchen Wäldern, ob er gleich an sich hart und steinigt zu seyn pfleget, ist doch mehrentheils einige Spannen hoch mit verrottetem Laube, Nadeln und Moos überdecket, welches die zur Abfuhr gewählten Wege gar bald in so schlimmen Zustand setzet, daß die Fuhrleute viele Nebenwege, nicht ohne grossen Ruin des Holzes, vornemlich in jungen Oertern, zu machen, gezwungen sind; oder man muß sich gefallen lassen, die Wege mit grossen Kosten zu bessern. Dieses doppelten und gar grossen Schadens

dens halber, hat man diese Regel so genau, als möglich, zu beobachten.

3) Oerter, die struppichtes, d. i. solches Holz haben, welches in Ansehung seiner Dicke eine geringe Höhe hat, aus was Ursachen es seyn möge, sind vorzüglich wegzunehmen, damit sie wieder in frischen Wachsthum können gebracht werden; denn wo ein Holz sich einmal in die Dicke, und in viele Aeste ausgebreitet hat, da kann man keine Hofnung haben, daß solches jemals in guten Wachsthum kommen werde. Wohl und nahe gelegene Oerter, welche zu den nöthigsten Holzgattungen den besten Grund und Boden haben, müssen vor allen andern in gutem Zustande erhalten, oder darein gesetzet werden, wenn sie in schlechtem Stande sind, weil solche den übrigen an Nutzbarkeit vorgehen. Hat das Holz darinn einen Mangel, der sich nicht verbessern läßt; so muß es weggehauen werden, so bald es thunlich ist, damit man den Ort wieder in guten Bestand setzen könne.

Wo viel überständige Oerter abzutreiben vorfallen, da sind diejenigen vor andern zu erst wegzunehmen, welche abständig zu werden beginnen, weil das Holz alsdenn aus Alter, oder aus verschiedenen Ursachen trocken wird, oder gar umzufallen anfängt, besonders nach sehr harten Wintern, nach grossen Sturmwinden pflegt das starke Holz sehr häufig in ganzen Oertern trocken zu werden. Solches hauet man gerne bald möglichst weg, ob schon das geringere darzwischen stehende Holz annoch in gutem Wachsthum ist; wenn dieses aber noch gar zu schwach, hauet man das stärkere heraus. Man muß sich dabey nicht irren lassen, daß etwa schwaches Holz dadurch beschädiget wird; denn es ist nicht rathsam, wegen des wenigen schwachen Holzes, das nach Verlauf vieler Jahre erst zu gebrauchen stehet, vielmal mehr starkes, oft sehr nutzbares Holz, verlohren zu geben, welches in 100 und mehr Jahren aus dem schwächern nicht wieder zu erhalten, da im Gegentheil das schwache Holz in wenig Jahren wieder zugezogen werden kann.

Oerter, die aus lauter wohlgewachsenen, starken und gesunden Bauholzarten, vornemlich Eichen bestehen, müssen, bis es die Noth erfordert, geschonet werden; es wäre denn, daß deren so viele vorhanden, als in etlicher Menschen Lebenszeiten, wenn auch auf nicht gar selten vorfallende Unglücks- und andere Fälle gedacht wird, wahrscheinlicher Weise nicht vonnöthen seyn dürften. Es verlaufsen nämlich nach Verschiedenheit des Holzes ein, ja mehrere 100 Jahre, ehe starkes Bauholz wieder gezogen werden kann. Was diesemnach der Mangel an dem nöthigen Bauholz für ein Uebel in einem Lande seye, brauchet keiner weitern Ausführung. Es ist dieses Uebel an solchen Oertern sehr groß, wo Schiffreiche Wasser mangeln, und dergleichen Holz aus einer grossen Entfernung herbeygebracht werden muß.

4) In

4) Insonderheit muß man bey der Wahl der abzutreibenden Oerter nicht allein auf den gegenwärtigen, sondern auch auf den künftigen Nutzen sehen; und diejenigen wählen, wobey der letzte am wenigsten leidet. Z. Er. man hat verschiedene Oerter, worinnen geringe Gattungen Bau- oder ander Holz verfallen, dessen man eben bedarf. Wenn unter diesen einige in sehr gutem Wachsthum stehen, und höchst wahrscheinliche Hofnung geben, daß nach gewiessen Jahren das daraus erfolgende Holz weit höher, als gegenwärtig genutzet werden könne; andere Oerter hingegen, die mit gleichen jetzt nöthigen Gattungen bestanden sind, keinen, oder wenigen Anschein eines Zuwachses geben; so wählet man die letztern Oerter zum Abtreiben. Man nehme zur Erläuterung dieser Regel noch folgendes Exempel: Es soll laubtragend Stangenholz ins Kohlholz geschlagen werden. Es sind viel überständige Oerter vorhanden, d. i. solche, die ihren Wachsthum in die Höhe vollbracht, und nachdem sie abgetrieben worden, keine Hofnung eines Ausschlages aus den Stämmen geben. Ausser diesen sollen noch verschiedene Oerter von obiger Art Holzes vorhanden seyn, welche noch nicht überständig sind, und wovon zu hoffen, daß sie aus den Stämmen und Wurzeln wieder ausschlagen werden, die aber überständig werden würden, wenn man sie länger stehen liesse. In diesem Falle sind die letztern Oerter abzutreiben, die erstern aber, obgleich das Holz in diesem alten Oertern alljährlich schlechter werden sollte, stehen zu lassen, bis keine solche Oerter mehr vorhanden, deren Wiederausschlag ein ungesäumtes Abtreiben erfordert. Die Ursache ist begreiflich; denn man würde zwar bey gegenseitigem Verfahren aus denen überstandenen Oertern, wenn man solche gegenwärtig wegnähme, mehrern Nutzen ziehen, indessen aber würden die letztern gleichfalls überständig werden, nicht wieder Ausschlagen, und sich also das Uebel nach und nach durch alle Oerter ausbreiten, welche mit laubtragendem Unterholze bestanden sind. Man kann demnach nicht allezeit nach der Ordnung des Alters, und der Stärke des Holzes gehen. Fehler, die täglich mit einem zwar scheinbaren, in der That aber schädlichen und falschen Grunde begangen werden.

5) So sorgfältig aber die bisher beygebrachte Regeln zu beobachten sind; so ereignen sich doch nicht selten Fälle, da man von einer oder der andern abgehen muß. Will man gar zu hart auf einer oder der andern bestehen; so kann man oft zu keinem Schluß gelangen. Man muß, wenn diese Regeln gegeneinander lauffen, alle genau miteinander vergleichen, und diejenigen vorziehen, welche das Uebergewichte haben. Widrigenfalls entstehet durch eine übel angebrachte Geflissenheit, auf die einmal angenommene Grundsätze zu halten, oft grosser Schaden, und solche Verwirrungen im Forsthaushalt, aus welchen man sich wohl in vielen Jahren nicht zu entwickeln vermögend ist. Wenn z. Er. die Viehweide in einem Revier so überflüssig vorhanden ist, daß,

daß, wenn einige 100 oder 1000 Waldmorgen davon abgehen, die Viehzucht darunter kaum merklich, oder wohl gar nichts leidet; wenn es verschiedene fast gleich bequeme Triften, in die hutbaren Oerter zu kommen, giebet; so ist Weide und Trift der geringste Artikel, und man kann ohne Bedenken davon abgehen. Im Gegegentheil verdienet solcher die gröste Betrachtung, wo es daran mangelt.

An Oertern, wo überflüssig Holz, und dessen Preiß nicht hoch ist, hat man mit weniger Sorgfalt auf den vollbrachten Wachsthum, auf den Schaden, den ein und anderer Strich oder Platz eine Zeitlang leidet, zu sehen, als wo ein Mangel bevorstehet. Will man einen Ort nach obigen Regeln überhaupt beurtheilen, so muß es im Durchschnitt geschehen, und der Schluß nach den grösten Theilen, und zwar nicht allezeit in Ansehung der Fläche gemacht, sondern auch oft der Werth in Betrachtung gezogen werden. So ist es ein grosser Fehler, wenn ein Ort nach Beschaffenheit seines Holzes und aller übrigen Umstände haubar ist, und abgetrieben werden sollte, den man aber stehen läßt, weil eine und andere darinnen befindliche kleine Plätze noch kein haubares Holz haben.

c) Eben ein solcher Fehler ist es, wenn man einen Ort zum Verderben stehen läßt, wovon das Holz gegenwärtig weit höher zu nutzen stehet, als zukünftig, worinnen über dieses der folgende laubtragende Anwachs durch Versäumniß zeitiger Wegnehmung des Holzes, unter dem Vorwand der Hut und Trift, schwer gemachet wird, da doch selbige oft in einer nichtsbedeutenden Kleinigkeit, einigen Grasspitzgens, oder beraseten einzelnen Plätzgens bestehet. Ja eben dadurch wird in künftigen Zeiten die Hut und Trift, in solchen laubtragenden Oertern beenget, wodurch man sie zu erhalten suchet; denn je schwerer und langsamer der folgende Anwachs hervor kommt, desto länger bleibt er dem Anlauf des Viehes unterworfen, und desto länger muß er gehäget werden.

6) Will man jedes Holz in seiner Art von der besten Güte haben, den folgenden Anwachs befördern, auch viele Hindernisse vermeiden, die selbigem entgegen stehen; so kommt es sehr viel viel auf die Jahrszeit an, wenn das Holz gefället wird.

a) **Kohl- und Brennholz** wird am besten vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Merzes des folgenden Jahres gefället, und wenn dieses gleich nicht allezeit in weitläuftigen Forsten, und bey hartem, lange anhaltendem Winter zu thun, möglich ist; so muß man sich doch nach Möglichkeit bestreben, solches zu beobachten. Um diese Zeit ist gar zu wenig Saft im Holze, das, das Feuer unterhaltende, harzigte und gummöse Bestandwesen ist verdicket, eines theils mit dem Holze verbunden, andern theils lieget es in besondern Behältnissen, und machet das Holz vest, schwer und dauerhaft, giebt eine harte und schwere Kohle, und unterhält ein starkes Feuer. Hauet man aber

das Holz später oder früher; so ist es schwammigt und leicht, vom wässerichten Safte auseinander getrieben, nimmt die Nässe gerne an, und da das Feuerhaltende Bestandwesen annoch durch den wässerichten Saft verdünnet ist, sich auch mit dem Holze noch nicht verbunden, noch in seinen besondern Behältnissen vest gesetzet hat; so wird es gerne vom Regen, oder auf was Weise Wasser dazu kommt, ausgelauget; da aber die harzige und fette Materie das Holz vor der Fäulniß erhält; so ist leicht zu erachten, daß es in der Witterung und an feuchten Oertern viel eher stockigt und faul werde.

Viele Gattungen von Holz beginnen in einer Zeit von wenig Monaten nach einer späten, im May und Junius geschehenen Hauung, zu stocken, vornemlich Rothbüchen, Ellern und Birkenstangenholz, nicht weniger Haseln, Espen, Söhlweiden ꝛc. Es trocknet schwer aus, giebt eine leichte Kohle und schlechte Feuerung. Wenn der Regen das harzigte und kleberichte Bestandwesen, welches das Feuer unterhalten hilft, heraus ziehet; so gehet auch dasjenige, daraus sich das Laugensalz im Feuer erzeuget, und welches beym Schmelzen strenger Erze und Bergarten die Wirkung eines durchdringenden Flusses thut, zugleich mit verlohren. Dieß ist nicht deutlicher wahrzunehmen, als wenn spät gehauenes Flößholz verkohlet, und zum Schmelzen des Eisensteins in hohen Oefen gebrauchet wird. Erfordern es ja einige widrige Umstände, daß ein Holz um die Saftzeit gehauen werden muß; so ist es, so bald es nur einiger massen lufttrocken geworden, sogleich zu verkohlen, oder wenn man es zu Brennholz haben will, in luftige und trockene Behältnisse zu bringen.

Bau- und Geräthholz kann den Saft noch weniger ertragen. Es ist in der Witterung von keiner Dauer, die Würmer greiffen es gerne an, es hat die gehörige Vestigkeit nicht, wirft sich gern, d. i. es verändert bey Veränderung der Witterung seine Fläche. Die verwendeten Bau- und Arbeitskosten sind deswegen schlecht angewandt. Will man es als einen Vorrath hinlegen; so muß das Behältniß einen ganz freyen Durchzug der Luft haben; widrigenfalls wird es so mürbe und stockigt, daß es zum bestimmten Gebrauch in wenig Jahren ganz undienlich wird. Ja wenn man ein solches in der Saftzeit gehauenes Holz in verschlossenen Schuppen oder Behältnissen bey das trockenste, und zur rechten Zeit gehauene Holz leget; so steckt es dieses mit einer Fäulniß an, und verdirbet eines mit dem andern.

b) Die beste Zeit, Bau- und Geräthholz zu hauen, ist vom Anfang des Monats November bis zum Anfang des Jenners. Das Nadelholz bleibet noch wohl einen Monat länger zu dieser Absicht gut. Zwar scheinet es, daß an etlichen Oertern, wegen des Borkenreissens, das Holz spät und in der vollen Saftzeit zu hauen unvermeidlich seye, weil solche den Gerbern unentbehrlich ist, und nicht kann gerissen werden, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen

hauen wird. Es läßt sich aber dieser Endzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erreichen, wenn man nur folgende Vortheile dabey in Acht nimmt.

α) Will man die Borke von Eichen, Fichten, Ellern und anderm Holze nutzen; so muß man das Bau- und Geräthholz im Monat November, December und Jenner heraus hauen, damit es seine gehörige Dauer und Vestigkeit behalte. Mit den Fichten und anderm Nadelholz hat es bis in den Hornung und Merz Zeit.

β) Dafern der geschlossene und dickstehende Bestand eines Orts das Aushauen nicht zuläßt, muß man rund umher die Borke an den Stämmen, welche man zu dauerhaftem Bau- und Geräthehol, bestimmet hat, im Monat November abkränzen, und diese Stämme mehr, als zur Hälfte, bis über den Kern einhauen; so tritt gar wenig Saft hinein, und können, ohne sonderlichen Schaden ihrer Dauer und Vestigkeit, bis zu der Zeit stehen bleiben, da sich die Borke reissen läßt. Von den gekränzten Bäumen kann man alsdenn die Borke gleichfalls reissen, indem zu merken, daß, wenn auch ein Baum im Winter, da die Borke noch vest am Holze hänget, gefället wird, solche dennoch im May und Junius, obwohl etwas schwerer, gerissen werden könne.

γ) Das Unterholz in laubtragenden Oertern, in so weit man die Borke davon nicht brauchen kann, hauet man zu rechter Zeit weg, damit die Stämme sich nicht, wenn allzuspät im Frühjahr gehauen wird, verbluten, sondern dauerhafte häufige Stammloden treiben; das übrige Holz aber kann man bis zur Saftzeit stehen lassen, und alsdann die Borke reissen, jedoch ist dabey zu beobachten, was oben gesagt worden, nämlich, daß man das Kohlholz in Zeiten verkohle, und das Brennholz vor dem Stocken verwahre, wenn es nicht bald verbrauchet werden kann.

δ) Das Eichenholz, wenn man es zur Verkohlung und Feuerung brauchen will, macht hier eine Ausnahme, indem solches durch das späte Hauen, so in Absicht auf das Borkenreissen geschehen muß, an seiner Güte wenig leidet, ob es gleich noch ein bis 2 Jahre in der Witterung lieget, welches dieses dauerhafte Holz vor allen andern voraus hat.

ε) Das Fichten- und Rothtannenholz hält sich nächst diesem noch ziemlich; wiewohl man es zu Flößholz nicht gern auf das künftige Frühjahr liegen läßt. Es wird schwammicht, leicht, ziehet sich aber in wenigen Tagen wieder voll Wasser, lodert, wenn es wieder trocken worden, wie Reisig oder Hecke, bald weg; bey dem Verkohlen giebt es eine leichte Kohle von geringer Wirkung; vor dem Gebläse macht sie eine schnelle Hitze, wird aber gar geschwinde verzehret.

7) Wenn der Boden einen merklichen Einhang hat; so muß die Hauung entweder Bergan, oder wo sich dieses nicht schicken will, seitwärts geführet werden, und zwar nach einer

schräg auswärts lauffenden Linie, dergestalt, daß der stehende Theil durchgängig über dem abgetriebenen stehet. Wollte man an dem Einhang eines Berges, besonders wenn er etwas steil ist, die Hauung Bergab treiben; so würde das gehauene Holz in den annoch stehenden Theil fallen, und die Aeste sich dergestalt in einander verwickeln, daß das Holz ohne die gröste Mühe nicht würde auseinander zu bringen seyn. Es kann nämlich ein geübter Holzhauer auf der Ebene, oder wo nur ein sanfter Einhang ist, die Bäume fällen, nach welcher Seite er will. Allein auf steilen Einhängen ist dieß nicht zu bewerkstelligen, weil sich das Holz meistens etwas gegen den Eingang zu neigen pfleget. Man kann auch einen Einhang in, unter oder über der Mitte anhauen, indem man, ob zwar nicht ohne Mühe, einiges Holz weghauet, und dadurch Raum machet, die Hauung Bergan zu führen. Dieses ist nöthig, wenn das Holz oben am Berge haubar ist, unten dagegen noch nicht weggenommen werden darf, welcher Fall mehrentheils von Fehlern herrühret, die in vorigen Zeiten begangen worden, und wegen der dabey vorfallenden vielen Beschwerlichkeiten sorgfältig zu vermeiden sind. Auf diese Art kann man, jedoch strichweise, Bergab treiben, welches alsdenn nöthig ist, wenn solche Einhänge gegen Abend abfallen, und mit hohen, flach bewurzelten, und in lockerm Boden stehenden Stämmen, bestanden sind. Auf einem nur sanft Bergablauffenden Boden kann man von dieser Regel, wenn es andere Umstände erfordern, gar wohl abgehen. Was hier beym Holzwerfen in Acht zu nehmen, davon s. Werfen.

8) In den meisten Fällen ist viel daran gelegen, daß man nach dem Compaß eine gewiesse Linie nehme, nach welcher die Hauung zu führen. Wenn nämlich ein Ort ganz, oder gröstentheils aus solchem Holze bestehet, das einen flüchtigen Saamen hat, zugleich auch wegen mildem Boden, und flach auf der Erde lauffenden Seiten- und schwachen Pfahlwurzeln das in einem Ort stehende Holz leicht vom Winde umgeworfen werden, und man um deswillen *keine* Stämme stehen lassen kann; so führet man die Hauung von Morgen gegen Abend, dahin gehören Kiefern, Roth- und Weißtannen, Birken ꝛc. Denn

a) Oefnen sich die Saamenbehältnisse mit den westlichen Winden. Der Saamen flieget damit am leichtesten aus, und wird in die gegen Osten liegende Hauung gewehet, wo er zum Anwachs nöthig ist. Es wehet auch der Westwind am meisten und stärksten, und jagt den Saamen weiter fort, als die andern Winde, welche bey weitem nicht so oft, so heftig, noch so lange anhaltend wehen. Wollte man hingegen die Hauung von Abend gegen Morgen führen; so würde der Westwind den Saamen nicht in den abgetriebenen Raum, sondern in den stehenden Ort führen. Dieser würde aber daselbst theils verbutten, theils bey fortgesetzter Hauung zerquetschet und verdorben werden. Man könnte zwar gegen die Hauung von Morgen

der

her den Einwurf machen, daß der Frost im Anfang des Frühlings den aufkommenden Saamen von Nadel- und andern ähnlichen Holzarten aus der Erde ziehe. Allein hiergegen ist zu bemerken, daß der von selbst geschehene Anflug, so sich in dem allezeit etwas mossigten, und mit Wurzeln einiger im Schatten wachsender Kräuter durchzogenen Boden setzet, durch keinen Frost ausgehoben werde. Jedoch, wo man genöthiget ist, den etwa schon verangerten Boden aufzuhacken, oder zu pflügen, daselbst muß man das Einstreuen des Saamens bis in den Merzmonat anstehen lassen, nach welcher Zeit selten so harte, und hintereinander folgende Nachtfröste sich ereignen, daß das Ausziehen des Saamens zu besorgen wäre. Man wird gar leicht sehen, daß auf solche Holzgattungen, deren Loden durch Kälte und Trockniß leicht absterben, ob sie gleich der Frost nicht ausziehet, an solchen ganz blossen Oertern in rauhen Gegenden keine Rechnung zu machen seye, als da sind Ahorn, Lehne, Esche ꝛc. Rothtannen und Birken sind daselbst am gewiessesten in Anwachs zu bringen.

b) Wenn ein oder mehrere, und unmittelbar an einander stossende Oerter geschlossen, mit Holz bestanden sind; so findet man das innwendige hochstämmig, mit wenigen Wurzeln. Im Gegentheil das, was im Umfang stehet, niedrig, ästig, mit weit ausgebreiteten starken Wurzeln in dem Boden bevestiget, und daher geschickt, den stärkesten Winden standhaft zu widerstehen. Wird nun ein solcher Ort, der mit flachbewurzelten, besonders in nicht gar zu vestem Boden stehenden Holzgattungen bestanden ist, als Tannen, Fichten, Kiefern, Birken ꝛc. von Morgen gegen Abend abgetrieben, so bleibt der gegen Abend stehende Theil zum Schutz wider die von daher stürmende Winde. Führet man dagegen die Hauung von Westen gegen Osten; so wird der Ort von dieser Seite geöfnet, daß die westlichen oft stürmenden Winde ganze Oerter übern Haufsen werfen. Es müssen demnach Oerter, die mit obigen Arten de Holzes bestanden sind, von Morgen gegen Abend abgetrieben werden, damit die Sturmwinde von dieser Seite nicht einfallen können. Es gehören auch hieher alle Oerter, so mit lauter hochstämmigem in sehr mildem leichten Boden erwachsenen Baumholze bestanden sind, es mögen Holzgattungen seyn, welche es wollen. Selbst alle hochstämmige Eichen werden auf solchen Heyen durch grosse Sturmwinde niedergeworfen. Man muß deswegen hier von der Regel abgehen, und an solchen Orten nichts, als etwas rauhes und tief bewurzeltes Oberholz zum Schutz, und zur Besaamung stehen lassen.

Wo laubtragend Unter- oder Stangenholz mit einzelnem Ober- oder Baumholz untereinander stehet, da ist es gleich viel, von welcher Gegend der Ort angehauen werde. Es ist das meiste Laubholz stark bewurzelt und stehet veste. Ist aber das Stangenholz überständig worden, und deswegen lediglich auf den Anwachs aus Saamen Rechnung zu machen: so ist es besser, wenn

der Ort von Südwest gegen Nordost gehauen wird, damit er vor den rauhen und meist dürren Winden Schutz habe. Denn es ist nichts den auskäumenden Laubsaamen und Loden so gefährlich, als wenn mit Anfang des Frühjahrs ein Frost und Reif ohne Schnee darauf fällt. Desgleichen schaden auch die dürren östlichen Winde und die Sonnenhitze, welche gleich frühe Morgens den Thau verzehren, und machen, daß die zarten Loden, sonderlich an hohen trockenen Orten in wenig Tagen verdorren, welchem allen die von Abend angehauenen Oerter nicht so sehr unterworfen sind. Man machet zwar den Einwurf, daß unter dem hohen mit dem Abendwinde fallenden Schnee die Loden verfaulen müssen. Es ist aber dieses nicht nur der Erfahrung zuwider, sondern auch bekannt, daß der Schnee allezeit auf der vom Winde abstehenden Seite in hohe Wedels, folglich auf der Morgenseite eines stehenden Orts zusammen gehäuffet werde, wie man solches an den Zäunen und Hecken, auf dem Felde und in Gärten, auch an Gebäuden wahrnehmen kann.

9) Endlich muß noch einige Erwähnung von der Grösse der jährlichen Hauungen gethan werden. Starke Wildbahnen und grosse Viehheerden erfordern grosse Hauungen. Wenn beyde klein und schwach; so sind auch kleine Hauungen besser. Führet man kleine oder wohl gar winklichte Hauungen, wo grosse Wildbahnen sind, sonderlich auf Flächen und Sommerseiten; so begiebet sich das Wild im Winter aus denen umher und nahe dabey liegenden stehenden Dickungen in die abgetriebenen Theile, vornemlich aber in die, welche dem Sonnenschein ausgesetzet sind, und verbeißt die aus dem Schnee hervorragenden Spitzen der Loden; weil das Wild zu solcher Zeit gar wenig andere Nahrung ausser den Kätzgen der Haseln findet. Je kleinere und wenigere Hauungen in einer Forst sind, je mehr ziehet es sich daselbst zusammen, so, daß der beste Anwachs gänzlich verdorben wird. Selbst das Schwarzwildpret, welches sonst durch Verbeissen keinen Schaden thut, suchet den Saamen und die zarte Loden, am meisten, wo es Eicheln und Bucheckern verspüret, unter dem Schnee hervor. Diesen kann man zwar einiger massen durch grössere und mehrere Hauungen vorkommen, gänzlich aber ist dieses Uebel bey starken Wildbahnen niemals abzuwenden. Der Schaden vertheilet sich nur auf den grössern Hauungen, und fällt nicht so sehr in die Augen; allein er ist doch wirklich da. Der Schaden, welchen das Rothwildpret, Rehe und Hasen thun, wird einiger massen abgewendet, wenn hin und wieder Espen niedergehauen werden, deren weiche und gegen das Frühjahr saftige Spitzen das Wildpret am liebsten suchet. Es ist einem Landesherrn und dessen Unterthanen ein verderbliches Vergnügen, wenn in der Hegung des Wildprets ausgeschweiffet wird. s. a. Holzschaden.

Eben so schaden auch grosse Viehheerden in kleinen abgetriebenen Oertern. Aber gar grosse

Hauun-

Hauungen sind nicht weniger schädlich, der Anwachs wird dadurch unmässiger Kälte und Hitze ausgesetzet. Man siehet es augenscheinlich, selbst bey zarten Fichten, die sonst auch in den rauhesten Gegenden fortkommen, daß solche auf grossen, weiten, sehr hoch liegenden Gehauen oft mitten im Sommer an dem Trieb oder Schusse desselben Jahres braun werden, und denselben verlieren, da der, unsern davon unter dem Schutz stehender Oerter befindliche Anwachs unbeschädiget bleibet. Lange und schmale Hauungen sind überhaupt die besten. Vor allem hat man sich zu hüten, daß durch gar zu grosse und viele Hauungen ein Forst nicht ganz, besonders an Hut und Weyde erschöpft werde. Das Vieh muß zu den hutbaren Oertern sehr weit getrieben werden, dadurch entgehet der Heerden gröster Nutzen. Die nächsten Einwohner müssen nach ihrer Arbeit weite Wege thun, wodurch unnöthiger Weise das zu verdingende Lohn erhöhet, oder bey Tagelöhnern wenig ausgerichtet wird. Ohnerachtet man demnach bey grossen Viehheerden, auch die jährlichen Hauungen einiger massen vergrössern kann; so ist es doch schädlich, bloß wegen der Viehheerden, solche zu einer denselben angemessenen Grösse auszudehnen. Die Heerden können vertheilet, und nach dem Forstbetrieb eingerichtet werden, nicht aber der Forstbetrieb zum Schaden des Anwachses nach den Heerden.

Wo der Anflug von Saamen aus den vorliegenden mit Holz bestandenen Orten erfolgen muß, da ist noch viel sorgfältiger auf eine gemässigte Grösse zu sehen, als wo derselbe von denen in der Hauung stehen bleibenden Bäumen zu gewarten, auch der Anwachs von Stammloden zu hoffen ist. Gewöhnlicher massen ist die beste Grösse von 30 bis 70 Waldmorgen, einen Waldmorgen zu 160 Quadratruthen gerechnet, welche Grösse die Erfahrung als die vortheilhafteste bekräftiget. Sind die Oerter zu solchen Hauungen zu klein; ist man zugleich genöthiget, auf die Besaamung und Schutz vor der Witterung zu sehen; so muß man allerdings viel kleinere Hauungen machen, aber auch dabey sich mit den Viehheerden darnach achten, oder erst zu Ende des Sommers hinein treiben, um welche Zeit die Loden hart, bitter, trocken und ohne Schaden biegsam, folglich nicht so leicht zu beschädigen sind. In gar grossen Forsten, und wo eine grosse Menge Holz jährlich zu hauen ist, muß man viele Oerter zugleich angreiffen. Dieses sind die allgemeine Regeln, welche bey Abtreibung aller Oerter in Acht genommen werden müssen.

B) Nun soll gewiesen werden, was insbesondere für Regeln bey dem Holzschlag in Ansehung der verschiedenen Holzarten in Acht zu nehmen.

α) Wir gehen erstlich zu dem Laubholz, bey welchem erstlich auszumachen, wenn er vorzunehmen, und wie die Hauung selbst sodann zu führen seye.

A) Wo viel Brenn- und Kohlholz nöthig ist, da hat man hauptsächlich auf den Aufschlag

der abgehauenen Stämme zu sehen, und da hiezu keine Hofnung ist, wenn das Holz zu alt wird; so hat man solches alsdenn wegzunehmen, so bald man gewahr wird, daß der Trieb des Holzes sich merklich zu vermindern beginnet.

a) Wie beurtheilet man also die Haubarkeit des laubtragenden Brenn- und Kohlholzes? Und zu welcher Zeit kommt es in diesen Stand?

1) Die Beurtheilung geschiehet vornemlich aus den Gipfeln des Stangenholzes, wenn deren Jahresschuß nicht merklich noch mit einer Spitze hervorraget; sondern mit Zweigen umgeben gleichsam verstecket lieget, und ganz Traubenförmig anzusehen ist. So bald dieß zu geschehen beginnet; so ist es die höchste Zeit, einen Ort wegzunehmen, wenn man den Ausschlag der Stämme und Wurzeln des abgehauenen Stangenholzes wieder erwarten will. Besser ist es, etliche Jahre zu frühe, als ein Jahr zu spät zu hauen. Doch ist diese Beurtheilung, ob ein Ort haubar oder überständig seye, nicht allgemein. Sowohl das einständige, oder aus Saamen erwachsene Holz, als auch das, was aus den Stämmen und Wurzeln ausgeschlagen, kann noch viele Jahre nachher, wenig zwar in der Länge, desto mehr aber in der Stärke im Zuwachs stehen. Ja die Eichen, Rothbüchen, Ahorn ꝛc., welche unmittelbar aus dem Saamen entstanden, nehmen noch etlich 100 Jahre in der Stärke zu. Es kann demnach ein Ort, in Absicht auf den Ausschlag aus den Wurzeln und Stämmen überständig seyn, der in Absicht auf Baumholz bey weitem noch nicht haubar ist; sondern noch in dem besten Wachsthum stehet. Es wächßt aber das aus nicht zu alten abgehauenen Stämmen aufgeschlagene Stangenholz binnen 30 bis 40 Jahre viele, oft 10, 12 bis 16 Malterlängen, d. i. 50, 60 bis 80 Fuß hoch.

Wenn demnach verschiedene Oerter im Laubholze vorfallen, die in Ansehung auf Kohl- und Brennholz bereits überständig worden, andere hingegen vorhanden sind, welche eben haubar, und noch sichere Hofnung eines Ausschlags geben, indem sich an den Gipfeln des Holzes noch ein merklicher Trieb zeiget; so nehme man die letzten vornemlich hinweg, und lasse die erstern stehen, bis keine mehr vorhanden sind, wovon zu besorgen, daß sie bald überständig werden wollten. Widrigenfalls, und wenn man nach der Ordnung des Alters und der Stärke gehet, schleichet sich dieses Uebel oft durch grosse Bezirke, und wird dadurch der in Asibcht auf Kohl- und Brennholz so vortheilhafte Ausschlag der Stammloden gänzlich verdorben, die Oerter überziehen sich in etlichen Jahren mit einem dicken Pelz von Gras, welches man verangern nennet, mit Kraut und andern dem Holzanwachs schädlichen Stauden, worunter Gelster, Fahrenkraut, und Heydelbeeren die schlimmsten sind, und in wenig Jahren so überhand nehmen, daß nachher viel mißliche Versuche, Kosten und Zeit erforderlich sind, ehe ein solcher

Ort wieder mit Holz in gehörigen Bestand gesetzet werden kann. Man verfällt hiedurch in den verdrießlichen Zustand, daß man auf den langsamen Anwachs aus Saamen warten, und selbigen, wie gemeiniglich nöthig ist, durch Umreissen des Rasens und Säen befördern muß. In hohen, rauhen und steinigten Gebürgen, woselbst die Kälte, sonderlich im Vorsommer, und grosse Dürre die zarten aus den Saamen hervorkommenden Käumen leicht beschädigen, wo der steinigte Boden viele Arten Laubholzsaamen, vornemlich Eichen und Rothbüchen, nicht gerne annimmt, wo oft das Pflanzen, ohne die schwerste Kosten unmöglich fällt, wo der Boden auf keine andere Art, als durch Anwachs des Holzes zu nutzen, da ist der Schaden desto grösser.

2) Die Zeit, da dar laubtragende Kohl- und Brennholz haubar ist, und überständig zu werden beginnet, ist nach Verschiedenheit der Holzgattungen, des Grundes und Bodens, auch der Witterung eines Orts gar sehr verschieden. Das aus den abgehauenen Stämmen ausgeschlagene Holz wird weit eher überständig, als was aus dem Saamen erwachsen ist. Da aber beydes gemeiniglich untereinander stehet; so richtet man sich in Absicht auf Kohl- und Brennholz allezeit nach dem aus den abgehauenen Stämmen aufgeschlagenen Stangenholze. Wenn denn schon das einständige oder aus Saamen erwachsene, noch etwas schwach ist; so schläget es doch desto frischer wieder aus. Dahingegen, wenn man einen solchen Ort, damit das einständige Holz stärker werden solle, länger stehen läßt; so kommt das Stangenholz zur Ueberständigkeit, der Ausschlag bleibet zurück, es entstehen viel kleine leere Plätze, und das wenige, was aus dem abgehauenen einständigen Holze horstweise hervor kommt, wird struppigt, weil es zu viel Raum bekommt, sich in Aeste auszubreiten. Gemeiniglich gebrauchen Birken, Ellern, Espen, Söhlweiden, und andere mittlere oder weiche Gattungen zu ihrer Haubarkeit auf Kohl- und Brennholz 20 bis 24 Jahre. Die härtern, als Eichen, Rothbüchen, Haynbüchen u. d. g. erfordern 25, 30 bis 40 Jahre Zeit; wobey es, wie leicht zu erachten, auf den Boden und Lage der Oerter sehr viel ankommt.

b) Oft ist aus Versehen oder besondern Ursachen in einem Orte so viel **Oberholz** stehen geblieben, daß das Unterholz davor nicht zum gehörigen Wachsthum kommen kann. Ist dessen gar zu viel; so verbuttet und stirbt das Unterholz in wenigen Jahren ganz ab. Bestehet nun das Oberholz in gar nöthigen Gattungen, deren man zu schonen hat; so ist dem **Unterholze** nicht zu helfen, und kein ander Mittel, als es heraus zu hauen, weil es sonst ohne Nutzen vertrocknet. Hierdurch, wenn es in Zeiten unternommen wird, erfrischen sich oft die Wurzeln des Unterholzes dergestalt, daß, wenn endlich das Oberholz nach vielen Jahren weggenommen wird, durch eine abermalige Erfrischung der Anwachs aus denenselben kann erhalten werden. Doch

hilft dieses Mittel nichts, wenn das Oberholz gar zu enge geschlossen stehet. Sind die Bäume insgesammt, und größtentheils zu nichts, als Kohl- und Brennholz zu gebrauchen, und das Unterholz noch nicht vertrocknet; so ist ein solcher Ort vor allen andern abzutreiben. Sodann erfolget, wenn man sich nicht verspätet, der frischeste und dickeste neue Aufschlag von Stammloden.

c) Wenn unter den laubtragenden Oertern einige mit hartem, andere mit weichem Holze bestanden sind; so ist dienlich, jederzeit von beyderley Gattungen zugleich anzuhauen. Weiche Holzgattungen thun fast bey aller Feuerung, insonderheit bey dem Schmelzen der Eisensteine und Kupfererze viel schlechtere Dienste, als harte. Die harten sind dagegen bey vielen Hüttenarbeiten zu strenge, und greiffen die Metalle zu sehr an. Beyde mit einander gemenget geben ein gemässigtes Feuer, welches aus der Art der Metalle bestimmet werden muß. So ist z. Ex. schädlich, einmal lauter Eichen und Buchen, das andere mal nichts als Espen, Sohlweiden u. d. g. weiches Holz zu fällen und zu verkohlen. Es sey ein Proceß, welcher es wolle; so fähret man schlecht dabey. Durch sichere Versuche ist ausgemacht, daß wenn man eine gewiesse Malterzahl hartes und weiches Holz, jedes besonders auf die Hütten liefert, man nicht so viel damit ausrichte, als wenn beyderley Arten zusammengenommen werden. Nächstdem muß, so viel möglich auch vermieden werden, daß man einmal lauter Stangenholz, das andermal lauter Baumholz fällen lasse. Beydes ist mit einander zum Gebrauch zu nehmen. Wo das Holz vornemlich zum Behuf der Hüttenwerke verkohlet wird, da thut es vielen Schaden, nicht nur bey der Auskohlung selbst; sondern noch mehr bey dem Hüttenbetrieb, wenn bald Baum- bald Stangenholz allein genommen wird, welches alles durch genaue Proben ausgemachet worden.

B) Nachdem man nun, diesen gegebenen Grundsätzen gemäß, die abzutreibende Oerter gewählet, auch überleget hat, von welcher Seite dieselbe, und wie viel Waldmorgen davon wegzuhauen sind; so weiset man die Holzhauer an, und machet im Ort gewiesse Zeichen, wie weit sie mit der Hauung für dießmal gehen sollen, welches am besten mit Strohwischen geschiehet, die an die Bäume gehänget werden.

a) Wo man viele Holzhauer in einen Ort leget, wie gemeiniglich geschehen muß, da theilet man sie in verschiedene Partheyen, weiset einer jeden einen Strich an, und da der Bestand und die Umstände jedes Strichs nicht allemal übereinkommen; so giebt man jeder Parthey gleiche Verhaltungsmaaßen. Z. Ex. ob viel oder wenig, und was für Sorten von dem aus dem Saamen erwachsenen jungen Holze soll stehen bleiben, ob und was unter den Stangen zu Nutz- und Geräthholz an Reifstangen, Langwagen, Letterbäumen, u. s. w.

ver-

vor erst soll stehen bleiben u. d. g. Alsdann wird der Anfang mit dem Unter- oder Stangenholze gemacht. Bevor dieses geschehen ist, kann die Fällung des Oberholzes nicht vorgenommen werden. Es zerschmettert im Fallen das Unterholz, und die Aeste verwickeln sich dergestalt in einander, daß man ohne grosse Mühe das Holz nicht auseinander bringen kann. Gemeiniglich pflegt man das Niederhauen des Unterholzes dem willkührlichen Verfahren der Holzhauer zu überlassen, das aber ein unverantwortlicher Fehler ist, dessen schädlicher Erfolg die Nachkommen oft etliche Geschlechtsfolgen lang erfahren müssen. Es ist nemlich die sorgfaltigste Aufsicht nöthig, daß von dem einständigen Unterholze zur künftigen Zuzucht der Bäume eine hinlängliche Anzahl der besten Stämme stehen bleibe. Damit nun die nöthige Reifstangen, Deichselstangen, Langwagen, Leiterbäume, Band- Sieb- Korbstöcke und ander schwaches Geräthe-holz nicht aus Unverstand der Holzhauer in die Malter möge geschlagen werden; so muß man einige, die davon Kenntniß haben, voraus oder mit schicken, solche auszusuchen, ehe das Stangenholz in Malterlängen zerschrotet wird. Ferner, so ist Acht zu haben:

1) daß das Stangenholz weder zu nahe an der Wurzel, noch auch zu hoch darüber weggehauen werde. Im ersten Fall dringet das Regen- und Schneewasser durch den Hieb bis zur Wurzel, und machet, daß solche ganz oder zum Theil abstirbet. Im letztern verlieret man vieles Holz, das stehen bleibet, und ohne Noth verfaulet. Am besten ist es, wenn es eine Querhand hoch über der Wurzel abgehauen wird.

2) Der Hieb muß schräg geführet werden, damit das Wasser ablauffen könne. Auch müssen die Aexte scharf seyn; widrigenfalls zersplittert der Stamm, ziehet die Nässe in sich, und faulet bis zur Wurzel. Es verstehet sich von selbst, daß bey unstreitig überständigem Stangenholz, aus dessen Stämmen kein Ausschlag zu hoffen, diese Vorsicht nicht nöthig seye. Auch kann solches, weil an der Wurzel nichts weiter gelegen ist, aus der Erde weggehauen werden.

3) Alle einständige, d. i. aus Saamen erwachsene Stammeichen, besonders Eichen, welche eine verhältnißmäßige Dicke gegen die Länge, dabey einen wohlgewachsenen Schaft ohne viele Aeste haben, müssen sorgfältig geschonet werden, wo deren nicht eine so grosse Anzahl vorhanden ist, daß eine der andern Wachsthum in folgender Zeit verhindern würde.

4) Die beste Malterlänge auf Kohlholz ist 5. Fuß. Bey Feuerholz mag des Gebrauchs wegen die Länge zwar seyn, wie sie will; aber allzukurz solches zu hauen, ist deswegen nicht anzurathen, weil dadurch vieles unnütz in die Späne gehet. Die Malter werden zwischen 2. in die Erde geschlagene und mit Stützen an beyden Seiten verwahrte Pfäle geleget, daß sie nicht ausweichen können, deren Weite von einander, und die Höhe mit dem Malterstock, vest gesetzet werden

werden muß. Dieser ist ein Maaßstab, auf welchem nebst der Zollmaaße sowohl die Weite mit dem Buchstaben W, als die Höhe mit H bezeichnet ist. Die Länge desselben macht man am besten der Länge der Klüfte, oder Malterknüppel gleich, welche die Länge der Malter haben müssen. Man pfleget vom Kohlholz, wie es sich schicken will, 10, 20, 30. und mehr Malter in eines zu legen, welches man **Malterbänke** nennet. Bey dem Feuerholz aber müssen nicht mehr in eine Bank geleget wrrden, als ein Fuhrmann aufladen, oder wie viel man ihm auf etliche bald nach einander zu thuende Fuhren anweisen kann, indem es sonst Unterschleife und Unordnung nach sich ziehet.

5) Nachdem nun das Unterholz in Malter gehauen, ausgemaltert, und die abgeschlagene Hecke in Schwaden zusammen gebracht worden, daß man sich rühren kann, gehet man

6) An das Oberholz, und nimmt alles knorrigte, oder sonst übelgewachsene, welches zu nichts, als Kohl- und Brennholz nutzet, weg, und verfähret im übrigen, wie vorhin num. 4).

7) Hierauf müssen die Bau- und Geräthholzhauer an den Handel, und diejenigen Stämme aussuchen, daraus das benöthigte erfolgen kann. Hat man an gewiessen Gattungen keinen Ueberfluß, oder wohl gar einen Mangel; so ist Vorsicht nöthig, daß nichts von solchem Oberholze, was zu Bau- und Gerätheholz nutzbar ist, ins Kohl- oder Feuerholz geschlagen werde. So kann man z. E. aus anbrüchigen, d. i. hin und wieder angefaulten trockenen Eichen oft das beste Faßholz, Radespeichen, ja Schnell-Säulen-Riegel u. d. g. Holz hauen. Nur allein die Abgänge gehören in die Malter, es wäre denn, daß dergleichen Eichen oder anderes, zu mechanischem Gebrauche dienliches Holz überflüßig vorhanden wäre, oder wohl gar zum Verderben stehen bleiben müßte; welche übertriebene Sparsamkeit man nicht selten wahrnimmt; da denn solche abständige Bäume, wenn das unterstehende junge Holz im besten Anwachs stehet, zu dessen grossen Schaden, nachdem sie auf dem Stamme verfaulet, umfallen, oder, ehe der Ort wieder haubar wird, mit vieler Mühe und Kosten weggenommen werden müssen. Wobey noch zu bemerken, daß in die Kohlholzmalter niemals faules Holz, auch nicht einmal solches, das anbrüchige Flecke hat, müsse geleget werden, weil solche Kohlen etliche Tage Feuer halten, und oft Hüttenwerke und andere Gebäude darüber abgebrannt sind. Am gefährlichsten und ungespaltene Zacken von anbrüchigen Eichen, weil solche von oben ab trocken werden, und oft im Kerne faul sind. In Brennholzmaltern hindert es nichts.

8) Endlich brauche man die Vorsicht, daß, wenn viel nutzbares Holz, besonders solches, das nicht länger auf dem Stamme stehen kann, vorfället, man wohl überlege, ob in den nächst folgenden Jahren aus den anzuhauenden Oertern nicht nur das nöthige erfolgen könne, sondern man denke auch auf ausserordent-

liche

liche, jedoch nicht gar selten vorkommende Fälle, und setze sich bey gegenwärtigem Ueberfluß in genugsamen Vorrath; widrigenfalls verfälle man oft in die gröste Verlegenheit. Man kann nicht allezeit Oerter anhauen, welche man will. Es ist demnach genug, daß Oerter vorhanden sind, darinnen noch ein Ueberfluß von solchen Gattungen befindlich. Wollte man, wenn an dergleichen Gattungen ein Holzmangel aufstößet, aus denen ordentlichen Häuungen einen Sprung thun, und in stehende Oerter, welche abzutreiben die Umstände noch nicht erlauben, fallen, und das benöthigte Bau- und Geräthholz heraus hauen; so kann dieses selten geschehen, ohne vielen Schaden anzurichten. Es machet unnöthige Kosten, man muß mehrentheils kleine Plätze weghauen, damit man sich rühren kann, das umstehende schwächere Holz wird durch die niederstützende Bäume zerschmettert, man ist überdem in den meisten Fällen genöthiget, besondere Fuhrwege durchzuhauen, damit das Holz aus denen stehenden Dickungen könne gebracht werden. Den Abschlag, das weggehauene und beschädigte Unterholz zu verkohlen, ist zu wenig; es zusammen zu rücken, ist sehr kostbar; es zu Feuerholz zu gebrauchen, ist noch der beste Weg. Was nachhero auf den weggehauenen Plätzen, es seye aus den Stämmen oder Saamen, wieder ausschlägt, wird, da solche Oerter tristig zu seyn pflegen, und die Heerden zu solchen Zeiten, da sie den Loden verderblich sind, um einiger Plätze wegen, aus solchen Oertern nicht abgewiesen werden können, vom Vieh verbissen. Mit wenigem zu sagen: hin und wieder in stehende Oerter zu fallen, ist schädlich, es macht außer den bereits erwähnten Unbequemlichkeiten kahle Plätze, oder ungleichen Anwachs, und ist die Regel richtig: **Das benöthigte Holz muß gewöhnlicher massen vor den Kohlhauen genommen werden**, wo nicht höchstnöthige und unversehene Vorfälle das Gegentheil unumgänglich erfordern, oder ungewöhnliche Umstände es erlauben. Z. E. wo bey schlecht stehendem Unterholz das Oberholz trocken oder anbrüchig wird, oder wo die nöthigen Stämme nahe an Fuhrwegen stehen, die man mit Vortheil ohne andern Schaden wegnehmen kann.

b) Hiernächst hat man die größte Ueberlegung anzuwenden, daß für die Nachkommen wegen des Oberholzes gesorget, der folgende Anwachs des Unterholzes möglichst befördert, die Hindernisse desselben aus dem Wege geräumet, dabey aber doch der größte gegenwärtige Nutzen gezogen werde. In dieser Absicht muß man eine genaue Kenntniß seiner Forsten und aller Umstände des Landes haben, damit man auf Vergleichung derselben urtheilen könne, was in einer langen Reihe der folgenden Jahre nöthig, von welchen Gattungen Ueberfluß, oder das hinlängliche zu hoffen, woran hingegen Mangel zu besorgen seye. Hiebey sind nun verschiedene Grundsätze in Ansehung der Laßreiser zu beobachten, davon s. Laßreiser.

c) Nun

c) Nun muß man an das Oberholz gehen, und dabey alles, was unter dem Artikel: Laßreiser erinnert ist, beobachten. Das Oberholz bestehet nemlich in Oberständern. Diese werden aus den Laßreisern gezogen, und wird eine Laßreis, wenn es die folgende Hauung überstanden hat, ein Oberständer genennet. Zur Erläuterung mag folgendes dienen: Es fallen in diesem Jahre Bucheckern in einen jungen Gehau oder Ort; sie käumen und wachsen weiter auf; so heißen die jungen Stämme Saamenloden. Wenn nach 20, 30, bis 40 Jahren der Ort abgetrieben wird; so lässet man davon die besten stehen, welche sodann Laßreiser heissen. Wird nach Verlauf 20, 30 bis 40. Jahren derselbe Ort wiederum abgetrieben, so heissen die Laßreiser, welche stehen bleiben, Oberständer. Und diejenige, die von diesen Oberständern in der künftigen Hauung geschonet werden, heissen angehende Bäume, woraus nach langen Jahren endlich Mittelbäume und Hauptbäume werden. Einige machen zwischen den Laßreisern und Oberständern noch eine Mittelgattuug, und nenne solche Vorständer, da denn die folgenden alle, so viel die Zwischenzeit einer Hauung beträgt, später hinausfallen. Jedoch sind dieser Art weitere Abtheilungen nur alsdann nöthig, wenn die Hauungen in kurzer Zeit, als z. Ex. in 15 bis 20 Jahren herum kommen. An einigen Ort pflegt man das Oberholz in Viertheil, halbe und ganze Stämme, angehende Mittel- und Hauptbäume nach seiner Stärke zu unterscheiden, wornach sich ein jeder an seinem Ort erkundigen muß. An einigen Orten haben die Viertheilstämme 3 Spann, die halben 4, die ganzen 5. im Umkreiß. Den Spann zu 10 Zoll gerechnet. Wie nun mit dem Fällen des Oberholzes zu verfahren, davon s. Oberholz. Und was bey dem Fällen des alten Nachwachses in acht zu nehmen, davon s. Nachwachs, alter.

d) Hierauf lasse man, so geschwind als möglich, das Holz ausmaltern, die noch herumliegende Hecke in Schwaden, d. i. nach der Ordnung in geraden Linien zusammen bringen, in Wellen oder Waasen binden, und bey Schocken aufspansen, damit durch das hin- und widerschleppen, und fahren, der junge Aufschlag nicht verdorben; auch Feuersbrünste vermieden werden, welche zwar in laubtragenden Orten bey weitem nicht so gefährlich auch nicht so schwer zu löschen sind, als im nadeltragenden harzigten Holze; dennoch aber, obgleich das Holz selbst nicht leicht verzehret wird, werden oft große Oerter versenget, und das Holz nebst den jungen Loden verdorben, indem das Feuer bey trockener Zeit, durch Winde getrieben, auf dem dürren Grase, Moose, und in vorigen Jahren abgefallenen Laube schnell fortläuft, und die Rinde an den Stämmen verbrennet. Nicht weniger ist es dienlich, daß das Bau- und Geräthholz in Zeiten, und wenn es möglich, noch auf dem Schnee aus den Oertern an die nächsten und bequemsten Wege geschaffet, auch das Feuerholz

nebst dem aufgebundenen Waasen, ehe die Loden ausbrechen, abgefahren werde; wodurch ein großer theil des jungen Anwachses vor Schaden bewahret wird. Ein Oberaufseher der Forsten, der ein großes Revier zu besorgen hat, thut nicht wohl, wenn er dergleichen Hauptsachen versäumet. Kann er selbst in so weitläuftigen Forsten nicht persönlich darauf Acht haben; so muß er durch einen zuverläßigen Unterbedienten, der übrigens nur von mäßiger Geschicklichkeit seyn darf, davon Erkundigung einziehen lassen.

Wenn nun ein Gehau in Ruhe gesetzt, und alles herausgeschaft werden solle; so muß das Bau-Geräth- und Feuerholz, auch die Waasen denen Käufern, oder an wen es sonst zu verabfolgen, ordnungsmäßig zugemessen und gezehlet, und das erstere mit dem Försterhammer, darauf gewöhnlich die Anfangsbuchstaben der Forst stehen, vorgeschlagen werden, welches zu Vermeidung des Unterschleifes und der Dieberey geschiehet. Was nemlich mit diesem Hammer nicht vorgeschlagen ist, wird, wo man es antrift, oder wo es durchgeführet wird, für gestohlen gehalten. Die Kohlholzmalter werden mit dem Malterstock, auf welchem die Länge, Breite und Höhe der Malter bemerket ist, gemessen, gezehlet, und entweder denen Köhlern, welche das Holz gemeiniglich im Heye verkohlen, oder den Käufern zum Abfahren übergeben, und damit in Abzählung einer großen Anzahl bey einander liegender Malter kein Irrthum vorfallen möge, bemerket man die abgemessenen ungezählten Malterbänke mit einem aufgesteckten Zweig oder Holzscheite. Was übrigens im Gebrauch oder verordnet ist, und welches an verschiedenen Orten verschieden zu seyn pfleget, darüber muß ein jeder seines Orts Erkundigung einziehen. Man pfleget auch, Irrungen zu vermeiden, das Kohlholz in einer andern Länge zu hauen, als das Feuerholz, z. E. das erste 5, das andere 4 Fuß lang. Eine üble Gewohnheit ist es, das Holz auf dem Stamme zu verkauffen; denn entweder leidet der Forstherr oder der Käufer; die Bedienten, welche taxiren müssen, werden durch die Geschenke der Käufer verdorben, und beyde theilen den Betrug unter sich.

e) Wenn dieß alles geschehen ist; so ist der abgetriebene Ort oder Theil desselben ins Gehege zu schlagen, und sorgfältigst zu verhüten, daß ohne Erlaubniß, die durch besondere Umstände bestimmet werden muß, kein Vieh in das junge Gehau komme; auch ist selbst das Wild abzuhalten, daß es nicht seinen Stand in solchen jungen Häuen nehme; denn dieses thut im Winter und Anfang des Frühjahrs mehr Schaden, als ganze Heerden Hornvieh. Es beisset die aus dem Schnee hervorstehende Spitzen oder Loden jährlich ab, so daß, wenn ein junger Ort mit einer starken Dickung im frischem Wachsthum stehet, und ein zum recht geschlossenen Bestande hinlänglicher Theil Loden den Verbeissungen in etlich wenigen Jahren entwächset, an einem solchen Ort oft

oft gar kein Unterholz aufkommt. Wie bey den Stammwasen hier zu verfahren, davon s. Stammwasen.

β) Von dem Nadelholz ist vor allen Dingen zu bemerken, daß es vom Stamme nicht wieder ausschlage, sondern unmittelbar aus dem Saamen fortgepflanzet werde. Durch kleine Künsteleyen kann man zwar aus ganz jungen abgehauenen Stämmen und Aesten etwas hervorbringen; es ist aber weit gefehlt, daß man einen Forst damit in nutzbaren Stand setzen könnte. Mithin hat man hierauf nicht zu achten, und nadelholztragende Oerter in vielen Stücken anders zu behandeln. Ueberhaupt ist eben dasjenige zu beobachten, was oben lit. A) die allgemeine Regeln vorschreiben. Insbesondere aber ist mit dem Nadelholz also zu verfahren:

1) Ist darauf zu sehen, daß durch das Abtreiben desselben den westlichen Winden keine Oefnung in einem andern Ort gemachet werde, darinnen durch einfallende Sturmwinde grosser Schaden geschehen kann, und welcher noch einige Jahre mit der Anhauung, nach Erfordern der Umstände, zu verschonen. Durch diesen Fehler werden oft grosse im besten Wachsthum stehende Oerter zum grösten Schaden der Forsten übern Hauffen geworfen. Wenn nämlich mehr erwachsene Oerter an einander stossen, dabey in einer Richtung von Abend gegen Morgen liegen, und keine Striche von rauhen Tannen mit weit ausgebreiteten, und in ziemlich hartem Boden bevestigten Wurzeln, zwischen besagten Oertern befindlich, welche grossen Sturmwinden zu wiederstehen vermögend sind, und man treibt einen gegen Abend liegenden Ort ab; so wird alles, was gegen Morgen stehet, der Gewalt der westlichen Winde ausgesetzet. Kommt nun ein solcher Sturm; so wirft er das gegen Morgen stehende Nadelholz übern Hauffen; welches um so öfter geschiehet, wenn zu Ende des Herbstes oder Anfang des Winters der Boden von vielem Regen und aufgethauetem Schnee erweichet ist. Je lockerer nun der Boden, und je höher das Holz, desto schädlicher ist die Wirkung des Windes. Hiedurch entstehet der Schaden, daß das übern Hauffen fallende Holz sich ganz unordentlich untereinander verspriegelt. Die Holzhauer haben doppelte Mühe, und müssen sich auch nicht weniger Gefahr aussetzen, indem sie es zerschroten, und auseinander bringen; denn es sind oft Bäume durch andere auf ihren Gipfeln liegende Stämme wie Bogen oder Sprengel gespannet, wodurch verwegene, unverständige Holzhauer, wenn sie ohne gehörige Vorsicht, absonderlich am Gipfel oder Höllende abhauen, auf selbigen stehend, in die Höhe geprellet, oder gar zerschmettert werden. Hieraus mache man die folgende Regeln:

a) Hüte dich nach Möglichkeit, geschlossen stehende Tannenörter gegen Abend anzuhauen, oder auf einige Weise durch Weghauen etwa vorliegende Oerter zu öfnen, daß der Abendwind einfallen kann.

b) Nicht

b) Nicht weniger, stehende Oerter solchergestalt durchzuhauen, daß die Abendwinde darinnen die Bäume schieben, oder umwerfen können.

c) Und weil es dabey viel auf den Grund und Boden ankommt; so hat man hierauf genaue Acht zu haben; denn wo lockerer und leichter Grund und Boden ist, oder wo die Tannen nur mit den Seitenwurzeln flach in mildem Boden hinlaufen, die Herzwurzeln aber nur einige Spannen tief eindringen können, und sodann auf einen vesten undurchdringlichen klippigten Boden stossen, da ist weit mehr Vorsicht nöthig, als wo die Wurzeln zwischen grossen Lagerwänden, oder einem klippigten, mit vielen, ziemlich weiten, quer durcheinander lauffenden Klüften, durchrissenen Boden, sich veste setzen können.

d) Erhabene Ebenen und Einhänge der Berge, die gegen Abend einfallen, sind denen Windfällen sehr unterworfen. Wo hingegen nahe vorliegende Höhen und steile Berge quer vorliegen, welche sich in einem ziemlich geraden Striche von Mittag gegen Mitternacht erstrecken, und also die Abendwinde abhalten; wo tiefe durch die Oerter lauffende Schlüfte, die ein gleiches Streichen haben, in einem Orte vorhanden, da brauchet es so grosser Sorgfalt nicht, da kann man von der obigen Regel, wenn es die Umstände erfordern, etwas abgehen.

e) Je hochstämmiger die Bäume sind, desto mehr muß man sich hüten, den stürmischen Abendwinden Oefnung zu machen. Ist das Holz kurz, rauh, und struppigt, da hat man vor dem Winde weniger Gefahr.

Da es indessen in einigen Fällen unmöglich ist, bey dem Abtreiben den Strich von Morgen gegen Abend genau zu beobachten, und durch diese nothwendige Abweichung oft zu Windfällen, und denen daher entstehenden Trocknissen und Wurm Anlaß gegeben wird; so ist nöthig zu zeigen, wie dem grossen Uebel, so daraus entstehen kann, vorzubeugen seye. Gib demnach

a) Im Frühjahr genau Acht, ob durch die Sturmwinde im vergangenen Winter Bäume umgeworfen, oder auch nur etwas nach der Seite geschoben worden, und lasse solche sofort weg und zu Kohl- Brenn- oder Bauholz aufhauen. Denn so bald die Witterung warm und trocken wird, ist der schwarze Wurm, der sich in der Rinde desselben erzeuget, gewiß darinnen. Er fängt sich im April an auszubreiten. Im May, Junius und Julius vermehrt er sich am stärksten, und ist am gefährlichsten. Im August und September vermindert sich die von ihm zu besorgende Gefahr.

b) Weil aber alle, nur etwas geschobene und von den zarten Wurzeln losgemachte Tannen, nicht zu erkennen sind, auch in einigen Fällen Schaden geschiehet, wenn ohne Noth zu viel weggenommen worden, indem man dadurch die Oerter den Anfällen der Sturmwinde noch mehr öfnet; so muß man bey

zweifelhaften Fällen in vorerwehnten Monaten Acht haben, ob und in welchen Bäumen sich der Wurm wirklich zeiget, ob viele Harztröpfgen am Schafte sich äussern, oder Wurmmehl am Stamme liege, und der Trieb von selbigem Jahre welk werde. Da denn dergleichen Stämme so fort, und ehe sich das Uebel ausgebreitet, obgedachtermassen wegzunehmen.

c) Wenn große Plätze oder Striche vom Wurm bereits angesteckt sind; so ist nicht anzurathen, die Gattungen gegen den vorliegenden Ort zu führen, sondern man muß zwischen dem angesteckten Theil, und dem gesunden Holz, und zwar von dem letztern einen Strich von 100 und mehr Schritten weghauen, um dadurch das angesteckte Holz von dem gesunden völlig abzusondern, so dann erst das angesteckte wegnehmen. Denn da der Wurm von dem Stamm, darinnen er ausgebrütet ist, sich nicht weit entfernet, auch dieses einzeln vom Winde fortgejagte und zerstreute Ungezieser gesundes Holz nicht überwältigen kann, weil die Brut von dem einzeln einfallenden Wurm darinnen erstickt; so ist dieses fast der einzige Weg, bey überhandgenommenem Uebel das gesunde Holz zu retten.

Es ist nämlich zu merken, daß der bereits fliegende kleine Käfer bey weitem einer Tanne so verderblich nicht seye, als die Brut bis zum Ausfliegen. Es erzeuget sich solche aus sehr kleinen, runden, weissen Eyern, welche die Grösse haben, wie Sandkörner, die der Käfer an die Seiten, der von ihm auf der innwendigen Fläche der Rinde ausgehölten Gänge in grosser Anzahl leget, woraus anfänglich eine kleine weisse Made mit einem rothen Kopf kriechet, die in etlichen Tagen zugleich nebst dem ganzen Körper der Made dunkelbraun wird, worauf der hinter Theil derselben sich abhülset, da denn die Flügel und Schildflügel, wie an allen übrigen Käfergattungen erscheinen. Man hat dieß in den Jahren 1747, 1748, und in den nächstfolgenden, fast durchgängig wahrgenommen. Man hatte geraume Jahre zuvor keine starke Anfälle vom Wurm gehabt; die wenigsten Forstbedienten kannten die Art dieses Ungeziefers. Als im Jahr 1747 zu Ende des Monats Junii einige Tage lang am Harze heftige Donnerwetter, und hierauf ein sehr dicker Nebel entstand, der fast eine ganze Woche anhielt; so wurden, jedoch nur allein in den Rothtannenörtern, in dieser kurzen Zeit eine ungewöhnliche Menge Raupen erzeuget, welche mit einem den Spinnengeweben ähnlichem Gespinnste, nicht allein die Bäume, sondern auch die Zwischenräume und Wege gleich als mit Netzen durchzogen. Nach Ablauf weniger Tage fiengen die Nadeln der Tannen, besonders am Triebe desselben und des vorigen Jahres, an, braun und trocken zu werden, welches jedoch die jungen oder Picktannen mehr, als die stärkere Stämme betraf. Die Nadeln fielen bald ab, und schien aller junge Anwachs trocken zu werden Die Tannäpfel desselben Jahres steckten voll weisser Maden, welche die Saat verzehreten. Fast alle Forstbedienten,

dienten, nur wenige ausgenommen, glaubten, es seye der oberwehnte so schädliche Wurm, sie befürchteten, alle diese Tannen würden vertrocknen. Man wollte schon den Anfang machen, solche wegzuhauen, damit sich das Uebel nicht noch mehr ausbreiten möchte. Zum Glück unterließ man es; denn sie erholten sich, nur gar wenige ausgenommen, in nächstfolgendem Jahr völlig wieder, so daß sie bis auf den heutigen Tag im frischesten Wachsthum stehen. Es ist nemlich zu merken, daß junge Tannen niemals von dem giftigen schwarzen Wurm angegriffen werden. Niemals fällt dieser Wurm die Quirl, Spitzen oder Aeste an. Man findet ihn nicht in den Zacken, nicht im Holze selbst, sondern allezeit im Schaft zwischen der Rinde.

In eben dem Jahr, im Monat November, entstand ein heftiger Sturmwind, welcher in Südwesten den Anfang nahm, nach Westen umlief, und sich in Nordwesten vestsetzte. Es wurde eine ungeheure Anzahl Bäume über den Haufen geworfen, und zum Theil geschoben. Fast aller Orten versäumte man das Aufhauen derselben zur Winterszeit. Das folgende Frühjahr und der Sommer wurden unmäßig heiß und trocken, der Wurm entspann und vermehrte sich schnell, und breite sich bald in dem annoch gesunden Holze aus. Man suchte, um diesem Uebel zu steuren, das umgestürzte Holz umzuhauen, das geschobene und bereits abgestorbene wegzunehmen, folgte dem Wurm also nach, und trieb solchen vor sich her in das gesunde Holz, wodurch die größten udn schönsten Oerter verlohren giengen. Alle Mittel waren vergebens. Nur allein durch vorerwehntes Durchhauen konnte mau den Fortgang des Verderbens hindern, indem man durch Wegnehmung breiter Striche vom gesunden Holze, das angesteckte von dem gesunden absonderte.

Doch ist wohl zu merken, daß man sich dieses Mittels mit dem Durchhauen nur alsdann bedienen müsse, wenn der Wurm schon gar sehr überhand genommen; sonst ist hinlänglich, nur das angesteckte wegzunehmen. Es kommt in allen diesen Fällen auf den Grad des überhand genommenen Uebels an. Der erste Anfang zeigt sich durch klare Perlen oder Tropfen vom Harze, welches daselbst durch die Rinde des Baums ausläuft, wo der Wurm dieselbe durchbohret, und seine Brut hineingeleget hat. Einen höhern Grad bemerket man am Wurmmehl. Den höchsten, wenn der Baum anfängt, trocken zu werden. Hat sich der Wurm noch nicht sehr ausgebreitet, ist der Sommer kalt und naß: so nimmt man nur die Stämme weg, wo sich das Wurmmehl zeiget, oder die schon ganz abgetrocknet sind. Hat er sich sehr ausgebreitet, ist der Sommer heiß und trocken; so muß das Durchhauen auch hinter den Stämmen geschehen, woran sich die Harztropfen zeigen.

d) Das Holz, welches in solchen Fällen niedergehauen worden, muß in möglichster Geschwindigkeit zerschroten, gespalten und verkohlet, oder, wenn sich

sich dieses so bald nicht thun lassen will, in Hauffen gebracht, sodann mit Hecke und Erde bedecket werden; so erstirbet der darinn befindliche Wurm. Diese Vorsicht ist um so viel nöthiger und eilfertiger vorzukehren, je mehr der Wurm schon überhand genommen, und je ungesunder und anbrüchiger die vorliegende stehende Oerter sind. Was zu Bau- und Geräthholz genutzet werden soll, muß in aller Geschwindigkeit von der Borke oder Rinde befreyet, selbige weggeschaffet, und mit gehöriger Vorsicht in Gruben verbrannt werden; denn die Rinde ist das rechte Nest, worinnen dieses Ungezieser ausgebrütet wird. Einige pflegen auch die Hecke zu verbrennen. Es ist aber dieß eine unnöthige Vorsorge, weil man in keinen Zweigen und Aesten den Wurm findet. Diese Erzeugung des schwarzen Wurms, welche durch die Abendwinde veranlasset wird, ist also ein Hauptgrund, warum die Fichtenörter besonders von Morgen gegen Abend abzutreiben.

Ein anderer Grund, warum Oerter, welche lediglich aus flüchtigem Saamen in Anwachs kommen, absonderlich die mit Tannen bestandene, von Morgen gegen Abend abzutreiben sind, ist der leichtere Anflug, welcher mit den westlichen und südlichen Winden vor andern geschiehet. In dieser Absicht würde die Hauung auch von Mitternacht gegen Mittag können unternommen werden, wenn die aus Nordwesten stürmende Winde nicht schaden thäten. Man muß von dieser Linie ohne Noth nicht abweichen. Der schlimmste Fall ist dieser: wenn dergleichen Oerter an den westlichen Einhängen eines Gebürges liegen, welches von Norden gegen Süden seinen Strich hält. In diesem Fall ist nichts anders zu thun, als daß man auf der mitternächtlichen Seite in einer schmalen und schrägen Linie gegen Mittag die Hauung führe. Ist der Boden etwas locker; so sind zwar die Windfälle unvermeidlich, man hat aber den Vortheil, daß der mit dem Mittagswinde ausfliegende Saame, die in Mitternacht liegende Hauung in baldigen Anwachs bringet, und hat man nur die im Winter vorfallende Windfälle in Zeiten aufzuhauen, um dadurch die überhandnehmende Trocknisse und den Wurm zu verhüten. Wollte man einen solchen Ort von Mittag gegen Mitternacht abtreiben; so fallen zwar so viele Windfälle nicht vor; hingegen veranlasset die auf dem geöfneten Ort stehende Sonnenhitze in dem Holz, das des Schattens gewohnt, eben sowohl den Wurm, als der Nordwestwind, und auf dem abgetriebenen Theil flieget der Saamen nicht so leicht an.

2) In Ansehung der **Breite** und **Länge**, in welcher die Hauung zu führen, ist dieses anzumerken: Je schmäler der Strich ist, nach welchem die Hauungen von Morgen gegen Abend, oder von Mitternacht gegen Mittag getrieben werden, je besser ist es vor den künftigen Anwachs; denn da der Saamen kaum 100 bis 150 Schritte weit gewöhnlichermassen in geschlossener Dickung anflieget, wodurch allein tüchtiges

ges Nadelholz kann gezogen werden; so ist es ein gar grosser Fehler, wenn man im Gegentheil die Hauungen gar zu groß nimmt, und dieser Fehler ziehet einen desto grössern Schaden nach sich, je mehrere Jahre verlauffen, darinn kein Saamen erfolget, welcher Mangel sich oft ereignet. Ueber solche weite Blössen, die man Stockräume und Stuckenhäue nennet, kann der der Mittags- und Abendwind den fruchtbaren Saamen, der am schweresten ist, nicht geschlossen, d. i. in gehöriger Dickung, forttreiben. Die entferntere Fläche bleibt eine kahle Blösse, oder der Anflug erfolget nur sehr einzeln und zerstreuet, und was daraus erwächßt, bedeutet so viel, als gar nichts; es werden rauhe struppigte meist aus verworrenen Aesten bestehende Büsche. Geben sich im Winter ein paar Rehe, Hasen oder Auerhüner in solchen Ort, wenn er noch jung ist; so beissen sie die aus dem Schnee hervorragende Spitzen ab, wodurch der einzelne Anwachs völlig verdorben wird. Man nennet das daraus erwachsene struppigte Zeug Köllerbüsche, welche nach Ablauf von sehr vielen Jahren zu kurzen, dicken, knorrigten, unförmlichen und unnützen Rümpfen werden. Stehen sie etwas nahe beyeinander; so leiden die an der Erde sich ausbreitenden Aeste keinen Anwachs darzwischen. Was daselbst nach Ablauf von vielen Jahren, nachdem ein kurzes Moos die Boden überzogen, und das Gras vertrieben, anflieget, oder dahin gesäet wird, das verbuttet und verdirbt. Das ist der Erfolg von gar zu grossen Hauungen in Tannenörtern. Ob aber zwar lange und schmale Tannenhäue den neuen Anflug am leichtesten annehmen; so ist dennoch gut, daß man beständig Saamen vorräthig habe, und die Häue damit übersäe, wenn man merket, daß dasselbe Jahr keine Tannensaat werden will. Denn das Gras nimmt gemeiniglich in abgetriebenen Oertern in etlichen Jahren überhand, und dieß ist vornemlich dem Tannensaamen schädlich, erstickt ihn, und läßt sich so leicht nicht tilgen.

3) Was die Hauung selbst betrift; so muß man, ehe man zu derselben anweisen kann, erst wohl überlegen, ob und wie viel an Kohl- Feuer- Bau- Geräthe- Schacht- und anderm Holze erforderlich ist. Sodenn wähle man nach der allgemeinen Vorschrift (lit. A) die Oerter, und wie jeder anzuhauen. Man bestimme in jedem Ort die Grösse des wegzunehmenden Striches dergestalt, daß man solchen lieber etwas zu klein, als zu groß nehme. Denn wenn das nöthige Holz nicht erfolget, kann man allezeit weiter in den Ort gehen. Man bemerke ingleichem die Linie, welche anzeiget, wie weit das Holz wegzunehmen, indem man die auf selbiger stehende Bäume entweder mit der Maalbarte anplätzet, oder man bezeichne sie mit angehängten Strohwischen oder durch andere Merkmaale. Was überhaupt oben angemerket worden, ist auch hier zuförderst in Acht zu nehmen; ingleichem was von dem Hauen des Laubholzes gesagt worden. Hiernächst merke man nachfolgendes:

a) Will man nach geschehener Hauung die Stöcke ausroden lassen; so hauet man die Bäume einen, auch wohl anderthalb Fuß hoch über der Erde ab, damit man durch die in den Kopf der Stöcke eingetriebene Keile und Brechstangen die Wurzeln leichter zertheilen und aus der Erde heben kann. Will man keine Stöcke roden; so hauet man die Stämme so nahe an der Erde ab, als möglich, wodurch viel Holz genutzet wird, welches sonst im Gehau stehen bleibet, und unnützer Weise verfaulet. Es meynen zwar einige, daß die Erde von solchem verfaulten Holze dem Boden, zu künftigem bessern Wachsthum des Holzes, eine Düngung gebe. Allein ob es wohl an dem ist, daß die Tannen in mildem fruchtbaren Boden etwas geschwinder wachsen; so wird doch das Holz an der Güte desto schlechter. Hierzu kommt, daß bey folgender Hauung auf einem solchen mit Erde von verfaultem Holz gedüngeten Boden ein hohes und sehr dickes Gras gar bald überhand nimmt, da denn ein solcher Ort nicht anderst, als mit der grösten Schwürigkeit wieder in geschlossenen Anwachs gebracht werden kann.

b) An einigen Orten hat man zur Ersparung desjenigen Holzes, welches bey Fällung der Tannen in die Späne gehauen wird, ein Mittel ausgedacht, die Bäume nebst den Hauptwurzeln umzuwerfen. Man rodet nämlich die Erde nahe um die Stämme auf, hauet die Hauptwurzeln von den kleinen Nebenwurzeln ab, da denn durch die geringste Bewegung der Luft, durch ein um den Stamm gelegtes Seil, einen Hebebaum, auch andere nach Gelegenheit des Ortes angebrachte Mittel, die Tannen leicht umgeworfen werden; alsdenn schneidet man mit einer Säge den Stamm von der Wurzel ab. Je stärker die Bäume sind, je mehr Holz wird dadurch ersparet, und trägt an manchem Stamm etliche Cubicschuh aus. Es ist dieses nicht ganz zu verwerfen, sondern nur folgendes dabey zu erinnern:

a) Es muß ein lockerer und nicht gar steinigter Boden seyn, weil, wenn die Wurzeln zwischen den Klippen veste stecken, dieser Vortheil nicht anzubringen ist.

b) Das Holz muß nicht zu schwach seyn, sonst belohnet die Ersparung der Späne die Mühe nicht.

c) Es muß in einem Lande geschehen, wo der Holzmangel eine sorgfältige Ersparung aller Kleinigkeiten erfordert; denn es ist das Baumumwerfen kostbarer, als das Hauen. Es ist bey entstehendem Winde vor die Arbeiter, welche den Baum mit einem umgelegten Seil niederziehen, oder durch einen Hebebaum umwerfen, gefährlich, weil er oft nach der Seite getrieben wird, wo die Arbeiter stehen, und im Fallen sie leicht beschädiget. Oft werden die Bäume in dem stehenden Ort übereinander hergeworfen, daß man sie nicht ohne viele Mühe auseinander bringen kann. Nachdem man alle diese Umstände wohl überleget, oder aber schlecht beurtheilet, kommt bald Nutzen, bald

bald durch zu grosse Kosten Schaden heraus.

c) Ehe die Stämme in das Brenn- und Kohlholz geschlagen werden, müssen die Holzhauer, welche das Bauholz, die Sägemühlenblöche, Schindel- Böttcherklötze u. d. g. auszuhauen wissen, voraus gehen, und von denen dazu brauchbarn Stämmen so viel aussuchen, als dazu erforderlich ist. Sodann wird das übrige stärkere mit der Säge in Malterlängen zerschnitten und gespalten, das schwächere mit der Art zerschrottet, das Holz ausgemaltert, das Bloch- Bau- und Gerätheholz bald möglichst aus dem Gehau geschaffet, desgleichen auch die Hecke, weil sie bey entstehender Feuersgefahr höchstschädlich seyn kann. Wenn auch ja die Hecke zu anderm Gebrauch z. Ex. zu Grubenkohlen im Gehau bleiben muß; so ist sie doch von den Kohlstätten so weit abzubringen, daß sie nicht leicht in Brand gerathen kann. Am sichersten ist, man schaffe sie gar zwischen den Maltern weg.

4) Weil oft in 3, 4 und mehr Jahren kein Tannensaamen wächst, und in diesem Fall die jährlich geschehene schmale Hauungen zusammengenommen, einen so weiten Raum ausmachen, daß der gehörige Auflug bey nächstfolgendem Saamen nicht geschehen kann; so läßt man bey Abtreibung der Tannenörter, die etwa hin und wieder einzeln oder horstweise befindliche, rauhe Tannen stehen. Wenn diesen von dem umher befindlichen höhern Holze Luft gemacht wird; so tragen sie gar bald häufigen und sehr guten Saamen, wodurch die leeren Räume in Anflug gesetzet werden. Jedoch merke man, daß man das Gras nicht müsse überhand nehmen lassen, sonst wird alles verlohren seyn. Gewiß ist es, daß der Anwachs des jungen Nadelholzes, welcher aus dem selbst ausgeflogenen Saamen entstehet, weit gewiesser und besser ausschlägt, als wenn der Saame durch gekünstelte Wärme aus den abgebrochenen Aepfeln gesammelt wird. Es ist zwar dies nicht ganz verwerflich, ja es ist oft unumgänglich nöthig; was man aber ohne Mühe und Kosten gewiesser und besser haben kann, ist gleichwohl vorzuziehen. Vornemlich sind diejenigen langen und schmalen Striche von rauhen Tannen zu schonen, welche von Mittag gegen Mitternacht lauffen.

Hierdurch wird nicht allein der Anflug ungemein befördert; sondern sie dienen auch, nach langen Jahren den Windfällen und Trocknissen Einhalt zu thun, daß dadurch nicht grose Oerter, absonderlich die auf hohen ebenen oder gegen Abend abfallenden Gebürgen liegen, übern Hauffen geworfen werden. Denn wenn dergleichen Oerter durchgängig mit hochstämmig geschlossenem Holze bestanden sind, und es entstehen darinnen durch Holzdiebe, durch ungefähr entstandene Feuersbrünste, oder auf andere Art Oefnungen; so erfolgen bey erstem Sturmwinde Windfälle, und wenn der nächste Vorsommer heiß und trocken ist, ohnfehlbar der Wurm. So oft ein abermaliger Sturmwind solche Oefnung

 anfällt;

anfällt; so oft vergrössert sich der Schaden, und ist um so viel weniger zu helfen, je mehr geschlossen, und je gleichförmiger ein solcher Ort bestanden ist. Finden sich hingegen Striche von rauhen Tannen darinnen, so widerstehen solche dem einreißenden Uebel, weil sie niedrig und stark bewurzelt, folglich dem Winde zu widerstehen im Stande sind, und also dem dahinter befindlichen hochstämmigen Holze zum Schutz dienen. Ueber dem geben solche rauhe Tannen, wenn sie nicht gar zu struppigt und ästig; sondern bis auf die Hälfte des Stammes, von Aesten rein sind, in den folgenden Hauungen sehr starke Hölzer zu Sägemühlenblöchen, dergleichen, wo das Holz geschlossen und hochstämmig stehet, nicht leicht zu erhalten.

Sind der rauhen Tannen gar viele in einem Ort; so kann man sie des Anflugs wegen zwar stehen lassen; nachdem aber der Anflug gehörig erfolget, auch einige Jahre im Wachsthum geblieben, und man also von dessen Dauer versichert ist; so nimmt man diejenigen überflüssigen rauhen Tannen, welche dem Wachsthum der jungen Tannen in der folgenden Zeit schädlich seyn können, weg, wenn im Winter der Schnee so hoch lieget, daß der Anflug gänzlich gedecket, und vor aller Beschädigung gesichert ist. Man schaffet auch sowohl das Holz, als die Hecke, so wie beydes gehauen wird, ohne Anstand auf Schlitten aus dem Orte. Von den rauhen Tannen, welche stehen bleiben, muß man gleich beym Abtreiben des Orts einige der untern längsten Aeste wegnehmen, dergestalt, daß das Abhauen wenigstens einen Fuß weit vom Stamme geschehe. Nach Ablauf von 2 bis 3 Jahren nimmt man die folgenden Aeste abermals 6 bis 8 Fuß hoch auf gleiche Weise weg, und zwar wenn Schnee lieget, und schaffet die Hecke so fort auf Schlitten weg. Hiemit kann man einigemal fortfahren, bis keine überflüßig lange, sowohl dem neuen Anwachs, als dem Wachsthum ihres eigenen Stammes schädliche Aeste, mehr an den stehen bleibenden rauhen Tannen befindlich.

Es muß das Abhauen zur Winterzeit, und wenigstens eine Spanne weit von dem Stamme geschehen, weil alsdann wenig und sehr verdickter Saft in den Tannen ist. Es schwitzet nicht so viel Harz und Saft aus den verwundeten Aesten, als wenn das Abhauen unmittelbar am Schaft, und im Frühjahr oder Sommer geschiehet. Es müssen die Aeste nicht auf einmal, sondern zu verschiedenenmalen abgehauen werden, damit der Umlauf des Saftes sich nach und nach gegen den Gipfel, und die andern Theile des Stammes begebe, welches mit einemmal nicht ohne Schaden geschehen kann, indem es Anlaß zur Harzgalle und dem Verderben des Baums giebet. Läßt man dem Baum gar zu wenig Aeste, so verdirbt er gleichfalls, man mag im übrigen so behutsam gehen, als man wolle.

5) Die Malter müssen in Tannenhäuen so geleget werden, daß die runde Seite, daran die Rinde sitzet, inwendig und unten,

die

die gespaltene Fläche hingegen oben auf zu liegen komme. Auch muß man die runden Spitzen oder Höllenden, und alles, was nicht gespalten wird mitten oder unten in die Malterbänke legen; wodurch verhindert wird, daß der darinnen allezeit entstehende Wurm sich nicht vermehre noch aussliege; sondern in der Rinde erstickе, weil wie schon erinnert worden, das Ausfliegen nicht eher geschiehet, bis die Sonne darauf scheinet.

γ) Wir kommen endlich auf das vermischte Holz, das aus Laub- und Nadelholz bestehet. Bey keiner Gelegenheit kann man die Einsicht und Geschicklichkeit eines Forstverständigen zuverläßiger wahrnehmen, als bey Abtreibung solcher Oerter, die vermischtes Holz haben.

1) Zuförderst kommt es auf eine richtige Beurtheilung der Haubarkeit des gemischten Holzes an. Wie gewöhnlicher massen das Nadelholz 60, 80, und mehrere Jahre Zeit erfordert, ehe es zu seiner gehörigen Haubarkeit gelanget; also siehet man leicht, daß Laub- und Nadelholz sich nicht wohl zusammen schicken, wo man Kohl- und Feuerholz von den Stammloden des Laubholzes ziehen will. Denn wenn man dieses zu alt werden läßt, so erwartet man diesen Anwachs von den ausschlagenden Stämmen vergebens, immassen das Laubholz im 20, 30 und höchstens 40sten Jahre haubar ist, wie dieser Unterscheid aus der Art des Laubholzes, des Grundes und Bodens, und auch der Lage des Orts zu beurtheilen. Wollte man nun das laubtragende Holz, ehe es überständig wird, heraushauen, und das Nadelholz stehen lassen; so würde solches nicht nur viele Beschwerlichkeit und Kosten verursachen, sondern es würden auch die wieder ausschlagende Stammloden zwischen dem schon erwachsenen Nadelholz ersticken.

Ist der Boden etwas locker, und sind die Tannen etwas hochstämmig oder höllreich; so werden solche mehrentheils vom Winde übern Hauffen geworfen, so bald durch das Aushauen des Laubholzes Oefnungen entstehen. Bleiben sie auf vestem Boden vom Winde unbeschädigt; so wachsen sie in Aeste, so bald durch das Herausnehmen des Laubholzes Plätze entstehen, und werden daraus rauhe, struppigte, schlechte Bäume. Was von Tannensaamen zwischen diesen stehen gebliebenen Tannen aufwächßt, wird mehrentheils struppigtes, verbuttetes Zeug, welches selten zu einem wohlgewachsenen und hochstämmigen Baume gedeyet. An das Aufkommen der laubtragenden Saamenloden ist nicht zu gedenken.

Geschiehet es, daß Birken und Tannen zugleich in einem Orte aufwachsen; so leiden die Tannen dadurch den Schaden, daß die Birken zur Winterzeit, wenn sie kein Laub haben, und vom Winde stark beweget werden, die Nadeln und Rinde von den äussersten und höchsten Spitzen des Nadelholzes so zu sagen abpeitschen, und dadurch dessen fernern Wachsthum verderben. Will man aus laubtragendem Saamen, Bauholz mit Nadelholz zugleich ziehen; so finden

 sich

sich grosse Schwürigkeiten. Denn wenn der Saamen von beyden Gattungen in die Erde fällt; so überwächßt das Nadelholz die meiste Gattungen vom Laubholz, ausgenommen die Birken, und so bald jenes die Höhe des Laubholzes überstiegen, so nimmt sein Wachsthum in die Länge ab, breitet sich in Aeste aus, verdämpfet und erstickt das niedrige Laubholz, machet, daß es ungesund wird, oder gar abstirbet, und wird also aus beyden nichts taugliches. Absonderlich ist die Fichte denen Eichen schädlich, und findet man die mehresten derselben, welche zwischen Nadelholz, absonderlich den Fichten stehen, schadhaft und anbrüchig.

Ferner so erfordern die besten Gattungen des laubtragenden Baumholzes viel längere Zeit, als das Nadelholz, ehe sie zur gehörigen Stärke kommen. Will man das Nadelholz heraushauen, so macht es viele Umstände, und man bekommt leere Plätze, womit man nichts anzufangen weißt, weil das Säen und Pflanzen zwischen stehendem Baumholz selten gut anschlägt. Läßt man das Nadelholz über die Zeit stehen; so erhält man nur einige wenige starke gesunde Blochbäume, weil das meiste anbrüchig oder gar trocken wird. So schädlich einer Forst die Mischung ist, so vielfältig findet man, daß durch diesen Fehler in grossen Revieren das laubtragende Holz durch das nadeltragende vertrieben und ausgerottet, dieses selbst aber von schlechter Beschaffenheit ist. Es hat demnach ein Forstverständiger diesen vermischten Anwachs, welcher zum verderben des laubtragenden, und zum grösten Nachtheil des Wachsthums bey dem nadeltragenden Holze gereichet, auf das sorgfältigste zu verhüten.

2) Wenn indessen wirklich Oerter vorfallen, die aus vermischtem Holze, besagter massen, bestehen; so muß man zuförderst beurtheilen, welche Gattung von Holz den Vorzug behalten solle. Die Umstände des Landes ergeben, welcher von beyden das nöthigste seye. Ausser dem aber muß man auch auf den Grund und Boden acht haben, ob er sich zu den verlangten Gattungen schicke oder nicht. Die Lage eines Orts ist nicht weniger in Betracht zu ziehen, weil gar hoch gelegene steinigte Gegenden, ausser den Birken, nicht gern Laubholz annehmen. Endlich ist auf die umher liegende Oerter zu sehen, weil der Wind, absonderlich den Tannen- und Birkensaamen in ziemliche Entfernungen fortführet. Ist ein nicht gar grosser Ort ganz damit umsetzet; so fällt es schwer, selbigen, nachdem er abgetrieben worden, davon rein zu halten.

a) Wenn ein Ort vorfällt, der aus Laub- und Nadelholze gemischt bestehet, wenn die Umstände eines Landes die Vermehrung des Nadelholzes erfordern, und der Grund und Boden schicket sich dazu; so lasse man das dazwischen befindliche Laubholz so lange wachsen, bis es überständig geworden, und nicht zu vermuthen, daß von den abgehauenen Stämmen wieder Loden ausschlagen, und dem Anflug und Wachsthum des Nadelholzes hinderlich

derlich fallen werden. Alsdann ist es Zeit, das Laubholz zwischen dem Nadelholz wegzuhauen, und zwar dergestalt, daß die Hauung, so viel die Umstände leiden wollen, von Morgen gegen Abend geführet werde, damit die bleibende Tannen wenigstens auf eine Zeitlang durch den stehenden Theil des Orts vor den stürmischen Westwinden in Sicherheit seyn mögen. Wollen es die Umstände zulassen; so unternimmt man eine solche Hauung gern, wenn das Nadelholz Saamen trägt, oder man streuet die zuvor aufgesammelte Saat gleich nach der Hauung auf die abgetriebene Plätze. Wo die Tannen einzeln stehen, und zu besorgen, daß das Gras bald überhand nehmen werde, da ist dieses sehr nöthig. Das Moos ist nach aller Möglichkeit zu schonen; denn es läßt in etlichen Jahren kein Gras aufkommen, das dem Nadelholze so schädlich ist. Und so bald ihm Luft gemacht wird, bleibt es selbst nicht so dick, daß es den Anflug ersticken sollte, indem sehr dickes und hohes Moos gleichermassen den Tannenanflug nicht annimmt.

Ist der Boden vest, und steinigt, so läßt man alle Tannen und Fichten ohne Unterscheid stehen, und man erhält dadurch bey nächster Saat einen desto geschlossenern Anflug. Nur allein die gar zu sehr verbutteten, von welchen weder Saamen noch Wachsthum zu hoffen, und womit oft die Zwischenräume dick überzogen sind, nimmt man mit dem Laubholze weg, damit sie das Aufkommen des neuen Anflugs nicht hindern. Ist der Boden locker und dem Winde sehr ausgesetzt; so muß alles etwas hochstämmige Nadelholz mit dem Laubholze zugleich weggehauen werden; weil es der Wind nicht stehen läßt, nachdem der Ort durch Weghauung des Laubholzes geöfnet worden; oder dafern in selbigem Jahr Hofnung zur Saat vorhanden; so kann man sie zwar stehen lassen, doch sind sie das nächste Frühjahr, nachdem der Saamen ausgeflogen, wo möglich, auf dem Schnee wegzuhauen, und aus dem Orte zu schaffen, damit sich der Wurm nicht entspinne, und überhand nehme. Da in gemengten Oertern sich viele rauhe Fichten und Tannen finden, welche ihre Aeste nahe an der Erde weit ausgebreitet haben, worunter der Anflug gänzlich verlohren gehet; so muß man diese Aeste bis gegen die Mitte des Schafts, anderthalb Fuß lang vom Stamm, und zwar im Herbst, damit sie sich nicht verbluten, abhauen. Dieses werden die besten Saamenbäume, und leiden vom Winde nicht leicht Noth. Wenn man aber bemerket, daß diese rauhe Tannen Saamenhaltende Aepfel haben; so muß man das Abstäuben der Aeste bis aufs nächste Jahr anstehen lassen. Sonst leidet durch das Abästen, welches man Abstäuben nennet, und wobey allezeit etwas Harz ausschwitzet, der Saamen, wovon dasselbe Jahr der sicherste Anflug zu hoffen, ein merkliches an der Güte.

b) Soll das Laubholz in einem gemengten Orte erhalten werden; worauf sehr zu sehen, wo Kupfer- und Eisenhütten mit gutem

gutem Geräth- und Kohlholz zu versehen, wo nahe liegende volkreiche Städte und Dörfer vieles Brennholzes benöthiget sind; da ist solches, wenn es noch in frischem Wachsthum stehet, und man gewiß versichert ist, daß es vom Stamme wieder ausschlagen werde, niederzuhauen. Jedoch sind die nöthigen Laßreiser und Oberholz stehen zu lassen. Zugleich muß man das Nadelholz gänzlich mit wegnehmen, es mag so schwach seyn, als es will, auch die kleinsten Tannen müssen nicht verschonet bleiben. Läßt man solche stehen; so kommen die, welche nicht gänzlich verbuttet, so bald Luft gemachet wird, nach einigen Jahren, in einen schnellen Wachsthum, breiten sich in Form einer Pyramide aus, lassen unter sich nichts vom harten Holze aufkommen, und aus solchem Nadelholz selbst, wird niemals ein nutzbarer Baum. Es erhält seine gehörige Höhe nicht, wird knorrigt und voller Aeste, und giebt nicht einmal ein tauglich Kohl- oder Brennholz. Es trägt häufigen Saamen, wodurch das zwischen dem Bauholz so schädliche Nadelholz in grosser Menge hervorgebracht wird.

Sehr dienlich ist, wenn man einen Laubort von Nadelholz rein halten will, daß man die Hauungen in einem solchen Jahr vornehme, da dasselbe einige Jahre zuvor keinen Saamen getragen hat, und da sich dieses nicht allezeit will thun lassen; so ist zu Verhütung des Anfluges von diesem Holze, und zu Beförderung eines reinen Anwachses vom Laubholze sehr zuträglich, wenn man die Tannen und Fichten 2 bis 3 Jahre zuvor, im Vorsommer 4 bis 6 Fuß hoch am Stamme abschälet, und so tief einhauet, daß sie vertrocknen, oder ihnen gar die Gipfel abnehmen läßt, wodurch verhindert wird, daß sie keine Saamen tragen können; denn wenn dieser ein bis 2 Jahre zuvor ausgeflogen; so wird ein solcher Ort, nachdem er abgetrieben, von neuem mit Tannen überzogen. Ist es thunlich, die Tannen 4 bis 6 Jahre zuvor niederzuhauen und gar herauszubringen; so ist es desto besser; welches aber in denen Fällen nicht angehet, wo Laub- und Nadelholz einzeln, oder doch nur horstweise untereinander eine ziemliche Dickung macht. In solchem Fall würde viel Laubholz weggenommen, und fast für jeden nadeltragenden Stamm ein besonderer Fuhr- und Schleppweg gemacht werden müssen. Das abgehauene Laubholz würde alsdenn sofort Stammloden treiben, die aber gänzlich würden verdorben werden, wenn einige Jahre darauf der Niederschlag des übrigen Laubholzes erfolgete.

Stehet Laub- und Nadelholz plätzig untereinander; so hat es kein Bedenken, das letztere einige Jahre zuvor zu Kohl- Brenn- Bau- oder anderm nutzbaren Holze zu hauen, und herauszuschaffen, und muß man keine Schwürigkeit daraus machen, daß man hin und wieder durch das Laubholz einen Fuhr- oder Schlittenweg öfne. Welches unter obigen Mitteln das beste seye, ist aus denen Umständen zu beurtheilen. Man merke dieß, wie in vielen andern Fällen, zur Haupt-

Hauptregel: Man lasse sich keine Schwürigkeit, keinen Schaden abhalten, das Hauptwerk und einen den Schaden weit überwiegenden Nutzen zu befördern. Damit auf ziemlich grossen Plätzen, wo Nadelholz gestanden, das Gras nicht überhand nehme, und eine Verangerung geschehe; so thut man wohl, wenn man sofort laubtragenden Saamen hineinstreuet. Und weil die meisten Gattungen gern verdorren, da die Nadeln, welche auf solchen Plätzen zu liegen pflegen, bey trockener Witterung Brand dürre werden; so muß man die Stücke sofort herausroden, damit frische Erde in die Höhe komme, und den nächstfolgenden Herbst die laubtragende Saat hinein streuen, wozu Birken, als ein gutes Feuer- und Kohlholz das beste, und am leichtesten fortzubringen ist. Ueber dem leiden auf solchen Plätzen, bey der nächstfolgenden Abtreibung die meisten laubtragenden Loden von denen Pferdten, welche zu Herausschaffung des Holzes und der Kohlen gebrauchet werden müssen, gerne Schaden; dagegen wird die Birke von denselbigen nicht leicht verbissen.

c) Bestehet ein junger gemischter Ort aus vielem jungen Nadelholze, welches das noch sehr schwache Laubholz, ehe es zu einer nutzbaren Stärke gelangen kann, überwachsen, und gänzlich oder zum Theil unterdrücken würde; so ist kein ander Mittel, als jenes abzuhauen, und liegen zu lassen, oder denen Unterthanen zu gestatten, solches zur Winterszeit als Lese- oder Feuerholz, unter gehöriger Aufsicht, herauszubringen; denn wenn dieses nicht geschiehet: so gehet das Laubholz verlohren, und das Nadelholz kommt gleichfalls zu keinem rechten nutzbaren Wachsthum. Starke Tannen, die in vorigen Zeiten aus Versehen nicht weggehauen worden, kann man indessen stehen lassen, und bey der nächstfolgenden Hauung damit verfahren, wie kurz vorher erinnert worden; es seye denn, daß man sie ohne Schaden des jungen Laubholzes heraus schaffen kann; denn von der ausfliegenden Saat solcher nadeltragenden Stämme kann wenig Schaden geschehen, weil der Anflug theils aus dem Grase nicht in die Höhe kommen kann, welches in solchen jüngen Oertern gar selten fehlet; theils weil er die bereits in die Höhe gewachsene laubtragende Loden nicht mehr zu überwachsen vermögend ist; sondern von selbigen meistens erstickt wird.

3) Wenn nun sowohl Laub- als auch Nadelholz jedes zu seinem Gebrauch vonnöthen ist; so muß ein Forstverständiger sorgen, daß beydes in gehörigem Verhältniß, so wie es die Umstände eines Landes erfordern, in seinen Forsten vorhanden seye. Er muß die schädliche Mischung beyder Gattungen nach Möglichkeit verhüten; so ist er der mühsamen Mittel überhoben, eine von beyden Arten aus den gemischten Oertern auszurotten, und wird dieses am besten also bewerkstelliget: Wo Laub- und Nadelholz miteinander gränzet; da muß

a) die Gränze, so viel möglich, ohne scharfe Winkel oder

Wendun-

Wendungen vestgesetzet werden. Auf ebenen Flächen ist dieses leicht zu bewerkstelligen, in Bergen und Thälern muß man sich nach der Gelegenheit richten. Dieses ist nöthig, weil bey einer winkelichten Gränze das Nadelholz zwischen das Laubholz zu stehen kommt, die Gränzlinie verlängert, und dadurch der Anflug des nadeltragenden Saamens vermehret wird. Auch ist diese Vorsicht wegen der Hornviehheerden zu beobachten, die sich nach solchen Winkeln nicht wohl treiben lassen, und folglich aus denen hutbaren Oertern leicht in die annoch zu hegende einfallen.

b) Das zunächst an dem Nadelholz stehende Laubholz darf in einer Distanz von 50, 80 bis 100 Ruthen, niemals abständig, sondern es muß zu rechter Zeit abgetrieben werden, da man des Ausschlages aus den Stämmen gewiß versichert ist.

c) Man muß keines Nadelholzes, das zwischen dem Laubholz aufgewachsen ist, schonen, es mag einzeln, horstweise, oder plätzig und in so gutem Wachsthum zu stehen scheinen, wie es wolle; sondern es ist mit dem Laubholz zugleich abzutreiben; so kommt es niemals zur Besaamung. Wird dieß alles in Obacht genommen; so hat man keines Durch- oder Aushauens, Abästens des Nadelholzes, noch anderer verdrießlichen Mittel nöthig, das Laubholz zu erhalten. Denn ein Nadelholz thut zwischen frisch wachsendem Laubholze in den ersten 30 Jahren keinen Schaden, wird von solchem Laubholze, das gröstentheils in frischwachsenden Stammloden bestehet, vielmehr niedergehalten, trägt in dieser Zeit keinen Saamen, und was von Saamen aus denen dahinter stehenden Nadelholz tragenden Oertern in einer Entfernung von 50 bis 100 Ruthen in die Laubörter flieget, kann dem laubtragenden keinen Schaden thun, weil die schweren Saamenkörner nur bey hartem Winde, und doch nur einzeln über solche Weite hinaus getrieben werden. Es ist hiebey zu merken, daß ein solcher scheidender Strich Holzes gegen Südsüdwest und West (vom Laubholze an zu verstehen) breiter seyn müsse, als gegen die übrigen Weltgegenden, weil der nadeltragende, insbesondere der Fichtensaamen, mit diesen Winden am stärksten ausfliegет. Wenn auch etwa das Laubholz auf einer solchen Scheidung verbeitzet, von Mäusen oder anderm Ungezieser sehr beschädiget ist, oder aus andern Ursachen, wie unterweilen geschiehet, nicht recht fort will, und also zu besorgen, daß es von dem darzwischen stehenden Nadelholze überzogen werden möchte; so bedienet man sich des oben (num. 2. lit b) und c) vorgeschlagenen Mittels.

Forsten, die sowohl Laub- als Nadeltragende Oerter haben, sind die allernutzbarsten. Beyde Gattungen sind unentbehrlich. Sie wollen aber genauere Acht und Wartung haben, als wo nur eine Gattung in den Forsten vorhanden ist. Man lasse sich demnach empfohlen seyn, oberwehnte Vorsicht und Art, solche Forsten zu behandeln, um so viel ernstlicher zu beobachten,

achten, je schleichender und unmerklicher der Schaden überhand nimmt, und je schwerer es hält, solchem, wenn er einmal überhand genommen, wieder abzuhelfen. Von rechtlichen Fällen in Ansehung des Holzschlages, s. **Abholzen, Ausstocken, Fällen.**

Holzschnepfe, s. Schnepfe.

Holzschreyer, s. Häher.

Holzsetzer, Holzaufsetzer, Holzleger, sind an theils Orten gewisse von der Obrigkeit bestellte, und besonders darauf verpflichtete Personen, daß sie entweder das auf den Flößplätzen angeflößte, oder auch das von den Landleuten zu feilem Kauf auf die öffentliche Märkte angeführte Scheitholz, nach dem ihnen zugestellten geaichten Maaße, in gehörige Klaftern und Hauffen setzen oder legen sollen, so, daß bey keinem, weder dem Käuffer noch Verkäuffer, zu viel oder zu wenig geschehe; sondern einem jeden gleich durch das Seinige zugetheilet werde. S. a. **Holzhauer, Holzmaaß.**

Holzsparkunst, Holzmenage, ist die Kunst, alle diejenigen Vortheile recht anzuwenden, wodurch dem übermäßiger Verthun des Brennholzes vorgebogen, und dagegen getrachtet wird, mit wenigem Holz viel Hitze zuwege zu bringen, auch anderes Holz ausser dem Brennholz auf alle Weise zu ersparen. s. Holzmangel. Wir bemerken jetzo, nach folgendes: So lächerlich der Einfall derjenigen ist, welche sagen: Man sollte ohne vieles Künsteln den Wachsthum des Gehölzes bloß der Natur überlassen; so ungereimt und schädlich ist die Meynung dererjenigen, welche rathen, das Gehölze eher auszurotten, und aus den leeren Plätzen Saamenfelder zu machen, aus dem Grunde, weil man auf solche Art jährlichen Nutzen hätte, da hingegen bey dem Holz viele Jahre verstreichen müßten, ehe man selbiges recht nutzen könnte. Allein, die solches vorgeben, betrachten nicht, daß der wenigste Holzboden zum Ackerbau bequem und tauglich ist. Man wird ohne große Mühe ausrechnen können, wie hoch an manchen Orten der Nutzen bey dem Ackerbau gegen dem Holzbau stehe. Gesetzt man besitzt 10 Acker Hutweyde, oder mäßig Getreydeland. Wenn man die Hutweyde rechnet, so wird der Acker kaum auf ein weniges zu nutzen kommen. Ist es aber mittelmäßiges Getreydeland, und man ziehet die Unkosten des Ackerlohns, der Düngung und des Saamens davon ab; so wird auch wenig übrig bleiben. Hingegen wenn solches Land mit Aschen- Eichen- u. d. g. Saamen besäet wird; so kann man in 30, 40, 50 Jahren so viel 1000 Stämme, die darauf wachsen können, um viel 1000 Thaler verkaufen, und ist die Hutweyde darneben fast beständig zu nutzen, ingleichem das Holz an Aesten, Reißig, dürren Stämmen u. d. g., welches sich jährlich allein so hoch beträgt, als vorgedachte Getreydenutzung nicht thun kann. So hat man auch dabey keine dergleichen Unglücksfälle, als Wetterschlag, Mißwachs u. d. g. zu besorgen. Wenn man aber nur von 10 Aeckern Hutweyde oder Ackerland 10 Thaler jährlich nimmt; so trägt es in 30 Jahren 300 Thaler aus, und

und also ist der Vortheil bey dem Holzanbaulande zu sehen, wie solches viel kluge Hauswirthe aus der Erfahrung haben. Zu geschweigen, wenn man hiezu rechnet, daß man sein eigen Holz in der Nähe hat, und solches nicht mit schweren Kosten und Fuhrlohn von ferne anschaffen darf, sonderlich wenn junge Stämmlein darauf gezogen, und zu 100 ja 1000 davon sollen verkauft werden.

Viel entziehen sich des Säens und Pflanzens der Bäume wegen der darauf zu wendenden Kosten. Sie bedenken aber nicht, daß sich diese mit der Zeit, obgleich nicht alsobald, reichlich verintreßiren können. Man zähle, wie viel auf einem verwüsteteten, und nicht völlig bewachsenen, Holzacker an Bäumen befindlich sind, und setze dagegen, wie viel Stämme mehr, als jetzt wirklich vorhanden, darauf stehen könnten; so wird man finden, daß vieles daran mangele, und solches bloß von des Besitzers Nachläßigkeit herrühre. Wenn man nun auf so viel 1000 Acker eine Rechnung macht: z. Er. es mangeln auf einem Acker nur 20 Stämme; so trägt es auf 1000 Aecker 20000 Stämme, und in eines ganzen Landes Revier 100000 aus, welches gewiß eine Sache von großer Wichtigkeit ist. Wenn Luthers und anderer Prophezeyung von dem außerordentlichen Holzmangel erfüllet werden sollte; so müßte nunmehr der Termin allgemach heranrücken. Und um so viel mehr hat ein kluger Hausvater Ursache, auf die Erhaltung und Verwahrung des Gehölzes zu denken, und alle mögliche Sorgfalt zu gebrauchen.

Einige zeigen zwar hier eine Begierde, wissen aber die Sache nicht recht anzugreiffen. Wenn sie nun den Nutzen nicht sogleich sehen; so werden sie verdrießlich, und lassen es bey dem Alten, berufen sich auf das Vorurtheil und den Grundsatz aller Faulen: Man müsse es der Wirkung der Natur überlassen, und begnügen sich bloß damit, daß sie in ihrer Haushaltung nicht verschwenderisch mit dem Holze umgehen, welches zwar auch nöthig, aber lange nicht von der Erheblichkeit, wie der Anbau der Holzungen ist. An Erfindung unzählicher Arten Oefen, wodurch das Holz solle gesparet werden, mangelt es nicht; wiewohl die wenigsten erfüllen, was sie versprechen. Wollte man auch gleich auf das Torf- und Steinkohlengraben verfallen; so sind doch nicht alle Gegenden dazu bequem. Daher das sicherste und beste Mittel ist, den Anbau der Holzungen fleißiger, als bishero geschehen, zu besorgen, als wodurch dem eingerissenen Mangel des Holzes einzig und allein kann vorgebeuget werden. Umständlichere Nachricht davon geben die Artikel: **Holzbau** und **Holzschlag.**

Holzsperling s. Sperling.

Holzsprößlinge s. Anflug, Gebüsche.

Holzstempel s. Waldeisen.

Holzstoß, viereckigter, franz. *Equarrissage*, *Esquarrissage*, wird von dem geschlagenen und annoch im Walde stehenden Holze

ze gesagt, welches insgemein nach so genannten Buschklaftern, oder ins Gevierte ausgesetzet wird.

Holztaube s. Taube.

Holztaxe, Holztaxiren, ist nichts anders, als die Bestimmung sowohl des körperlichen Innhalts, als auch des Werthes an Gelde von einem Baum, Stamme, oder andern Stück Holz. s. Baum.

Holzung s. Holz.

Holzungsgerechtigzeit, Holzungsrecht, bestehehet entweder in einer Servitut, in des andern Walde zu holzen; oder es wird solches in eigenen Hölzern, darinnen der Forstgerichtsherr, vermöge des Forstbanns, die Jagd, Mastung, Aufsicht und Anordnung hat, behauptet; da denn folget, daß derjenige, so darinnen Holzungsrecht besitzet, ohne Vergünstigung und Anweisung, sich seines Holzes nicht anmassen, noch sonsten die geringste Jura forestalia exerciren dürffe.

Holzverderber, Holzverwüster, deren unzählige gefunden werden, kann man füglich unter 3 Classen bringen: 1) Wird das Holz verderbt von aussen her, als von schädlicher Witterung, Ungezieser, von wilden und zahmen Thieren; 2) Durch ein innerliches Uebel oder Gebrechen; 3) Sind die Menschen selbst die größten Holzverwüster. s. a. Holzschaden.

Holzverkauf, bedeutet hier die Verkauffung ganzer Holzungen, und was dabey zu beobachten. Daß Holzungen vor eine der vornehmsten Stücke eines Land- und Rittergutes, oder auch einer ganzen Herrschaft mit anzusehen sind, insanderheit, wenn sie noch in gutem Stande, ist eine Sache, die außer allem Zweifel ist. Und es hat daher ein Käuffer derselben seine Absicht unter andern auch nothwendig auf die Frage mit zu richten: Ob und was etwann, auch wie viel an Holzungen bey dem Gute vorhanden sind? Wie aber eigentlich die Holzungen, und ob sie nach dem Abnutze, oder nach den Aeckern anzuschlagen, ist bisweilen streitig. Man kann hiebey auch in der That nicht allenthalben eine gewiesse Regel beobachten, immassen die Einkünfte aus dem Holze an einigen Orten in etlichen Jahren geringe, an andern aber hoch kommen, nachdem die Nachbarn viel oder wenig zu bauen haben, oder nachdem ein gelinder oder harter Winter einfällt, da wenig oder viel Holz geschlagen und ausgeführet werden kann, und was dergleichen mehr ist. Das Holz aber nach gewiessen Einkünften zu taxiren, würde gar unbillig seyn. Ist nun die Holzung so schlecht, daß man nichts davon verkauffen kann, auch kein oder doch nur wenig Mastholz, als Eichen und Buchen, darunter; so wird dieselbe nicht mit angeschlagen, sondern zu nothwendiger Unterhaltung der Feuerungen, das wenige Mastholz aber zu Mästung der Deputatschweine ausgesetzt. Ist sie aber sogar schlecht nicht, so muß sie allerdings in Betrachtung gezogen werden.

Weil aber auch die Verkäuffer

ser meistentheils die Anschläge nach ihrem Vortheil einrichten; so muß ein Käuffer selbst fleißig nachforschen, und theils an den Verkäuffer, theils an die Unterthanen und Nachbarn verschiedene Fragen ergehen lassen, damit sein Herz desto eher, was seine Augen sehen, glauben, und die Beschaffenheit der Wälder und Bäume desto genauer beurtheilen kann. Da hiernächst die Holzung nicht ohne Unterscheid nach der Zahl der Aecker anzusehen; sondern auch dabey zu untersuchen ist, ob das Holz so hoch zu gebrauchen seye, als es geschätzet wird; so ist sowohl dessen Menge, als Eigenschaft genau zu bemerken.

Man muß sich daher erstlich erkundigen, wie viel vom Unterholz oder Oberholz, ingleichem was und wie viel etwan von allerhand Bau Brett-Böttcher und anderm Zimmerholz, auch von Mast- und Obstbäumen, von Eichen, Buchen, Castanien, wilden Aepfeln, Birnen- und Kirschbäumen, Ahorn, Aschen, Ilmen, Birken und Espen vorhanden seye? Ob es Mast-Bau und weich Holz, oder nur Wehricht von Weiden seye? Ob auch viel gute Obstbäume mit darunter anzutreffen? Ob es so beschaffen seye, daß ohne dessen Untergang Bauholz verkauft, Grenzholz zum Verkauf darinnen geschlagen, und zu Brennholz vermiethet werden könne, auch wie viel jährlich vermiethet und verkauft werden möge?

Man muß sich ferner erkundigen: Ob es groß und zu Dielen, oder sonst zum Bauen gebraucht werden kann? Ob ers zu Grenzholz dienlich, und in gewieße Hauungen eingetheilet seye? Ob alle Jahr gewiesse Bezirke und Flecke ganz kahl abgehauen, und wenn die letzten abgehauen, bey den ersten wieder angefangen werden könne, welches an einigen Orten in 18 bis 20 Jahren zu geschehen pflegt. Ob der Grund und Boden so beschaffen seye, daß es auf demselben leicht wieder ausschlägt; immassen vieles darauf ankommt, und in den Gegenden, wo es sehr gut wächßt, und bald wieder ausschlägt, weit besser genutzet werden kann, als in andern.

Bey dem Mastholz ist nachzufragen: Ob die Privatpersonen, als Eigenthümer und Gebräucher, nach ihrem eigenen Gefallen damit schalten und walten dürfen, oder ob es vor ein Landesherrliches Reservat angesehen werde? weil in einigen Gegenden Deutschlandes das Eichenholz vor ein Landesherrliches Regale gehalten, und die Abhauung desselben ohne Vorbewußt und Einwilligung des Fürsten nicht zugelassen wird.

Weiter muß man bey diesem Holz untersuchen: ob die Eichen und Buchen groß oder klein, alt oder jung sind? Ob sie überall gleich dichte stehen? Wie viel Schweine können gemästet werden, und um das wie vielste Jahr ungefehr die Hölzer Mast zu tragen pflegen? Ob die Prediger, Küster, Bauren, Müller, Cossäten, Hirten und andere Leute, Freyschweine, und zwar nicht aus freyem Willen der Herrschaft; sondern aus

Schuldigkeit, von Rechtswegen, und als ein gesetztes bekommen?

Bey den Obstwerdern in den Wäldern muß sich ein Hauswirth erkundigen: ob sie auch so gelegen, daß sie nicht zu der Zeit, wenn das Obst beginnet reif zu werden, von den austrettenden Ströhmen überschwemmet werden? ingleichem ob nicht gefährliche Nachbarn bisweilen das Obst berauben, und dem Eigenthumsherrn dennoch hernach den Verlust gar schlecht ersetzen?

Man hat zu beurtheilen: wie viel Land zum Ackerbau, wie viel zum Wießwachs, und wie viel zum Holz gewiedmet seye? damit man die Hauswirthschaft darnach einrichten könne? Ferner: ob an den Orten, wo das Gewächse dicke durcheinander gehet, Lattenstangen, Leiterbäume, Hopfenstangen u. d. g. herausgenommen und genutzet werden können? Wie viel an Klapp- Bau- und Brennholz vorhanden? Ob grosse Espen, Erlen oder andere Landstöcke darinnen anzutreffen? Wie weit die Stämme voneinander stehen? Ob die Gehaue einander von Jahren zu Jahren ablösen? Ob die angehende Bäume die Stelle der gefällten Hauptbäume, und die Vorständer die angehende Bäume ersetzen?

Man muß nachfragen: wie groß die Wälder seyen? Wie sie versteint seyen? An wen sie grenzen? Wie viel Förster und Fußknechte darauf gehalten werden müssen? Was sie jährlich an Deputaten bekommen? Wie viel Deputatklastern an die Priester, Küster u. d. g. Personen abgegeben werden müssen? Wie viel Klaftern alle Jahr an Brennholz vor die Brau- Malz- und Darrhäuser, vor die Kalk- Ziegelöfen und Eisenhämmer aufgehen, damit man überschlagen könne, wie viel zum Verkauf übrig bleibe?

Ferner hat man bey dem Anschlag der Wälder zu betrachten: ob der Grund und Boden nur allein, oder ob die befugten Jagden, die Befugniß, Rebhüner zu schiessen, nebst den Ober- und Untergerichten zugleich mit angeschlagen werden? Ob Landesfürstliche Waldungen, Bauer- und andere Hölzer in der Nähe? Ob Städte und Dörfer nicht gar weit davon gelegen, welche Holzmangel leiden? Ob Eisenhämmer, Glashütten, Ziegel- Kalk- und Töpferöfen u. d. g. in der Nachbarschaft des Jahres viel Holzes benöthiget sind? Ob das Holz auf den Ströhmen durch Flösse oder auf der Axe an andere Oerter bequem geschaffet werden könne? Ob Pechöfen anzulegen, oder mit Potaschesieden ein guter Vortheil zu erlangen? Ob jemand in der benachbarten Stadt den Holzhof gepachtet, oder sonst in derselbigen Gegend auf eine Zeitlang das Monopolium mit dem Holze habe?

Ueber dieses erkundige man sich: Ob die Unterthanen selbst viel Wälder haben, mit denen sie auskommen können, oder ob sie ihr Holz von der Herrschaft nehmen müssen? Ob sie von Altersher befugt sind, gewiesse Lesetage zu halten? Ob sie einiger Punkte

wegen in Ansehung des Holzes mit der Herrschaft streiten, oder nicht? Ob die Unterthanen schuldig sind, um ein gewiesses Geld eine gewiesse Anzahl Klaftern alle Jahr zu schlagen, oder zu verführen? Ob in diesen Gegenden Leute genug vorhanden, die arbeitsam sind, und Lust haben, durch Fleiß und Schweiß Geld zu verdienen, oder ob viele Faullenzer da herum sind? Ob in denen Wäldern Kuppeltriften und Kuppeljagden sind, und ob fremde Leute darinnen viel zu handthieren haben, oder ob die Herrschaften sich derselben frey und ungehindert anmassen können? Ob Vogelheerde darinnen angerichtet sind? Ob ohne Abgang des Feldbaues und Wiesewachses von Gehölzen noch ein mehrers angelegt werden könne? Ob das Holz zu allen Zeiten mit Bequemlichkeit aus den Wäldern geschaft werden könne, immassen bisweilen solche morastige Wälder angetroffen werden, daß des Jahres viel 100 Klaftern im Sumpf und Morast umkommen und verfaulen, und man dieselbe auf der Axe nicht eher heraus bringen kann, als wenn es scharf gefroren, und sehr harte Winter sind, oder ob die Wege die gröste Zeit des Jahres über sehr unbrauchbar sind.

Weil auch, wenn eines Eigenthümers Waldungen mit Landesherrlichen so gar nahe umzirket sind, derselbe, so bald er eine Parthie Eichen oder Buchen fällen will, gar öfters ein Verboth bekommt, weil dadurch der Fürstlichen Wildbahn gar sehr geschadet, und die Wälder gelichtet würden u. s. w. So mus sich bey dem Unterscheid dieser Umstände auch grosser Unterscheid des Preises der Aecker oder Morgen des Gehölzes äussern, und derselbe an einigen Orten gar sehr geringe, an andern aber höher bestimmet werden.

Was übrigens den **Verkauf des Schlagholzes** anbetrift; so ist derselbe also einzurichten, daß eine fortwährende gleiche Nutzung der Wälder übrig bleibe. Das Feuerholz muß man nicht Stamm sondern Klafterweise verkauffen. Wenn durch Winde Holz umgeworfen wird; so müssen die Holzförster das umgefallene Holz, wie und wozu es am dienlichsten ist, verkauffen, und Achtung geben, daß dasjenige, was zu Brettern, Schindelbalken, Sperrholz und sonsten zu verarbeiten ist, nicht zu Scheitern geschlagen, sondern Stammweise verkauft werde. Die Windbrüche und ander abgängiges Holz, so noch zu einem und dem andern tauglich ist, muß vor anderm Holze angegriffen, und mit Nutzen verkauft werden. Wäre aber kein Käuffer dazu vorhanden; so müssen es die Forstbedienten mit wenig Kosten aushauen lassen, und vertreiben, damit es nicht verderbe, und die Wälder verödet werden. Das gute und gesunde Holz muß allezeit unverkauft und ungehauen bleiben, so lange noch Windbrüche u. d. g. Holz vorhanden ist. Von dem Maaß des Holzes s. Holzmaaß.

Holzverkohlen, s. Kohlenbrennen.

Holzverwüster; s. **Holzverderber, Holzschaden.**

Holzvorsteher, s. **Förster.**

Holzwärter, s. **Holzförster.**

Holzwerffen, s. **Werffen.**

Holzzäune, kommen hier in so fern in Betrachtung, als deren Gebrauch eine starke Verringerung und Schmälerung des Gehölzes nach sich ziehet. Man betrachte nur eine Stadt oder Dorf, was da nicht zum Zäunemachen, und derselben Ausbesserung für Holz erfordert wird, und denn vollends erst in einer ganzen Provinz und in einem ganzen Lande. Da stehet ein solcher todter Holzzaun etliche Jahr; so ist er verfaulet, und muß alsdann wieder ander Holz her. Wenn nun dieses Zaunholz, es bestehe in Planken, Pfählen, Stangen oder Reiß, zum Feuerholz mit angewendet würde, wie mancher schöner Baum, so wegen des nöthigen Brennholzes abgehauen werden muß, könnte nicht ersparet werden? Daher ist es viel besser, daß, wo Leim zu haben ist, davon Weller oder Leimwände gemachet würden, welche lange dauren. Und gehet auch eine solche Wand ein; so kann doch der Leim immer wieder genutzet werden, entweder zu einer neuen Wand, oder zu Düngung der Aecker; die verfaulten Zäune aber taugen nichts, auch nicht zum verbrennen; denn wegen der Verstockung brennt es weg wie Stroh, und giebt keine Hitze. Wo aber Mangel an Leim ist, da mache man lebendige Zäune. Denn wie alle Arten der Dornhölzer im Walde nichts nutzen; so könnten sie ausgerottet, und zu Zäunen verbraucht werden; desgleichen auch allerhand Arten Buschhölzer. Wenn alsdenn solche von lebendigem oder gepflanzten Holze eingerichtete Zäune einmal im Stande sind, und ordentlich eingebunden und verschnitten werden; so sind sie viel besser, als andere Zäune. Es wächset auch dem Eigenthümer selbst Holz mit zu. Denn wird ein solcher lebendiger Zaun unten helle, welches geschiehet, wenn der Stamm zu alt wird; so hauet man ein Stück nach dem andern wieder ab; da denn selbiger bald wieder aus dem Stamme so dichte, als vorher, wächset.

Honigflecken, heissen an den Marderbälgen die Flecke, so man zuweilen darinnen findet. Sie bekommen ihren Namen daher, weil man davor hält, daß sie von dem vielen Honig entstehen, welchen dieses Thier gerne frißt, und daher den Nestern der Hummeln sehr nachgehet, und sie auszehret.

Hopfenstangen, s. **Schirrholz.**

Hordel, Bläßgen, Bläßlein, Bläßente, ist ein Wasservogel, welcher etwas grösser, als ein Rebhun, und über den ganzen Leib so schwarz, als ein Rabe ist, auch lange, schwarze, und zum Schwimmen besonders geschickte Füsse hat, ingleichem einen schmalen und spitzigen Schnabel, wie ein Schnerz oder Wachtelkönig; weswegen man leicht glauben kann, daß er sich mit Fischen nähre. Vorne auf dem Schnabel hat er ein Klümpgen Fleisch, so groß, als eine halbe Haselnuß, mit einer weissen glatten

ten Haut überzogen, wovon er vermuthlich seinen Namen erhalten. Zur Sommerszeit hält er sich jedesmal an einem Orte beständig auf, und hält nicht viel vom Fliegen, wenn er nicht mit Gewalt aufgetrieben wird. Er setzet seine Brut auf einem vom Winde auf dem Wasser zusammengeführten Glumpen Moos oder Geröhricht, mit welchem er Zeit währender Brut hier und da herum geführet wird, und bringet gemeiniglich 4, auch wohl 5 bis 6 Junge aus, welche er sogleich mit sich auf das Wasser, und zu ihrer Nahrung, als Wassermücken, Gewürme und Gewürzel in demselben anführet. Uebrigens ist sich nicht wenig zu verwundern, wie dieser Vogel zur Herbstzeit nebst andern von hier mit fortziehen kann, da ihn sein Flug, wenn er sonst gesprenget wird, so schwer anzukommen scheinet, wiewohl er auch wegen des Frostes den Winter nicht ausdauren könnte. Seine Zurückkunft geschiehet im Frühling, so bald nur die Wasser wieder offen seyn. Er hat übrigens einen widrigen pfühlichten moosigten Geschmack, und darf daher um der Delicatesse willen, nicht geschossen werden; man müßte ihm denn, wie einige thun, die Federn abziehen, wie man einen Hasen streift.

Horlzgenbaum, s. Corneelbaum.

Horn, Hörner, lat. Cornu, franz. *Corne*, bedeutet einmal das harte, krumme, und zugespitzte Gewächse, welches bey verschiedenen, sowohl zahmen, als wilden Thieren aus dem Kopfe steiget. Was von den Hörnern der wilden Thiere zu bemerken ist, das findet man bey Beschreibung jeder Gattung derselben angezeiget. Sodann sind die Hörner auch allerley Arten von blasenden Instrumenten, als Wald-Hift-Flügel-Riedehörner u. d. g. wovon an seinem Orte.

Horneulen, s. Eul.

Hornfessel, ist ein schmaler lederner Riemen, welchen ein Jäger über die linke Achsel, an der rechten Seite herunterhängend, und sein Hieff- oder Hifftborn mit dem gewöhnlichen Hornsatze daran gefesselt hat. Nach dem Stande desjenigen, der es träget, ist es entweder ganz schlecht, nur von Carduan, oder mit stählernen, auch mit silbernen Buckeln und Schnallen beschlagen, oder ganz von silbernen Tressen gemacht. s. Hifftborn.

Hornsatz, heißt diejenige Zierrath, welche von Bocks- oder Hammelshaaren nebst einer grünen Schlaiffe Band zu dem Hornfessel gehöret, wo selbiges an das Hifftborn angefesselt ist. s. Hifftborn.

Hornung, lat. Februarius, franz. *Fevrier*, ist der zweyte Monat im Jahr. Er hat gemeiniglich 28 Tage, weil ihm einer genommen, und dem Kayser Augusto zu Ehren in den Augustmonat gesetzet worden, damit er an der Zahl der Tage dem Heumonat, der von Julio Cæsare, Julius genennet worden, gleich werden möchte. Wenn es aber ein Schaltjahr giebt; so bekommt der Hornung 29 Tage. Dieser übrige Tag wird auf den 24sten eingesetzt, und kommt alsdenn im alten Calender Matthias auf den

den 25sten, und also um einen Tag weiter hinaus, weil er sonst in einem gemeinen Jahr allezeit auf den 24sten fällt, aus welcher Ursache er auch den Namen Intercalaris empfängt. Sonsten tritt auch in diesem Monat ungefehr den 19 oder 20 die Sonne in das Zeichen der Fische. Die Arbeiten in Ansehung der Forste, der Fischerey und der Jagd, sind in diesem Monat folgende:

α) Im **Walde** kann man bey gutem Wetter und Frost in diesem Monat Bau- Brenn- Geschirr- und ander Holz fällen. Das in diesem Monat bey abnehmendem Mond gefällte Bauholz faulet nicht so leicht, und wird auch nicht von Würmern gefressen. Das gefällte Holz soll bey Zeiten abgeführet, und das Gehau gereiniget werden, damit das junge Holz nicht im Wachsthum Schaden leide. Auch kann man in diesem Monat Buchenkerne stecken, und zwar von denen, die man im October des abgewichenen Jahres abgenommen hat. An feuchten Orten, wo man gesonnen ist, junge Hagedornen zu ziehen, sind die Hecken davon um diese Zeit bey wachsendem Mondenlichte anzulegen. Im letzten Viertel, wo vor Kälte und Schnee dazu zu gelangen, ist Buschholz zu hauen. Es sind auch die Weiden zu köpfen und zu setzen, die Pfropfreiser zu brechen und zu pelzen, und junge Bäume fortzusetzen; wie denn viel alte Hauswirthe vorgeben, daß das Obst dieser Bäume wehrhaftig werde, und nicht leicht wurmstichig seye, ob es schon kleinwächsig zu seyn pflegte. Die jungen gepflanzten Bäumgen sind jetzo zum erstenmal umzuhacken, damit sich die Feuchtigkeit des Winters und Frühlings desto besser hineinziehen möge. So sind auch bey Ausgang dieses Monats die schädliche Aeste von den Bäumen abzuschneiden. Nunmehr kann man sich auch angelegen seyn lassen, bey dem Abtreiben des Unterholzes die Gehäue zu räumen. Der Förster hat dabey die bey dem Jenner gemeldete Aufsicht auf die Holzfuhrleute nöthig. Er muß die Einsammlung der fichtenen und kiefernen Zapfen, wovon die Umstände im Jenner gemeldet sind, fortsetzen. Auch hat er vor die Aufbewahrung der eingesammelten an einem trockenen Orte Sorgfallt zu tragen.

β) In denen **Fischteichen** und **Behältern** muß man noch immer das Eis fleissig aufhauen, damit das den Fischen schädliche Schneewasser verlauffe, und auch die Wuhnen sind nicht zu vergessen, daß die Fische Luft haben, weil diese Zeit denselben die gefährlichste ist. Fischgruben und Fischkasten soll man anjetzo ausräumen, und das behörige Fischerzeug wohl untersuchen, damit man zu der herannahenden Fischerey sich desselben bedienen könne. Nunmehro gehet auch der Lachsfang an, und die Hechte sind in diesem Monat am besten, am schlechtesten aber zur Laichzeit im Merz. Und so ist es auch mit allen andern Fischen beschaffen; daher man sie zu derselben Zeit nicht stöhren solle. Teiche werden zu Ende dieses Monats besetzt, wo aber noch zu viel Eis ist, da sparet man es bis zum Merz.

γ) In **Wäldern** und **Thiergärten** muß man bey anhaltendender Kälte das **Wild** mit Heu, die **Schweine** mit wildem Obst oder Eicheln, und die **Rehe** mit Haberstroh füttern. Den **Wölfen** kann man bey frischem Schnee auf ihrer Spur nachgehen, weil sie dem Wild anjetzo grossen Schaden thun. Die übrigen Raubthiere, als Marder, Fischotter ꝛc. soll man jetzo tödten, damit sie sich nicht vermehren, und die Bälge noch zu gebrauchen sind. Füchse und Hasen können zu Anfang dieses Monats noch gejagt werden, aber weiter nicht, weil sie anfangen, zu rammlen. Raubvögel sind gleichfalls durch Netze oder Fänge, ehe sie sich begatten, wegzufangen. Bey Schnee kann man noch jetzo mit dem Schneegarn die Rebhüner fangen, und die kleinen Vögel gehen auch noch ziemlich ein. Von Fastnacht bis Johannis soll man das Gevögel von Rechtswegen frey lassen und keinen fangen.

Horst, ist eine Redenkart, so nur bey den Raub- und Stoßvögeln, als Adlern, Habichten, Falken u. d. g. gebraucht wird, und ein Nest bedeutet. Daher **Horsten** bey den Raubvögeln so viel heisset, als nisteln oder Nester machen.

Horsten s. **Horst.**

Hortulan s. **Ortolan.**

Horvary, heißt bey der Jägerey, wenn man macht, daß die Hunde wechseln oder die Spur verlassen.

Houbier s. **Splint.**

Hourvari, heißt bey der Jägerey des Hirsches List, wodurch er den Hunden zu entwischen suchet.

Hous, *Houx* s. **Stechpalmen.**

Hubertsfest s. **St. Hubertsfest.**

Huchets s. **Jägerhörner.**

Huete s. **Eul.**

Hüfe s. **Dornrose.**

Hüfthorn s. **Hifthorn.**

Hülschholz s. **Stechpalmen.**

Hülse s. **Stechpalmen.**

Hülsenbaum s. **Stechpalmen.**

Hündin s. **Bätze, Hirsch, Hund.**

Hünerahr s. **Geyer.**

Hünergeyer s. **Geyer.**

Hünerhund s. **vorstehender Hund.**

Hürling s. **Barsch.**

Huhn, s **Henne, Eul.**

Hun s. **Henne.**

Hund, lat. Canis, franz. *Chien*, *Clabaud*, d. i. ein **Kläffer**, oder **Beller**, ist ein bekanntes vierfüßiges zahmes Thier, welches wegen seiner Treue sehr berühmt ist, und gleichsam dem Menschen sowohl zu seinem Schutz, als auch zu mancherley Nutzen erschaffen ist, indem es gewiß vor andern Thieren mit einem etwas der Vernunft ähnlichen, und vielen andern, ja nach seinen fast unzählichen Arten, mit sehr verschiedenen Eigenschaften begabet ist, sonderlich aber sich auch auf allerhand so lustige, als nützliche Dinge abrichten läßt. Wie aber der Hunde

de Gebrauch, so ist auch ihre Gestalt und Größe unterschiedlich. In der Haushaltung findet man **Haus = und Kettenhunde** und **Schäferhunde**, und die dem Frauenzimmer so beliebte **Schoß=** und **Bologneserhündgen.** Derer aber, die zur Jagd und kleinem Weydwerk gehören, sind noch weit mehr Arten, welche theils unter dem Wort: **Jagdhunde**, theils auch unter eines jeden besondern Benennung, als **Baiß = oder Baitz = Biber= Dachs= Fasanen = Fischotter= Pürsch= Spür= Leit= Hüner=** oder **vorstehende Hunde** u. s. w. angeführt zu finden.

Hier wollen wir aber nur überhaupt von diesem nützlichen Thiere reden. Wer gute Hunde ziehen will, soll einen Hund nehmen, der etwas kurz und gesetzt ist, dahingegen die Hündin jederzeit gestreckter seyn soll. Zum ersten Belegen einer jungen Hündin soll man einen Hund von absonderlicher guter und edler Art gebrauchen, weil alle die folgende Würfe nach diesem etwas arten werden. Die dicke Hündin darf man nicht mit auf die Jagd ausführen, damit sie sich nicht erhitze und verwerffe, doch soll man sie auch nicht einsperren, damit sie nicht unlustig werde. Sie sind neun Wochen trächtig; die jungen Hunde, so im Merz, April oder May geworfen werden, sind und gedeihen besser, als die im Julio und Augusto bey der großen Hitze, oder auch im späten Herbst fallen. Die Güte der jungen Hunde zu erkennen, hat man vielerley Proben: Einige glauben, wenn man die jungen Hunde in Abwesenheit der Mutter alle aus dem Neste weg lege, und die Alte folgends zu ihnen läßt; so seye der, welche sie am ersten anfassen und ins Nest tragen würde, der beste; andere halten diejenigen Wölfe oder jungen Hunde, die lange breite dicke Ohren, und am Bauch harte und grobe Haare haben, für die besten; andere sind der Meynung, daß die Hündin allezeit den schlechtesten zuerst, und den besten zur letzt werfe. Insgemein wird die Freudigkeit und gute Gestalt der jungen Hunde, sonderlich, wenn sie behend, keck und gefräßig sind, für ein gutes Zeichen einer guten Art angegeben. Die jungen Jagdhunde werden besser mit Brod und Suppen, als bey denen Fleischhackern, Schäfern und Schindern mit Fleisch und Aas auferzogen, weil sie von demselben unsauber werden, den Geruch verlieren, und nicht lange dauren.

Ehe die Jagden im Sommer angehen, ist nöthig, daß die Hunde **purgirt** werden; denn sonst schlagen sie aus, und werden räudig; übrigens aber wird ihr ganzer Körper durchs purgiren gereiniget, und das erhitzte Geblüt verändert. Hiezu braucht man Schaafe, und auf 18 bis 20 Hunde eines. Die Schaafe werden todt geschlagen, sammt denen Fellen und Wolle in großen Kesseln recht gar und weich gekocht, daß das Fleisch von den Knochen rein abfalle. Mit dieser Brühe wird das Schrot und Brod angebrühet, so es ein wenig gestanden, in die Futtertröge ausgethan, und das Fleisch sammt der Wolle auch in die Suppe gebracht; doch muß es vorher ganz klein gepflückt wer-

den. Weil die Suppe noch heiß ist, wird Butter hinein gethan, auf 100 Hunde 12 Pfund, hierzu noch klein gestossenen Schwefel 5 Pfund, Lorbeeren 6 Pfund, Alaun 2 Pfund, alles untereinander gerühret, und denen Hunden, wenn es laulicht worden, vorgesetzet. Den dritten Tag nach dieser Purgation soll denen Hunden die Medianader geschlagen werden, welche, vermittelst eines um deren Halß vor die Blätter gebundenen Leinens, auflaufft, alsobald zu finden, und von Nerven zu unterscheiden ist. Auf Erfolg dieses werden vor 150 Stück Hunde 50 Kannen Leinöl, 12 Kannen Essig, 16 Pfund Schwefel, 7. Pf. Kupferwasser, 6 Pfund Gallus, 2 Pfund Lorbeeren, also zubereitet: die ganze Species stösset man klein, lässet in einem Kessel das Leinöl heiß werden, thut den Essig darzu, und, wenn dieses beydes eine rechte Wärme erlanget, das andere auch, alles zusammen aber muß gemächlich recht kochen, und darf nicht überlauffen. Nach Erfolg dieses setzt man es so lang zum Abkühlen auf die Seite, bis die Hunde mit Menschenhänden über und über davon gewaschen werden können. Nach diesem Schmieren müssen sie einen engen mit reinem Stroh versehenen Stall gesperret, und etliche Tage darinnen erhalten werden, ferner öfters neu Stroh bekommen, und endlich nach 14 Tagen wird ihnen das Fell mit Seiffe und warmen Wasser rein abgerieben. Der Monat May und Junius sind zu dieser sehr nützlichen Cur die beste Zeit, und dergleichen vorräthige Salbe reiniget Rauden, rothe Haut und anderes mehr. Von den Krankheiten der Hunde s. Hundekrankheiten. Geschwüre der Hunde, wie sie zu heilen, s. Geschwüre der Hunde.

So wie der Hund sonst dem Menschen gute Dienste leistet, so nützet er auch demselben in der Arzney. Denn man nimmt etliche nur 5 bis 6 Tage alte Hündgen, ersäuft dieselbe in weissem Wein, und kochet sie hernach mit solchen Kräutern, Oelen und unterschiedlicher Gattung Harz, dergestalt, daß, nach Ausweisung der Kunst, ein Balsam daraus werden kann. Dieser heilet die contracten Glieder, Hüftweh und auch podagrische Schmerzen. Wenn man den Kopf sammt der Hirnschaale zu Aschen brennet, trocknet sie die Geschwüre aus, und heilet alle Schäden am Mastdarm. Das Hirn von einem einfärbigen Hund gekocht und gegessen vertreibet die Wahnsinnigkeit oder Raserey. Es ist solches auch zu Beinbrüchen gut, wenn man es als ein Pflaster darüber schläget. Die gebratene Leber eines wütenden Hundes wird als ein besonderes Secretum wieder die von einem Hundsbiß herrührende Unsinnigkeit gerühmet. Die Galle eines noch saugenden schwarzen Hundes, entweder also frisch mit Essig, oder sonst mit einem bequemen Wasser vermischt, getrunken, oder zu einem Pulver gemacht und eingegeben, ist ein besonderes Geheimnis wider das Fraisch. Das Blut lobet man sowohl getrunken, als äusserlich über den beschädigten Ort geschmieret, wider wütende Hundsbisse. Der Hundskoth trocknet aus, spielet ab, zertheilet, öfnet, machet, daß die Geschwüre aufgehen, ist gut wieder Colick,

Colick, Ruhr u. d. g. Krankheiten. Vornemlich werden dem weissen Hundsdreck, und sonderlich dem, der von Hunden kommt, die täglich viel Knochen zu fressen bekommen, und im May gesammelt worden, besondere Tugenden zugeschrieben. Das Hundsschmalz oder Fett dienet zu innerlichen Wunden und Geschwüren, und zertheilet das innerlich geronnene Geblüt. Die aus ihrem Leder gemachte Handschuh sind gut für die Krätze und das beschwerliche Jucken. Der Speichel, wie er ihnen selbst, also ist er auch dem Menschen heilsam.

Hunde dressiren, heißt bey den Jägern einen Hund zu Ausspürung und Verfolgung des Wildes abrichten. s. **Arbeiten den Leithund, Leithund, vorstehender Hund.**

Hundsknecht, Aufseher, wird gemeiniglich bey der Jagd erfordert, und muß derselbe über sämmtliche Hunde die Aufsicht haben. Er sorget für die Erziehung der Hunde, ordnet die Fütterungen an, muß sonderlich die Hundecuren vollkommen verstehen, die Krankheiten und Gebrechen der Hunde wohl zu erkundigen wissen, die Liste von denen Hunden führen, und monatlich einbringen, in was für einem Stand die sämmtliche Hunde stehen, was für Abgang und Zuwachs derselben ist. Er hat auch in seiner Rechnung, was an Geräthe, Kuppeln, Harn, Crabatten und allerhand Zeug und Geschirre bey den Hunden vorräthig und nöthig anzuschaffen ist.

Hundekrankheiten, und Zufälle giebt es sehr viele, und verschiedene, unter welchen aber die **Wut** oder das **Rasen** wohl die vornehmste und schlimmste ist, und zehlet man derselben siebenerley Arten. Wie solche von einander unterschieden, auch welche darunter und wie sie zu curiren, davon ist unter dem Wort **Wut** die behörige Nachricht zu finden. Das beste Præservativ dafür soll seyn, wenn man den jungen Hunden im abnehmenden Monden den Wurm nehmen läßt. Wenn die Hunde weder fressen noch sauffen wollen, dieweil ihnen der **Hals geschwollen**, so nehme man nur Hunds- und Menschenkoth unter einander, und binde es ihnen mit einem Lumpen um den Hals, bis sich die Geschwulst geleget. Wenn die **Hunde sonst krank sind und nicht fressen mögen**, so nimm warme Ziegenmilch, und gieb sie ihnen zu trinken, darnach koche einen Hammelkopf mit Haut und Haar, bespreng ihn mit Ingber, laß die Hunde vorhero wohl hungerig werden, und sodenn den Kopf sammt der Brühe warm fressen. Sind sie **verwundet** worden, und können sich selbsten lecken, so hat es so viel nicht zu bedeuten; ist aber dieses nicht, so soll man ihnen Tobacksaft oder Oel in die Wunde tröpfen lassen, als welches heilet und bald wieder zusammen ziehet; wenn aber ein Hund, wie oft im Jagen geschiehet, von einem wilden Schwein also geschlagen wird, daß ihm das Eingeweide heraus gehet, und doch nicht Darmwund ist, soll man nur geschwind die Därmer, weil sie noch warm sind, gemach in den Leib hinein schieben, alsdenn eine Speckschwarte, nach Grösse der Wunde, inwendig für die Wunde legen, und aussenher

die Haut darüber zunähen, und einen jeden Haft mit einem gemachten Knopf versichern, damit nicht, wenn der Faden schon an einem Ort faulet und zerreisset, die ganze Wunde wieder aufspringe; dahero wird auch jeder Haft absonderlich gethan, und der Faden allezeit abgeschnitten, so wird es glücklich heilen. Wenn ihnen die Augen **rinnen**, soll man ihnen solche oft mit warmen Wasser waschen, so vergehets ihnen. Hat sich ein Hund einen **Dorn** oder **Nagel** in den Fuß getreten, so bindet man Hasenfett darauf, das ziehet alles heraus; hat sich aber ein Hund sonst **wund** gelauffen, so wasche ihm den Schaden mit Wein sauber aus, salbe es mit Wundöl oder Terpentin, oder wasche es mit dem Absod des Tabacks. Hat er die **Zähen verletzt**, so nimm Eyerdotter, Granatäpfelsaft, und klein gepülverten Caminruß unter einander gemengt und aufgebunden. Der rothe Kohl ausgepreßt, oder nur die Blätter davon aufgeleget, ist ein heilsames Stücke zu allen **Wunden** der Hunde. Wachsen ihnen **Würmer** in dem Schaden, so stösset man Schmer und Brunnkresse durch einander, macht eine Salbe daraus, streichets auf ein Flecklein Tuch, und legets ihnen als ein Pflaster auf; oder man wäschet ihnen den Schaden nur fein oft mit Menschenurin aus. Wenn ein Hund **Bauchwürmer** hat, nehmet Alaun, Stabwurz und Hirschhornspäne, kochet es mit einander, und schüttet dem Hunde diese Brühe ein, oder man machet kleine Pillen von Hirschhorn, Schwefel, Aloe und Wermuthsaft, und giebt sie denen Hunden zu verschlucken. Für den Krebs, den die Hunde bisweilen an den Ohren haben, nimmt man schwerer guter Seiffen ein Quintlein, Weinsteinöl, Salmiac, Schwefel und Grünspan, jedes nach Gutdünken, macht es mit einem weissen Weinessig und ein wenig Scheidewasser an, und reibet den Schaden neun Tage lang allezeit des Morgens wohl damit. Wenn ein Hund **verschlagen**, so habe man denselben in einem Ameisenbad, welches mit Mistwasser laulicht angemachet worden ist, so wird derselbige in etlichen Tagen wieder zurechte kommen. Vor das **Schwinden derer Glieder**, nimm im neuen Monden Blut und Haare von dem schwindenden Ort, wickle es zusammen in ein neues Läppgen, und spünde es vor der Sonnen Aufgang in einen Hollunderbaum; hacke hierauf, wo es schwindet, mit einer Fliete, bis es blutet, bestreiche es mit Wundholz, und schmiere den Ort mit Lohröl, daß es heilet.

Die **Flöhe, Läuse** und anderer **Ungeziefer** von denen Hunden zu vertreiben, soll man sie im Wasser schwemmen, hernach zehen gute Hände voll wilde Kresse, wilden Majoran, Roßmarin, Rauten, und sechs Hände voll gestossen Salz nehmen, solches alles unter einander in Wasser kochen und wohl einsieden lassen, darnach mit einem guten Theil solcher Brühe die Hunde gleich nach dem Bade reiben und sauber waschen. Man kann auch bittere Mandeln in Wasser zerstossen und fein klein reiben, oder grüne Nußschalen in Wasser absieden, und die Hunde mit bestreichen, so werden sie von Flöhen, Holzböcken, Mücken und dergleichen Un-

Ungeziefer nicht leicht belästiget werden.

Hundekuppel, s. **Koppel.**

Hundeschirm, s. **Hundsschirm.**

Hundsbeere, s. **Rheinweiden.**

Hundsbengelung, s. **Wildbann**, a) 9).

Hundsbube, s. **Hundsjunge.**

Hundsdachs, s. **Dachs.**

Hundsdorn, s. **Dornrose.**

Hundsigel, s. **Igel.**

Hundsjunge, Hundsbube, franz. *Garde des Chiens*, ist ein Lehrling bey der Jägerey, welcher 3 Jahre lang stehen muß, bis er den Titel eines **Jägerpursches**, und die Freyheit, ein Hornfessel zu tragen, erlanget; massen er als Junge nichts weiter, als seinen Gürtel zu tragen, befugt ist. Ein solcher Junge soll von ehrlicher Geburt, christlichen Eltern, wohl erzogen, und fleissig zur Schule gehalten seyn, daß er wenigstens lesen, schreiben und rechnen könne. Er muß rechte Lust zur Jägerey haben, nicht gebrechlich oder untüchtig, sondern von rechtem Alter und gutem Verstande, dauerhaft und wachsam, von gutem Gesicht und Gehör, auch von gutem Athem, zu blasen, zu schreyen und zu lauffen, auch dabey gottsfürchtig, fromm und fleissig, getreu und aufmerksam, willig und gehorsam seyn, sich gegen seinen Lehrmeister wohl verhalten, was ihm gewiesen wird, fleissig merken, und nicht unachtsam und vergessen seyn, die Hunde von Natur lieben, sich auch keine Arbeit im geringsten verdriessen lassen, wo er anderst was rechtes lernen will. Seine nöthigste Arbeit ist, frühe aufzustehen, fleissig zu bethen, sich zu waschen, zu kämmen und reinlich anzukleiden, hierauf Feuer unter den Kessel, und warm Wasser zu machen, darein zerspaltene Rinder= Kälber= oder Schaafbeine, Klauen, Fett und Mark zu thun, die fette Brühe auszukochen, und in den Fraßzuber zu giessen, welcher Abends vorher mit klein geschnittenen Brodtstückgen und Haberschrot wohl angebrühet worden, zugedecket über Nacht gestanden, und wohl durchgeweichet hat. Diesen Fraßzuber müssen 2 Jungen verdeckt aus der Küche tragen, den Fraß in den Fraßtrog hinein schütten, solchen mit reinen gewaschenen Händen wohl durchgreiffen, und umrühren, bis er laulicht oder kühle wird, daß es denen Hunden nicht zu heiß seye, und dieselbe sich innerlich nicht verbrühen, wovon sie lungensüchtig und mager werden, auch nimmer wieder zu Leibe kommen. Wenn der Fraß vorbey ist, müssen die Jungen den Koth und Unflat ausräumen, auch das nasse Stroh aus dem Stalle schaffen, und alles rein kehren, die Hunde putzen und striegeln, und ihnen frisches Wasser und rein Stroh geben, hierauf den Fraßzuber wieder in die Küche tragen, und frischen Fraß einmachen. Den alten Hunden müssen sie des Tages 2mal, den halbwüchsigen 3 mal, den kleinern Hunden wohl 4 bis 5 und mehrmalen ihren Fraß, und zwar den letztern oft und wenig zarte Speisen geben, wenn sie anderst ihr gehöri-

ges Wachsthum haben sollen; sonst würden sie verbutten.

Auch soll ein solcher Hundsjunge alle Wochen einmal die Hunde mit nachfolgenden Kräutern waschen, weil sie in großer Hitze viel Ungezieser sammeln. Man nimmt nemlich einen grossen Kessel mit Wasser, 10 gute Büschel wilde Brunnenkreß, und so viel Mängel- oder Gründwurz, wilden Majoran, Salbey, Roßmarin und Raute, alles wohl gesotten, einen guten Theil Salz dazu, läßt hernach das Wasser laulicht werden, und wäschet sie damit. Ingleichem wenn die Hunde durch Gestäude, Felsen und rauhe Felder lauffen, und die Füße verwunden; so muß er ihnen die Füsse mit Wasser und Salz waschen. Hernach nimmt man Eyerdotter und Essig und Saft, aus dem Kraute, Mannsohr genannt, rühret und schläget es wohl; sodenn Harz mit doppelt so viel Ruß vermenget, rühret es unter voriges, läßt es sieden, aber nicht zu stark, und damit reibet man ihnen die Füsse des Abends, und bindet es mit Leinwand zu. So erfordert die Erziehung junger Hunde viele Geduld, welche denn eine Haupteigenschaft eines solchen Hundsjungen ist.

Hundskrankheiten s. **Hundekrankheiten.**

Hundsschirm, nennet man besonders bey Bestätigungsjagen das Zelt, oder Behältniß, wo die Jagdhunde zusammen gekoppelt verwahret werden.

Hundsstall, franz. *Chenil*, *Chenin*, ist ein bey einem vollkommenen Jägerhof, oder zu einem Jagdhause höchstnöthiges Gebäude, worinn die zur Jagd gehörigen Hunde, nach denen mancherley Gattungen in besondern Gemächern eingeschlossen und gefüttert werden. Derselbe soll von Grund aus gemauert, einem jeden Hunde ein besonderes Behältniß eingegeben, die Zwischenwände ebenfalls gemauert, und allenthalben mit Kalch berappet, und geweisset, die Decken aber, damit sich kein Ungezieser verbergen könne, mit Gyps betünchet werden. Zu den starken englischen **Doggen**, **Bären**- oder **Bullenbeissern**, **Hetzhunden**, u. d. g. werden hohe Lager auf starken eichenen Pfosten, 20 Zoll hoch von der Erden, gemachet, und darzwischen 2 Ellen breit Raum gelassen, daß die an vesten Ketten angelegte Hunde einander nicht erreichen, noch auch die im Stall herumgehende Menschen anfallen können. Der Fußboden in solchen Ställen muß mit breitem Sand und Bruchsteinen, wenigstens mit breiten Ziegelsteinen, abhängig gepflastert seyn, und von beyden Seiten in der Mitte eine Rinne haben, die Unreinigkeiten abzuführen. Die **Leithunde** werden in ihrem Stall auf 16 Zoll hohe Lager an Ketten geleget; die **deutschen Jagdhunde** aber gehen in ihrem Stalle, sowohl als die **Windhunde** frey herum. Daher muß der Fußboden darinnen mit glatt gehobelten Brettern gespündet seyn, damit sie im Rutschen und Herumspringen sich nichts in die Füsse schiesern. Die **Lagerbänke**, welche 2 Ellen breit, und 12 Zoll hoch seyn sollen, werden eben-

ebenfalls von erlenen Brettern gemacht. Die Fenster müssen so hoch seyn, daß die Hunde von der Bank nicht daran aufspringen können. Auch muß man selbige zuweilen aufmachen, um reine Luft durchstreichen zu lassen, damit es des Sommers fein kühl darinnen, und der Geruch reine seye; dagegen aber im Winter wiederum warm zu halten. Es müssen auch die Fenster wohl verglaset, und im Winter mit wohlschließenden Läden versehen seyn; im Sommer aber zur Kühlung, anstatt der Fenster, Leinwand haben, damit keine Fliegen, noch anderes Ungeziefer hinein komme, und die Luft fein durchstreichen kann.

Vor jedem Stall wird ein vermachter **Hundszwinger**, nach jedes Belieben lang und breit angeleget, welcher mit einer Mauer, oder wenigstens mit einer Schalwand umgeben, darüber ein kleines Halbdach ringsherauf 3 Ellen breit, worunter bretterne Lager ausgespündet, daß die Hunde sich saamen, oder nach Gefallen in dem Stall gehen können. Die leichten **Hunde** oder **Windspiele**, so zum Hetzen gebraucht werden, müssen einen geraumen **Zwinger** haben, damit sie darinnen herumlauffen können, und nicht steif werden. Vor allen Dingen muß Röhrwasser und feines Gras daselbst vorhanden seyn, damit sie sich reinigen, auch bey grosser Hitze im Schatten liegen können. Die übrigen Hunde, als **Wasserbudel**, **Saufinder**, **Stöber**, **Dachskriecher** u. d. g. haben keine absonderliche Zwinger und Ställe, sondern halten sich lieber bey den Jägerpurschen auf. Zu ihrem Fraß muß auch eine Küche angebauet seyn, nebst einer Brodkammer und Quartier vor die Jägerpursche, darinnen sie ihre nöthige Sachen an Kuppeln, Halsungen, Riemen, Hängeseilen u. d. g. haben.

An den Höfen, wo viele **Parforcehunde** gehalten werden, bauet man auch wohl neben dem Stall ein besonders Speisegemach vor die Hunde. Der Boden ist ganz mit gevierten Sandsteinen, die alle aufs beste eingeküttet sind, beleget. In der Mitten ist eine abschießende Rundung, wie eine grosse Schüssel, gemacht. Am Grunde derselben ist ein ziemlich grosses Zapfenloch. In diese Höhlung nun schüttet man das Gefräße mit Fleisch, Brod und Brühe hinein. So bald nun die Hunde gefressen haben, treibet man sie wieder in ihren Stall, und die Pursche ziehen sodann den unten befindlichen Zapfen heraus, spülen diesen Raum mit heissem und kalten Wasser rein aus, und lassen dasselbe durch das Zapfenloch ablauffen, welches denn vermittelst einer verborgenen Rinne oder Röhre weiter geführet wird. Ein Modell eines schönen Hundsstalles findet man zu Hubertsburg bey Dresden.

Hundszwinger siehe Hundsstall.

Hu Su, s. wildes Schwein.

Huth s. Weide.

Huy Sau, s. wildes Schwein.

Hystrix s. Igel.

J.

Jachseil, Jächseil, Jagdseil, ist ein langer lederner Riemen, oder eine starke gedrehete Leine, oder ein überzogener Strick, welcher mit beyden Enden an die Zäume der Kutschen- und Wagenpferde angeschleifet ist, und in der Mitten von dem Kutscher oder Fuhrknecht in den Fäusten gehalten wird, um die Pferde damit nach Gefallen lenken und regieren zu können.

Jacken s. gejagte Hunde.

Jaculus s. Häselin.

Jäger, lat. Venator, franz. *Chasseur*, *Veneur*, heisset derjenige, der die Natur, die Eigenschaft und den Unterschied der wilden Thiere und Geflügel, vom größten bis zum kleinsten weiß, und dieselbe auf eine geschickte Art zu fangen, oder zu fällen gelernet hat, oder, mit einem Wort, nicht nur die Wirthschaft der wilden Viehzucht und Nahrung verstehet; sondern auch die Jägerey, oder das Fangen der wilden Thiere als eine Kunst gelernet hat. Es wird aber zu einem vollkommenen und rechtschaffenen Jäger erfordert, daß er gottesfürchtig sey, und sich vor allerhand verbothenen Künsten, Aberglauben, Fluchen, Sauffen, Spielen und andern Lastern hüte; daß er eines guten scharfen Gesichts, eines guten Gehöres, schneller Füße, nicht gebrechlich, wachsam, geduldig und unverdrossen, von einer reiffen Beurtheilungskraft, aufmerksam, gesunder und gerader Zähne zum Blasen, hurtig und geschwinde in seinem Vornehmen, unverzagt und nicht furchtsam, eines anschlägigen und verschmitzten Kopfes, verschwiegen, treu und nicht neidisch sey; daß er Liebe zu den Hunden habe, seinen Leithund wohl zu arbeiten, und andere zur Jagd gehörige Hunde gehörig abzurichten wisse; daß er wohl lauffen, springen, reiten und schwimmen könne; daß er ein guter bewährter Schütze, auch Forst-, Hirsch-, Holz- und Jagdgerecht sey; sich im Winter grau, und im Sommer grün trage; sein Jagdzeug wohl in Acht nehme, auch wenn einem Menschen Pferde, Hunde oder Raubvogel plötzlich eine Verletzung oder sonst ein Unfall zustößet, denenselben in der Noth mit Hülfsmitteln beyzuspringen, und zu rathen wisse. Er muß auch wissen, den Vogelleim zuzurichten, die Leimspindeln auf die Fall- Leim- und Plättbäume zu stecken, die Wald- und Feldtennen zuzurichten; die Rebhüner mit dem Treibezeuge, Hochnetze und Tiras zu fangen, Wachteln und andere Vögel zu locken, die Raubvögel zu bestricken, den Wasserleim, ingleichem die Wildprets- und wilden Taubensulzen zu bereiten, die Maschen, Schlingen und Dohnen zu stellen, dem Wassergeflügel nachzugehen und demselben Fänge zu stellen. Er muß auch allerhand Arten Tücher, Garne und Netze auf das hohe, mittlere und kleine, auch Federwild zu stellen, verstehen, damit er nach einer jeden Jahreszeit, und nach einer jeden Gelegenheit gehörigen Nutzen schaffen könne. Weil aber einem Jäger allein, so vielen Sachen vorzustehen, und

und selbige sämmtlich zu bestreiten, nicht wohl möglich, auch die Zeit, alles allein zu verrichten, nicht hinlänglich ist; so werden mehrentheils zu einer jeden besondern Jagd auch besondere Leute bestellet, und die, so bey den hohen Jagden dienen, eigentlich **Jäger**; die bey der Renn- und **Parforcejagden** bestellet sind, *Piqueurs* oder *Parforce*-**Jäger**; die der Raiger- und andern Arten der Baiz vorstehen, **Falkenierer**, und, die so allerhand klein Wildpret zu fangen, bestellet sind, **Hasenjäger** oder **Federschützen** und **Hünerfänger** genennt, deren unter eines jeden eigenen Benennung mit mehrerem gedacht wird. Ein Jäger bedarf zu seiner Profeßion mancherley Zeug, gute Pürschröhre, Schrotbüchsen, Flinten, eine Weidtasche, ein Pulverhorn, mit gutem raschen Pulver (dessen er noch mehr zu Hause an einem trockenen Orte verwahret haben soll, weil die Feuchtigkeit des Pulvers dieses an geschwinder Entzündung hindert, und dadurch mancher Fehlschuß verursacht wird, Spanner, Raumnadel, einen Weidner oder Hirschfänger, mit Messern, Schrauben, Sägen und Nebern, und Bohrern, Halsbänder, Kuppeln und Hetzriemen vor die Hunde, starke Schweinesspieße, oder Fangeisen auf die wilden Schweine und Bären, Gabeln und Zangen, die Dachse, Füchse, Wölffe, Luchse, wilde Katzen und Fischottern vom Leibe zu halten, und anzufassen; auch Spaten, Schaufeln und Hacken, die Dachse damit auszugraben, einen Compaß ꝛc. S. **Weidmann**, **Jagdbediente**.

Jägeratzt, s. **Jagdfrohnen**.

Jägeratzung s. **Jagdfrohnen**.

Jägerey, bedeutet 1) die gesammten Bedienten, so zum Jagen gehören, und dabey ein Amt oder Verrichtung haben. s. **Jagdbediente**; 2) Die Wissenschaft, zu jagen, oder die Jagd selbst, wovon man insgemein sagt: dieser oder jener hat die Jägerey gelernet. s. **Jagd**.

Jägergebräuche s. **Weidmannsgebräuche**.

Jägergeld s. **Jagdfrohnen**.

Jägerhaus, ist ein Gebäude bey einer königlichen oder fürstlichen Residenz, worinnen ein oder mehrere Jagdbedienten wohnen, und die Jägerrüstung verwahret wird. Weil auch gemeiniglich noch mehr Jagdgebäude dazu gebauet sind, die zwischen sich einen Hof machen; so wird solcher der **Jägerhof** genennet. Das Jägerhaus wird nach einer jeden hohen Herrschaft Belieben, nachdem dieselbe Lust und Liebe zur Jägerey hat, groß oder klein, jedoch so viel möglich geraumlich, rein und sauber, auch gemeiniglich 2 Stockwerk hoch gebauet. In das obere Stockwerk schicken sich nebst einem mit schönen Jagdstücken oder künstlichen Schildereyen und Gemälden, von allerhand Lust- und Wasserjagden, Jägeraufzügen, Kampfjagen, ausgezierten Saale, einige Vorsäle, und wohl angelegte und ausgezierte Gemächer, vor die daselbst sich divertierende Herrschaft. Unten wohnet insgemein der Pürschmeister, welcher die Aufsicht über den ganzen Jägerhof und das Direktorium über alle daselbst

daselbst wohnende Jagdbediente, auch darinnen befindliche Zeug und Hunde hat; nächst gegen über aber wohnen die Jägerpursche in absonderlichen Stuben und Kammern. Auf dem Boden werden in wohlverwahrten Rüstkammern die Jägerrüstung und Instrumente, als: Pürschröhre mit deutschen und französischen Schlössern, Saustutzen, Schrotbüchsen, Flinten, Pistolen, Selbstgeschoß, Windbüchsen, Fangeisen, Hirschfänger, Scherelin, Waldhörner, Flügelhörner, Hüfthörner, Weidmesser, Pulverflaschen, Spanner, Hängeseile und Halsungen der Leithunde, Hundekuppeln, Halsbänder, Hetzriemen, Fangstricke, Weidtaschen, Schrotbeutel, Kugelformen, und in Summa alles nöthige Werkzeug, groß und klein zum nöthigen Gebrauch aufgehoben. Neben solchem Jägerhause gehört an der einen Seite ein langer Hundsstall, mit seiner Küche, Brodkammer, Wohnung der Hundsjungen und gehörigen Hundezwingern, an der andern Seite aber das Zeughaus, wovon an seinem Orte Meldung geschehen wird. Die Einfahrt und der Thorweg in den Jägerhof kommt vornen in der Mitte derjenigen Seite, welche den Hof vollends einschliesset, und quer vor dem Jägerhause über ist; auf der einen Seite desselben werden des Wagenmeisters und Jagdwirths Wohnungen, nebst einer Schenkstube, zu Bewirthung der Bier- und Weingäste, auf der andern Seite aber ein Pferdestall und Wagenschoppen angebracht. In der Mitte dieses Jagdhofs ist ein feiner Röhrkasten oder Röhrwassertrog so nöthig, als nützlich, beydes um besorglicher Feuersgefahr willen, als auch Pferde und Hunde daraus zu tränken. Auf die Forstenden aller dieser Gebäude gehören sich vest angemachte Hirschhörner; hinter dem Zeughaus aber kann in gleicher Weite, als auf der andern Seite die Hundezwinger gehen, des Pürschmeisters Garten angelegt werden. So gehören auch zu einem vollständigen Jägerhofe, Thiergärten und Behältnisse oder Fänge, und kleine besondere Häuslein vor wilde und reissende Thiere, dergleichen Löwen, Bären, Wölfe &c. so man lebendig gefangen oder sonst angeschaffet, und sie darinnen ludert und speiset, damit man sie in bedürfendem Fall, zu der Herrschaft Befehl, bey den Thierkämpfen gebrauchen könne, oder sonst nur zum Ansehen zahm mache.

Jägerhörner f. franz. *Huchets, Cors de Chasse*, sind blasende Instrumente, deren sich die Jäger bedienen. s. **Hifthorn.**

Jägerhof, s. **Jägerhaus.**

Jägerjunge, s. **Hundsjunge, Jägerpursch.**

Jägerkünste, nennet man insgemein die Kunststückgen der Jäger, die sie bald durch Segensprechen und Anruffen GOttes, bald wohl auch durch Anruffung der bösen Geister, oder allerhand Charaktere, die sie doch weder verstehen, noch auszudeuten vermögend sind, oder auch durch Sympathie ins werk zu richten, meynen, und sich dadurch veste zu machen, das Wildpret zu bannen, eines andern seinen Hunden den

den Geruch zu verderben, und dergleichen gar oft zur Lästerung GOttes und zum Schaden des Nächsten gereichende Dinge, vorzunehmen, sich angelegen seyn lassen. In der Sympathie und Anthipathie zwar steckt sehr vieles, welches in einem und dem andern erstaunende Wirkung thut. Da aber gleichwohl alle solche Künste einmal und zwar am meisten auf des Nächsten Schaden abzielen, hiernächst auch, um nicht auszuschweiffen, eine sehr behutsame Maaße dabey gebraucht werden will; so möchte wohl am rathsamsten seyn, gar davon abzustehen. s. **Brand im Rohre** und **Schiessen**, wo auch eins und das andere davon gesagt wird. Hier aber wollen wir nur das einige probat befundene Kunststückgen, daß einem **ein verwundetes Thier nicht aus seinem Revier entgehen möge**, beyfügen, da man nemlich die Fährte des rechten Vordersusses, wo sie im vesten Boden oder Rasen stehet, ausschneidet, und solche umleget, und also umkehrt, daß die Spitze oder Schale rückwärts; wo die Ballen seyn, zu liegen kommen. s. a. **Waffensalbe**.

Jägerkunst, heißt die Kunst und Geschicklichkeit, zu Jagen, nebst einer gründlichen Wissenschaft alles dessen, was dazu erfordert wird. s. **Jagd**.

Jägermeister, franz. *Grand Veneur*, ist an einem Fürstl. Hofe derjenige, so über die ganze Jägerey, und was derselben anhängig, zu gebieten hat. Sein Amt erfordert, daß er auf seiner Herrschaft Wildbahn und Jagdgerechtigkeit Acht gebe, daß derselben von niemand einiger Eintrag geschehe; für die Unterhaltung der Fürstl. Zeug- Jagd- und Forsthäuser, desgleichen für die gehörige Wartung der zum Jagen gehörigen Zeuge, Tücher, Garn, Wagen u. d. g. Sorge trage; die Gelegenheit des Landes, die Wälder, Förste, Jagdplätze und gewöhnliche Stände des Wildes von allerley Gattung sich bekannt mache, die nöthigen Anstalten, das Wild zu hägen, und nach Gelegenheit zu erhalten vorkehre rc. Dazu gehört, daß die Jagden pfleglich angestellet, das zur Hofküche erforderte Wild nicht mitten in der Wildflur und Gehäge, sondern an den Gränzen, wo es leicht übertritt, und dahero **Gränz-** und **Nasch-wildpret** genennet wird, gepürschet, bey harten Wintern und andern Fällen dem Wilde Hülfe verschaften, und insgemein über den ausgegangenen Wild- und Jagdordnungen strenge gehalten werde. Wenn eine Jagd anzustellen ist; so hat der Jägermeister des Orts, wo gejagt werden soll, sich zu erkundigen, ob, und was für Wildpret daselbst zu hoffen sey, damit vergebliche Kosten vermieden werden; die hiezu gehörigen Jagdfrohnen aufzubieten, doch über die Gebühr und das Herkommen niemand zu beschweren, noch auch um Geld oder Gunst zu erlassen; hingegen einem jeden seine Arbeit aufzulegen, daneben, was ihnen an Unterhalt und Lohn gebühret, reichen zu lassen, und nicht zu gestatten, daß jemanden mit Schlägen oder auf andere Weise übel begegnet werde. Ferner

muß er über die angestellte Jagd ein Tagebuch halten, und darinne die Zeit, den Ort, und alles, was dabey fürgefallen, was für Leute, wie viele, und welcher Gestalt sie dabey gebraucht worden rc. umständlich beschreiben lassen. Sodenn ist es auch seine Schuldigkeit, auf diejenigen, so in dem Laude des Jagens berechtiget sind, ein wachsames Auge zu haben, und die der Herrschaft zustehende gemeinsame und sogenannte Kuppeljagden nicht zu versäumen; auf die Vertilgung der Raubthiere bedacht zu seyn; Wolfsgruben, Fallen und Fänge, auch, wo es die Gelegenheit giebt, die Wolfsjagden zu rechter Zeit zu bestellen; auf das Jägerhaus besondere Aussicht zu tragen, deswegen mit dem Pürschmeister sich öfters zu bereden; die Unterhaltung der zur Jägerey nöthigen Hunde, nicht allein in denen Hundehäusern, sondern auch, wo es hergebracht, auf Mühlen, Schäfereyen und Feldmeistereyen zu besorgen; die Uebertrettung der Vasallen und anderer Verbrecher durch wohlerfahrne Jagd- und Forstverständige Commissarien genau untersuchen und beurtheilen zu lassen; alles ohne eigenes Interesse höheres Orts ausführlich zu berichten, und darauf Bescheides gewärtig zu seyn; die Rechnungen über allerley Wildpret, sowohl was zur Hofküche und verordneten Deputaten geliefert, als verkauft worden, sodenn über die gefällten Raubthiere, und das davor bezahlte Pürsch- oder Fanggeld, und endlich über alle bey der Jägerey das Jahr über aufgewandte Kosten, durch den hiezu bestellten Jagdsekretarius ordentlich führen zu lassen.

Jägernetze, s. **Jagdnetze**.

Jägerordnung, **Jagdordnung**, begreift alle diejenige Verordnungen, so die Jagdgerechtigkeit, das Jagen, Baitzen, und Hetzen und deren pfleglichen Gebrauch, zur gehörigen Zeit, auf gehörige Weise, betreffen, daß des Wildes nöthig geschonet, dessen Beybehaltung und Vermehrung befördert, die Häge- und Heckzeiten wohl beobachtet, den Schaden, so am Wilde durch Wolfsgruben, Legebüchsen, Selbstgeschoß, Falleisen, Schlingen, Ausnehmen der Eyer rc. welches man die **Aasjägerey** und **unweidmännisches Jagen**, nennet, oder durch Walddiebe geschiehet, vorgekommen, und alle Beeinträchtigungen eines andern Gerechtigkeit, Schmälereyen des Landesfürstl. Regals, und insgemein alle bey dem Jagen vermerkte Mißbräuche abgeschaffet werden, wie die hin und wieder ausgelassene Ordnungen ausführlich besagen.

Jägerpursche, wird bey der Jägerey derjenige genennet, der, wenn er 3 Jahr lang als ein Hunds- oder Jägerjunge gelernet, nunmehro die Freyheit erlangt ein Hornfessel zu tragen; jedoch aber, wenn er noch nicht recht wehrhaft gemacht worden, keinen Hirschfänger, es sey denn auf der Reyse, tragen darf. Ein solcher Jägerpursche aber muß sich vor allen Dingen angelegen seyn lassen, Holzgerecht zu werden, und sich daher nicht scheuen, den einfältigsten Aescherer, Kohlenbrenner, Pechbader, Scheitschläger und Zimmermann, um dieses oder jenes Holzes Beschaffenheit zu fragen. Die Fähr-

Fährten des Wildprets, unter welchen der Hirsch und das Schwein das vornehmste ist, wiewohl auch die andern nicht auf die Seite zu setzen sind, muß er sich auf das genaueste bekannt machen, und dieselbe richtig von einander unterscheiden lernen. Damit er auch des Zeugstellens vollkommen kundig werde; so muß er sich bey Zeiten mit den Zeugknechten und Stallleuten bekannt machen, damit sie ihn, wenn ein Jagen vorgehet, dazu nehmen mögen; da er denn bey Abführung des Zeugs die Leinen frisch mit anzugreiffen, Heftel einzuschlagen, veste zu machen, aufzuheben, anzuflöcken, oder was nur nöthig vorfällt, mit vorzunehmen hat, wenn er anderst die Wissenschaft, das Jagdzeugrecht zu verstehen, erlangen will. Er muß auch den Leithund recht und gründlich zu arbeiten, und denselben gehörig zu traktiren lernen. Im Schiessen, sowohl mit der Flinte im Fluge und Lauffe, welches anjetzo das gebräuchlichste ist, als auch sonderlich mit dem Pürschrohr Wildpret zu fällen, muß er sich fleissig üben, und dahero etwa bey einem Förster, oder andern Jagdbedienten, der viel zu liefern hat, sich bekannt und beliebt zu machen, suchen, damit er zu solchen Exercitien desto bessere Gelegenheit bekomme.

Jägerrecht, heißt 1) das Theil oder Stück von allerley Wildpret, so dem Jäger, der es gefangen, oder gepürschet hat, als ein Zugang verordnet, und zur Ergötzlichkeit gelassen wird, und ist solches von einem Hirsch der Hals, sammt denen nächst daran stossenden 3 Ribben; von einem wilden Schwein aber die Wamme. 2) Bey einigen bedeutet es auch eine Ceremonie, welche man auch Blatschlagen nennet. s. Blat.

Jägerzehrung, s. Jagdfrohnen.

Jähriger Frischling, s. Schwein.

Jänner, s. Jenner.

Järter, eine Art Fische, sind fast wie die Jäsen gestaltet, aber schmäler, länglichter und dünner, und haben kleinere Schuppen. Die Floßfedern sind blaulicht; die Augen gelb, wie Gold. Ihr Fleisch ist sehr fett, und ganz sonderbar von Geschmack, vornemlich aber gut zu braten. Und weil sie meistentheils in der Oder gefangen werden; so brätet man sie in denen an selbiger gelegenen Städten, sonderlich zur Herbstzeit, schlägt sie häuffig in Fässer, und übersendet sie an andere Oerter, weil sie sich auf diese Weise ziemlich lange halten können, und ein bereitetes Essen abgeben.

Jäse, Giese, Göse, Alender, lat. Capito fluviatilis cœruleus, ist ein Stromfisch. In der Gestalt kommt er dem Karpfen sehr gleich, hat auch dergleichen grosse Schuppen. Jedoch ist er in der Farbe hierinne unterschieden, daß der Jäse am Kopfe und auf dem Rücken, auch auf den Seiten etwas herunter, blaulicht siehet, und nach dem Bauche zu eine glänzende Silberfarbe hat. Die Kiefern und Floßfedern aber sind gelbröthlich; daher er ungemein schön aussiehet. Er wird eine Elle lang, und 4, 5, oder wohl

wohl noch mehr Zoll breit, und wiegt oft über 3 Pfund. Er ist so gut schmeckend, wie der Karpfe, und wird auch demselbigen von einigen noch vorgezogen. Dessen Fleisch wird im Sieden ganz gelbröthlicht, fast auf Lachsart; doch wird er meistens gebraten, und daher gleichsam vorzüglich der Bratfisch genannt. Ihre Streich- und Laichzeit ist im May, da sie auch am fettesten sind, und der beste Fang geschiehet. Besonders wenn die Stromwasser volluferig werden, und an etlichen Orten übergehen; so fängt man sie recht gut mit den Wathen, auch in den Abfällen in Garnsäcken. Einige verspäten sich auch auf an dem Flusse liegenden Wiesen, da sie denn recht wohl zu fangen sind. Es ist kein Raubfisch; sondern nähret sich von der Fettigkeit des Wassers. Am meisten findet man ihn in der Oder und Spree.

Jagd, Jagt, lat. Venatio, franz. *Chasse*, heißt die Wissenschaft oder Kunst, durch eine geschickte Uebung den wilden Thieren und Vögeln, entweder mit Gewalt oder mit List nachzustellen, und dieselbe zu fangen oder zu fällen.

1) Die Jagd ist heut zu Tage eine von den vornehmsten Belustigungen grosser Herren, und ein Regale, welches allein der hohen Landesobrigkeit zustehet, von derselben auch zuweilen an ihre Vasallen in Ansehung ihrer derselben ersprießlich geleisteten Dienste, in gewiesser Masse überlassen wird. Sie ist eine so nöthige als nützliche Uebung, weil nicht nur dadurch ein Land oder Gegend von reissenden und schädlichen Thieren befreyet und gesäubert, das übrige Wild aber an Hirschen; Rehen, Schweinen, Hasen und Federwildpret zu gehöriger Zeit zu Nutzen gebracht wird; sondern sie ist auch, weil man auf derselben das Gewehr zu Pferde und zu Fusse fertig und geschickt zu gebrauchen, Hunger und Durst, Arbeit und Mühe, Hitze und Frost, Regen und Ungewitter, Wachen und andere Fatiquen auszustehen, lernet, eine mächtige Stärkung und Abhärtung der Leibeskräfte und Geschicklichkeit. Sie ist auch eine löbliche Uebung, wenn sie in ihren ordentlichen Schranken bleibt, und der rechte Gebrauch derselben nicht auf die Seite gesezt; sondern gleichwie in allen andern Sachen, also auch hierinne richtige Ordnung und Maaße gehalten wird. Denn in solcher Ordnung ist sie hauptsächlich eine Kunst und Uebung des Adels, der sie auch beynahe in gewiessen Innungs- und Zuchtanstalten ordentlich als Jungen, und Jagdpurschen, Pagen, Jagdjunkers ꝛc. lernet, und wenn er solche ausgelernet, auch bisweilen Lehrbrieffe u. d. g. bekommt.

2) Jedoch wegen allerhand übler Folgen und Versäumniß in andern noch nöthigern und nützlichern Wirthschaftsgeschäften ist die Ausübung und Belustigung damit, vor sich selbst, andern sonderlich gemeinen Leuten, nicht zu verstatten. Denn also betrachtet, wird sie eine in der Policey schädliche Sache. Ja der Mißbrauch der Jagd bey Grossen und Vornehmen heckt ebenfalls sehr grosses Uebel in der Landwirthschaft aus. Die vielen Jagdfrohnen und

und Folgen, das unbarmherzige Tractament, so die armen Leute von der Jägerey erdulden müssen, die vielfältige Bedrückung, welche öfters damit vor den armen Landmann sonst verknüpft wird, der Verlust seines gesunden Leibes, die Versäumniß in seiner Feld- und Hausarbeit, das zur blossen Lust gewöhnliche überflüssige Jagen des Wildes, und der daraus entstehende Wildfraß, und die Verwüstung der Felder und Gärten, dabey man doch selten den armen Leuten an Steuern und Gaben etwas erlässet, u. s. w. sind alles bekannte Dinge, so die Jagd, wenn man damit nicht vernünftig verfähret, schädlich machen. Und so angenehm dieselbe auch ist, so bringt sie doch, wofern man nicht mit einer vernünftigen Mässigung damit umgehet, auch bey Höfen schlechten Nutzen ein, ja sie nimmt vielmehr ein Grosses von andern Einkünften weg. Ein Pfund Wildpret, kommt einen grossen Herrn, wenn die grossen Jagdkosten wegen vieler Leute, Pferde, Hunde, Jagdzeuge, Häuser und allerhand Jagdpracht, ja der Abgang, welchen oft die Steuren, Zinse, Forst- und Waldrevenüen dadurch leiden, gerechnet werden, öfters auf 1 Rthlr., wo nicht noch höher zu stehen, und die Einkünfte der Jagd tragen nicht den vierten Theil von den Unkosten, so darauf verwendet werden. Ein Wirthschaftsgeschäfte aber, welches mehr kostet, als es einbringt, ist ein schlechtes Geschäfte, und nach den Regeln einer Cameralwirthschaft ganz verwerflich. Die Cameireinkünfte bestehen also meistentheils bey diesen Fonds in der Einbildung, oder in dem blossen Vorgeben derer, die von solcher übermäßigen Jagdlust der Grossen ihren besondern Vortheil haben, womit sie die Ohren und Augen ihrer Herren verleiten. Eine übermäßige Jagdlust verderbet auch alle andere zu Anfange erwehnten Vortheile der Jagd. Es bleibet alsdenn nur ein blosser Vorwand, die Gesundheit und das Leben solcher Herren ist in Gefahr; sie sind auch nicht mehr im Stande, daß sie sich noch den Travaillen des Kriegs unterziehen könnten; die heutigen Kriegsübungen sind auch gar anders, als daß man in Absicht auf dieselben bey der Jagd viel lernen sollte. Endlich aber werden bey der unmäßigen Jagdlust die wichtigsten Regierungsgeschäfte bey Seite gesetzt, man bekümmert sich darum wenig, oder nicht recht, man siehet alles nur mit fremden Augen, höret mit geborgten Ohren, und arbeitet öfters mit anderen untreuen und ungeschickten Händen; kurz: die Grossen sind alsdenn nur groß bey der Jagd, und grosse Jäger; in ihrem Amte aber, wenn sie sich durch allzuöfters und allzuvieles Jagen über die Maßen abgemattet, nothwendig desto verdrossener. Was sowohl fremde als eigene Unterthanen vor Remedia wider den Jagdherrn haben, wenn er ihnen durch übermäßiges Jagen, oder durch die Einrichtung seines Jagdwesens überhaupt, Schaden zufüget, davon s. Wild.

3) Indessen ist doch ein mäßiger und vernünftiger Gebrauch der Jagd nicht nur zum Nutzen und allerhand Vortheil vor

vor grosse Herren und vor alles Land, sondern auch bey jenen zur mäßigen Lust und Ergötzlichkeit, zur Gesundheit und zum Fürstl. Wohlstande und Ansehen, durchaus nicht zu verwerfen, ja damit kann und muß auch eine gute Wirthschaft bestehen, und alsdenn diese, wo nicht eben viel Vortheil, doch auch keinen Schaden oder Zu- und Einbusse davon haben, wenn sie recht eingerichtet, und über dem das Forstwesen geschickt damit verknüpfet, der Herr aber auch dabey zufälliger Weise in den Stand gesetzt wird, manches in seinen Landen unter seinen Unterthanen, und auf seinen Domainen zu hören und zu sehen, was ihm sonst zum Behuf seiner Regierung und Wirthschaft verborgen bleiben würde.

4) Damit man nun von der Einrichtung der Jagd eine etwas genauere Einsicht habe, so ist nebst dem, was sonst etwa hin und wieder unter andern Artikeln von denen zum Jagdwesen gehörigen Dingen weit ausführlicher abgehandelt zu finden, allhier noch überhaupt so viel zu merken: Es wird die Jagd gemeiniglich in die die hohe und niedere Jagd unterschieden. Der hohen Jagd werden die Hirsche, wilden Schweine, Bären, Rehe, Trappen, Auerhüner, Birkhüner, Haselhüner, Schwanen und Fasanen beygezählt; zur niedern Jagd aber die Hasen, Füchse, Dachse, wilde Katzen, Rebhüner, Schnepfen, wilde Gänse und Enten, Täucher und dergleichen Wasservögel, Lerchen und andere kleine Vögel gerechnet; wiewohl an etlichen Orten die Mitteljagd, dazu Rehe und Frischlinge gehören, in Uebung ist. Im Churfürstenthum Sachsen und dessen incorporirten Landen werden zur hohen Jagd gerechnet: Bäre, Bärinnen, junge Bären, Hirsche, Stückenwild, Wildkälber, Tann- und Damhirsche, Tannwild, Tannenwildskälber, Luchse, Schwanen, Trappen, Kraniche, Auerhüner, Fasanhähne, Fasanhüner, Bocken. Zur Mitteljagd werden gezählet: Rehböcke, Rehe, Rehkälber, hauende Schweine, angehende Schweine, Keuler, Bachen, Frischlinge, Wölfe, Bürkhähne, Haselhüner, grosse Brachvögel. Und zur niedern Jagd: Hasen, Füchse, Dachse, Biber, Fischotter, Marder, wilde Katzen, Elbthiere, Eichhörner, Wiesel, Hamster, Schnepfen, Rebhüner, wilde Gänse und Enten, Reiher, Täucher, Seemeben, Wasserhüner, Wasserschnepfen, wilde Tauben, Gibitze, Wachteln, kleine Brachvögel, Ziemer, Schnerren, Amseln, Drosseln, Lerchen und andere kleine Vögel, wie sie Namen haben mögen. Doch mögen die Wölfe, von einem jedweden, der die Jagden hat, und wenn er auch nur mit der niedern Jagd beliehen wäre, gefället werden; es soll auch dem, welcher einen Wolfsbalg in die Wildmeisterey, worunter die Reviere einbezirkt sind, einliefert, jederzeit allda 2 und ein halber Rthlr zur Ergötzlichkeit gereichet werden.

5) Nach denen erstbeschriebenen Arten der Thiere, ist auch die Jagd, wodurch ihnen nachgestellet, und das Zeug, so dazu gebraucht wird, mancherley.

Denn

Denn einige werden mit Tüchern umstellt, durch Hunde und das Waldgeschrey der Jäger nach dem Lauffe getrieben, daselbst aus dem Schirme gepürschet, oder von den Anwesenden zu Pferd oder Fuß in Lauffe mit Fangeisen, Hirschfängern, oder Pistolen erleget. Andere werden mit Wind- und andern Hunden gehetzt; andere in gestellten Gruben und Fallen, Eisen oder Schlingen gefangen; andere verlappet, durch das Klopfen getrieben, oder an einen Ort gekirret, oder auf ihrem Wechsel von dem sich anstellenden Jäger gepürschet, oder ohne Netz und Garn von den sogenannten Parforcehunden gejaget und erleget, andere mit Falken gebaitzet u. d. g. Des hierzu nöthigen Zeuges sind ebenfalls verschiedene Gattungen. S. **Jagdzeug**. Zu welcher Zeit im übrigen einer jeden Art des gedachten Weidwerkes nachzustellen, findet man unter dem Namen eines jeden **Wildes** beschrieben.

6) Wenn ein Fürst oder anderer Landesherr, aus besonderer Gnade und guten Willen, einem andern, in einem gewiessen Revier und District seiner Wildbahn auf eine gewiesse Zeit, die Erlaubniß zu jagen, ertheilet, wird solches eine **Gnadenjagd**, und wenn ihrer 2, oder mehr die Jagd mit einander gemein haben, eine **Koppel- oder Kuppeljagd**, genennet. Die **Mitjagd** oder das **Mitjagen** heißt, wenn ein Landesherr mit seinen Landsassen in ihren Förften die Jagd zugleich exercirt. An einigen Orten hat der Landesfürst, anstatt des Mitjagens, das **Vorjagen**, da nemlich der Landsasse mit seinen Hunden und Zeug nicht eher ins Feld oder zu Holze darf, bis der Landesherr solche vorher durchgejaget.

Sonst aber soll auch, besonders in den Chursächsischen Landen, ein jeder, der zu jagen befugt ist, auf seinen und seiner Unterthanen Eigenthum bleiben, und, bey 100 fl. Straffe, auf eines andern Grund und Boden nicht Jagen, Hetzen und Weidwerk treiben. Bey eben der Straffe sollen in nasser Zeit der armen Leute ihre Saamenfelder mit Jagen und Durchreiten verschont werden. In den Churfürstlichen Wäldern, Wildbahnen Förften, Heiden und anderm Gehölze darf niemand Hirsche, wilde Sauen, Bären, Rehe und anders Wildpret fahen und schiessen, oder Kälber aufheben, oder mit Hunden drein gehen und reiten, auch in Dero Wäldern, Gehölze, Feldern, Wassern, Teichen, Weinbergen, bey 20. fl. Straffe, kein Federwildpret schiessen, oder fahen. Daher denn auch insonderheit die Schäfer, so in Churfürstl. Wildfuhren gesessen sind, ihre Hunde nicht ledig lassen, sondern führen, oder denselben fünf Viertel lange Klöppel, bey Verlust der Hunde und 1. fl. Straffe, vornämlich den Schafrüden, anbinden sollen. Und eben dieses sollen auch andere mit ihren Hunden thun; doch sollen nicht alle Hunde insgemein, sondern nur die Schafrüden und Jagdhunde, welche dem Wildpret schädlich seyn können, Klöppel tragen. Alle diejenigen nun, so dergleichen Hunde halten, sollen denselben Klöppel, 5 Viertel Ellen lang, und der Runde nach eine Viertels Ellen dicke, anhängen, selbige

selbige inne behalten, auch alle Fleischer und Schäfer ihre Rüden an Stricken und Ketten leiten und führen, bey einem Schock Straffe; wie denn auch vormals anbefohlen worden, daß Bürger und Bauren den Hunden, die sie mit in das Feld nehmen, einen Vorderfuß ablösen sollten. Mit kleinen Hunden aber, die nicht Jagdhunde seyn, das Wildpret abzuscheuchen, wird denen innerhalb und an der Wildbahn gesessenen Leuten nachgelassen. Und soll denen von Adel, Burgern, und Bauren, wegen ihrer Hof- und Haushunde, von den Förstern, unter dem Schein, daß sie ungeklöppelt angetroffen werden, keine Gewalt geschehen, desgleichen sie selbst, wenn sie mit kleinen Hunden im Gehäge auf dem Felde angetroffen werden, unangetastet gelassen, diejenigen Unterthanen aber, so in und an keinem Gehäge gesessen, mit Klöppelung der Hunde verschont bleiben, doch soll ein jeder dieselben, so viel möglich, im Hofe und Dorfe behalten. Windhunde soll ein an Gehägen gesessener nicht halten, und unter Soldaten soll, ausser den Obristen, keiner Wind- und Jagdhunde halten. Zum Jagen sollen Netze und Hunde nicht erborgt werden. Passagiers, so Hunde bey sich führen, soll der Postmeister von der Post schlechterdings abweisen. Durch den Thiergarten bey Ostra vor Dreßden muß man die bey sich habende Hunde an Stricken führen, und in den großen Garten bey Dreßden sollen gar keine mitgenommen werden. Im übrigen sollen diejenigen, so dem Landesherrn Hunde zu halten schuldig sind, dieselben bestmöglichst unterhalten.

Jagd, heißt auch bey einigen eine Art des Fischfanges, und ist nichts anders, als die Fischerey mit Garnen und Netzen, welche besonders auf kleinen Flüssen gewöhnlich ist, davon der Art. **Fischerey**, nachzusehen. Ein ganz anders aber ist die sogenannte **Wasserjagd**, davon bey diesem Worte ein mehreres gedacht werden soll.

Jagdbar, wird 1) ein Hirsch genennet, welcher vollkommen groß ist, und nicht unter 10 Enden hat, hiernächst mit vollem Wanst, Gescheide und Gehörne, oder unausgebrochen und unzerwirkt, wenigstens 300 Pf. am Gewichte hat, der alsdann nicht anderst, als mit dem Hirschfänger, und zwar dergestalt, daß der Fang nicht nach dem Gescheide zu, sondern gegen die Herzkammer geschehe, genickfanget werden soll. 2) Ein vierjähriges Schwein, männlichen Geschlechts.

Jagdbauren, Jagdleute, nennet man die Mannschaft, welche, besonders bey einem Belustigungsjagen, zu den Tüchern, Netzen, und übrigem Jagdzeug gestellet werden, um das zu jagende Wild zu beobachten, daß es nicht ausfalle. s. a. **Treiber**.

Jagdbediente, sind verpflichtete Personen, welche nicht allein die Jagden anstellen, und dirigieren; sondern auch Acht haben müssen, daß niemand der Wildbahn einen Schaden zufüge, und die Förste und Wälder in gutem Stande gehalten werden. Diese sind, von den geringsten an, die Hundsjungen, Jagdpursche, Fußknechte, Förster, Hägereiter,

ter, **Oberförster**, **Wildmeister**, **Hofjäger**, **Pürschmeister**, zu welchem insgemein bürgerliche Personen gezogen werden. Auch haben große Herren noch besondere **Leibjäger** und **Büchsenspanner**, die nach Unterschied unter die Hofjäger rangiert werden. Die **adelichen Jagdbedienten** aber, oder die zur Jägerey gehörigen Personen adelichen Standes, sind: **Jagdpagen Gehörnpagen**, **Falkenierpagen**, **Jagdjunker**, **Forstmeister** und **Oberforstmeister**, die über einen gewiessen Bezirk gesetzt sind, und eine Anzahl **Subalternjagdbedienten** unter sich haben, und endlich der **Landjägermeister**, **Hofjägermeister** und an großen Höfen, auch wohl der **Oberlandjägermeister** und **Oberhofjägermeistee**. Die meisten von den jetzt erzählten niedern, bürgerl. und adelichen, hiernächst aber auch hohe Jagd- und Forstbediente müssen sich die Jagd- und Forstgränzen wohl bekannt machen und zu Anstellung der Jagden, und Anschaffung des Wildprets, nach der Wälder, Förste, Berge und Thäler Gelegenheit erkundigen, was darinnen für Jagdplätze und Stellwege seyen, und wo das Wild von allerley Gattung seine gewähnliche Stände habe; sie müssen die Abrisse von ihren Jagd- und Forstbezirken in Bereitschaft haben, die Verträge, Befehle, und andere zur Beschreibung ihres Jägeramts nöthige Dokumente, nebst ihren Instruktionen fleißig durchlesen, die Jagd- und Forstordnungen im Gedächtniß führen, und denselben genau nachgehen; ihre schriftliche Nachrichten, Inventarien, Abschiede, Recesse, ihre und ihrer untergebenen Forstbedienten, Bestallungen, Reverse, Cautionen u. d. g. in besonderer Verwahrung halten. Ferner müssen sie ihre Vorschläge dahin richten, daß pfleglich und ordentlich hausgehalten, auch an bequemen Orten das Wildpret mit Salzlecken, und zur rauhen Winterszeit, da es oft aus Mangel der Fütterung verdirbet, mit Heu versehen, und in der Wildfuhre zu bleiben angeleitet, oder auch etliche bequeme Oerter mit Hagen und Wildhecken verwahret werden. Sie müssen die Jagdfrohnbaren Unterthanen an gehörige Oerter bescheiden, und Sorge tragen, daß niemand ungehorsamlich aussen bleibe, auch niemand ums Geld loslassen, jedem seine Verrichtungen auflegen, auch was ihnen nach jedes Orts Gelegenheit und Herkommen an Speise oder Geld gereichet wird, geben: sie müssen Acht haben, daß die Grenzen der Gehölze nicht verrücket, noch die Malzeichen weggehauen, besonders, da dieselben veralteten, verwüchsen, oder sonst verfielen, in Zeiten wieder verneuert werden; auf die Holzverwüster gehörige Aufsicht tragen, ingleichem, daß die Wildbahnnen und Forellenbäche nicht verödet werden, da sich an einem oder dem andern Orte in ihrer anbefohlnen Inspektion, Holzverwüster, Wild- und Forellendiebe, und solche, die den Auerhüner- Haselhüner- und Schnepfenneſtern nachstellen, denselben die Eyer oder Jungen ausnehmen, und sie dadurch verstören, antreffen ließen, oder sonst auf andere Weise der Wildbahn und Landesfürstlichen Jagdgerechtigkeit

tigkeit Schaden zufügen, sich derselben bemächtigen, und sie zur gebührenden Strafe ziehen helffen, und was dergleichen Verrichtungen mehr sind, die man, weil sie nach dem Unterschiede der Oerter und Personen unterschieden sind, nicht alle so eigentlich bestimmen kann.

Jagdberechtigung, s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdcalender, ist bey dem Namen eines jeden Monats nachzusehen.

Jagddienste, s. Jagdfrohnen.

Jagdequipage, s. Jagdzeug, Parforcejagd.

Jagdfolge, s. Nachfolge.

Jagdfrohnen, Jagddienste, heissen diejenigen Frohndienste, welche bey der Jagd und dem Jagdwesen überhaupt müssen geleistet werden, worunter insonderheit auch die Wildfuhren gehören. Zwey Hauptfragen verdienen dabey eine genauere Erörterung: **Wer dazu verbunden seye?** Und: **worinnen sie bestehen, oder wie weit sie sich erstrecken?** Von den **Personen**, welche zu Jagddiensten verbunden sind, ist zu merken, daß die Unterthanen, so in dem Bezirk des Wildbanns angesessen sind, ordentlicher Weise solche Dienste leisten müssen, nicht aber fremde, als welche man zum Jagen nicht aufbieten darf: sintemalen dergleichen Dienste die Landesherrn von ihren Unterthanen nicht sowohl in Kraft des Wildbanns, als vielmehr Kraft hoher Landes-Obrigkeit fordern, und daher solchen Leuten, die nicht zugleich Unterthanen sind, nicht auferleget werden mögen; wo nicht durch die Gewohnheit und Observanz, oder durch aufgerichtete Recesse und Verträge, ein anders hergebracht ist.

Myler ab **Ehrenbach** de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 14. **Kluger Beamter.** Part. 1. tit. 34. §. 9. *Majer* de jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 309. *Harpprecht* ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 284. seqq. *Frommann.* dissert de operis subditor. thes. 12. *Fesch* de re venator. part. poster. thes. 2. lit. b.

Wenn folglich jemand von einem Fürsten oder Landesherrn mit dem Wildbann ist belehnet worden, oder solchen auf andere rechtmäßige Art in einem fremden Territorio überkommen, so kann er **des Landesherrn jagdfrohnbare Unterthanen zum Jagen nicht aufbieten**; es wäre denn, daß ihm der Landesherr solche zugleich ausdrücklich mit überwiesen, oder daß der Wildbannsherr dieses Recht durch eine Praescription gebührend hergebracht, oder daß durch die Gewohnheit des Orts ein anderes hierinnen eingeführt zu finden.

Harpprecht dissert. de venat. precar. thes. 39. *Kraiser* de venat. & aucup. 7. num. 3. *Knipschild* de nobil. lib. 3. cap. 5. num. 287. seq. *Balthasar* de Oper. subditor cap. 16.

So sind auch regulariter eines Edelmanns und Vasallen Unter-

Unterthanen nicht schuldig, dem Fürsten oder Landesherrn die Jagdfrohnen zu leisten; immassen des Vasallen Unterthanen eigentlich keine Unterthanen des Lehenherrn sind; folglich können sie auch von diesem mit keinem Onere subjectionis beleget werden.

Arg. L. 105. ff. de verb. significat. *Menoch.* remed. recuperand. possess. 10. num. 73. *Gail.* de tract. cap. 7. num. 22.

Wenn aber eine Wolfsjagd von dem Landesherren angestellet wird, so müssen sie derselben allerdings beywohnen; denn die Wolfsjagd wird zur Landesfolge gezogen.

Struv. S. J. feud. cap. 66. aphor. 28. num. 3. ibique *Lyncker* in analect.

Es bestehen aber die Jagdfrohnen unter andern darinnen, daß die Unterthanen bey denen Jagden ausgebotten werden, den Jagdzeug und die Tücher zu führen, die Umstellung der Hölzer zu verrichten, das Wild mit eintreiben, die Hunde zu ziehen und zu leiten, die Wildhäger und Wildzäune zu machen, und was dergleichen mehr seyn mag.

Seckendorf im Deutschen Fürstenstaat, part. 3. cap. 3. regal. 5. §. 8. pag. 451. *Knipschild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 71. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. *Ming.* de superiorit. territ. concl. 78. *Schweser* theatr. servit. tit. 20. §. 8.

Und diese Frohnen müssen die Unterthanen ordentlicher Weise auf ihre selbst eigene Unkosten verrichten.

arg. L. 18. ff. de Oper. libert. *Richter* part. 2. decis. 98. *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 310. *Westenholz* dissert. de jurisdict. forest. cap. 5. §. 68.

Es wäre denn, daß durch eine besondere Gewohnheit ein anders hergebracht, oder ausdrücklich bedungen worden, daß die Herrschaft denen Unterthnen bey dem Jagen die Kost reichen lassen sollte, oder aber, daß die Unterthanen so arm, daß sie die Zeit, da sie der Jagd beywohnen, und Dienste thun müssen, sich die Kost nicht anschaffen können; denn in diesem Fall ist die Herrschaft schuldig, dieselbe bey der Jagdfrohn zu unterhalten.

Dd. antea cit. *Harpprecht* dissert. de venat. precar. §. 27. *Myler* ab Ehrenbach de Princip. & Statib. Imper. cap. 72. §. 8. *Maier* d. cap. 13. thes. 19. pag. 310. seq.

Wie denn auch die Unterthanen mit ihrem eigenen Zeug bey der Jagd zu dienen, und wenn er verlohren oder zerbrochen, solchen auf ihre Kosten wieder zu machen, verbunden sind.

Berlich part. 2. concl. 65. num. 16. *Westenholz* dissert. cit.

Unter die Jagddienste gehöret auch die Haltung und Fütterung der Jagdhunde, welches, ob es zwar etwas hartes, und arme Unterthanen, die öfters nicht

nicht Brod genug für sich und ihre Kinder haben, vielmehr damit zu verschonen; so ist doch nicht zu läugnen, daß dergleichen Hundehalten und Füttern, welches jedoch keinen, als solchen, welche Güter haben, auferleget wird, hin und wieder gebräuchlich seye; mithin ist in solchem Fall darauf zu sehen, ob auf einem Gut das Hundehalten durch besondere Gedinge eingeführet, oder durch die Gewohnheit und Herkommen stabiliret seye; in welchen beyden Fällen es sodann unter die Jagdfrohnen allerdings zu rechnen ist.

Schweder theatr. servitut. tit. 20. §. 8. *Schmid* ad jus Bavaric. tit. 22. art. 6. *Hildebrand* dissert. de jurisdict. univers. cap. 13. posit. 10.

Wie denn auch dieser Dienst des Hundehaltens und Fütterns durch Præscription gar wohl acquirirt werden kann. Denn ob zwar einige Rechtslehrer dafür halten, es lasse sich dieser Dienst deswegen nicht præscribiren, weilen es eine res meræ facultatis;

L. 2. ff. de via publ. *Gail.* 2. Observat. 18. num. 5. *Knipschild* tract. de nobilit. cap. 5. n. 289. *Webner* Observat. pract. voc. **Forstrecht.**

Weil sich aber doch ein Unterthan durch ein Pactum zum Hundehalten und Füttern verbindlich machen kann, und dieß Pactum weder eine moralem noch civilem turpitudinem in sich hält; so ist nicht abzusehen, warum dergleichen Frohndienst nicht sollte durch die Præscription erlanger werden können, indem nach der gemeinen Rechtsregel: alles das, was in pactum deducirt, oder durch ein Privilegium verstattet werden kann, auch præscibiret werden mag.

Goeden consil. 39. num. 54. *Schweser* theatr. servitut. tit. 20. §. 8.

Wie viel Zeit aber zu dieser Præscription nöthig seye; darinn sind die Rechtslehrer nicht einig. *Balthasar*, de Oper. rusticor. cap. 11. pag. 280. seqq. erfordert hiezu ein tempus immemoriale, weil es eine discontinua und dabey ungewöhnliche servitus seye, mithin der titulus ermangle, welchen bloß die immemorialis possessio suppliren könne. Allein weil die Distinctio inter servitutes continuas & discontinuas nur auf die servitutes mere reales, deren Natur mit sich bringet, etwas in dem Seinigen zu leiden und zu dulten, keineswegs aber auf die Servitutes personales quadrirt, wie die Operæ rusticorum; so hält man mit Grunde dafür, daß zu dieser Præscription 30 Jahre hinlänglich, und zwar nach dem Exempel der römischen Knechtdienste, welche gleich andern Personaldienstbarkeiten binnen 30 Jahren præscribiret werden können.

L. 3. §. 1. Cod. de Agricol. & Censit. L. 6. Cod. de fund. rei privat. *Berlich.* part. 2. concl. 64. *Modestin. Pistor.* part. 1. quæst. 35. *Schweser* d. tit. 20. §. 8.

Diese Jagdhunde nun müssen an theils Orten die Müller zu unterhalten übernehmen;

men; an andern Orten aber die Fall- und Abdecker, zu einer Compensation, daß sie das gefallene Vieh abdecken dürfen; an andern Orten müssen zwar die Unterthanen ihrer Herrschaft gewiesse Hunde zum Jagen halten und ernähren; es wird ihnen aber dafür ein sogenannter **Hundshaber** gegeben, oder an ihren Præstationen etwas erlassen.

Balthasar d. cap. 11. pag. 285. *Schweser* theatr. servitut. tit. 12. §. 9. & tit. 20. §. 8.

An einigen Orten ist auch die Gewohnheit eingeführt, daß die Unterthanen die Jäger, wenn sie auf der Jagd sind, verpflegen und unterhalten müssen, welches man die **Jägeratzt**, **Jägeratzung**, **Jägerzehrung** zu nennen pfleget; an etlichen Orten aber wird von denen Unterthanen ein gewiesses Geld dafür gefordert, so das **Jägergeld** oder **Lagergeld** genennet wird.

Knichen de jur. territor. cap. 4. num. 47. *Spitz.* dissert. de procurat. canon. cap. 1. §. 5. num. 2. *Webner* Observat. pract. voc. **Atzung.** *Naurath.* de rationar. pag. 269. seqq.

So ist es auch nichts neues, daß einiger Orten gewiesse Klöster, die in eines andern Herrn Land liegen, sowohl die Jäger, als die Jagdhunde, Pferd und Follen unterhalten müssen. In Bayern und in der Pfalz dürfen die Jäger und Falconier einmal des Jahrs im Kloster einkehren, doch also, daß sie nicht allzuviel Personen, Pferd und Hunde mit sich bringen, und über drey bis vier Tage sich im Kloster nicht aufhalten; denen Forstern und Ueberreutern aber ist die Einkehr gänzlich verbotten.

Fritsch de jur. Albergar. *Mulz.* de repræsentat. Majest. part. 2. cap. 17. num. 128. seqq. *Manz.* decis. Palatin. quæst. 28. num. 28. Addit. Nostr. ad *Boecler.* tr. de jur. hospit. cap. 3. §. 37. pag. 105.

Etwas unbilliges aber ist es, wenn ein Bauer über das Hundehalten, den Hund, wenn er etwa von einem Schweine gehauen, oder sonsten verletzet wird, auf seine Kosten heilen lassen, oder wo er auf dem Platz bleibt, oder verlohren wird, einen andern dafür anschaffen muß.

Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 9. p. 566. *Schweser* theatr. servitut. tit. 20. §. 8.

Ausser dem aber ist niemand erlaubt, Jagdhunde zu halten, und aufzuziehen, und wenn darwider geschiehet, so werden die Unterthanen gestraft, und ihnen die Hunde von denen Jagdbedienten erschossen. Daher denn die Schäfer und Bauren, wenn zu ihrer oder ihres Viehes und der Früchte Sicherheit Hunde halten wollen, denenselben Prügel anhängen müssen, damit sie dem Wild keinen Schaden thun.

Kluver dissert. de jur. Canum. cap. 3. §. 1. seq.

Zu denen Jagdfrohnen gehören ferner die **Wolfsjagden**, wozu

wozu die Bauren, und an einigen Orten auch die Bürger, mit aufgeboten werden, und dazu mehr, als zu andern Jagddiensten verbunden sind, so daß, wenn etwa die Unterthanen seines Edelmanns, oder eines andern, zu denen Jagdfrohnen sonst nicht verbunden wären, sie dennoch der Wolfsjagd, welche der Landesherr, oder dessen Bediente anstellen, unumgänglich beywohnen müssen. Selbst die Bergleute sind hierzu, wie auch zum Zutreiben bey den Hirschfeißten, gehalten, wenn sie nicht in der Gruben sind, noch in der Arbeit stehen.

Fritsch tr. de Sequel. cap. 11. num. 14. *Struv.* S. J. Feud. cap. 6. aphor. 28. num. 3. *Muller* dissert. de persecut. lupor. thes. 16. seq.

Bey diesem Wolfsfangen aber ist der Billigkeit gemäß, daß solches nicht auf der Unterthanen, sondern des Herrn Kosten vorgenommen werde, wo nicht dieserhalben ein anderes hergebracht ist.

Finckelthaus. Observat. pract. 87. *Carpzov.* Lib. 1. resp. 57. *Schweser* theatr. servitut. tit. 12. §. 9.

Wie wenn aber ein Unterthan auf der Wolfsjagd von einem solchen grimmigen Thier verwundet, oder gar ums Leben gebracht wird, wer hat sodenn die Heilungs- oder Begräbnißunkosten zu tragen? Antwort: Ob zwar stricto jure bey einem solchen ungefähren Zufall weder von dem Landesherrn noch der Landschaft etwas kann prätendiret werden; so wenig, als man einem Soldaten, der im Feld blessirt, oder gar erschossen wird, oder dessen Erben etwas schuldig ist; so erfordert doch die Billigkeit und christliche Liebe, daß solche auf die Cur gegangene Unkosten dem Unterthanen, wenn er besonders arm, und so zugerichtet worden, daß er sich selbst nichts mehr erwerben kann, wieder gut gethan werden, welche sodann entweder der Landesherr, wenn es nur eine Jagdlust gewesen, oder die Landschaft, wenn zu Ausrottung dergleichen schädlichen Thiere die ganze Landschaft die Veranstaltung gethan, über sich zu nehmen hat; welches auch von denen Leich- und Begräbnißunkosten zu sagen.

Schweser theatr. servitut. tit. 12. §. 9. *Muller* dissert. de persecut. lupor. thes. 18.

Bey diesen Jagdfrohnen ist auch dieß wohl zu bemerken, daß man sie mit geziemender Mässigung begehren, und nicht zur Erndt- Herbst- und Saatzeiten, oder da sonsten nöthige und hochobliegende Geschäfte einfielen, fordern, eben so wenig aber die Unterthanen an Sonn- und Festtagen dazu anstrengen, und dadurch von dem Gottesdienste abhalten, oder aber mit doppelten Diensten dieselbe belegen, und beschweren, wie ingleichem von Herrschafts wegen nicht zugeben solle, daß ihre Jäger mit den armen Unterthanen auf der Jagd, als Tyrannen, umgehen, dieselbe den Hunden gleich achten, und wenn sie nur das allergeringste versehen, unbarmherzig prügeln,

geln, oder sonsten ausschweiffen. Die gar alten Leute aber, die ohne das nicht mehr fortkommen, sehen, oder die Kälte vertragen können, sind billich als Emeriti von der Herrschaft der Frohndienste bey der Jagd zu entlassen.

Myler ab **Ehrenbach**, de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 15. *Webner* Observat. pract. voc. **Forst**. **Seckendorf im Deutschen Fürstenstaat**, part. 3. cap. 3. sect. 5. §. 8. pag. 451. *Maier* de jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 311. seqq. *Besold.* consil. 15. num. 6. in append. *Westenbolz* dissert. de jurisdict. forest. cap. 5. §. 68.

Daferne aber die Herrschaft ihre Unterthanen wider die Billichkeit und das alte Herkommen hierinnen beschweret, so werden alsdann auf derselben Anruffen zuweilen Mandata sine clausula wider ihre Herrschaft erkannt, und darinnen anbefohlen, daß sie von unbilligen, unmässigen, und ungewöhnlichen Forderungen der Jagdfrohnen sich künftig enthalten, und ihre Unterthanen über Gebühr nicht damit beschweren sollen.

Gail. 1. Observat. 17. num. 1. seqq. *Westenbolz* d. dissert. & cap. thes. 68. in fin.

Hingegen sollen auch die Unterthanen, wenn sie zum Jagen aufgeboten werden, nicht trotzig und halsstarrig seyn; sondern der Herrschaft und denen Jägern gehorchen, und nicht selbst zur Ungelegenheit Ursache und Anleitung geben; ingleichem bey dem Abzehlen alle persönlich sich einfinden, oder, als wenn sie gar nicht erschienen wären, geachtet und bestrafet werden, es wäre denn, daß einer krank würde, oder um Urlaub gebetten hätte. Und weil man oft erfahren, daß einige Bauren so betrüglich handeln, daß sie auf einmal, sowohl vor sich auf die Jagd gehen, als auch von ihren Nachbarn Lohn dazu nehmen, und also 2 Dienste zugleich versehen wollen; so ist bey dem Abzehlen fleißig darauf Acht zu geben, und solche Betrügereyen ernstlich abzustrafen. Etliche schicken auch wohl nur kleine Jungen auf die Jagd, und bleiben zu Hause, mit welchen hernach nichts rechtes auszurichten. Dahero dieß ebenmäßig nicht zu gestatten; sondern ein jeder Unterthan, der schuldig ist, an die Jagd zu gehen oder zu fahren, soll, wenn ihm geboten wird, entweder selbst erscheinen, oder eine andere tüchtige und annehmliche Person, an seine Statt, schicken und stellen. Im Fall aber die Unterthanen ihre Gebühr nicht beobachten, und die Jagdfrohnen ohne erhebliche Ursache verweigern, mögen selbige mit allem Recht durch Pfandungen hierzu angestrenget, und sonsten nach Befinden zur Strafe gezogen werden, daferne sie nur sonst vorhero solche Dienste, so man von ihnen fordert, verrichtet, oder die Herrschaft nur einen einigen Actum possessorium darzuthun vermag.

Gail. 1. Observ. 17. num. 8. & 39. **Otto in ho-** bey

her Herren und Potentaten Brevier. sect. 2. pag. 256.

Ferner ist von denen Jagdfrohnen zu bemerken, daß der Wildbannsherr nicht befugt seye, dieselbe wider Willen der Unterthanen zu verändern, und an statt derselben das Geld, so man das Jagdgeld nennet, zu fordern; weil die Unterthanen allein zu den Frohnen, nicht aber zur Geldreichung verbunden sind; auch sonsten dem Debitori etwas anders, als er schuldig ist, wider seinen Willen nicht abgefordert werden mag.

L. 2. ff. si cert. petat.

Gleichwie hingegen auch die Unterthauen, wider der Herrschaft willen, sich zum Gelde nicht offeriren können.

Fritsch. tract. de jur. sequel. cap. 11. §. 3. num. 9. *Maier* tr. de. jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 309. add. *Schweser* theatr. servitut. tit. 20. §. 35.

Eine andere Beschaffenheit aber hac es mit den unterlassenen Frohnen: denn diese kann der Herr sich gar wohl mit Geld ersetzen lassen, wenn nur die Frohnen vorher gehörig sind angesagt worden; massen ein saumseliger Schuldner allezeit ad Interesse gehalten, und wer zu einem Facto verbunden ist, der muß, wenn er solches nicht præstirt, das Interesse dafür bezahlen, oder wenn die Frohn nöthig, und der Bauer nicht kommt, kann die Herrschaft sodann einen Fremden substituiren, dem der Bauer hernach die Frohn bezahlen muß.

Brunnemann, ad L. 6. Cod. de Oper. libert. num. 2. *Schweser* theatr. servitut. tit. 20. §. 35.

Jedoch ist, wenn für die Jagdfrohnen Geld gegeben werden muß, die Geldlieferung dergestalt zu mässigen, daß sie eine Proportion mit denen Jagdfrohnen habe, und wenn dieserhalben zwischen dem Herrn und denen Unterthanen ein Streit vorfällt; so muß der Oberherr auf vorhergehende Untersuchung der Sache, nach Billichkeit die Jagdfrohnen ästimiren und anschlagen.

Maier tract. de jur. venand. cap. 13. thes. 19. pag. 310.

Von diesen Jagdfrohnen können sich die Unterthanen entweder durch Geding und Verträge, oder auch durch die Præscription loßmachen; bey welchem letztern aber folgendes zu beobachten: 1) daß die Unterthanen, so die Befreyung von denen Jagdfrohnen durch die Præscription erlanget, darthun und erweisen, daß man solche Frohnen ihnen einsmahlen angefordert habe. 2) Daß sie sich darwider gesetzet, und die Frohnen zu leisten, verweigert; denn wenn die Herrschaft eine Zeitlang die Jagdfrohnen gar nicht gefordert; so sind die Unterthanen deswegen von denselben noch nicht befreyet. 3) Daß sie dabey in bona fide seyen; denn ein malæ fidei possessor kann nichts præscribiren. 4) Daß die Herrschaft dabey acquiescirt, und eine Rechtsverjährte Zeit verflossen,

Maier loc. cit. thes. 21. pag.

pag. 315. seqq. *Brunnemann.* ad L. cum scimus. Cod. de agricol.

und zwar nach einiger Meynung eine undenkliche Zeit;

Recess. Imper. de Anno 1548. §. Wann auch. *Balthasar* de Oper. subditor. cap. 9. pag. 28. *Hert.* de superiorit. territorial. pag. 331.

oder, wie andere wollen, eine Zeit von 40 Jahren, deren Meynung auch denen Rechten gemässer.

Per L. 4. Cod. de Præscript. 30. vel 40. annor. *Husan.* de hominib. propr. cap 5.

Jagdfuhren, s. Jagdfrohnen.

Jagdgarne, s. Jagdnetze.

Jagdgeld, heisset an theils Orten ein gewiesses Geld, welches denen Unterthanen jährlich, nebst einem gewiessen Wildpretsdeputat gereichet wird, ihre Gehölze zu schonen, welchem Versprechen sie denn auch gebührend nachkommen müssen. Eine andere Bedeutung dieses Worts s. Jagdfrohnen.

Jagdgerecht, heißt ein Jäger, welcher ein Jagen recht vernünftig und mit Schonung der Jagdleute, Ersparung unnöthiger Jagdunkosten, und zu Verkürzung der Zeit anzugeben, und das, was als bestätiget angegeben und berichtet worden, enge, doch so, daß er selbigen mit dem Zeug im Stellen nicht zu nahe komme, zu fassen weiß, welcher das Zeug recht zu stellen und seinen Flügel ohne Tadel zu richten, den Lauf geschickt zu formiren, auch das Jagen sofort zu commandiren inne hat, damit nicht etwan die Treiber contrair gehen mögen, zu welchem Ende er solche nach ihrer quadratgehenden und runden Lage recht abzustossen hat, das ist, ob er die Jagdleute in der Mitten, oben oder unten zuerst gehen lasse, vernünftig beurtheilen, und überhaupt alles dasjenige wissen und in Acht nehmen muß, was oben bey Beschreibung eines Bestätigungs- oder Hauptjagens ist angemerkt worden.

Jagdgerechtigkeit, Jagdberechtigung, Jagdrecht, lat. Jus venandi, ist die Befugniß und das Recht, mit Ausschliessung anderer zu jagen, oder wilde Thiere zu fangen. Wenn hiermit zugleich die Macht und Befugniß verbunden ist, allerhand des Wildes und der Jagd halber zu beschliessen und vorzunehmen, als das Hagen, die Jagdfrohnen, Verbot, das Vieh nicht in den Wald zu treiben, wenn das Wild heget, Gebot und Verbot wegen der Jagden, und dergleichen mehr; so heisset es der Wildbann, welcher in sofern von der Jagdgerechtigkeit, wie das Grössere von dem Kleinern unterschieden ist. s. a. Forstgerechtigkeit, Wildbann.

Bejer in delineat. Jur. Germ. lib 2. cap. 3 §. 1. *Cregel.* dissert. de Jurisd. forest. §. 11 12. Seckendorf im Deutschen Fürstenstaat, Part. 3. Regal. 5. num. 5.

Jagdgeschrey, ist insonderheit bey dem Abjagen gewöhnlich, s. Abjagen.

Jagdhandwerker, Jagdhandwerksleute, sind der Jagdschneider, Jagdseiller, Jagdriemer,

riemer, Jagdsattler, Jagdsporer, Jagdwagner und Jagdschmidt, welche nicht nur das zum Jagen gehörige Zeug von neuem zu machen, sondern auch bey dem Jagen selbst ihre Verrichtungen haben, und bey demselbigen nothwendig zugegen seyn müssen. Der Jagdschneider muß nebst seinem in vestem, gedoppelten, gewichsten Zwirn, Nadeln und Scheere bestehenden Handwerkszeuge, auch etwas altes und neues Tuch, kleine Einfaßleinchen, Knebel, Bindfaden und Ringe bey sich im Vorrath haben, damit, so was im Stellen zerreisset, oder sonsten in währendem Jagen Löcher in die Tücher gebrochen werden, derselbe das Schadhafte, sowohl in den alten als neuen Tüchern unvermerkt und geschwinde wieder ausbessern könne. Der Jagdseiler ist nicht nur wegen der grossen und kleinen Leinen, sondern wegen Ausbüssung der Netze sehr nöthig, massen öfters die Sauen zu etlichen Stücken in alet oder schwache Netze fallen, durchbrechen und grosse Löcher reissen; weshalben sie die benöthigten Leinen im Vorrathe bey sich haben müssen, um das Zerrissene wieder gut zu machen. Der Jagdsattler und Jagdriemer finden bey dem Pferdezeug immer etwas, das eilig zu bessern und zu machen, nöthig ist. Der Jagdsporer muß die Kandahren, Bügel u. d. g. in Stand setzen und erhalten. Der Jagdwagner gehöret zu den Furkeln, Hesteln, Schlegeln, Deichseln, Wagen und anderm Holzwerke, damit er das daran zerbrochene gleich wieder ersetze und auf Vorrath halte. Und endlich muß auch der Jagdschmidt nicht nur die zerbrochenen Hacken und Ringe entweder alsbald ausbessern, oder andere im Vorrath bey sich haben; sondern auch genugsame Arzney bey der Hand und in Vorrath haben, damit er einem Pferde, welchem gar bald etwas zustossen kann; zumal da man es, wenn es tüchtig ist, nicht sogleich gerne misset, oder einbüsset, zu Hülfe zu kommen, im Stande seyn möge.

Jagdhaus, ist ein entweder an oder in die Jagdreviere, theils vor die Wohnung der darüber bestellten Jadgbedienten zugleich, theils aber zum Abtritt der Herrschaft alleine, wenn sie sich in demselben Reviere mit der Jagd belustiget, angelegtes Gebäude. Man kann damit nicht nur, wenn sie zugleich an die durch Wälder gehende Strassen gebauet sind, Gastwirthschaftsgerechtigkeit, Zoll- und Geleitseinnahmen, sondern auch allerhand Ländereyen, Viehzucht u. d. g. gar nutzbar, wenigstens aber zur Zubuse und Ersparung bey der Besoldung der Jagd- und andern Bedienten, die sie bewohnen, theils aber auch bey der Erhaltung in baulichem Wesen solcher Häuser, verbinden. Man hat hiernächst auch eine besondere Art von Jagdhäusern, welche man **Brunfthäuser** nennt, und die nahe an die Brunftplätze gebauet werden. s. **Brunftplatz**.

Jagdhunde, lat. Canes venatorii, franz. *Chiens de chasse*, heißt man insgemein alle diejenigen Hunde, so man zum Spüren, Aufsuchen, Jagen und Hetzen

ßen des Wildes gebraucht, als da sind: die Leit- und Spürhunde, Schweißhunde, Saufinder, Stöberhunde, Hünerhunde, Lauf- oder *Parforce*-Hunde, (welche vorzüglich Jagdhunde, und von den Franzosen *Chiens courans* genennet werden) Englische Docken, Bären- und Bullenbeisser, Pürsch- oder Courshunde, Saurüden, Windspiele, dänische Blendlinge, Wasserhunde, Dachshunde, sowohl große, den Dachs damit zu hetzen, als auch kleine, den Dachs in seinem Bau aufzusuchen, welche letztere Art auch Dachskriecher genennet werden, Otterhunde und Biberhunde; von welchen unter eines jeden Benennung ein mehrers zu sehen. Insbesondere aber wird, wie schon gedacht, eine Gattung starker Mittelhunde also genennet, welche auch Lauf- und Parforcehunde, bey den Franzosen *Chiens courans* heissen, bey uns Deutschen aber den Namen Jagdhunde deswegen führen, weil sie dem Wilde auf der Fährte nachspüren, solchem nachlauffen, es verfolgen und treiben, auch wegen ihres Zurückbleibens, weil sie nemlich dem Wilde im Lauf nicht folgen können, vor Gram und aus Verdruß laut anschlagen, hierdurch aber das Wild noch mehr erschrecken, furchtsam und flüchtig machen, daß solches sodenn von den Menschen auf verschiedene Art gefangen und erleget wird. Es sind dieselben von verschiedenen Sorten und mancherley Farben. Unter allen aber haben die Französischen und Englischen darinn den Vorzug, weil sie einen ungemein starken und hellen Laut haben; sie sind insgemein von weisser Farbe, fleckicht, und von langen Ohren wohl behangen. Unter den deutschen Jagdhunden werden die Pommerischen und Cassubischen, hiernächst aber auch die Polnischen Hunde vor die besten gehalten, weil sie auf der Spur oder Fährte lange Zeit dauerhaftig verharren, und richtig auf derselben verbleiben. Sie sind meistens starke Hunde, mittelmäßiger Grösse und von Farbe braunröthlicht, roth und Wolfsgrau, selten aber schwarz mit gelben Köpfen und Beinen, oder roth gebrannt. Es soll aber ein wohlgebildeter Jagdhund einen mittelmäßigen, doch dicken Kopf, große offene Nasenlöcher, feine Lappen um den Mund, breite, Spannen lang hängende, dicke Ohren, einen starken eingebogenen Rücken, dicke Lenden, breite und vest fleischichte Hüften, und gerade Knie und Füsse haben; der Schwanz soll abhängig, oben stark und dicke, unterwärts aber leicht und geringe, hingegen der Bauch haaricht und eingezogen, die Füsse dürre, mit harten Ballen, dazwischen mit Haaren bewachsen, mit starken schwarzen Klauen, sonderlich aber mit einem tüchtigen, scharfen, weissen Gebiß bewafnet, und mit braunen frischglänzenden Augen versehen seyn. Sie werden zur Kuppel gewöhnet, und so lange an einem Seil oder Schleppriemen geführet, bis sie lernen ohne das Seil hinter dem Jäger ziehen und zurücke bleiben, auch sich zusammen halten. Erstlich kuppelt man einen Hund und eine Hündin zusammen, daß sie einander nicht

nicht beissen; hernachmals wenn sie meistens ein Jahr alt sind, werden ein paar junge Hunde mit einem alten gekuppelt, und hinter einem Hasen zu jagen, angeführet, damit sie, weil der Hase mit seiner süssen Witterung und seinem niedrigen Leibe das Laub und Gras berühret, folglich solche Witterung lange dauret, der Spur zeitlich gewohnen, so werden sich nachmals von sich selbsten das Reh, und nach diesem den Hirsch, als welcher ohne dieß eine weit stärkere Witterung hat, weit emsiger suchen, und von den Hasen gutwillig ablassen. Doch muß solches Jagen mit jungen Hunden, ungezwungen im freyen Holze, keineswegs aber in Tüchern oder einem andern eingesperrten Orte geschehen, weil sie sonst, wenn sie das Wildpret stets vor Augen haben, den Kopf in die Höhe tragen, sich umsehen, allem lebendigen nachlauffen, die Vögel verfolgen, aber keine Nase zur Erden brauchen, endlich gar die Spur, welcher wegen sie doch gehalten werden, lassen und übergehen, auch durch vieles umwenden und abspringen in der Spur irre werden, daß sie weder suchen noch jagen lernen. So soll auch mit jungen Hunden kein Fuchs, vielweniger im Schnee, Regen und starkem Winde, auch nicht im Frost und Thau gejaget werden. Zum Fraß soll man ihnen Brodt von Korn- Gersten- und Habermehl backen, solches fein klein schneiden, mit einer Metze oder mehr Haberschrote untermischen, mit siedend Wasser einbrühen, und jedesmal zugedecket, etliche Stunden erweichen lassen. Wie übrigens ihr Stall und Zwinger beschaffen seyn soll, siehe bey dem Worte: Hundestall, und von der Dressirung oder Abrichtung eines guten Leit- und Hüner- oder vorstehenden Hundes, nebst der Art und Weise, ihnen auf gut weydmännisch zuzusprechen, in den Artickeln: Leithund, Arbeiten des Leithundes, vorstehender Hund, überhaupt aber auch die Art. Hund, Jagd, Hundsjunge. Wie sie alle Jahr, ehe die Jagden im Sommer angehen, zu purgiren, davon siehe: Hund. Wer Jagdhunde zu halten und zu füttern verbunden seye, s. Jagdfrohnen.

Jagdhunde lösen, heißt die Jagdhunde von der Kuppel losmachen, und lauffen lassen.

Jagdjunker, hat an sich keine Aufsicht auf andere, sondern begleitet nur die Herrschaft auf der Jagd, überbringet den gehörigen Rapport, ob das Jagen fertig oder nicht, und was darinnen zu vermuthen, ingleichem auch an den Oberjägermeister, und an den Forstmeister, was die Herrschaft befohlen hat. Ein solcher Jagdcavalier bedienet also eine Hofcharge.

Jagdleute, s. Jagdbauern.

Jagdnetze, Jägernetze, Jagdgarne, heissen überhaupt alle Netze und Garne, welche bey der Jagd und zur Fahung des Wildes gebraucht werden. Es sind aber dieselben sowohl in Ansehung der mancherley Thiere selbst, die damit gefangen, als auch in Ansehung der unterschiedlichen Arten der Jagd, wozu sie gebraucht werden sollen, ebenfalls von mancherley und verschiedenen

denen Arten, wie bereits bey dem Worte: Garn, angezeigt worden. Es müssen aber alle Netze durchgehends viele Busen haben, darinnen das Wild sich verwickeln und fangen könne, an welchen denn insgemein von unten her gute Windleinen und Stricke zum Ausstellen befindlich sind, welche mit Pflöcken in der Erde wohl bevestiget. Die Oberleine des Netzes aber mit Forkeln gestemmet, und also damit eine oder die andere Holzung, darinnen sich das in die Enge getriebene Wild aufhält, umgeben werden, bey welchen Umständen man sich hernachmals einen guten Fang versprechen kann. s. a. Jagdzeug.

Jagdordnung, s. Jägerordnung.

Jagdpagen, oder Edelknaben der Jagd eines grossen Herrn, sind eigentlich diejenigen, so anfänglich, um die Grundsätze der Jägerey zu erlernen, verordnet sind, damit sie mit der Zeit in herrschaftlichen Diensten zu höhern Chargen und Dignitäten avanciren können. Sie begleiten die Herrschaft auf der Jagd, und warten derselben auf.

Jagdposten, nennet man gewiesse musicalische Stücke, welche, und wie sie insonderheit bey der Parforcejagd geblasen werden. s. Parforcejagd.

Jagdrecht, s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdregale, s. Jagdgerechtigkeit.

Jagdrevier, heissen solche Gegenden in Forsten und Wäldern, wo es gute Gelegenheit, zu jagen, giebt, s. a. Jagd.

Jagdriemer, s. Jagdhandwerker.

Jagdrundung, Jagensrundung, nennen die Jäger denjenigen Bogen, der hinten in einem Jagen mit Tüchern umstellet ist. Wenn diese Rundung in 4 Tüchern bestehet; so wird sie 650 Schritte groß. Und man pflegt, wenn das Dickicht halbweg ist, nicht leicht mehr, als diese Grösse zu nehmen, weil sonst kein Wild wohl heraus aus dem Jagen, und auf den Lauft zu bringen ist.

Jagdsachen, lat. Res, causæ venatoriæ, heissen alle bey Gelegenheit des Jagdwesens entstehende Streitigkeiten. Diese sind gemeiniglich ein Reservat des Landesherrn, dessen sich die Regierung, Ober- Hof- und Appellationsgerichte nicht anzumassen haben. Es wird auch in Jagdsachen auf keine Posseß erkannt; sondern es werden alle Handlungen, so dagegen angezogen werden möchten, vor heimliche und stöhrende geachtet.

Jagdsäule, s. Hägesäule.

Jagdsattler, s. Jagdhandwerker.

Jagdschied, heißt sowohl ein in streitigen Jagdsachen geschehener Ausspruch, als auch ein sonst darüber aufgerichteter Vergleich.

Jagdschirm, Schirm, heißt bey der Jägerey ein Gebäude, in Gestalt eines Zeltes, worinnen eine hohe Herrschaft mit ihrem Gefolge, nicht nur bey dem Abjagen, auf dem Laufplatz das getriebene und vorgejagte Wild erwartet, und solches erleget; sondern

dern auch nach geendigten Jagd, zumalen bey Anwesenheit fremder Herrschaften, öfters ein herrliches Jagdpanquet ausrichten läßet. Ein solcher Schirm, so eine der nöthigsten und vornehmsten Jagdgeräthschaft ist, wird von geschnittenem leichten Zimmerholz, welches nämlich behobelt, auch accurat und scharf verbunden seyn muß, verfertiget. Zum Grunde werden kleine Schwellen gestrecket, worauf ungefehr 3 Ellen hoch ein Unterstockwerk auf Säulen gesetzet, und mit Balken und Riegeln verwahret wird. Alsdenn folgt der Fußboden mit leichten Brettern gespündet, auf welchen der Saal 4 Ellen hoch zu stehen kommt. Vornen und hinten wird unter beyden Giebelenden eine Thür und eine doppelte Treppe gemacht, und endlich das Dach von geschnittenen leichten Latten aufgesetzt. Dieß alles wird mit grünem Barchet, Trillich, oder einem andern grünen, wollen- oder leinenen gefärbtem Zeuge fein glatt bezogen. Das Holzwerk soll absonderlich, wie es sich schickt, numeriret, und mit eisernen Schrauben, wie ein Zeltbette oder Feldtisch, veste zusammen geschraubet werden. Das Dach aber wird, wie ein ordentlich Zelt, mit Leinen angezogen, und unterwärts bevestiget, daß es nicht zu merken. Auf die beyden Giebel werden verguldete Zierrathen oder Knöpfe gestecket. Die Grösse, Länge und Breite richtet sich nach der Herrschaft hohen Gefallen, und nach Proportion des Abjagens, sonderlich des Laufplatzes, und muß ein solcher Schirm manierlich angeordnet werden, damit er nicht zu groß, auch nicht zu schwach und klein seye. Der Schirm wird gemeiniglich auf dem Lauft solchergestalt gestellet, daß die Weite zwischen dem Schirm und dem Jagen ein Drittel des ganzen Laufs beträgt. Jedoch wenn der Lauf gar zu lang ist; so wird der Schirm höchstens über 120 Schritte vom Jagen nicht gesetzet. Noch geendigtem Jagen muß alles, was zu solchem Schirm gehört, auf Wagen geladen, und im Zeughaus bey dem andern Jagdgezeuge zu fernerm Gebrauch wohlverwahrlich aufbehalten werden.

Jagdschmidt, s. Jagdhandwerker.

Jagdschneider, s. Jagdhandwerker.

Jagdschreiber, s. Jagdsecretarius.

Jagdsecretarius, Jagdschreiber, heißt derjenige, dessen Amt darinn bestehet, die Rechnungen der Jäger und Forstbedienten in Wald- und Forstsachen zu untersuchen, deren Besoldung auszuzahlen, aus denen eingelauffenen Rechnungen an manchen Orten Extracte zu machen, und dem Oberjäger- oder Oberforstmeister, auch zum öftern der Herrschaft selbst einzuliefern; nicht weniger bey Haltung des Forstamts das Protocoll zu führen; deswegen geschickte Leute dazu genommen, und mit nöthiger Besoldung versehen werden.

Jagdseil, s. Jachseil.

Jagdseiler, s. Jagdhandwerker.

Jagdsporer, s. Jagdhandwerker.

Jagd-

Jagdstecken, nennet man gewiesse lange Stäbe oder Stecken, welche die Jäger, wenn sie bey einem Hirschfeistjagen zu Holze ziehen, in der Hand zu führen pflegen; jedoch mit diesem Unterschied, daß, wenn die besten Hirsche schon, oder neulichst geschlagen oder gefeget haben, die Jagdstecken geschälet werden. Hätten aber die Hirsche noch nicht geschlagen; so muß die Schale von dem Stecken nicht abgeschälet seyn.

Jagdsteine, s. **Forststeine**.

Jagdtuch, **Tuch**, lat. Cassis, franz. *Toile*, ist eigentlich nichts anders, als eine Wand von starker Leinwand, womit bey dem Bestätigungsjagen ein Revier im Walde umstellet wird. Die Breite oder Höhe ist gemeiniglich fünf Ellen, damit, wenn es in die Höhe gerichtet, kein Wild darüber fallen kann; die Länge aber richtet sich nach dem besondern Gebrauch derselben; denn es giebt der Tücher ausser den Tuchlappen, dreyerley Sorten, nämlich **hohe Tücher**, **Dänische oder Mitteltücher**, und **Lauftücher**.

Die **hohen Tücher** sind gemeiniglich hundert und dreyßig, an einigen Orten auch hundert und sechzig einfache, oder achzig gedoppelte Waldschritte, d. i. zweyhundert Ellen lang, welche Länge durch die Leinen wohl zu halten, und zu zwingen ist. Die Haupt- oder Oberleine daran soll fünf Zoll dick und an jedwedem Ende des Tuchs gute 4 Klaftern länger seyn, auch ungefähr drey Stein schwer wiegen. Die Unterleine ist um ein ziemliches schwächer und etwan zwey Zoll dick, gehet an jedem Ende des Tuchs zwey Klaftern vor, und wieget etwa zwey und einen halben Stein. Am Ende des Tuchs kommen kleine hölzerne Knebel, von Drechslerarbeit, einer Hand oder acht Zoll lang, und und eines Daumes dicke, und werden derselben sechse an kleinen Leinchen angeschlungen, und vest am Ende des Tuchs angenehet, desgleichen können auch an jedem Ende sechs Knebellöcher, zu welchen länglich eiserne Ringe mit Bindfaden eingefaßt werden. Wenn nun ein Tuch aus ist, und das andere angestellet werden soll; so knebelt man solches an den Wechseln zusammen, da es denn daselbst wohl eine gute halbe Elle übereinander gehet. An der Oberleine sowohl als auch an der Unterleine werden eiserne Ringe in der Grösse eines halben Thalers, ungefähr eines Federkiels dicke, durchgezogen, und an dünne Leinchen, jeder drey Viertel Ellen von dem andern, an das Tuch genähet, und dasselbe durch die Leinchen eingefasset oder eingesäumet; wo aber die Ringe stehen, werden solche mit Nesfellöchern umstoßen, weil sie am Tuche vest halten müßen. In solche Riege wird am gehörigen Orte die Oberleine, unten aber die Unterleine durchgezogen, daß sich das Tuch ziehen kann, und kommen über 400 Ringe zu jedem Tuche. An die Oberleine werden auch zehen Windleinen, jede 4. Klaftern lang, und eines guten Fingers dicke, angemacht, und nach der Länge des Tuches eingetheilet. An jedwedem Ende des Tuches wird mit feiner schwarzen Oelfarbe des Herrn Wappen,

oder verzogener Name, nebst der Jahrzahl, wenn es gemacht worden, gezeichnet. Die Furkeln dazu, deren man eilffe haben muß, sollen von Tannenholz fünf und eine halbe Elle lang, auch etwas länger gemacht, und oben mit einem Ringe und eisernen Hacken veste beschlagen werden, weil das Tuch mit der Oberleine darauf liegen muß. Die großen Heftel zu denen Ober- und Unterleinen, wie auch die Schlegel dazu, müssen von vestem, weißbüchenen Holze gemacht, auch oben mit eisernen Rinken beschlagen seyn. Die Heftel zu den Windleinen und Hacken, damit die Unterleine angepflöcket wird, müssen ebenfalls von buchenem Holze zu trockener Zeit gehauen werden. Die Furkeln muß man nicht innwendig, sondern auswendig, zwischen der Unterleine und dem Tuche stecken, damit es der Wind nicht ausheben kann; solchemnach muß es innwendig im Jagen wie eine Mauer ganz glatt und weiß aussehen, und bey einfallendem Regenwetter alle Leinen um etwas nachgelassen werden, weil sonsten die Heftel aus der Erde, zu reissen, oder die Leinen zu zerspringen pflegen.

Die **Dähnischen** oder **Mitteltücher** werden bey weitläuftigen Jagden, meistentheils an die hohen Tücher mit angeheftet, damit die Stallung um so viel größer werde. Ihre Länge ist ebenfalls achtzig gedoppelte oder 160 einfache Waldschritte, und die Ober- und Unterleine, auch Windleinen, große und kleine Heftel Ringe und Knebel, mit aller Zugehör, in allem den vorigen gleich beschaffen, nur daß die Leinwand um ein gutes schmäler, und die Furkeln dazu kürzer gemacht werden. Man hat aber zweyerley Gattung von **Mitteltüchern**, nämlich **hohe Mitteltücher** und **schmale Mitteltücher**. Die hohen Mitteltücher stellen 4 Ellen, weil doch das rothe Wildpret, nicht so leichte darüber zu setzen vermag, zumalen, wenn man mit Vortheil an die kleinen Berge, Lehnen oder Hügel stellet, da der Hirsch keinen Ansprung haben kann, auch ihm das Tuch höher vorkommt, als es in der That ist. Die schmalen Mitteltücher sind von gleicher Länge, und mit denen übrigen Zubehörungen ebenmäßig versehen, nur daß sie an der Leinewand drey Ellen hoch stellen, und dahero zur wilden Schweinsjagd sehr bequem sind; maaßen eben zu solcher Zeit das rothe Wildpret verschonet wird, weil der Hirsch mager, das Wild aber trächtig ist, also wohl leicht übersetzen können; die Sauen aber abgesondert und im Zeuge zurück gehalten werden, weil selbige mit dem Uebersetzen nicht so flüchtig sind. Die Furkeln müssen hiebey drey und eine halbe Elle hoch seyn. Auf ein Fuder Zeug werden ordentlicher Weise drey hohe Tücher, und der breiten und hohen Mitteltücher 4 gerechnet.

Das **Lauftuch** wird also genennet, entweder wegen des von einander- und wieder zusammenlaufens, oder weil die eisernen Ringe an der Ober- und Unterleine, einem Vorhange gleich, hin- und wieder lauffen, oder vielmehr, weil es an dem Laufplatze vor dem Abjagungsflügel

gel die quere vorgestellet wird, und so es aufgezogen, das Wildpret daselbst durchlauffet, und der Herrschaft zum Ausschiessen vorgejagt wird. Diese Tücher werden in gewisse Eintheilungen verfasset, an welchen oben und unten Ringe, so an denen Ober- und Unterleinen fortgehen, vest angenehet sind, damit vermöge solcher Ringe, die Lauftücher, wie Vorhänge, nach Belieben können auf- oder zugezogen werden, wenn man das Wild einlassen oder abhalten will. Bey jeder Eintheilung müssen 2 Männer stehen, das Auf- und Zuziehen zu verrichten, und zwar in solcher Geschwindigkeit, daß, wenn sie dieselben aufgezogen haben, sie sich darein wickeln und stehen bleiben, in der Mitten aber ein Loch behalten, um des Jägermeisters Befehl im Auf- und Zuziehen zu beobachten. Diese Tücher sind ebenfalls 5 Ellen hoch, aber nur den dritten Theil so lang, als die hohen Tücher.

Jagdzeug, Jagdequipage, lat. Instructus venatorius, französ. *Equipage de Chasse*, begreift alles dasjenige Geräthe in sich, welches man zum Jagen nöthig hat, und in einem ausdrücklichen dazu erbaueten Hause, das Jäger- oder Zeughaus genennet, verwahrlich aufbehalten wird. Solches Jagdzeug bestehet vornämlich in denen Hohen- Mittel- und Lauftüchern und Tücherlappen, 2c. 2c. als welche insonderheit das Zeug genennet werden; hiernächst auch in denen verschiedenen Sorten von Garnen und Netzen, als Hirschnetzen, Schweinsnetzen, Spiegelnetzen, Spiegelgarnen, Prellnetzen, Wildgarnen, Wolfsnetzen, Rehenetzen, Hasengarnen, Lausch- oder Lückennetzen, Dachshauben, Biber- und Fischotternetzen, Marder- und Iltisgarnen, Federlappen, Selbstgeschossen, Fuchseisen, Marderfallen, Forkeln oder Stellstangen, Hefteln, Schlegeln, Hebegabeln, Sticheln oder Pfahleisen, Frostbohrern, Gabeln und Zangen, die in den Netzen gefangenen wilden Thiere, Wölffe, Dachse, Luchse, Fuchse, Fischottern, 2c. 2c. damit anzugreiffen. Hieher gehöret ferner der herrschaftliche Jagdschirm, die Wildtrage, Wildwage, und endlich die Bären- Hirsch- Sau- Reh- Fuchs- und Hasenkasten. Nicht unbillig können auch allerhand Netze und Garne auf die Vogelheerde und andere Plätze, da man dem Geflügel nachstellet, Nachtgarne, Schneegarne, Klebegarne, Wachtelnetze, *Pentieres*, Tirassen, Hünerzeug, Habichtsfänge u. d. g. unter das Jagdzeug mitgerechnet werden.

Jagen, lat. Venari, Venatio, franz. *Chasser*, *Chasse*, heißt nicht nur das Wild, oder die wilden Thiere, welche in niemandes Eigenthum stehen, mit oder ohne Hunde, mit oder ohne Zeug, auf eigenem oder fremden Grund und Boden, Lust oder Nutzens halber, aufsuchen, verfolgen und fangen oder erlegen, sondern es begreift das Wort: Jagen, auch insbesondere die eigene Anstalt, das Wild zu fangen, wie sie an großer Herren Höfen gebräuchlich ist. Es giebt deren vielerley

ley Arten, als: Bestätigungsjagen, Contrajagen, Hauptjagen, Kesseljagen, Wasserjagen, Netzjagen, Klopfjagen, Streifjagen, Wolfs- Rehe- Fuchs- Dachs- Hasen- und Elendsjagen, Schweinsjagen, oder Schweinshetze, *Parforce*-Jagen, Nacht- oder Fackeljagd, Kampfjagen, Hasenhetzen, Baitzen, 2c. 2c. von welchen allen an gehörigen Orten ein mehrers zu finden.

Jagen oder ein Jagen, wird ein mit Zeuge angestellter Platz in einem Walde genennet, worinnen das Wild zusammen, und nach dem Lauffe zugetrieben wird. Vornemlich aber hat man dahin zu sehen, daß das Jagen beym Raumen eine rechte Runde bekomme, und vornen gegen dem Laufe zu wieder zusammen falle, so daß dasselbe von dem Laufe über 100 bis 120 Schritte nicht weit bleibe; daß das Jagen nicht rückwärts, sondern nach dem Laufte zu abhängig oder Bergunter, oder doch wenigstens recht eben liege, daß es genugsam mit laubichten Stauden, oder schwarzem Dickigt, nachdem das Gehölze ist, bewachsen seye, damit die Hirsche und das Wildpret nicht von innen hinaus auf den Lauft sehen können, ausser dem sie sonsten gerne wieder wenden, und sich scheuen, dahin zu lauffen. Am allermeisten und vornehmsten aber hat der Jäger, bey Verfertigung eines solchen Jagens den Wind zu beobachten, damit derselbe nicht von dem Laufte in das Jagen gehe, weil solchenfalls kein Thier vom Jagen hinaus in den Lauft will, sondern sich öfters darinnen eher wird zu Tode jagen lassen.

Jagt, s. Jagd.

Januar s. Jenner.

Ibenbaum s. Eibenbaum.

Ickley s. Ucklay.

Icon Pinaster, s. Kiefer.

Icterus s. Emmerling.

Jenner, Jänner, Januar, lat. Januarius, franz. *Janvrier*, der erste Monat im Jahr, und der zweyte Wintermonat. Er hat 31. Tage, und den 21. dieses Monats tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Wassermanns. Die Arbeiten bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

1) **Im Walde** soll man das in denen vorhergehenden Monaten geschlagene Holz von den Gehauen abführen lassen. Dabey muß der Förster auf die Holzfuhrleute genaue Aufsicht haben, daß sie a) bey dem Abfahren, ihrer Bequemlichkeit und anderer Absichten wegen, nicht verbothene Wege fahren, oder gar neue durch die Waldung, und über die in vorigen Jahren wieder besäeten Gehaue machen, und dadurch in den Hölzern Schaden thun, und junges Holz, welches sich, ihrem ungereimten Vorgeben nach, schon wieder aufrichten und erholen solle, zu Boden fahren und umbringen; b) sich nicht Deichseln, Leiterbäume, Waschstangen, Peitschenstäbe und anderes Nutzholz bey dieser Gelegenheit zu ihrer eigenen Nothdurft, oder zum Verkauf an andere, abhauen und mitnehmen,

und

und c) nicht etwa zur Erleichterung der Pferde von den Klaftern Scheiter in dem Walde liegen lassen. Wenn schöne und leidliche Tage einfallen, soll man an solchen noch ferner fichtene und kieferne Zapfen brechen und einsammeln lassen. Nach denen vom Herbst an eingesammelten Zapfen, die wegen ihrer vorräthigen Menge, oder wegen des in den Herbstmonaten eingefallenen anhaltenden Regenwetters noch nicht ausgeklingelt werden können, soll man fleißig sehen, damit solche an einem luftigem und trockenen Ort, als: woselbst sie unverdorben und gut bleiben, aufbewahret werden. Sind dieselbe etwa bey Regenwetter, und daher etwas feucht eingebracht worden; so hat man sie sehr dünne auszubreiten, auch jezuweilen, vermittelst eines Rechens, rühren und wenden zu lassen. Im letzten Viertel dieses Monats, wenn kein Süd- oder Mittagswind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und sonsten trocken und rein Wetter ist, kann man auch Bauholz fällen, als welches viel dauerhafter und nicht so leichte wurmstichig ist, als das bey wachsendem oder in vollem Monde gefällte, welches zu solcher Zeit voller Saft und Feuchtigkeit, und also auch dem Wurme mehr unterworfen ist. Das windfällige und wipfeldürre Holz soll man bey dienlichem Wetter, das Reisholz zum Brennen aber im neuen oder wachsenden Monde abhauen, welchenfalls es bald wieder wachsen soll.

Das Daubenholz zu allerley Gefäßen, auch Schlitten- Wagen- und anderes Schirrholz; ingleichem Latten, Zaun- und Weinpfäle, Hopfenstangen, Schüppen- Spaten- und Gabelstiele kann man ebenfalls in Vorrath, sowohl als die benöthigten Reifstäbe und Reifstangen, zu kleinem und großen Gebäude, von Eschen, Eichen, Haselstauden, Ulmen, Weiden, Birken und dergleichen bey abnehmendem Mond, gegen und in dem letzten Viertel, auf das ganze Jahr abhauen, und ihnen flugs die Rinde abschälen; denn also halten sie an den Fässern etliche Jahre hindurch, da sie im Gegentheil, wenn sie in den Rinden stecken bleiben, viel eher morschen.

2) Bey der Fischerey soll man die Teiche, in diesem und nachfolgendem Monate, hin und wieder fleißig aufeisen, und fein grosse Wuhnen machen, damit die Fische recht Luft bekommen, je dicker aber das Eis ist, desto öfter muß es geschehen, sonderlich wo die Teiche keinen Zugang von frischem Wasser haben, worauf der Fischer, Teichmeister, oder Teichvogt gute Achtung zu geben haben; es wäre denn, daß etwan noch Quellen, die das Wasser an gewissen Orten beständig offen hielten, vorhanden wären. Man muß ferner die Teiche, so viel immer möglich, in vollem Wasser erhalten, damit selbige bey grosser Kälte nicht ausfrieren, und die Fische mit den Floßfedern, wegen ermangelndem Wasser, nicht am Eise hängen bleiben. Und obgleich durch vielfältiges Aufhauen der Wuhnen bey einem Aufstand nicht alles erhalten werden kann, so muß man doch noch in Zeiten gute Behälter zubereiten, damit die Fische, so

so viel möglich gerettet, und die aussiehenden in ein anderes gutes, tüchtiges Wasser gebracht werden können. Wenn aber Thauwetter ist, und das Wasser zuläuft, muß man fleißig Achtung geben, daß solches nicht auf das Eis trette; denn es drücket selbiges sonst zu Boden, und erstickt die Fische, und muß man alsdann täglich bey dem Ablasse räumen, und öfnen, damit das übrige Wasser ablauffe, und nicht stehen bleibe. Bey den Behältern, Fischhäusern, und Fischkästen, und wo die Karpfen und Besatzung gewintert werden, muß man eben d. g. sorgfältige Aufsicht tragen, daß sie nicht zufrieren. Da es vonnöthen, kann man anjetzo Bäume und anders Holz herbeyschaffen, damit man im Frühlinge wieder verbessern könne, wo etwan das Wasser und die Güsse an Dämmen, Rinnen, Schlegeln, Rechen u. d. g. Schaden gethan haben.

3) Bey der **Jagd und dem Weidwerke** kann man nunmehro, weil die Wölfe im Anfange dieses Monats streichen, die Wolfsjagden anstellen, und die Wolfsgruben, sonderlich wenn kalt Wetter ist, wohl bestellen; die Marder, Fischotter, wilde Katzen und Iltisse, als schädliche Raubthiere, weil vor jetzo ihre Bälge gut sind, bey frischem Schnee ausspüren, und ehe zur Vermehrung der Frühling herbey nahet, fleißig wegnehmen. Man kann auch noch Hasen und Füchse jagen, fangen und schießen; allein ferner nicht mehr, weil sie künftigen Monat schon rammeln. Das hohe Wild in Wäldern muß man an Orten, da die Sonne anscheinet, mit Heu füttern, und vor die Hasen, wo nicht viel Heu übrig ist, birkenreiß abhauen lassen, damit sich dieselben erhalten mögen, und aus eben dieser Ursache, auch denen Schweinen nach der Brunst etwas Fütterung an bequemen Orten hinschütten. Nicht weniger wollen auch jetzo die Fasanen in ihren Gehägen gefüttert seyn, weil sie sonsten wenig finden.

Man stellet nunmehr auf dem Heerde den Krametsvögeln nach, den Maisen aber auf den Leimspillen. Die Finken, so auf die Miststätten fallen, wenn sie in diesem Monate mit einer Schlagwand, oder, wie die Bauren zu thun pflegen, unter einer Reuter gefangen, und nicht mit Hanf, sondern mit Rübsaat gefüttert werden, sind vortrefliche Singvögel, und fangen gar zeitlich an, sind auch, wenn man will, tauglich, verhalten zu werden, und will man sie, nach verrichtetem Gesange, wieder fliegen lassen, so kann man versichert seyn, daß man sie das künftige Jahr im Schnee, am vorigen Orte wieder bekommt, weil es lauter alte Standvögel sind, die selbige Gegend nicht verlassen. Die Rebhüner kann man vor jetzo bey frisch gefallenem Schnee, mit dem sogenannten Schneenetze fangen; denn wenn der Schnee auf ungefähr anderthalb Spannen hoch lieget, und sich ballen läßt, so begeben sich die Rebhüner auf die Waitzenäcker, und scharren tief unter dem Schnee, bis sie zu ihrem Geäße auf die grüne Saat kommen; daher sie alsdenn am allerleichtesten zu überziehen sind. Es soll aber wieder

der windig, noch der Schnee gefroren seyn, und der Zug von zwey Personen, die weisse Kleider anhaben, gegen der Luft und so schnell, als möglich, geschehen. Die Hundeställe müssen zu dieser Zeit warm gehalten, und die Hunde bey lieblichem Wetter, um die Mittagszeit heraus, und in den Zwinger gelassen werden. Endlich kann man auch nunmehro die zum Jagdzeuge benöthigte Furkeln, Heftel, Schlegel, Hacken, und anders Geschirrholz in Zeiten zum Vorrath anschaffen lassen.

Igel, lat. Echinus, Erinaceus, Hericius, Hystria, franz. *Herisson*, ist ein vierfüssiges Thier, etwa in der Grösse eines Caninichens, hat eine ganz stachlichte Haut, oder ein mit so spitzigen und langen Stacheln besetztes Fell, daß man ihn ohne Verletzung nicht wohl angreiffen kann; das Maul und die Füsse aber sind kurz und glatt, und wenn sie von einem Menschen, oder sonst von ihren Feinden, darunter die Schlangen, Bären, Wölfe und Füchse die vornehmsten sind, ertappet werden; so rollen sie sich wie eine Kugel zusammen, daß man sie nicht wohl anrühren kann; so bald man sie aber mit Wasser besprenget, so lassen sie die Stacheln fallen, und sind sie alsdenn leicht und ohne Verletzung anzugreiffen. Dieses weiß der Fuchs sehr wohl, denn dieser besprengt den Igel mit seinem stinkenden Harne, daß er sich aufthun und ihm zum Raube und zur Speise dienen muß. Der Igel sind vornemlich zweyerley Arten, nemlich der **Sauigel**, Echinus oder Erinaceus procinus, welcher einen Rüssel, wie ein Schwein hat, und der **Hundsigel**, welcher ein Maul, wie ein Hund, hat. Man theilet sie auch in die **wilden** und **einheimischen Igel** ein. Jene halten sich gerne in Wildnissen und Wäldern, diese aber mehr in Häusern und um die Häuser auf. Sonst aber werden selbige auch wohl **Erdigel**, lat. Echini, oder Erinacei terrestres, genannt, weil sie sich nur auf trockenem Erdreiche aufhalten, und sich dadurch zugleich von den sogenannten **Meerigeln** oder **Stachelschweinen**, unterscheiden. In Indien, Africa und America findet man auch eine Art von Erdigeln, die man aber mit besserm Rechte Stachelschweine nennen möchte, weil die kleinere Art den Spanferkeln, die grössere aber vollgewachsenen Schweinen gleich kommt. Diese letztere haben Stacheln, davon die längsten bis drey Hände breit und lang sind, die sie, wenn sie erzörnet werden, durch Zusammenziehung der Haut, so stark von sich schiessen, daß sie einen Hund oder Leopard, der sie angreiffen will, damit tödten. Der Igel gleichet übrigens dem Dachse in vielen Stücken, denn er suchet des Nachts seine Nahrung, wie der Dachs, in Obst, Gewürmen u. d. g. Doch wie der Dachs grössere Gewürme suchet, als Kröten, Frösche, Molche &c. also thut es der Igel in kleinerm Ungezieser und Gewürme, als Käfer und was sich im Grase zu halten und zu kriechen pflegt, wie solches ihre Gänge der Gegend, wo

wo sie sich gerne aufzuhalten pflegen, nebst ihrer Losung zur Genüge anzeigen, indem die ordentliche Fußpfade durch das Gras sie bald verrathen. So ist die Gestalt des Igels dem Dachse sehr gleich, indem er die Fährte im Fortlauffen eben sowohl formiret, als auch den Tag, eben so, wie der Dachs, scheuet. Doch wird dem Igel insonderheit zugeschrieben, daß er des Nachts seine Nahrung, nach Proportion seiner Grösse und Ohnmacht, am weitesten suche, indem er bey anbrechendem Morgen zur Sommerszeit aus den weitesten Feldern zu Holz oder Hecke eilet, und dem Weydmann manchmal im Anstellen ankommt, und ihn betrüget. Er verbirget sich allezeit gerne, und zwar im Sommer und Herbste in dicke Hecken, und Zäune, zur Winterszeit aber in hole Bäume. Seine Nahrung bestehet in Aepfeln, Birnen, Weintrauben, und dergleichen Früchten, nach welchen er auf die Bäume klettert, und dieselbe abschüttelt, hernach sich in den abgefallenen Früchten herumwälzet, daß dieselben an seinen spitzigen Stacheln stecken bleiben, und gehet er also damit nach seiner Höle zu, wiewohl er nicht so viel einträgt, daß es durch den ganzen Winter dauren sollte; sondern er zehret, wenn sein Vorrath zu Ende ist, vom Leibe, sowohl, als der Dachs. In seiner Höhle machet er allezeit 2 Löcher, eines gegen Mittag, das andere gegen Mitternacht, damit er, wenn der Wind von Mittag herkommt, das Loch gegen Mittag, und wenn der Wind von Mitternacht wehet, das Loch gegen Mitternacht verwahren, und durch das andere Luft haben möge. In den Weinbergen thut er grossen Schaden an den Weintrauben, die er seinen Jungen zuträget. Er frißt auch Mäuse, wenn er sie haben kann, daher er mit unter die Raubthiere gerechnet, auch in den Häusern, sonderlich auf den Kornböden, statt einer Katze, gehalten wird. Wenn das Weiblein ihre Heckzeit vermerket, so träget sie in einen dicken Zaun oder anderes Gesträuche, einen Ballen zermalmetes dürres Gras, oder Schmeelen, von eines Kopfs Grösse zusammen, und setzet darein 4, 6, bis 8 Junge, welche sie mit ihrer Milch auferziehet, indem sie ihr Gesäuge unter dem Leibe hat, wie der Dachs. Wenn man einen Igel abziehet; so siehet er gemeiniglich fett aus, wie ein junges Schwein.

Man machet aus diesem Thier verschiedene gute Arzneymittel. Wenn man den Igel ganz zu Asche brennet, oder kochet, und davon in einem Trank einnimmt; so soll er denen, die den Urin nicht halten können, auch denen, so einen schwachen Magen haben, gut seyn, öfnet zugleich den Leib, und treibet den Urin. Wenn die Asche mit Bärenschmalz, oder Honig vermischet, eine Salbe daraus gemachet, und äusserlich aufgestrichen wird; so wachsen die Haare überaus stark davon, sonderlich wenn man vorher die Haare glatt wegscheeren läßt, und den Ort so lang mit Senf reibet, bis er roth wird. Eben diese Asche läßt nirgend wildes oder übriges Fleisch wachsen, wenn man sie auf einen bösen Schaden streuet. Die Leber, mit Honig und Essig eingenommen,

nommen, kommt denen presthaften Lendennieren zu statten; heilet auch die Blaich- und Wassersucht, wie nicht weniger den Aussatz, und die Gicht. Die Galle trocknet die Warzen aus, und machet, daß sie von sich selbst abfallen. Die **Milz** gedörret und gepülvert, schaffet denen, die Milzbeschwerungen haben, grosse Hülfe. Igels Blut gedörret, und hernach als ein Pulver in Wasser eingenommen, treibet den Nieren- und Blasenstein. Das **Schmeer oder Schmalz** wird vor allem vor die Brüche gerühmet. Der frische **Koth** oder **Mist** mit Wachholderharz, Essig und zerlassenem Pech zu einer Salbe gemacht, hindert das Ausfallen der Haare. Das **innere Häutlein des Magens**, innerlich gebrauchet, hilft vor die Colick, und stillet das schmerzhafte Bauchgrimmen.

Il, s. **Eibenbaum.**

Jlaub, s. **Epheu.**

Illex, s. **Lockvogel.**

Jlmenbaum, s. **Rüster.**

Jlooff, s. **Epheu.**

Jlse, s. **Alose.**

Jltis, Eltis, Elbthier, Ellkatze, Jlling, Ratz, lat. Furo, Mustela, Viuerra, Furunculus, franz. *Furet*, ist ein vierfüßiges Raubthier, welches an Gestalt und Grösse mit dem Marder ziemlich überein kommt, ausser daß sich dasselbe in der Fährte anderst, als jenes, nemlich mit merklich kleinern runden Tritten spüren läßt, indem es in jedem Sprunge, dem Augenschein nach, zwey Tritte hintereinander, jedoch den einen etwas seitwärts zeiget; ist wolligt oder fleckicht, hat keine Klauen, wie der Marder, sondern vielmehr, wie eine Katze; und wie der Marder sich in die Höhe bäumet, und am Tage seinen Aufenthalt suchet; so bleibet hingegen der Jltis gerne in der Erde, in Fuchsbäuen oder Röhren, und Hamsterlöchern, in holen Weiden, auch in Gebäuden, und dergleichen. Er ist etwas kleiner, als der Marder, jedoch grösser als das Wiesel, lang und dünne, behende und beständig in Bewegung, durchsuchet und beschnopert alles, hat einen dicken Hals und zweyerley Haare, daran die kurzen gelblicht, und die langen schwarz sind. Es stinket nicht nur greulich, wo dieses Thier hinpisset, sondern auch sein Balg, welcher, wenn, es gequälet, und zum Zorn beweget, oder im Frühling zur Brunstzeit gefangen wird, den Gestank immerfort behält, daher es auch ein Stänker genennet, und sein Balg gegen den Marderbalg wenig oder gar nicht geachtet wird. Der Jltis wohnet meistentheils in Dörfern und Städten, wie auch in Wäldern, unter den Wurzeln grosser Bäume, oder unter zusammen gefallenem Holze, auch in Feldern und wo Dornhecken sind. Er lieget auch gern an kleinen Bächen und Wassern, sowohl wegen der Mäuse, denen er daselbst aufpasset, als auch der Fische wegen, die er gerne frißt; denn er scheuet kein kleines Wasser; er fängt auch Frösche. Die sich in den Dörfern aufhalten, liegen gerne in Scheunen, und Gärten, wo etwan Reiser oder Stangen liegen, welche sie durchsuchen.

Sie sauffen den Hünern ihre Eyer aus, wie die Marder, und können solche durch ein klein Loch mit der Zunge rein auslecken; davon sie die Schalen liegen lassen, einige verschleppen auch die Eyer. Wenn sie in ein Hüner- oder Taubenhaus kommen; so würgen sie alles, was sie finden, beissen den Hünern und Tauben die Köpfe ab; saugen ihnen aber nur das Blut aus; den jungen wilden Thieren und dem Geflügel thun sie auch grossen Schaden. Wenn sie nun durch Hunde von einem oder dem andern Orte vertrieben und verstöret den; so wehren sie sich gegen dieselben scharf mit Beissen, und spritzen ihnen den Harn ins Gesichte. Ihre Brunst geschiehet im Februar, zu welcher Zeit sie des Nachts viel Beissens und Schreyens haben. Sie tragen 9 Wochen, und haben im April Junge, welche man ihres Gestanks wegen leicht finden kann. Der Balg, wenn er zugerichtet ist, giebt das allergemeinste und schlechteste Rauchwerk, so zu Mützen, Schleppen und anderm Gebräme, ja auch bisweilen zu Müffen vor das Bauervolk gebraucht wird. Der Iltis wird auch gebraucht, die Kaninichen aus ihrem Bau zu stöbern. Er führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich. Sein Fleisch ist gut wider den Schlangenbiß, zum zertheilen, und den Urin zu treiben.

Iltisfallen, werden also von Brettern gemacht: Es werden drey Bretter wie ein Kasten zusammengeschlagen, also daß ein Brett zum Boden kommt, und auf jeder Seite eines gerade aufstehet. Deren Höhe und Breite kann einen Fuß ausmachen. Oben an wird ein Brettgen von 3 Zoll breit quer herüber genagelt, welches die Seitenbretter zusammen hält, und an welchem auch die Deckbretter antreffen, und auf beyden Seiten, so lange der Kasten ist, reichen müssen, woran die Vorfallbretter winkelrecht angemacht seyn, damit sie, wenn sie herunter fallen, den Kasten veste zumachen und beschliessen. Die obern Bretter sind entweder mit Riemen an das Brettgen angenagelt, oder in den Seitenbrettern mit Zapfen eingemacht, daß sie leichte auf- und niederfallen. Unter dem Kasten sind vier gerade aufstehende Säulgen, von dritthalb Zoll breit, einem Zoll stark, und 14 Zoll hoch; worein obenan runde Stücken vest eingemacht seyn; an diesem aber sind niederwärts Stützen. Nemlich es wird in eine breitgeschnittene Stange ein Loch gebohret, und solche an den Stock gesteckt, welche denn abgeschnitten werden, daß sie nur auf 12 bis 14 Zoll lang bleiben. Diese sind deswegen nöthig, daß, wenn sich etwas in der Falle gefangen hat, solche die Falldecken herunter halten, damit nichts innwendig die Decke aufheben und entlauffen kann. Ferner ist an jeder Falldecke ein Schnürlein angemacht, und gehen beyde nach der Stellung zusammen, da sie denn an einem Stellholze, so drey Zoll lang ist, angebunden seyn. Auf der einen Seite ist ein länglichtes Loch in das Seitenbrett geschnitten, da denn innwendig eine drey Zoll breite hölzerne Zunge angemachet ist, welche zu dem Loche heraus reichet. Die Stellung

lung geschiehet also: man ziehet an den Schnuren die Falldecken auf, leget die Schnuren auf das Querholz, setzet das Stellholz über dem Loche an, und hänget die Zunge unten daran, so ist es aufgestellet. Die Zuhaltstützen müssen allezeit auf der Falldecke liegen. Wie weiter mit dieser Falle zu verfahren, kann unter dem Art. Iltisfange, nachgesehen werden. Es möchte zwar die Erfindung manchem schlecht vorkommen. Allein sie ist gewiß sehr nützlich, wo in Gebäuden Iltisse und Wiesel seyn; zum Wieselfange aber müssen sie etwas kleiner gemacht werden

Iltisfang, geschiehet mit der Iltisfalle, welche in dem vorhergehenden Artikel beschrieben worden. Denn wo man etwan Iltisse vermerket, da wirft man nur allerhand kleine Vögel hin. Wenn der Iltis nur erst einen geholet hat; so kommt er fleissig wieder. Alsdenn bindet man einen Vogel an einen Nagel inwendig auf die Zunge der Stellung, oder man bindet ein ganz rohes Ey, welches sie gerne fressen, auf die Zunge, und setzet die Falle so, daß der Iltis seinen Gang hindurch nehmen muß. Wenn denn diese Falle aufgezogen und gestellet ist, und er den Vogel darinne gewahr wird; so wird er solchen zu sich nehmen wollen, aber auch dabey sich einsperren, bis man ihn wieder heraus läßt. Man fänget die Iltisse auch in Tellereisen, wie die Marder, und man kann das Eisen wohl verwittern, aber ganz verdecken ist nicht allemal nöthig. Wenn man nun einen kleinen Vogel, ein Ey, oder ein Stücke Fleisch oder Wildpret darauf bindet; so fängt man sie gar leicht. Ingleichem werden sie auch in Schlagbäumen, ebenfalls, wie die Marder, gefangen. Ferner werden sie auch in Dratschleiffen gefangen. Diese sind nicht kostbar, und man kann deren viele umherstellen. Zwischen den Schleiffen hängt man einen Vogel an ein Gäbelchen; wenn nun der Iltis nach dem Vogel schnappen will; so wird ihm die Dratschleiffe die Kehle bald zusammenziehen. Endlich werden sie auch aus der Erde gegraben, oder mit Garnen gefangen. s. a. Dratschleiffen.

Iltisgarn, bestehet aus ein paar kleinen Netzen, welche von feinem dünnen Bindfaden, und Leinchen mit engen Maschen zusammen gestrickt sind, damit man sie um die Behältnisse der Iltisse herumstellen könne. Hierauf spüret man dieselben bey einem neugefallenen Schnee auf; sodann stellet man auf; störet in die Behältnisse, lässet die Hunde stöbern, und fängt dieselben also im Netze. Es sind diese Netze mit ihren Leinen und Garne fast in allem den Hasennetzen ähnlich, und es wird auch damit eben so mit Ausstellen und Ablauffen verfahren, dahinter die Hunde geschwinde her seyn müssen, weil sie sonst leicht zu entwischen pflegen, doch müssen, wie gedacht, die Maschen enger seyn, damit das Gefangene darinnen bleiben möge.

Inescare, s. Körnen.

Inngang, ist die Oefnung eines Garns oder Netzes, wodurch ein Fisch zwar hinein, aber nicht wieder

der heraus kann. Wenn sich ein oder mehr Inngänge an einem Garn befinden; so heißt es ein **Doppelgarn.**

Inngarn, ist das mittlere Garn, welches die kleinsten Maschen hat, die aus dem zartesten Faden bestehen, wie solches an einem Steckgarn zu ersehen s. **Flachgarn.**

Insekten, Ungeziefer, gehören mit unter die Holzverderber. Man findet fast an jeder Art Bäume, Gesträuche und Pflanzen eine besondere Art Würmer und Insekten, welche denselben schädlich sind, und sich von ihrem Saft und Saamen nähren. Die meisten Waldraupen und Nachtvögel, so man in dem Holz oder Stämmen der Bäume, oder auch in denen Harz- oder Pechknoten, an Zweigen der Forrenbaume findet, hat der seel. **Herr Rössel von Rosenhof** in Nürnberg bekannt gemacht. Man findet aber auch eine kleine Art Raupen und Schaben, welche sich bloß in den Saamen der Früchte und Bäume aufhalten. Nun ist es zwar an dem, daß der Schaden, den diese kleine Creaturen, welchen der Schöpfer den Wald zur Wohnung, und die Bäume und deren Früchte zur Speise angewiesen hat, verursachen, nicht immer so viel bedeute. Es bleibet allezeit so viel Saamen übrig, als zur Fortpflanzung nöthig ist, wie wir solches auch an den lebendigen Creaturen, Vögeln, Fischen und vierfüssigen Thieren wahrnehmen. Die Insekten haben auch Feinde genug, welche ihnen nachstellen und ihre Zahl geringer machen. Von übermäßiger Hitze, Trockniß, Dürre und Kälte, welche die Eyer auch oft verderben, wollen wir nichts gedenken; sondern nur anmerken, daß die Schwalben, Spechte, Finken, Meisen, Hehren, Schnepfen, und andere grosse und kleine Waldvögel, die Insekten für ihre beste Speise verzehren, und daher das beste Mittel sind, wider die Schnacken, Schaben, Mücken, Schmetterlinge, Raupen, Hornissen, Käfer, und anderes dergleichen Ungeziefer an Bäumen. Jedoch würde es bey dem allen von nicht geringem Nutzen seyn, wenn ein Förster auch einen Theil von der Insektenjägerey verstünde; zumalen wenn ein Jahrgang vor dem andern an solchem Ungeziefer fruchtbar ist. s. a. **Holzbau, Holzschlag, Holzfeinde.**

Instructus venatorius, s. **Jagdzeug.**

Investigare, s. **Spüren.**

Investitur, s. **Forstgerechtigkeit**, lit. C) α) 1).

Jochhirsch, s. **Rennthier.**

Isländer, s. **Sperber.**

Ispida, s. **Eisvogel.**

Juch Hirsch! ist ein Geschrey der Jäger, bey welchem sie zugleich in die Hifthörner zu blasen anfangen, um damit anzudeuten, daß sie jagdbare Hirsche gesehen haben.

Judendorn, lat. Paliurus, franz. *Palioure*, ist ein Strauch, welcher in den Hecken an feuchten Orten wächset, und bisweilen so hoch als ein Baum wird. Seine Zweige sind lang und stachlicht, jedoch sind die Stacheln, so

so zunächst an den Blättern stehen, viel kleiner, und nicht so schädlich, wie die andern. Die Blätter sind klein, beynahe ganz rund und spitzig, von Farbe dunkelgrün, und etwas röthlicht. Die Blüthen sind klein und gelbe, stehen auf den Spitzen der Zweige ganz dichte bey einander, und bestehen insgemein aus 5 Blättgen, welche in der Krinne eines Rösleins sitzen, das mitten in dem Kelche zu finden ist. Aus diesem Röslein wird eine Frucht, die wie ein Schild gebildet, in der Mitten erhaben, und an dem Rande dünner als häutig ist. Mitten in der Frucht befindet sich ein kugelrunder steinharter Kern, der in drey Fächlein abgetheilet ist, da insgemein jedes einen Saamen in sich schliesset, der fast ganz rund, wie ein Leinkorn gefärbet, und auch glatt und linde ist. Die Blätter und die Wurzel halten an, der Saame lindert die Schärfe auf der Brust, treibet den Urin, zermalmet den Nieren- und Blasenstein, erweichet und zertheilet. Er wird gestossen und auch abgesotten gebraucht. Ein anderes Gewächse, welches ebenfalls **Judendorn** genennet wird, ist eine Staude, so unter die Schirmgewächse gehöret, hat länglichte Blätter, darinne die Aederlein nicht seitwärts, sondern nach der Spitze zu lauffen, und welche vor Winters abfallen, darauf denn im Frühlinge wieder neue hervor kommen. Die Blüthe zeiget sich im Junio; die Frucht aber ist plattrund, wie ein Würbel; die Vermehrung kann durch Beyschösse geschehen.

Judicium Austaegarum, s. **Austräge.**

Juillet, s. Julius.

Juin, s. Junius.

Julius, franz. *Juillet*, ist der 7de Monat vom Jenner an zu rechnen, und wird von den Deutschen **Heumonat** genennet. Er hat 31 Tage. Den 23ten tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Löwens ein, welches zugleich der Anfang der Hundstage ist. Die Arbeiten bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

1) **In dem Walde und Gehölzen** hat der Förster auf die Blüte der Linde noch ferner Acht zu geben, den eingesammelten Leimbaumsaamen, wenn solches noch nicht geschehen, auszusäen, wegen der künftig zu hoffenden Erndte und Einsammlung des Saamens der Tangelhölzer nachzusehen, ob sich der Wurm, der die Saamenkörner ausfrißt, in dem Zapfen einfindet. Man wird dießfalls bald überzeugt, wenn man von jeder Holzart einige Zapfen auf- und perpendicular von einander schneidet, da sich denn der Wurm mit seinen Verwüstungen darinnen findet. Und es ist solches deswegen nöthig, damit man nicht im Herbst unwissend dergleichen untaugliche Zapfen brechen lasse, und mithin vor das davor zu bezahlende Tagelohn wenige oder fast gar keine taugliche Saamenkörner bekomme. Er soll ferner auf denen im künftigen Herbst zu machenden Holzschlägen oder Gehauen die Streu hacken und wegschaffen lassen. Wegen der Viehhirten

hirten und des durch solche zu verursachenden Schadens an jungem Holze und überhaupt in den Waldungen, wegen des nachtheiligen Grasens, wegen des durch die Sonnenregen sich ereignenden Brandes an dem jungen Holz, und wegen des Schadens, den Platzregen und heftige Gewittergüsse in den besäeten Gehauen anrichten, soll er desgleichen aufmerksam seyn. In den Tangelhölzern, aber nur auf den nächstkünftigen Gehauen, soll er harzen lassen, und im Fall noch vorräthige Saamenzapfen vorhanden, solche vollends ausklingeln. Ferner soll man, sonderlich, wo viel harziges Tangelholz, und dabey eitel trockene Heyden sich befinden, alltäglich fleißig Acht haben, daß, so wenig die Reisenden auf den Strassen und Fußsteigen, als sonderlich die Zimmerleute, Pechbrenner und Viehhirten unnöthige Tobacks- und andere Feuer machen, und dadurch das leichtglimmende harzigte Gemille oder die Tannadeln, so ohnedieß dürre und hitzig sind, zu einer unauslöschlicher Feuersglut bey dürrem Erdreiche und jetziger grösten Sonnenhitze, ausbreiten mögen. Allenfalls aber und bey entstehendem Unglück hat man Sorge zu tragen, daß es zeitlich gelöschet werde. Den Rest des gehauenen Holzes kann man nunmehro bey trockenem Wetter nach Hause führen, daferne es im vorigen Monate nicht geschehen. Jetzt zeigen sich in den Wäldern und Hecken der Hollunder und Attich, auch andere dergleichen Bäume und Sträuche ihre Beerlein.

2) **Bey der Fischerey** kann jetzo derjenige, der sich des Angels bedienet, Laubfrösche, Heuschrecken und Grillen, oder auch gesottene Krebse dazu brauchen. Man kann auch noch in diesem Monate das schädliche Geröhricht in denen Fischteichen hauen lassen, und soll es im letzten Viertel des Mondscheins am ersten und besten zu tilgen seyn. Und weil die Hitze in diesem Monate gemeiniglich sehr groß zu werden pfleget; so soll man die Teiche und die Fische in denenselbigen, wo man Gelegenheit dazu hat, öfters mit frischem Wasser anlassen und erfrischen. Die Enten soll man fleißig von denen Streich- und Brutteichen wegschaffen, weil sie sowohl dem gelaichten Karpfenrogen, als der jungen Brut grossen Schaden zufügen. Die Gänse aber, weil solche absonderlich die Teiche hin und her in der Fläche ausschnudern, und die Nahrungsuchende Karpfen und die junge Brut vertreiben, soll man ebenfalls nicht dulden. Es pflegen auch die Fische, wenn der Donner in die Teiche schlägt, wie es oftmalen in diesem Monate geschiehet, abzustehen; dahero muß man fleissig nachsehen, und wenn dergleichen erfolget, alsobald frisches Wasser in die Teiche lassen, oder in Ermangelung dessen, dieselben bey Zeiten abziehen, und die Fische in ein anderes und frisches Wasser setzen, als worinnen sie sich nach und nach bald wieder erholen werden. Sonsten streichen die Karpfen in diesem Monate zum drittenmale im Jahre, wie auch die Schleyen, Karauschen und Pärsche, und noch viel andere gemeine Fische. Und

weil zu Ende dieses Monats die Fische insgemein aufhören zu streichen; so kann man nunmehro in den Wassern wiederum die Netze und Fischgarne bis gegen den Frühling hinein gebrauchen.

3) **Bey dem Weydwerk** kann man so bald die Kirschen reif werden, Amseln, Weyhrauch- oder Kirschvögel und Kernbeisser mit Leimspindeln fangen, damit man sie hernach im Herbste zur Locke gebrauchen kann. Wenn man einen oder mehr Kirschvögel bekömmt, kann man sie, absonderlich in Käfichten eingeschlossen, auf die Kirschbäume stellen und Leimruthen darauf richten; so stechen die wilden Vögel darauf, und werden also gefangen. Auf dem Gebürge werden die Schnerren hauffenweise auf den Heerden um und nach Jacobi gefangen, weil sie nach Wachholdern, Vogel- oder Ebereschenbeeren und Kirschen mit grosser Begierde in den Strauch fallen, wobey aber auch ein paar lebendige Lockvögel seyn müssen. Nunmehro können die jungen wilden Tauben in den Vorhölzern geschossen werden. Zwischen Johannis und Jacobi mausen sich die wilden Enten und Gänse, daher sie in den grossen mit Schilf und Rohr bewachsenen Teichen um solche Zeit hauffenweise können gefangen werden. Gleich nach Jacobi gehet der Vogelfang mit dem Käuzgen an. Man mag auch um solche Zeit die Sprenkel anrichten, vornemlich, wo man rothe wilde Hollunderbeere haben kann. Etliche brauchen Johannisbeere und Kirschen, an solcher Stelle. Man bekömmt zu Anfange dieses Monats noch die meisten jungen Vögel, die man in den vorhergehenden haben kann. Gegen dem Ende dieses Monats aber hören ihrer viele auf zu brüten. Die jungen Finken fallen vier Wochen vor ihrem Striche häufig in die Gärten ein, so daß man in allen die Lust haben kann, mit einer Schlagwand ihrer wohl 20 und 30 auf einmal zu ziehen, wenn man nur, ohne Gebrauch der Locke, den Rasen an dem Orte, wo man das Garn einschlagen will, hinweg thut, und die jungen Finken etliche Tage mit Hanf ankörnet. Auch kann man zu Ende dieses Monats junge Meisen mit Heuschrecken fangen, und weil sie den gedruckten Hanf und die Nüsse noch nicht ertragen können, selbige mit Heuschrecken oder in Milch geweichter Semmel speisen; so werden sie vortreflich zur Locke auf den Herbst in der Meisenhütte bey dem Kloben zu gebrauchen seyn, oder auch nur die Lust, vor einem Fenster bey einem, vermittesst eines Gewichtes, sich immer selbst richtenden Meisenschlage, oder etlicher anderer Meisenschläge zu haben. Weil auch nunmehro die Zeit des Vogelfanges herbeynahet, so soll man die Netze und Garne herfürsuchen, und was etwann von Ratten und Mäusen zerbissen, oder sonst zerrissen ist, bey Zeiten fleißig ausbessern und flicken. Auch soll man alle alte und leere Vogelhäuser zeitig aussäubern und zurichten, damit man, wenn der Fang angehet, dieser Mühe überhoben seye. Weiter soll man auch im Vorrath starke eichene Stangen zur Schnepfen-

 pentiere,

pentiere, auch auf die Kramsmetsvögel zu Leimstangen, und was man sonsten zu den Heerden und andern Vogelfängen für Holz und Pfähle bedarf, gehörig anschaffen, damit um diese Zeit bis zu angehendem Fange alles wohl austrockne, leicht und stark werde. Nach Endigung des Fanges muß es insgesammt wieder abgetrocknet, und an einen saubern Ort unter ein Dach geleget werden, da ihm die Nässe des Regens und Schnees nicht schaden, sondern alles desto länger dauren, und man dadurch viele Unkosten ersparen, auch solches das künftige Jahr wieder brauchen kann. Am besten ist es, man versehe sich mit dergleichen Holz und Stangen noch im Winter, da die beste Zeit, Holz zu fällen ist, sonderlich mit den Nacht- und Streichnetzestangen, auch Lerchennetzstäben; denn diese müssen dunkel und gleichsam rußig seyn, damit sie im Dunkeln nicht allzuweiß scheinen. Nicht weniger muß man auch die Mäschen und Schneissen oder Dohnen, und zwar die starken von etwa 10 Haaren, braun oder schwarz zu dem Laufbogen bey Zeiten im Vorrath machen, oder zu den Amseln und Drosseln, von 4 5 und 6 Haaren, welche man zu den Henk- und Laufbögen gebraucht. Insgemein werden erstgedachte Bögen, von birkenen Ruthen, und zwar so viele im Vorrathe gemacht, als man derselben gebrauchen will und vonnöthen hat. Uebrigens soll man noch, wie sonst den ganzen Sommer über, denen Raubvögeln fleißig nachstellen, und ihnen ihre Gestelle und Horste oder Nester ausspüren, und verstören, und mit einem Worte, sie so viel möglich ausrotten und vertilgen.

Junge, franz. *Faons*, werden bey den Thieren, und sonderlich bey dem Wild, diejenigen Stücke genennet, welche entweder erst geworffen worden, oder doch noch nicht zu ihrer gehörigen Grösse und Stärke gelanget sind. s. a. **Kalb.**

Junge bringen, wird bey der Jägerey und dem Weydwerke insonderheit vom Luchs, desgleichen auch von dem Biber und Fischotter gesagt.

Junge Thiere, s. **Hirschkalb, Wildkalb.**

Junger Hirsch, s. **Spiessert.**

Juniperus, s. **Wachholderbaum.**

Junius, franz. *Juin*, deutsch: Brachmonat, ist der 6. Monat im Jahr vom Jenner an gerechnet, und hat 31 Tage. Bey Anfang dieses Monats endiget sich der Frühling, und der Sommer gehet an. Der Anfang des Sommers geschiehet nämlich ungefehr den 22 desselben, da die Sonne den 1. Grad des Krebszeichens erreichet, und im Mittagszirkel am höchsten stehet, auch in unserm mitternächtlichen Halbtheil der Erdkugel den längsten Tag und die kürzeste Nacht machet, da indessen auf dem andern Theil der Erdkugel gegen uns über der kürzeste Tag und die längste Nacht ist. Diese Zeit heisset der sömmerliche Sonnenstand, lat. Solstitium æstivum, nicht als ob die Sonne ruhete und stille stünde; sondern vielmehr, wie unsere alte Deutsche es genennet, die Sonnenwende, weil die Sonne,

so

so bißher immerzu gestiegen, nunmehro sich wendet, und niederzusteigen anfängt, etliche Tage aber zuvor und hernach ihre Höhe und die Tageslänge nur ganz unmerklich ändert. Die Arbeiten dieses Monats im Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

1) **In den Wäldern** hat der Förster den Saamen vom Leimbaum einzusammeln, auch nach Gelegenheit sogleich wieder aussäen zu lassen. Er soll auf die in den Waldungen hütende Viehirten und Schäfer gute Acht haben. Er soll nicht gestatten, daß man zum Nachtheil des jungen Holzes in diesem und den folgenden Monaten in den Wäldern mit der Sichel oder Sense grase; desgleichen nicht gestatten, daß die Schäfer das Laub von denen Weißbuchen, Erlen, Rüstern, Birken etc. als ein gutes Futter vor die Lämmer, abstreifen, und in dieser Absicht die Aeste oder Zacken solcher Bäume abhauen, welches in einigen Gegenden **abzacken** genennet wird. Er soll ferner wegen der Beschädigung des Birkensaamens, so die kleinen Käfer verursachen, aufmerksam seyn; die Blüte der Linde, so theils in diesem Monat, theils erst in dem folgenden blühet, beobachten. Er soll nachsehen, ob vielleicht einige seiner jungen Holzsaaten von denen Sonnenregen oder Mehlthauen getroffen, und dadurch nachhero dürre werden und eingehen, als welches Verderben des jungen Holzes man gemeiniglich den **Brand** zu nennen pfleget. Diese Aufsicht ist den übrigen Theil des Sommers hindurch fortzusetzen. Wenn auf den besäeten Gehauen, sonderlich an hohen und steilen Bergen, durch die sich sowohl in diesem als den folgenden Monaten so oft ereignende Platzregen und Gewittergüsse Schaden gethan, und die zarten und kleinen Holzpflanzen fleckweis weggeschwemmet und umgerissen worden; so soll man solche dadurch verursachte Lücken, und nachherigen leeren Plätze durch Einstreuung neuen Saamens ohne Anstand, und wohl zu wiederholten malen ausbessern. Nach Beschaffenheit des eingesammelten Zapfen-Vorraths ist mit deren Ausklingelung noch immer fortzufahren. Insonderheit muß man in diesem Monat das Abschälen und Schinden der Baumrinden, als welche man zu Erdbeerkörben u. d. g. liederlich verbrauchet, verbiethen, weil die Bäume davon verderben. So soll man auch eben darum das Pechhauen um diese Zeit unterlassen. Ingleichem soll man in die Plätze, wo das Wildpret seinen Stand hat, das Vieh nicht hintreiben lassen. Bey trockenem Wetter kann man das vorhin gehauene Holz heimführen.

2) Bey der **Fischerey** ist um diese Zeit mit rothen Käferlein am besten zu angeln; ingleichem Krebse gegen den vollen Mond zu fangen. Die an den Teichen befindlichen Ablaß- und Absallgräben, Teichdämme, Rechen, Fluder und Ständer, müssen um diese Zeit in gutem Stande seyn, damit die gemeiniglich um Johannis sich ereignenden starken Güsse, und anlauffende Wasser durch die gehörigen Oefnungen wieder abschiessen, und denen Teichen an Dämmen, und sonsten keinen Scha-

Schaden zufügen mögen. An denenjenigen Teichen aber, welche keinen absonderlichen Zugang haben, und im Sommer gerne austrocken, soll man die Wassergräben, und Einflüsse aufs beste öfnen, und alles, was dem Einlauffe des Wassers hinderlich seyn möchte, auf die Seite räumen, damit nicht bey einfallendem warmem Regen und entstehenden Güssen, die gute Feldgailung abgehalten werde, und zum Schaden der Teiche anderswohin lauffe. Es pfleget auch in diesem Monate, sonderlich wenn im Winter keine große Kälte, noch starker Frost gewesen, das Gras in denen Teichen stark zu wachsen, welches bey gutem Wetter bald zeitiget, und den Saamen fahren lässet, mithin die Teiche durch solchen nur mehr damit angefüllet und verwildert werden; dahero soll man gegen Johannis solches Gras das erstemal abmähen. Damit man aber denen Fischen keinen Schaden damit verursache, als welche um solche Zeit sich gerne in dem Grase aufhalten; so soll man mit Fischtrampen oder Störstangen in das Gras schlagen, auf daß der Fisch anders wohin gehe, und kein Schaden erfolge. Befinden sich auch Teiche, welche in freyen Auen oder Feldern, wo gar kein Zugang ist, liegen, und etwan wegen trockener Merzen- und Frühlingszeit, nicht gar mit Wasser gefüllt, jedoch in der Hofnung künftigen Regens besetzt worden sind, nunmehro aber bey einfallender warmer und trockener Witterung nur mehr Wasser verlieren, ja wohl gar austrocknen; so soll man nicht warten bis dieses erfolge, sondern einen solchen Teich, wenn er bis auf ein Drittel am Wasser abgenommen, ausfischen, die Fische in andere Teiche bringen, den leeren Teich aber, wenn er ausgetrocknet ist, pflügen und nach Art und Gelegenheit des Bodens, auch wie es die Zeit leidet, besäen. Wann auch ein solcher Teich einen magern Erdboden hat; so kann man denselben vorhero mit wohl verfaultem Miste, absonderlich mit kurzem Schaafmiste düngen, als wodurch ein solcher Teich ziemlich wieder zu Kräften kommt. Ist aber der Dünger weit herbey zu fahren; so darf man nur weisse Rüben in den Teich säen, die größten im Herbste herausnehmen, die übrigen aber im Wasser ersäuffen und verfaulen lassen, wovon die Fische hernach wohl wachsen, und an Fett und Fleisch treflich zunehmen werden. Sonst soll man um diese Zeit das Vieh an den besetzten Teichen nicht hüten lassen, weil es den Fisch von den Rändern abscheuchet, und in die Tieffe treibet, da er keine Nahrung haben kann, sondern verbutten muß. In diesem Monate streichen viel Fische, als Karpfen, Karauffen, Schleyen, Weißfische, Rothaugen, u. d. g.

3) **Bey dem Weidwerk** ist in diesem und dem folgenden Monate nichts sonderliches zu thun, und trägt dasselbe also noch sehr wenig ein. Denn ob man wohl jetzo mit den Stecknetzen, Wachteln und Kreßler oder Wachtelkönige fängt; so geschiehet es doch mit mehr Schaden als Nutzen. Doch zwischen Johannis und Jakobi mausen sich die wilden Gänse und Enten; daher man sie in Seen und Teichen im Geröricht mit

mit Netzen fangen kann. Jetzt soll man junge wilde Tauben aus den Nestern, wenn sie schon bald flück sind, ausnehmen, und sie mit Hirse, Weitzen, oder Erbsen aufziehen, und in einem besondern grossen Gemache frey umfliegen lassen, damit sie im Augustmonate auf die Tenne, oder auf die Pürsche gebraucht werden können. Um diese Zeit kann man auch die Käutzlein zum Vogelfange ausnehmen; man darf ihnen nur ein einziges Junges im Neste lassen; so werden sie ihr Nest niemals ändern. Indessen können jetzt auch junge Mistler, Drosseln, und Amseln aus den Nestern abgenommen, und in einem saubern Zimmer ernähret werden. Man muß sie aber sehr sauber halten. Ihre Speise muß Gerstengrieß oder grobes Weitzenmehl, und anstatt des Wassers mit süsser Milch angemacht seyn. Man muß es alle Tage anmachen, sonsten, wenn es lange stehet, wird es sauer, und die Vögel werden davon krank. Zum Getränke bindet man ein kleines Häderlein, das fein fäsericht ist, an ein Hölzgen, taucht es ins Wasser, und steckt es dem Vogel in den aufgethanen Schnabel, und das thut man neben ihrem Geäse, täglich gar ofte, 14. Tag lang, oder noch länger, bis sie selbst fressen lernen. Die jungen Vögel, die noch etwas an Federn entblößet sind, kann man leichter aufbringen, als die größern. Dann sie sperren die Schnäbel viel eher und williger auf, als wenn sie schon etwas erwachsen sind; sie lernen auch alles leichter, und thun lieber, was man von ihnen erfordert und haben will. So bald sie allein fressen können, gewöhnt man sie in die Häuslein, füttert und tränkt sie fleißig, und hält sie sauber, an einem kühlen, doch trockenen Orte. Will man sie aber in das Finstere bringen; so werden sie anfangs darüber traurig, daher man sie desto besser mit Wartung und Reinigung pflegen soll. Etliche setzen sie, ihrer mit der finstern Einsetzung zu verschonen, nur in ein Zimmer, wo allezeit Leute sind; und wenn sie wollen anfangen zu singen; so klopft man nur mit einem Stecken auf den Vogelbauer, so schweigen sie wieder eine Zeitlang stille; will aber das nicht helffen, so berupft man ihnen die Federn am Bauche, und endlich über eine Zeit die Steißfedern, und besprenget sie mit frischem Wasser, so ist es auch gut. Hingegen die andern Vögel, die nur zu Läuffern, und zur Ruhr und zum Plattnen gebraucht werden, darf man nicht in das Finstere setzen. Nun kann man auch die jungen Nachtigallen in den Gebüschen, wo man die Alten singen hört, um so leichter finden, weil sie jetzo anstatt des Singens, mit vielem Geschrey und Eifer, welchen sie vor ihre Jungen bezeugen, ihr Nest, oder ihre bereits abgelauffenen Jungen selbst verrathen. Denn diese Vögel, weil sie ganz nahe an der Erde brüten, und von der sorgfältigen Natur frühzeitig aus dem Nest geführet werden, damit sie nicht alle auf einmal umkommen, verlassen ihr Nest etliche Tage eher, als sie zu fliegen vermögen, und bleibet solche Zeit über, einer dort, der andere da auf einem kleinen Aestlein, oder gar auf der Erde sitzen. Die hell- oder weißfarbigen

gen sind die Männlein; die röthlichten aber, oder vielmehr die braun- und dunkelfarbigen sind die Weiblein; daher allezeit die hellfarbigen zu erwählen, und mit Ameisenevern aufzuätzen seyn. Nach St. Johannis, oder sobald die Jungen abgeflogen sind, fängt man an, mit dem Kloben den Meisen zu stellen, auch Staare zu fangen, ingleichem, mit Leimruthen allerhand Waldvögeln nachzustellen. So muß man auch nunmehro allgemach die Vogelheerde ausputzen und zurichten lassen, und sodenn noch die einheimischen und wilden Katzen auf den Feldern, wo sie dem jungen Geflügel nachspüren, verjagen und schiessen.

Jurisdictio forestalis, s. **Wildbann.**

Jus forestale, forestarium, s. **Forstgerechtigkeit.**

Jus glandis legendæ, s. **Eichellesen.**

Jus Grutiæ, s. **Flößrecht.**

Jus lignandi, s. **Holzungsgerechtigkeit.**

Jus Ratium, s. **Flößrecht.**

Jus venandi, s. **Jagdgerechtigkeit.**

Jvenblätter, s. **Epheu.**

K.

Kaddich, Krammetsbaum, Krannewetbaum, Reckholderbaum, Wachholderbaum, lat. Juniperus, franzöſ. *Genevre*, *Genievre*, *Genevrier*, **ist eine Gattung des Tangelholzes.** Er hat kleine, schmale, spitzige Blätter, bleibt immer grün, und bringet im May, anstatt der Blüte, kleine, leichte, gelbe Kitzlein, worauf, wenn diese verfliegen, die **Beeren** folgen, in der Grösse, wie Erbsen, die anfänglich grün, alsdenn braun, und endlich dunkelbraun oder schwarz werden. Man findet auf diesem Baum oder Strauch zu gleicher Zeit Blüten, unreife und reife Beeren, und was heuer blühet, wird erst auf den Herbst des nächst folgenden Jahres reif. Was alsdann von Menschen nicht abgenommen wird, oder von Vögeln abgelesen, das bleibet bis in das dritte Jahr veste behängen. Seine Rinde ist wie des Weinstocks, sein Holz vest, hart, kleinjährig und wohlriechend, sonderlich wann es im Mayen gehauen wird. Dieser Baum liebt einen bergigten und sandigen Boden, wie das andere Tangelholz. Es sind dessen zweyerley Sorten; die eine wächset zu einem ziemlichen Stamm, die andere bleibet ein niedriger Busch, und kann beydes gar wohl von Saamen aufgebracht werden. Er gehet ungefähr in 8 Wochen auf, und darf man den Boden weder wässern noch düngen. Will man ihn zu einem Baum ziehen, muß man ihn von unten ausschneideln.

So niederträchtig nun der Wachholderbaum ist, so giebt er doch in Ansehung des Nutzens, den er bey der Medicin erweiset, den andern nichts zuvor, sonderlich wegen seiner herrlichen Frucht. Wenn man glüende Kohlen von Wachholderholz auf Asche leget, und damit zudecket; so sollen sie sich etliche Monate, ja wohl ein gan-

ganzes Jahr lang glüend erhalten. Das Wachholderholz ist von einer balsamischen Eigenschaft, daher es auch die Raupen und Ungezieser vertreiben soll. Die Lauge von seiner Asche soll die Wirkung haben, daß sie, wenn man die Haare wöchentlich damit waschet, die Nüsse und Läuse vertreibet, das Kopfweh verhütet, das Gesicht schärfet, das Gedächtniß stärket, und viel andere dergleichen herrliche Tugenden mehr effectuiret. Man sagt, daß von den Wachholderstauden zweyerley Geschlechter wären, nemlich das männliche und weibliche. Wenn man sie pflanzte in einen Garten, so müßte man sie allezeit so setzen, daß sie einander gegen über stünden, sonst kämen sie nicht fort; das männliche soll nur allein den Saamen oder die Beere bringen.

Das Wachholderholz erwärmet und trocknet sehr aus, treibet den Schweiß und Urin, und wird deswegen anstatt des Guajaci und Sasafraß zu den Holztränken, in der Franzosencuren gebraucht, und von dem seel. Herrn D. Ettmüller in seinem Comment. über den Schrœd, p. 591. sehr gerühmet. Aeusserlich zünden es die gemeinen Leute anstatt des Räuchpulvers an, giebt einen schönen und angenehmen Geruch. Man macht auch Trinkgeschirre, Büchslein zu den Præservativen, und andere Sachen davon. Die Bauren brennen ein wässericht Oel davon, so äusserlich nicht uneben zu gebrauchen. Die Wachholderbeere haben ein harziges und würzhaftes Oel bey sich, erwärmen, zertheilen, verdünnen, treiben den Schweiß und Harn, verzehren alle böse Feuchtigkeiten, stärken den Magen, und öfnen die Verstopfung der ersten Wege der Abführung, führen den Stein aus, wehren dem Gifte, ansteckenden Krankheiten, böser Luft, wenn sie entweder in Wein geweicht, oder wie der Thee übergossen, und davon getrunken, oder im Munde gekauet, oder ganz hintergeschluckt, oder damit geräuchert wird. Der Schwamm, so wie ein Moos im Mayen sich an den Baum setzet, dienet, wenn er noch frisch, ein Wasser daraus zu bereiten, welches für allerley Gebrechen der Augen gut, und auch ein bewährtes Mittel für gelähmte und von der Gicht erhärtete Gelenke ist, zweymal des Tages dieselben damit geschmieret, und wohl gerieben. Der Spiritus ist vortreflich in Haupt- und Gliederschmerzen inn- und äusserlich zu gebrauchen, treibet auch den Stein. Das Oel aus den Beeren nutzet wider die Lähmung, den Schlag, die fallende Sucht und andere Gebrechen des Haupts, so von Kälte herkommen, stärket den erkalteten Magen, reiniget die Nieren und Blasen, treibet den Stein und Gries, von 3 zu 6 Tropfen in Wein oder einem andern bekommlichen Naß des Morgens und Abends eingenommen, NB. doch mit Bescheidenheit, daß man nicht zu viel nehme. Das Oel aus dem Holze wird äusserlich für Reissen und Lähmung der Glieder gebrauchet. Das Salz aus der Asche der Beere, oder auch des Holzes, treibt den Harn, thut gut in Wassersucht und Milzkrankheit. Das Muß wird wegen seiner vielfältigen Tugend der

deut-

deutsche Theriak genennet, und kann an statt desselben gebraucht werden. Der Extract aus dem Holze, sowohl als der aus den Beeren, treibet den Schweiß, und ist ein Bezoardicum wider die schwere Noth, Pest und ansteckende Seuchen. Das Elixier ist ein bewährtes Mittel wider den Stein.

Käfer, Kefer, lat. Scarabæus, franz. *Hanneton*, *Escarbot*, ist ein fliegendes Ungezieser, dessen ungemein zarte Flügel mit harten Schaalen bedecket sind. Es läßt sich dieses Ungezieser vom Frühling an, bis späte in den Herbst hinein, häufig und von vielerley Gattungen antreffen, welche entweder an der Grösse, oder an der Farbe von einander unterschieden werden. Unter den vielen Gattungen derselben sind die **Maykäfer**, welche ungefehr ein Fingerglied lang sind, und rostfarbig aussehen, vor die fruchtbaren Bäume die schädlichsten; indem sie gemeiniglich mit dem Ende des Aprils und den ganzen May hindurch, wenn die Bäume blühen, und sodann allermeistens in der Abenddemmerung, oft ganze Heerden miteinander ziehen, mit angehender Nacht aber sich nach und nach lagern, des Tages über ganz matt und kraftlos liegen bleiben, mit dem Abend aber wieder munter werden, und ihren Zug von neuem fortsetzen, bis sie sich endlich allmählich verlieren, ohne daß man merket, wo sie bleiben. Es kann dieses Ungezieser weder viel Hitze, noch starke Kälte ertragen; daher sie sowohl in nicht gar kalten, als warmen Frühlingen am meisten wahrzunehmen sind. In den Wäldern thun sie besonders dem Laubholze grossen Schaden und verhindern dessen Wachsthum, weil sie das Laub und zugleich die jungen Sprößlein abfressen, beschmeissen und vergiften, daß solche in langer Zeit kahl und ohne einiges Laub stehen, auch nicht fortwachsen können, bis der Regen den vergifteten Geiffer abwäscht und abspület, und es sich nach und nach wieder erholet; oder es verdorret wohl gar daran. Sie fressen fast von allem Laube, ausser von Birken und Erlen nicht, weil solches zu bitter ist. Wo sie eigentlich herstammen und wie sie erzeuget werden, ist nicht völlig ausgemacht, ob sie nemlich aus ihren eigenen Eyern, oder aus der Roßkäfer ihren herkommen.

Käfig, s. **Vogelbauer**.

Kälberluchse, s. **Luchs**.

Kämpfen, wird insgemein von den wilden Thieren gesagt, wenn solche mit einander streiten. Insonderheit aber sagen die Jäger, wenn sich zwey Hirsche mit einander stossen: **die Hirsche kämpfen**. Solches geschiehet gemeiniglich zu Brunstzeit, da nemlich ein Brunsthirsch der noch kein Wild hat, mit einem andern, der hinter seinem Wilde hergehet, und nicht ausreisset, sondern sich zu wehren getrauet, anbindet, und beyde mit dem Gehörn dergestalt scharf zusammen fahren, daß man es eine Viertelstunde, ja bey stillem Wetter noch weiter klappern höret, bis entweder einer weichen, oder gar todt auf dem Platze liegen bleiben muß. Viele

werden

werden zu solcher Zeit krumm und lahm, und zu Schanden gestossen; ja es geschiehet bisweilen, daß sie ihre Gehörne so vest in einander verwirren und verbeugen, daß sie nicht wieder von einander gebracht werden können, und also beyde zusammen umkommen müssen. Ein Hirsch aber, der im Kämpfen am kurzen Wildpret verletzet worden, wird insbesondere ein **Kümmerer** genennet.

Kästenbaum, s. **Castanienbaum**.

Käzgen, s. **Eiche** lit. B).

Käumen, wird von dem Saamen eines Baums oder Staude gesagt, wenn er in der Erde oder Boden aufbricht.

Käuzlein, s. **Eul**.

Kalb, heißt in der Jägerey das das Junge vom Hirschwildpret, so von dem Thiere im May oder Junio gesetzet worden, und zwar ein **Hirschkalb**, wenn es männlichen Geschlechts, und ein **Wildkalb** wenn es weiblichen Geschlechts ist. Zur Sommerszeit kann man die Kälber nicht wohl unterscheiden, was ein **Hirsch**- oder **Wildkalb** sey, als wenn man sie gesetzet findet, oder das Feigenblättlein oder kurz Wildpret, oder hinten stallen siehet, oder dieselben grob oder klar schreyen höret. Der Nahme eines **Hirschkalbes** bleibet demselben, bis nach der Brunst, da sich das Wildpret wieder verhäret und grau wird, alsdenn heisset es ein junger **Hirsch**, oder aber, wenn ihm die Spiesse oder ersten Knöpfe aus dem Kopfe zu gehen, anfangen, ein **Spiesser**, ingleichem **Spießhirsch**. Das Wildkalb behält seinen Nahmen bis nach der Setzzeit, und wird also erst nach Vollbringung eines Jahres ein **Schmalthier** genennet. Denn obwohlen die Jäger diesen Nahmen gemeiniglich dem Wildkalbe nach der Brunst oder Winterhärung bereits beylegen; so geschiehet doch solches nur um ihres Nutzens willen, weil sie von dem Schmalthier mehr Pürsch- oder Fanggeld, als vom Kalbe, bekommen. Eigentlich aber kann ein Wildkalb nicht eher, als wieder nach der Setzzeit und nach Vollbringung eines Jahres, als ein rechtes Schmalthier passieren; und zwar um so viel weniger, als die wenigsten Schmalthiere in folgender anderer Brunst den Hirsch zulassen und brunsten. Jedoch geschieheit solches auch zum östern, wenn nemlich dergleichen Schmalthiere als Kälber gute Milchmütter gehabt, und in der Milchzeit um selbige nicht gekommen seyn, bey welcher Bewandtniß sie aber verkröpfen und klein bleiben, weil sie leben. s. **Hirschkalb**, **Thier**, **Wildkalb**.

Kalbsetzen, wird von dem Thier oder der Hirschkuh gesagt, wenn es Junge bekommt, nicht aber: es kalbet.

Kammer; **Jagens**- oder **Jagungskammer**, wird bey dem Jagdwesen der Ort zum Abjagen und Lauste genennet. Es muß der Ort, wo diese Kammer gemacht werden solle, den besten Dickigt haben, so in der Gegend zu finden ist. Wäre aber ja der Dickigt nicht sonderlich groß; so muß das Abjagen und die Kammer

mer desto weiter gefasset werden, aus der Ursache, damit die Thiere die am Zeuge seyenden Leute nicht beständig in den Augen haben, und dadurch beunruhiget werden. Wo aber starker Dickigt ist, wird die Kammer desto enger gemacht, denn sonst ist das Wildpret nicht gut heraus zu bringen. Wozu denn die Gelegenheit des Laufts auch viel beyträgt.

Kammerhunde, s. Doggen.

Kamp, s. Baumschule.

Kampfjagen, ist eine an grosser Herren Höfen gewöhnliche Lustbarkeit, da man entweder auf dem Schloßplatze, oder in einem mit Mauren umgebenen und verwahrten Hofe, oder in einem besonders hiezu angelegten Hetzgarten, allerhand fremde und einheimische wilde Thiere, so zu dem Ende zum Theil in Kasten zugeführet werden, als Löwen, Bären, wilde Schweine, Wölfe, Auer- und Büffelochsen, Pferde und Hirsche mit einander kämpfen läßt. Dafern auch wohl ein muthiger Hengst, Maulesel, und Bullen- oder Saamenrind vorhanden ist; so werden dieselbe alle, einer nach dem andern, und also untereinander zusammen hinein gebracht. Man pflegt dem Saamenrinde auch wohl an die Hörner Schwärmer und Raqueten zu binden, dergleichen auch mit denen Auer- und Büffelochsen geschiehet. Wenn denn dieselbe in den Kampfplatz gebracht werden; so wirft man angezündete Schwärmer auf sie los, damit die angebundenen Schwärmer und Raqueten getroffen werden. Dieselben sind vorhero mit Mehlpulver und Spiritu vini an der Mündung oder dem Zünder bestrichen. So bald etwas Feuer daran kommt, fangen sie an, zu brennen, und fahren an dem Bindfaden, woran sie angebunden sind, hin und her, und schlagen los, dadurch die Ochsen voll Zorn und Grimm werden, und alles was ihnen vorkommt, anfallen. Desgleichen wirft man auch nach denen Bären und andern Thieren etliche Schwärmer, auf daß sie zornig werden müssen. Die Thiere gehen alsdenn auf einander los. Der Auerochse hat eine sehr starke Force; er hält nur den Kopf dar, und so was anläuft, muß es auch zurücke prallen. Er ist im Stande, das Saamenrind, wie auch die andern Thiere, ganz und gar vom Boden aufzuheben, und in die Höhe zu werfen. Wenn aber das Schwein recht ankommt, so macht dieses seinem Gegner mit seinem Schlage bald den Garaus. Das Pferd und der Maulesel wird hinten und vornen beschlagen; und ob gleich der Maulesel sonst vor ein dummes Thier geachtet wird; so muß man sich doch verwundern, wie er sich mit Rennen, Schlagen und Beissen, gegen den Bären, Löwen und dergleichen Thiere wehren kann. Sie kämpfen sich auch wohl müde, und werden es satt, daß sie einander nicht mehr recht trauen und angreiffen wollen. Daher läßt man auch wohl etliche Hunde zu ihnen hinein, die sie wieder anregen, da sie dann wieder untereinander kämpfen, und durch einander her rennen. Dieses ist nun ein Vergnügen vor die großen Herrn und Damen, die denn in ihren Logen stehen, und solches mit Lust ansehen, welches

welches zuweilen wohl etliche Stunden dauret. Man hetzet auch öfters den Bär, mit guten Hetzhunden, Bären- und Bullenbeissern, ingleichem das Schwein, welche denn der Herr, in Begleitung der Jäger, mit dem Fangeisen fänget. Man schiesset auch wohl den Auer- Büffel- und Saamenochsen auf den Kopf. Die Wölfe werden auch gehetzet. So der Löwe, Tyger, das Pferd und der Maulesel im Kämpfen nicht gar sehr verwundet worden, werden sie wieder an ihre gehörige Oerter gebracht. Wenn der Herr die Thiere selbst fänget; so bläset die Jägerey mit ihren Hüfthörnern dabey, und endet sich alsdenn diese Lust, dergleichen an grossen Höfen zum Zeitvertreibe, sowohl derer Herren als Damen öfters geschiehet, bald mit vielen, bald auch nur mit etlichen wilden Thieren. Auch werden wohl die Bären, welche sich sonsten recht gut wehren können, besonders mit aufbehalten, um sie zu österm Kampfjagen zu gebrauchen. Uebrigens könnte von der Moralität dieses Kampfjagens wohl noch manches erinnert werden.

Karausche, Carausche, Karautze, Karutzen, Garusse, lat. Charax, Carassius, Cyprinus latus, ein kleiner Fisch, welcher aufs höchste einer starken Spanne lang, und einer guten Hand dicke und breit wird. Er kommt fast einem Satzkarpfen gleich, ist aber weißlichter und breiter, auch hochrückigter und mit einem etwas kürzern Kopfe versehen. Die jungen Karauschen sehen etwas bleicher, als die Karpfen, wenn sie aber nur auf ein Pfund wiegen; so sehen sie noch rothgelber. Er hat ein gesundes und wohlgeschmacktes Fleisch, und tauget zum Sieden und Braten, nur ist er mit ziemlich vielen Gräten versehen. Wer daher nicht Gedult bey dem Fischessen hat, und die Gräten aussuchen will, der achtet die Karauschen nicht hoch, von einigen aber werden sie für einen delicaten Fisch gehalten. Es würde auch dieser Fisch, wenn er so groß, als ein Karpfe wäre, sowohl wegen seiner Güte, als auch wegen seines gesunden Fleisches, denselben, wo nicht übertreffen, doch ihm wenigstens gleich kommen. Man setzet sie gerne in Teiche, da Forellen und Hechte hinkommen sollen, weil sie ihnen ziemlich wohl zur Nahrung dienen, und sich doch wegen der oft wiederholten Laiche nicht bald ausöden, auch wegen ihrer Geschwindigkeit nicht so leichte fangen lassen. Doch müssen die Karauschen ein Jahr vorher allein in dem Teiche stehen, ehe obige Raubfische zu ihnen eingesetzet werden. Hingegen sind sie in den Karpfteichen wenig oder nichts nütze; sowohl weil sie gar zu sehr überhand nehmen, als auch durch ihre Geschwindigkeit den Karpfen die Weyde entziehen. Ihre Laich- und Streichzeit ist gemeiniglich im May und Junio, oder nach einigen im April und May, und streichen sie schon, wenn sie auch nur 2 Jahr alt seyn; daher sie sich stark vermehren. Doch sind sie in ihrem Wachsthum nicht so stark, als die Karpfen, und werden über anderthalb oder 2 Pfunde nicht schwer. Ihre Nahrung ist, nebst der Fettigkeit des

des Wasserk, Schlamm. Wo sie leimichten Boden haben, da gedeyen sie recht gut. Zur Winterszeit können sie in den Teichen mehr ausstehen, als die Karpsen, wenn sie nur rein Wasser haben; aber ausser ihrem einmal gewohnten Wasser dauren sie, wie die meisten Fische, nicht lange. Wenn ihnen das Wasser entgehet, stehen sie auch bald ab; wo sie aber dünnen Schlamm haben, so erhalten sie sich noch eine Weile. Im Verkauffe werden sie auch an den meisten Orten denen Karpsen und Bärschen gleich theuer bezahlt. Unter den Karauschen findet man auch zuweilen welche, die den Karpsen etwas mehr gleich kommen, als die Karauschen, und von den Fischern für eine Bastardart von Karauschen und Karpsen gehalten, auch daher

Karauschenkarpfen, **Karutzenkarpfen**, lat. Charax major, genennet werden. Sie sind leicht von den andern zu unterscheiden, indem sie mehr gelblicht sind, als die wirklichen Karauschen, und auf beyden Seiten des Leibes vom Kopfe bis an den Schwanz einen geraden, durch und über die Schuppen weggehenden Strich haben. Noch eine besondere Art der Karauschen sind die Giebeln, s. Giebel.

Karauschenteich, s. Teichfischerey. Nro. I. lit. B.) γ) 15).

Karautze, s. **Karausche**.

Karpe, s. **Karpfe**.

Karpfe, **Karpe**, lat. Carpus, Carpa, Carpio, Carpo, Cyprinus, franz. *Carpe*, ist ein bekannter Fisch, der sich in süssen Wassern aufhält, einen breiten dicken Leib, schwärzlichten Rücken, dunkelgelbe Seiten, und einen weißgelben Bauch, grosse und dichte auf einander schiessende Schuppen, und fünf Floßfedern hat. Er hat keine Zunge, wie sonst insgemein geglaubet wird, sondern dasjenige, was man für seine Zunge, und ein herrliches Bißgen hält, ist der starke fleischigte Gaumen; wie denn der Augenschein zeiget, daß diese vermeynte Zunge am obern Theil des Mundes anhängig, und mit dem untern Theile ganz nicht verbunden, auch keinesweges von dem Gaumen, wie eine Zunge seyn soll, frey und abgelößt zu sehen ist. Die Zähne hat er im Rachen und im Kopfe, am Rückgrade einen dreyeckigten Stein, der **Karpfenstein** genannt, welcher im Munde gehalten, den Sod vertreiben, und das Bauchgrimmen verhüten, insonderheit aber ein vortrefliches Mittel wieder die fallende Sucht seyn, und so nachdrücklich helfen soll, daß diese Krankheit nicht mehr wieder komme; wiewohl andere diese Kraft allein den 2 harten Mondförmigen, nicht weit von den Augen liegenden Steinen und Beinlein zuschreiben. Die Karpfen werden unterschieden 1) **nach dem Orte ihres Aufenthalts** in **Fluß- oder Stromkarpfen**, lat. Cyprinos fluviatiles, in **Seekarpfen**, lat. Cyprinos lacustres, und in **Teichkarpfen**, lat. Cyprinos piscinarum. 2) **Nach der Grösse und Alter**, als da sind: **Saamkarpfen**, Cyprini admissarii, welche noch in ihrem Wachsthum begriffen sind, und zwar die jährigen nennt man **jährigen Strich**, oder Setz-

Setzlinge; hernach kommt der zweyjährige und dreyjährige Strich; im vierten Jahr werden sie erst Karpfen, und endlich **Haupt- und Spiegelkarpfen**, lat. Cyprini maximi, französ. *Carpes dorées*, von welchen allen die **Fluß- oder Stromkarpfen** die gesundesten und schmakhaftesten sind. s. **Stromkarpfen** Nächst diesen folgen die Teichkarpfen, wenn sie nemlich in solchen Teichen stehen, die von klaren frischen Bächlein, und von den Armen aus fließenden Wassern ihren Zugang haben. Die Karpfen in stehenden Seen aber sind mehrentheils eines faulen, moderichten und morastigen Geschmacks, und dannenhero von den guten auszuschliessen, woferne die Seen nicht gesalzen sind. Hingegen werden die Karpfen von mittelmäßiger Größe, etwa von 2 bis 3 Pfunden, vor die besten gehalten, zumal wenn sie recht zugerichtet, warm gegessen, mit andern Speisen nicht überladen, und ein paar Gläßgen Wein darauf gesetzet worden. Kranken Leuten, insonderheit aber denen, die zum Stein oder zur Kolick geneigt sind, pflegt man den Genuß der Karpfen zu untersagen. Die **Spiegelkarpfen** sind eine besondere Art von Karpfen, obschon verschiedene behaupten wollen, daß die gemeinen Karpfen, wenn sie über 4 oder 5 Jahr alt wären, zu Spiegelkarpfen würden. Denn zu geschweigen, daß auch Saamen und Setzlinge von den Spiegelkarpfen gefunden werden, welche denen Alten vollkommen ähnlich sind, und Böhmen insonderheit wegen glücklicher Zeugung der Spiegelkarpfen sehr berühmt ist; so zeiget auch der Augenschein, daß die Schuppen an denenselben nicht allein weit grösser und goldfärbiger sind, sondern auch vom Kopfe bis zu dem Schwanze beyderseits nur 2 Reihen solcher Schuppen gehen, der übrige Leib aber über und über ganz glatt ist. Und auch diese wenige Schuppen verlieren sie mit derZeit, also daß man alte Spiegelkarpfen findet, die keine einige Schuppe mehr haben, und so nackend als eine Schleye sind. Sie haben ein fetters und delicaters Fleisch, sollen aber wegen ihrer Zärtlichkeit in Ermangelung desjenigen schuppichten Panzers, womit die gemeinen Karpfen bekleidet sind, zu keinem hohen Alter gelangen, wie diese, von denen man beglaubte Nachrichten hat, daß sie 50, 60, ja 100 Jahr erreicht haben. 3) Dem Geschlechte nach werden sie in **Milchner** und **Rögner** eingetheilet, davon jene männlichen, diese aber weiblichen Geschlechts sind.

Diejenigen, welche zu Erzeugung des Saamens in die sogenannten Streichteiche ausgesetzet werden, heissen **Streich- oder Laichkarpfen**, und sollen dieselben von guter Gattung, vollkommen von Schuppen und Floßfedern, unbeschädiget und unzerstossen, auch nicht gar zu fett, sondern fein proportionirlich, jedoch etwas dick und großbäuchig, voller Rogen und Milch, über 4 oder höchstens 5 Jahre nicht alt seyn. Denn wenn sie gar zu groß und fett, oder zu alt in einen nahrhaften Teich kommen, so streichen sie nicht gern. Dergleichen Karpfen werden im Herbste, wenn man die Teiche gefischet

 hat,

hat, ausgelesen und den Winter über in einen nicht allzugroßen Hälter oder Einsetzteichlein, damit sie fein beysammen seyn, und sich nicht sonderlich ergehen, oder allzusehr abarbeiten können, und darinnen man auch allezeit Wasser genug haben kann, erhalten. Wenn sie also den Winter über im Gedrangen erhalten, und hernach im Frühling wiederum ins frische Wasser ausgesetzet werden; so werden sie auch um viel desto eher streichen. Es geschiehet aber solches Aussetzen der Streich- oder Laichkarpfen gar langsam im Frühlinge nach Ostern, etwa um Georgii im vollen Monde, oder auch wenn die Aepfelbäume blühen, und das Graß schon hervor gekommen ist, damit sie alsobald Weide finden, und sich derselben gebrauchen können. Die Anzahl der Laichkarpfen muß nach der Grösse des Streichteiches eingerichtet, und allezeit einem Milchner zwey Rogner beygesellet werden; man soll sich auch, nach etlicher Meynung, fremder Streichkarpfen befleißigen, und dieselben zum Streichen aussetzen, weil sie besser auf anderm Boden, als auf einheimischem streichen sollen. Auf daß aber die Fische wohl streichen, so nehmen etliche Lorbeeren, Ingber, Pfeffer und Salz, gar klein gestossen, wie Mehl, und bestreichen damit die Fische unter den Floßfedern, um das Lustloch, am Maule, und hinter den Ohren oder Backen, wohl. Andere nehmen mit den Streichkarpfen vor dem Aussetzen folgenden Proceß für: erstlich sieben sie ein wenig Asche gar klein, mengen dieselbe unter Salz, und reiben damit ihre Streichkarpfen an den Bäuchen und Näbeln. Darnach thun sie in einen Zuber mit Wasser guten kleinen Schafmist, damit das Wasser gar herbe wird, reiben mit dem Miste die Streichkarpfen an den Bäuchen, setzen sie in den Zuber, und führen sie darinnen hinaus zu dem Streichteiche. In solchem machen sie vornen an dem Ufer, da das meiste Gras stehet, eine enge Stallung von 4 kleinen Horden, schütten den Zuber mit dem Wasser und den Streichkarpfen darein aus, und nehmen endlich die Horden hinweg, nachdem die Fische eine gute Weile darinuen gestanden haben, und lassen sie solchergestalt dem frischen Wasser nachgehen. Wenn nun solche Karpfen den ersten Sommer gestrichen haben; so wird derselbe Saame **Brut** oder **Strich** genennt. Wenn dieser **Strich** zwey Sommer und einen Winter gestanden hat, und selbiger auf den andern Herbst gefischet wird; so heisset er nicht mehr Strich, sondern er wird alsdenn **zweyjähriger Saamen** oder **Satz** genennet, welcher folgendes Jahr zu Ende des Aprils und zu Anfange des Mayen, im zunehmenden Monden, wenn das Wasser gleichsam ein wenig lau oder warm geworden ist, nnd das Graß hervorzuwachsen beginnet, ausgesetzet wird. Hat dieser ausgesetzte zweyjährige Saamen wieder einen Sommer gestanden, und sich erstreckt, so wird er auf den Herbst gefischt, und ist alsdenn **dreyjähriger Satz** oder **Saamen**, welcher hiernächst in die zum Gewächs bestimmte Teiche ausgesetzet wird, damit er darinnen ein oder zwey Sommer stehe und wachse, und rechte Karpfen daraus werden; nach welcher

cher Zeit die, so nur einen Sommer gestanden, einsömmerige, die andern aber, so zwey Sommer darinnen gewesen, **zweysömmerige** genennet werden.

Es hat aber ein Hausvater, wenn er seinen Erstreck- oder Streckteich im Herbste fischet, ehe er den zweyjährigen Saamen in die rechten Karpfenteiche austheilet, sogleich einen Ausschuß zu machen, und die größesten Setzlinge auf einen Sommer, d. i. auf ein Jahr; die von mittelmäßiger Grösse, auf 2 Jahr; und die kleinste auf drey Jahr zu versetzen. Denn wenn man obbemeldete drey Gattungen Sätzlinge auf drey Sommer in einen Teich zusammen thut; so geschiehet es leichtlich, daß die größten streichen, (welche Brut man **Bastarte** nennet) wodurch man aber die Karpfen verderbet, daß sie nichts oder gar wenig zunehmen werden; sowohl auch, wenn man die größten Satzkarpfen, welche nur einen Sommer zu ihrem Wachsthum, und zu ihrer völligen Grösse zu gelangen, erfordern, mit den kleinen auf drey Sommer aussetzet, ist solches ein grosser Schaden, weil der Gewinn, den man von den grossen Karpfen in einem Jahre hätte, erst in drey Jahren davon zu nehmen ist. In der grossen Sommerhitze, welche gemeiniglich in dem Monate Julio einfällt, soll man die Karpfen, wenn man Gelegenheit dazu hat, öfters mit frischem Wasser erfrischen; bey hartem Winterfrost aber, da sie leichtlich unter dem Eise ersticken, Löcher darein hauen, oder, wie die Fischer reden, Wuhnen machen, damit die Karpfen Luft bekommen mögen. Sonst ist unnöthig, die Karpfen in einem Teiche zu speisen. Denn es geht gemeiniglich mehr dabey auf, als es Nutzen bringet. Sie gewöhnen sich an die ihnen gegebene Schleckerey, und nehmen hernach die natürliche Weide nicht mehr an, daher sie im Wachsen mehr gehindert, als befördert werden; es wäre denn, daß es mit feistem Koth, auch anderm guten Erdreich oder kurzem Miste geschehe. So soll man sie auch mit dem Brodte nicht verwöhnen, weil sie hernach mehr ab- als zunehmen, wenn sie solches nicht beständig haben können. In den Fischhältern aber will es allerdings eine Nothwendigkeit seyn, sie zu speisen, und giebt man ihnen darinnen insgemein geschroten Malz, Träber, Brod, und dergleichen. Etliche thun solches in ein Faß, das mit vielen Löchern durchbohret ist, davon das Wasser trübe gemacht wird, und die Fische also ihre Nahrung haben; oder man pfleget ihnen auch wohl aus Leimen, Kleyen und Schafmist geknetete und gebackene Kugeln von Zeit zu Zeit vorzuwerfen. Die Güte eines fetten Karpfen wird daran erkannt, wenn er fein hart, und gelb am Bauche, einen kurzen, kleinen, käulichten Kopf hat, und fein schwarz über dem Leib ist.

Die Karpfengalle hat in der **Medicin** ihren besondern Nutzen. Sie ist nemlich vortreflich gut vor die Rose, es sey die weisse oder die rothe Rose, sie sey auch gleich am Kopfe und Gesichte, oder an einem andern Gliede des Leibes. Man nimmt von einem Karpfen, so er gerissen

sen wird, die Galle, bindet selbige oben an deren Schlunde mit einem Faden zu, daß sie nicht auslauffen kann, und hänget selbige an einen Schorstein, allwo der Rauch nicht allzuhitzig, sondern nur gemächlich davon gehet, alsdenn verwahret man selbige zum Gebrauch. Wenn nun die Rose sich bey dem Menschen äussert; so nehme man diese Karpfengalle, und werfe sie auf das Kohlfeuer, und lasse hievon den Rauch an das Glied gehen, wo die Rose daran ist, überhänge solches aber mit einem Tuche, daß der Rauch sich desto besser zusammen an diesem leidenden Theile halten muß; es ist oftmals bewährt befunden worden. Es wird auch die Galle bey hitzigen Fiebern nützlich eingenommen; sie widerstehet der Hitze sehr, vertreibet auch das Fieber. So streichen einige auch mit Nutzen die frische Galle auf die blöden Augen, und zwar, wenn selbige röthlicht, und voller Hitze scheinen; so thut sie hierinnen gute Wirkung, benimmt die Hitze, und zugleich dasjenige weg, so die Dunkelheit der Augen verursachet. S. a. **Anstrich der Karpfen.** Vom Zurichten der Karpfen s. Onomatologia œconomica, oder **öconomisch Wörterbuch 2ter Theil,** pag. 311 - 314.

Karpfenbrut, s. **Karpfe.**

Karpfengalle, s. **Karpfe.**

Karpfenhälter, wird entweder zur Winterung, oder zur täglichen Nothdurft und Küchengebrauch angelegt.

α) Bey dem ersten ist folgendes in Acht zu nehmen: Es werden sehr nahe am Hof, Schloß oder Dorf kleine Teiche von einem halben, ganzen bis anderthalb Morgen groß erwählet, welche vor das erste guten fetten Boden haben, vor das andere im Winter über wenigstens zwey Ellen, und nach dem Stich und Grundzapfen zu, zwey und dreyviertel bis drey Ellen tief Wasser halten, so daß selbe in denen stärksten Wintern nicht ausfrieren können; **drittens** in welche keine Graben oder Gerenne von anderer grossen Teichen ihren Flutbetten gehen, damit keine Hechte hinein kommen. **Viertens,** welche mit einem fein breiten Stich und gut Wasserhaltenden Gerenne und Grundzapfen versehen, damit ein solcher Teich reine abgelassen werden kann. Dieserley Teiche schicken sich nun vollkommen, die jungen Karpfen auszuwintern, und müssen also deswegen mit der grössesten Sorgfalt Teichverständig tractiret, nemlich alle Jahre der Hauptdamm mit lettichtem Erdreich erhöhet, und in der Mitten, besonders nach dem Stich zu, ausgetieft, der Stich aber besonders, auch die Inserirgraben nach dem Stich zu, ausgeräumet werden, damit dergleichen Teiche ihre beständige Tiefe behalten. Die beste Winterungsteiche sind diejenigen, so warme Quellen haben, unten an der Sohle einer Anhöhe liegen, wo gemeiniglich dergleichen Quellen hervor springen, da, sage ich, kann man einen Morgen groß einen fein breit und hohen Damm herum aufführen, und selbigen mit einem Abzugsgerenne versehen, und wenn denn, wie gedacht, vom Dorfe oder Gütern dahin

dahin gesehen werden kann, damit nicht die böse Buben im Winter Löcher hauen und des Nachts Fische rauben können; so ist es besser, als wann die Winterungen weit ab vom Dorfe liegen.

Wenn nun um Martini die andern und grossen Zuwachsteiche gefischet werden sollen; so werden diese Winterungen, worinn den Sommer über ebenfalls Karpfen nach der Einsatzregel gestanden, anförderist reine abgelassen, und reine ausgefischet, das Gerenne und der Grundzapfen wohl mit Thon und Letten bestampft, mit Wasser wieder völlig angespannet, und also alles besorget. Sind die andern Zuzuchtsteiche abgelassen und ausgefischet; so werden nach Martini sämtliche Karpfen, welche ausgewintert, und auf das Frühjahr wieder in andere Teiche gesetzet werden sollen, hierein gesetzet. Ich sage aber nur lauter Karpfen und absolut kein anderer Fisch. Weilen auch diese Karpfen, sie seyen klein oder groß, von dato an den ganzen Winter durch nicht so, wie in denen Sommerteichen, herum schwimmen, auch viel Platz und Nahrung erfordern, zumalen sechs bis acht Butten oder Zuber voll Karpfenbrutsatz, pfündig, zwey und dreypfündige Karpfen in 72 Morgen groß Winterungsteiche sich in wenig Tagen ihr Lager suchen, und den ganzen Winter darinn ganz stille stehen, so sage ich, so bald nach Martini die Karpfen, sie seyen groß oder klein, aus den grossen Sommer- und Wachsteichen in die tiefen Winterungen kommen, so suchen die grössesten Karpfen sogleich die grösseste Tiefe des Teiches, und zwar meistentheils den Stich nahe vor dem Grundzapfen, wohin sich denn auch der zarteste und fetteste dünne Schlamm aus dem ganzen Teiche nach und nach hinziehet. In dieser Tiefe legen sich die Karpfen so nahe beyeinander, als wenn selbe mit Gewalt zusammen geschichtet wären, und zwar wie Heringe in einer Tonne, die kleinern nach Proportion der Grösse immer neben diese, und die allerzarteste Brut am Rande dieses Lagers, so, daß man bey recht stillem Wetter, ehe der Teich zufrieret, dieses ganze Karpfenlager wahrnehmen und sehen kann, daß ihr Bauch völlig im Schlamme, die Schnautzen aber ein klein wenig über dem Schlamm vorragen, und daß sich kein einziger reget, ausgenommen die Floßfedern, welche beständig wie ein Uhrwerk sich bewegen. Auf diesen Punkt müssen wir scharf sehen, indem hierauf alles Wohl und Weh der Karpfenzucht beruhet.

Wenn es nun frieret und der Teich völlig mit Eis beleget wird; so ist nicht erlaubt, eine Wuhne oder Oefnung über den Stich, oder wo der Teich am tiefsten ist, zu machen, ansonst sich viel Gefahr und Nachtheil ereignen könnte, sondern viel weiter über die Mitten des Teichs hinauf, und zwar im Drittel, wird nur ein Loch eine Elle groß durch das Eis gehauen, und ein Bund Waitzen- oder Haberstroh, annoch oben und unten am Sturzende nochmalen mit einem Strohseile, oder aber noch besser mit einer gedreh-

gedreheten Wiede, ganz veste zusammen gebunden, hineingestellet, so daß die Sturzenden auf den Boden des Teiches zu stehen kommen; jedoch das Bund Stroh über dem Eise fast eine Elle hervorraget. Kann man Teichrohr haben, so ist es noch besser, und also länger. Wann dann gleich noch so starker Frost kommt, so haben die Fische hierdurch Luft; mehr Löcher aber dürfen nicht in Winterungen gemacht werden, und wenn, die Winterungen warme Quellen und oben an einem Orte einen kleinen Auslauf, als wie ein klein Flutbette haben, welches sich öfters ereignet; so braucht man keine Oefnung, kein Stroh oder Rohr, sondern die Winterung bleibet so ohnehin in ihrem guten Stande.

Gleichwie nun die Eigenschaft derer Karpfen im Winter absolute in ihrem Winterquartiere eine Tiefe, welche nicht ausfrieret, einen dünnen schlammigten Platz in ihrem Lager, und hauptsächlich, wann sich die Karpfen einmal ordentlich gelagert, Dato an bis aufs Frühjahr eine ungestöhrte Ruhe haben will; so müssen wir solchem nachdenken, und vielmehr dazu behülflich, als hinderlich seyn. Das ist: In solche enge Winterungsteiche darf keine andere Art an Fischen mit eingesetzet werden, sintemalen andere Fische diese stille Winterlagerung nicht lieben, und diese Eigenschaft derer Karpfen nicht haben. Schleyen und Karauschen, Pertsche und Hechte stehen den ganzen Winter durch nicht einen Augenblick stille, oder halten Lager, sondern sind beständig beschäftiget. Die Karauschen und Schleyen wühlen und arbeiten im Morast und suchen, nach ihrer Eigenschaft, was ihnen nöthig ist, und wohlgefället. Die Hechte schiessen wie die Pfeile so schnell hin und her, und lauren nur auf die junge Karpfenbrut und gute Fische, um ihren Rachen und Leib stündlich zu füllen. Desgleichen auch die Pertschen, welche alles kleine Brutwesen ruiniren. Wann nun dieserley Fische in einer Karpfenwinterung mit eingesetzet werden; so wird das Karpfenlager verunruhiget, und die Karpfen müssen absolut aufstehen. Da nun, wegen Enge des Teiches, die Karauschen und Schleyen das Wasser ganz trübe machen; so ergiebet sich, daß die Karpfenbrut, auch der Karpfensatz, für Tumult und Angst in die Fläche schiessen, um sich in Sicherheit zu begeben; mit denen Rückenfloßfedern aber an das Eis kommen und anfrieren. Bey solchen unordentlichen Veranstaltungen liegen im Frühjahre, bey Ablassung solcher Winterung, ich sage, so bald das Eis aufthauet, viele Butten voll todte Fische auf dem Wasser, und werden denen Krähen auch Raubvögeln zu Theil, ohne was die Hechte zuletzt gefressen, welche, wann der Winter fast vorbey, wegen Mangel des Platzes und beständig trüben Wasser auch crepiren. Dahero, wie gedacht, Ordnung gehalten werden muß.

β) **Die Karpfenbehälter zum täglichen Küchengebrauch** werden entweder in den Gärten, oder an andern denen

denen Landhäusern nahe gelegenen Orten, nachdem es das Terrain leidet, etliche nach einander gebauet, damit das Wasser von einem in den andern lauffen könne, hiernächst auch, damit das Wasser das Erdreich darinnen nicht ausschwemmen, noch vielweniger von denen Karpfen Löcher darein gegraben werden mögen, auf den Seiten mit Bretern wohl verwahret, doch soll man in dergleichen Hälter, wenn sie noch neu, nicht bald Karpfen setzen, denn das Wasser wird von dem neuen Holze gleichsam vergiftet, so daß die Karpfen sehr darinnen sterben. Die Karpfenhälter sollen unten am Boden leimigten Grund haben, als wovon die Karpfen eine gute Nahrung bekommen: ist es aber ein anderer Grund, so muß man den Hälter desto tiefer graben, und einen leimigten Grund, ohngefähr einer Ellen dick, darauf schlagen; man kann auch unter den Leimen ein wenig Malz nehmen, damit sich die Karpfen desto besser davon nähren können. Man soll auch die Karpfenbehälter, wenn sie anderst gehöriger massen gebauet sind, jährlich wenigstens zweymal, im Frühling und Herbst, wenn keine Fische darinnen, ganz und gar ablassen, mit stumpfen, auf langen Stangen gebundenen Besem sauber auskehren, wieder ein wenig Wasser einlassen und ausspülen, auch dieß so lange, bis das Wasser ganz helle heraus fliesset, damit aller Schleim und Gestank mit hinaus komme, so bleiben die Karpfen desto lieber darinne; kann man sie aber nicht ablassen; so müssen sie mit grossen Kornschauffeln, Wasserschnecken, oder andern Wassermachinen ausgeschöpfet, und gleicher massen also gereiniget werden. s. a. Fischbehälter.

Karpfensatz, s. Karpfe.

Karpfenstein, s. Karpfe.

Karpfenteich, ist dreyerley, nemlich der Streich- und Laichteich; der Streck- oder Ersteckteich; und der eigentliche Karpfen- oder Setzteich, welche beyde letztere auch Zuwachsteiche genennet werden.

1) Zu Streich- und Laichkarpfen, sind kleine Feldteiche, welche zwey bis drey Morgen halten, mitten in freyen angebauten Feldern oder Wiesen recht in der Sonne liegen, in warmen Sommertagen ihren Spiegel, fast zu zwey bis vier Morgen groß, und ein bis anderthalb Elle tief Wasser behalten, hauptsächlich aber fetten oder leimigten Boden haben, nechstdem mit einem behörigen Stich und wohl verdeckt und verlutirten Gerenne und Grundzapfen versehen sind, damit um Martini ein solcher Teich völlig abgelassen, und also im Stiche der Grundzapfen reine ausgefischet werden kann, die allerbesten. Es müssen aber selbe absolut dazu alle Jahre gebrauchet und mit nichts anders besetzet werden. Ich sage, dergleichen Feldteiche, wo keine Graben oder Bäche hinein lauffen, damit man vor den Hechten sicher seyn kann, und wo sich die geilen Feldgewässer nach und nach einsenken, und dabey einige natürliche Grundquellen haben, um einen beständigen Spiegel zu erhalten,

 sind

sind vor einen Karpfenliebhaber viel Geldes werth. Es kann damit die Karpfenzucht mit Gewalt in Menge gezwungen werden. In Ermanglung dessen, und in sehr tiefen, grossen, kalten und sandigten Teichen, wo allerley Bäche herein gehen, darf absolut auf Karpfenbrut nicht gedacht werden, weil die Hechte mit dem Bach- und Grabengewässer häufig darein kommen, und alle zarte Karpfenbrut ohne Unterscheid wegschnappen, auch auf grossen Teichen dreyssig bis fünfzig Morgen bey mittelmässigem Winde und Sturm sich Manns dicke Wellen ereignen, und das Gewässer an die Ufer schlagen, welches dem frischen Karpfenteiche höchst schädlich ist.

Alle diejenige, so zur See in die auswärtigen Länder gefahren, und an denen Seeufern, und besonders wo öfters allerley kleine und grosse Ströme, Bäche und Graben sich in die See ergiessen, bekannt sind, werden gestehen müssen, daß kein einziger Seefisch in der Tiefe der See streichen und leichen, auch kein Teich wegen denen wütenden und oft brüllenden Wellen genesen oder gedeyen kann, sondern daß die Fische in der Streich- und Laichzeit Winterflächen, stille Gegenden suchen, sich in Ruhe mit einander zu begehen, auch nachgehends die Roger ihren Laich in solche flache, stille Gegenden häufig auslaichen, so daß man öfters dergleichen Flächen mit Laich häufig angefüllet findet. Wenn nun der Wind nur vierzehen Tage bis drey Wochen von solchen Gegenden nach der See zu fortdauret, so hat sämtlicher Laich gewonnen, und wimmelt alsdenn diese Gegend von kleiner Brut. Dergleichen klein Gezeug bleibet genug so lange in der warmen stillen Fläche, und wächset zusehens, bis der Wind endlich einmal von der See, hier nach der Fläche zu die Wellen aufschwellet, da denn sämtliche Brut mit fortgehet, und sich so lange, als bis selbe von andern räuberischen Fischen und Seethieren gefressen oder gefangen werden, erhalten.

Dergleichen Bewandniß hat es auch mit den Karpfen, daß selbe nemlich in der Streichzeit eine Fläche suchen, auf welche der Milchner mit dem Rogner heraus gehen, wo das Wasser kaum vier, zwey, ja oft ein Zoll hoch ist, und in die Sonne sich mit den Bäuchen zusammen legen, und ganz merkliche Streichsbewegungen machen, nachgehends sich wieder in das Wasser vermittelst Krümmungen zurücke ziehen.

Es bleibet also veste gestellet, daß auf diese Art gelegene Teiche lediglich zum Streichen und Laichen mit grossen Streich- und Laichkarpfen alle Jahre besetzt werden sollen. Nun müssen wir, wenn die Besatzung recht oeconomisch und fruchtbarlich geschehen soll, wissen, wie alt die Streichkarpfen, und wie schwer solche seyn müssen, wann rechte gesunde junge Brut folgen soll, auch wie viel dergleichen Karpfen auf einen Morgen groß eingesetzet werden sollen. Nachdem aber die langwierige Erfahrung gelehret, daß ein zwey- bis dreypfündiger Karpfe wohl Streichbewegungen machet, von erstern aber gar nichts, und von letztern nur wenig

nig kleine Brut gefangen worden, nächstdem, daß sechs, sieben bis acht, ja neun bis zehenpfündige Karpfen gestrichen, und viel Laich von sich gelassen, die Brut aber kaum ein bis anderthalb Zoll lang geworden, auch ganz weiß und mager, als eine Rothfeder oder Weißfischgen aussehen, und so klein geblieben, wenn sie gleich das folgende Jahr in die fettesten Feldteiche gesetzet worden, indem das Alter und schwere Unvermögen des Milchners den Roger nicht recht begeistern, noch kräftigen Saamen zur Belebung mittheilen können; hingegen haben sich die vierpfündigen Milchner und Rogner jederzeit legitimiret, so daß per fractionem von einem Rogner fünf und zwanzig Schock recht gesunde Brut zwey gute Zoll lang, aufm Bauche gelb, und aufm Rücken schwärzlich, um Martini gefangen worden, und daß sothane Brut im andern Jahre zu guten Satzkarpfen sechs oft sieben Zoll lang gewachsen. Dahero stellen wir zur Grundregel: alle Frühjahre keine andere, als vierpfündige Streich- und Laichkarpfen einzusetzen, sintemalen selbe in solchem Jahre am lebhaftigsten und geschicktesten sind, einen Teich mit ihren Laichen zu besaamen. Es dürfen aber auf einen Morgen Teich, von ein hundert und achzig Quadratruthen, mehr nicht, als aufs höchste sechs Rogner und zwey Milchner in dem Monat Merz eingesetzet werden, und muß absolut nicht eine Gräte von andern Fischen dazu kommen, ich sage nicht ein ander Fischgen, wenn es auch nur ein Stichling oder Schmerling wäre, sondern nur diese sechs Rogner und zwey Milchner von von vier Pfund, damit selbe ihre Bequemlichkeit recht alleine haben können, auch die über ein hundert und fünfzig Schock kleine Brut ungestöhrt alle Teichsnahrung alleine zu sich nehmen und ihren Wachsthum haben können. Hauptsächlich aber ist zu wissen, daß alle dergleichen Sommerteiche an Martini abgelassen, ausgefischet, die Fische in ihre Winterungen gebracht werden, und die abgelassenen Teiche so mit offenem Gerenne liegen bleiben, und ausfrieren müssen, bis in Monat Merz, da denn der Stich ausgetieft, der Grundzapfen mit Thon- und Letten wasserhaltend vervestiget; und wann denn der Teich mit Wasser angespannet und seinen behörigen Spiegel hat, regelmäßig besetzet werden muß.

Wann nun ein Landcavallier nur einen solchen Streich- und Laichteich hat, welcher, wie hiebevor erwehnet, gelegen ist, und nur ein oder zwey Morgen von hundert u. achzig Quadratruthen hält; so kann darinn so viel Brut alle Jahre erzielet werden, daß man alle andere Teiche nach Proportion ihrer Lage und Grösse mit Brutsatz, ein und zweypfündigen Karpfen besetzen, und also jährlich mehr als hundert Centner Karpfen verkauffen kann.

2) Die Streck- oder Erstreckteiche, worein der zweyjährige Saame gesetzet wird, damit er sich darinnen erstrecke, und zur gehörigen Grösse des Satzes wachse, müssen grösser und weiter seyn, als die Streichteiche, und an sommerichten und sonnen-

nenreichen Orten liegen. Zu diesen gehöret ein guter, fetter, und mehr lockerer als harter Grund, nächst diesem aber ist der sandige kaltsteinige und kiesige, mit fetten Erdklössen vermischte Boden nicht so böse, als der magere, steinige und unfruchtbare. Es soll auch kein fliessendes Wasser oder ein Fischbach hindurch gehen, noch auch der Teich selbst mit geröhricht bewachsen seyn. Denn im ersten Fall wird der eingesetzte Saamen von den Hechten, die mit dem Fließwasser gerne in den Teich kommen, gefressen. Im andern Falle aber, und da er Geröhricht hat, leidet der Saamen von den Enten, Reigern und andern Wasservögeln leichtlich Schaden. Sie wollen ferner einen fetten und leimichten Grund sowohl, als die ordentlichen Karpfen, oder sogenannten **Setzteiche** haben. Wo man den zweyjährigen Saamen oder die Brut in die Streckteiche bringet, soll man auch zugleich etliche Schleyen mit hinein setzen. Denn diese gehen gerne in den Grund, öfnen und durchwühlen denselben, daß sich die geringe Brut auch desto leichter in den Grund einschlagen, und ihre Nahrung suchen könne. Ihre Besetzung geschieht am besten im Frühlinge, und um das Ende des Merzen, bis längstens im May, bey stillem Wetter; im Herbste werden sie wieder gefischet, und der nunmehrige dreyjährige Saame in die rechten **Karpfen- und Setzteiche** zum völligen Wachsthum ausgesetzet. Die Streckteiche sollen endlich auch nicht mit allzuvieler Brut übersetzet werden, weil solches eine große Verhinderung an ihrem Wachsthume verursachet.

Gleichwie nun oben erwehnte Streichteiche nothwendig im Felde und in der Sonne liegen, auch guten Boden, beständig grossen und wenigstens eine und ein Viertel oder anderthalb Elle tiefen Spiegel, reinen Stich mit vest wasserhaltendem Grundzapfen haben, und keine Hechte eingehen müssen; also sollen auf solche Art auch die **Zuwachsteiche** zur Brutsatz und pfündigen Karpfen beschaffen seyn. Wann nun derer sich viele und zwar kleine und grössere vorfinden; so ist es desto vortheilhafter, sintemalen alsdenn eine ordentliche Eintheilung gemacht und ein jeder Teich zu seiner eignen Sorte Karpfen ausgesetzet, und hingegen bey so gestalten Sachen ein zuverläßiger Nutzen geschaffet werden kann. Zum Ex. die kleinesten, flächesten, warmen Feldteiche von ein und zwey Morgen groß werden in dem Monat Merz mit Wasser angespannet und auf jeden Morgengroß von hundert und achtzig Quadratruthen zwanzig Schock Karpfenbrut, welche gegen zwey Zoll lang seyn, hinein gesetzt. Diese stehen bis Martini, unter welcher Zeit selbige sechs Zoll lang und sogenannte **Satzkarpfen** werden, auch so groß seyn, daß, wenn man einen in die Hand nimmt, an einem Orte der Kopf und an dem andern Orte der Schwanz hervorraget. Diese werden alsdenn, wie gedacht, wenn der Teich abgelassen, völlig ausgefischet, und in die Winterung eingesetzet.

Die andern Teiche von zwey, drey, vier bis fünf Morgengroß, wann

wann im Merz die Teiche wieder mit Wasser angespannet, mit Satzkarpfen, welche gegen sechs Zoll lang sind, und zwar auf jeden Morgengroß von hundert und achtzig Quadratruthen drey und ein halb Schock auf das höchste, wenn die Teiche recht fetten und guten Boden haben, vier Schock eingesetzet. Diese stehen bis Martini und wachsen so groß, daß jeder ein Pfund wieget. Denn werden diese Teiche abgelassen, und diese pfündige Karpfen, woran viel gelegen, mit der grössesten Sorgfalt in gute Winterung geschaft.

Die dritte Art und noch grössere, reine Feld- und Wachsteiche, so fünf, sechs, zehen und mehr Morgen haben, werden im Monat Martii mit pfündigen Karpfen, und zwar auf jeden Morgengroß von hundert und achtzig Quadratruthen zwey Schock besetzet, welche ebenfalls bis Martini stehen, und unter solcher Zeit just ein Pfund zunehmen, und zweypfündig werden. Dieses sind alsdenn die besten Einsatzkarpfen in grössere Teiche, und müssen sogleich nach der Ausfischung in gute räumliche Winterungen geschaft werden.

Die vierte Art Teiche, welche zwanzig, dreyßig bis fünfzig und mehr Morgen halten, gleichwohl mit einem tiefen Stich- und Grundzapfengerenne versehen, und abzulassen sind, anbey guten Boden haben, müssen gegen Martini absolut reine abgelassen, und von Hechten mit grössester Vorsicht gesäubert werden. Wann nun, alles Gewässer in den schmalen Rumificarions- Graben nach dem Stich zu abgelauffen, auch der Stich wohl durchsuchet, daß keine Spure von Hechten darinn ist: so wird der Grundzapfen mit Thon und Letten veste verrammelt, der Damm aller Orten ausgebessert und wo selbiger zu seichte ist, Letten, Leim und veste Erde aufgetragen, und mit Rasen beleget, und wenn besonders das Fluthbette genau ausgebessert und mit dichtem Geflechte versehen, so wird der Teich mit Wasser sogleich wieder angespannet, und auf jeden Morgen von hundert und achtzig Quadratruthen groß, ein Schock pfündige und ein Schock zweypfündige Karpfen eingesetzt, welches aber absolut gleich acht oder vierzehen Tage nach Martini geschehen muß. Dieser Teich, welcher der eigentliche Karpfen- oder Setzteich ist, bleibet mit sothaner Besatzung drey Jahr stehen bis um Martini herum, da dann die einpfündig vier pfündig und die zweypfündigen und fünfpfündigen nach der Ablassung das Wassers ausgefischet, auch danebst eine ziemliche Parthey kleine, jedoch recht gesunde und gute Brut, welche die vier- und fünfpfündigen Karpfen geschlagen haben, mit gefangen werden. Eine solche Hauptfischerey giebt in der That einem grossen Herrn oder Cavallier ein grosses Vergnügen und träget dabey ein ganz Capital Geld ein, wenn zwey bis vier hundert Centner Karpfen verkauft werden können. Dahero unser Dichten und Trachten lediglich bey der Fischerey auf reine Karpfenzucht gerichtet, und die hiebevor recommendirte Ordnung zum beständigen Augenmerk genommen werden muß. Unsere

re Vorfahren haben schon vor Alters eingesehen, daß dergleichen Feldertiefen und Quellgründe sich zum Acker nicht schicken, weil sowohl im Frühjahre die Schneegewässer, auch im Sommer Platzregen von allenthalben herum sich darein sammlen und alle Feldfrüchte verschlemmen würden, dahero selbe mit gutem Bedacht, um doch sothane oft grosse Plätze zu nutzen, mit grosser Mühe und Auswand dauerhafte Dämme aufgeführet, die Wasser in einem beständigen Spiegel zu erhalten, um sothane Teiche mit Fischen besetzen zu können. Es müssen dann auch diese mit der grössesten Sorgfalt sofort, mittelst beständiger Dammaustragung und Ausräumung des Stiches, erhalten und recht öconomisch besetzet werden, damit sich solche Teiche oder Feldtiefen benebst dem Vergnügen auch ganz gewiß, wann nemlich alles regelmäßig tractiret wird, recht gut nutzen lassen. s. Teichfischerey.

Karrenbüchse, heißt bey dem Jagd- und Weidwerke ein Feuergewehr, so auf einen Karren, welcher der **Schießkarren** genennet wird, vest gemacht ist, die wilden Gänse, Kraniche, Trappen und Focken, oder Vocken, welche sonst als schlaue argslistige Vögel nicht wohl zu schiessen sind, damit zu hinterschleichen und zu fällen. Der Karren hat zwey Räder, hinten an denselben ist eine starke eiserne Gabel, die man mit einem Gewerbe hin und wieder, hoch und niedrig wenden kann. In dieser Gabel lieget ein Doppelhacken, oder grosses metallenes Rohr mit einem Feuer- und Büchsenschlosse, und rechten Schafte, wie ein Zielrohr, mit einem bequemen Anschlage und Absehen, welches mit einem eisernen Durchzuge, an die Gabel vest gemacht wird, daß es nicht wanken oder stossen kann. Diese Büchse oder das Rohr hat eigentlich 9 Läufte, welche dichte auf einander liegen, gleich wie ein Spiel Kegel stehet, welche alle in einem Schafte befindlich sind, und nur ein Büchsenschloß haben. Die Röhren sind gezogen, und werden auch mit 2 Kugeln geladen, und kann man völlig auf dreyhundert Schritte damit schießen. Es treffen auch die drey mittelsten Röhre accurat dahin, wo man sie hinhält, die drey untersten aber schiessen etwas kürzer, die obersten aber etwas höher. Wenn man nun ihrer drey oder etliche dergleichen Vögel bey einander findet, ob sie gleich etwas weit, einer von dem andern, und niemals ganz bey einander gehen; so hält man auf den mittelsten, da es denn öfters geschiehet, daß man sie alle trift. Doch ist dabey zu merken, daß man diese Büchse zwar veste anlegen, sich aber dabey mehr hinterwärts als vorwärts stellen muß. Denn wenn man sich zu weit vorwärts leget; so stößet sie einen zurück, und so hart an die Bänme, daß man sich nicht besinnen kann. Der Weidmann sitzt vorne am Wagen, der das Pferd lenket, und zugleich, wenn er von dergleichen Vögeln etwas auf dem Felde verspüret, es von ferne sehen kann; er muß aber nicht gerade auf sie zufahren, sondern einen weiten Umschweif, als wollte er neben weg, und für sie vorbey, für sich nehmen. Wann

Wann er nun meynet, seitwärts nahe genug zu seyn, so hält er mit dem Karren stille, richtet seine Büchse, nimmt das Absehen, und schießt, je schneller, je besser. Die Röhren werden mit großem Schrothagel, oder grossen Laufkugeln geladen. Etliche machen sich von Blech, Ladungen, Patronen und Kartätschen, und füllen sie mit großem Schrot, so können sie ihre Ladungen desto geschwinder vollbringen. Auf diese Weise wird man oft, 4, 5, 6, und mehr dergleichen Vögel auf einen Schuß bekommen. Diese Karrenbüchsen werden auf grossen Teichen und Seen, auch in grossen weiten und ebenen Feldern gebraucht.

Karutzen, s. **Karausche.**

Karutzenkarpfen, s. **Karausche.**

Kastanienbaum, s. **Castanienbaum.**

Kasten, werden bey der Jägerey auf verschiedene Art gemacht, als vor die Habichte, Fasanen und Rehhüner, desgleichen vor die Hasen, Hirsche und Sauen, von deren Einrichtung und Beschaffenheit bey der besondern Beschreibung dieser Thiere an gehörigem Orte nachzusehen.

Kater, s. **Katze.**

Katze, lat. Catus, Cata, Felis, franz. *Chat*, ist ein vierfüßiges, meistentheils schädliches, doch aber in gewiessen Umständen auch nützliches thier, welches entweder heimisch oder wild ist. Von dem letztern haben wir hier zu reden. **Die wilden Katzen**, lat. Cati silvestres, sind grösser, als die einheimischen, grau und schwarzstreifigt, oder auch mit schwarzen Flecken gezeichnet, haben einen dickhärigten, zottigen mit schwarzen Ringen gezierten Schwanz, dessen äusserster Theil oder Spitze ganz schwarz, und über den obern Theil des Halses und den Rücken gehet ein Strich von gleicher Farbe. Der Kater von diesen heisset ein **Baumrutter.** Ihre Wohnung ist meistentheils in grossen dicken Wäldern und Gesträuchen, wo das Geflügel pfleget zu nisten, halten sich auch gerne bey grossen Seen, Teichen und Flüssen auf, wo es viel Geröhricht giebt, nicht allein die Nester der Enten, Taucher, Rohrhünlein und Sperlinge daselbst zu berauben, sondern auch, wenn bisweilen die Teiche zu bald abgelassen werden, und sich etliche Fische in dem Geröhricht verschlagen, dieselbe heraus zu langen, weil sie solche nicht weniger, als die heimischen Katzen, gerne essen. Dem Geflügel zu Holz und Felde, sowohl alt als jung, thun sie grossen Schaden, fangen auch mit besonderer Behendigkeit Hasen, Caninichen, Hamster, Maulwürfe und Feldmäuse hinweg. Sie lauren auf denen Bäumen, hören leise, sehen scharf, und so sie was gewahr werden, drücken sie sich auf den Ast nieder, und liegen so lange stille, bis sie ihren Vortheil ersehen, und darauf wie ein Pfeil herunter springen; wenn sie von Hunden angepacket werden, wehren sie sich ungemein scharf. Sie nisten in hohlen Bäumen, auch wohl bisweilen in Felsen. Wenn man ihre Löcher ausspüren kann, so leget man vor das Loch ein Schlageisen, vermacht es wohl mit

mit Laub, Schnee oder Erden, da sie sich denn selbsten fangen; oder man umstellet das Loch mit Hasennetzen, und räuchert die Katzen heraus; sie werden auch mit dem Wachtel= oder Hasenpfeiflein gelocket und geschossen, oder auch in Schlagbäumen oder Drat-schleiffen gefangen. Der Balg wird denen dicken Wassersüchtigen und Corpulenten und geschwollenen Leuten zu Brustlätzen dergestalt verordnet, daß sie solchen mit den Haaren auf blosser Haut tragen müssen, den Kopf unten, und das Hintere oben, da denn solcher das Aufgedunsene abzehret, und die schwachen Magen stärken, denen magern Leuten aber höchst schädlich seyn soll. Das Fett erwärmet und lindert allerley Gliederschmerzen; in einer Nußschaale auf den Nabel gebunden, soll es ein bewährtes Mittel wider die fallenden Sucht seyn.

Katzenluchse, s. Luchs.

Kaulärse, eine Art eines Ungeziefers, welches sich im Wasser aufhält, und die Brut der Fische wegzuschnappen pfleget. Sie sind, wenn sie recht groß sind, fast eine viertel Elle lang, und haben die Gestalt am Kopf und Maul, wie die Aalraupen, ausser daß sie hinten etwas spitzig zugehen.

Kaulbarsch, s. Barsch.

Kaulhäuptlein, **Kaulkopf**, **Kotzkolbe**, ist ein kleiner Fisch, der die zwey erstern Namen, wegen des unproportionirlichen grossen und breiten Kopfes führet, in dem das übrige Theil, oder der Körper dieses Fisches, kaum so viel austrägt, als der Kopf; den andern Namen hat er von seiner schleimichten, schlüpfrigen Feuchtigkeit, so er bey sich führet, und womit er vor andern Fischen begabet ist. Er wird, wenn er völlig ausgewachsen ist, eines guten Fingers lang, und ist sein Fleisch, sonderlich wenn er gebacken wird, eines sehr annehmlichen Geschmacks, und ist leicht zu verdauen, wird aber von delicaten Mäulern, wegen seiner schleimichten Eigenschaft, wenig geachtet, soll auch gesotten einem schwachen Magen nicht viel dienlich seyn. Ihre Laichzeit ist nach Ostern, und werden dieselben am besten mit Reussen gefangen. Sie stehen in allen Wassern, sie mögen so hell oder trübe und schlammicht seyn; als sie wollen.

Kaulkopf, s. Kaulhäuptlein.

Kautz, s. Eul.

Keckholderbaum, s. Kaddich.

Keder, s. Köder.

Kefer, s. Käfer.

Keilhacken, s. Brachvogel.

Keilholz, nennet man das Holtz oder Reißbund, welches ein Holzhauer zum Feyerabend mit nach Hause nehmen mag. Dieses aber ist ihnen durch Anweisung des Forstbedienten zu geben, weil sie sonst allzuviel Unterschleif machen.

Kellerhals, lat. Coccognidium, eine kleine niedrige Staude, welche an feuchten und schattigten Einhängen der Berge am liebsten wächßt. Sie blühet sehr frühzeitig im Merz und April, ehe noch die Blätter hervorkommen. Die Blüte ist hellroth, fast wie Pfirschen-

Pfirschenblüte, von einem angenehmen aber ungesunden Geruch, welcher den Kopf sehr einnimmt. Die Beeren sitzen dicht am Stengel, in der Grösse, wie Gartenerbsen, sind von einer corallenrothen Farbe, und haben die schwarzen Saamenkörner in sich, die von einem sehr scharfen Geschmack sind, und betrügerischer Weise, schlechten Branntenwein scharf und hitzig zu machen, gebrauchet werden. Es bekommen aber diejenigen, die ihn getrunken, und davon etwas zu viel genommen haben, heftige Kopfschmerzen, und erholen sich in vielen Stunden nicht wieder. Dieses Gewächs, weil es sich nicht ausbreitet, auch selten dicke stehet, thut dem Anwachs des andern Holzes keinen sonderlichen Schaden.

Kenster, s. **Mistel**.

Kern, lat. Nucleus, Granum, franz. *Noyau*, *Grain*, *Graine*, ist der allgemeine Nahme, welcher dem in den Früchten der wilden und einheimischen Obstbäumen verschlossen liegenden Saamen beygeleget wird. Alle dergleichen Kerne, welche man von dem reiffen Obste sammelt; man mag sie gleich auf den Herbst oder im folgenden Frühjahr einstecken wollen, soll man bis zu ihrer Steckzeit, an einem lustigen doch trockenen Orte, und vor den Mäusen wohl verwahret aufbehalten; insonderheit aber hat man sich wohl vorzusehen, daß man die Kern vom Steinobst nicht in den Mund nehme, weil sie sonst nicht zum stecken taugen.

Kern, lat. Medulla, franz. *Mouelle*, *Moëlle*, ist an dem Holz das innerste Theil, und gleichsam das Mark desselben. Um ihn herum befinden sich die sogenannten Jahre; darauf folget der Splint, und endlich aussen herum die Schaale oder Rinde. Wenn der Kern nicht mehr gut und gesund ist; so ist es auch kein gutes und gesundes Holz. Je älter der Kern wird, je ölichter wird er, weil dessen wässerichte Theilgen je mehr und mehr verfliegen. Sonst wird dieser Kern wegen seiner Härte und Vestigkeit, und da er sich sehr wohl poliren läßt, zu mancherley künstlichen und schönen Arbeiten ausgesucht.

Kernästig, heisset ein Waldbaum, wenn er starke Aeste hat, die er von Jugend auf getrieben hat, und die ihm aus dem Kerne gehen. Denn solche Aeste drücken das Holz nach und nach, daß es nicht gerade oder gleichspaltig bleibet. Daher ein solcher Stamm weder zu Brettern, noch Schindeln oder Schleissen tauglich ist.

Kernbeisser, **Kirschbeisser**, **Kirschhacker**, **Kirschschneller**, **Kirschfinke**, **Kirschknepper**, lat. Coccothraustes, Fringilla rostrata, Fringilla cerasorum, franz. *Grosbec*, *Coche-Pierre*, ist ein Vogel, welcher dem Leibe nach einer Weindrossel nichts nachgiebt; nur daß diese dicker an Federn ist, und wegen ihres langen Schwanzes, und der hohen Beine allerdings grösser aussiehet. Sein Schnabel ist gegen seinen Leib zu rechnen, ziemlich dicke, breit, kurz, hart und stark. Er ist am halben Theile des Kopfes dunkelbraun,

braun, und am andern Theil hellbraun, wie die Rebhüner. Der übrige Rücken, bis an die Helfte des Schwanzes aber ist schwärzlicht; auf denen Fittichen hat er weißscheckichte Federn, wie auch weisse Flecken unten an den Schwing- und Schwanzfedern, daß man ihn im Fliegen gar wohl dadurch erkennen kann; und weil er vor der Brust einen röthlichten Fleck hat, wird er auch von einigen **Blutfinke**, lat. Frangilla sanguinea, genennt. Wenn er aber älter wird, so verändert er die Farbe. Dieser Vogel hält sich das ganze Jahr am liebsten in Buchwäldern auf, allwo er auch brütet, welches im April und May zu geschehen pflegt, da er denn gemeiniglich, 4, bis 5 Junge ausbringet. In Deutschland und Italien ist er sehr gemein. So bald die Kirschen kommen, theilet er sich in alle Gärten aus, und suchet dieselbigen sehr fleissig, da man denn, wenn man einen Lockvogel auf eine hohe Stange setzet, und eine kleine Staude dazu hinausbindet, welche mit Leimspindeln versehen wird, zu solcher Zeit deren sehr viele fänget. Sie lassen sich aber auch um Jacobi, in den Gärten, wie die jungen Finken ankörnen, und mit einer Vogelwand hauffenweise erhaschen. Im August gehen sie schon wiederum in den Wald. Doch streichen sie in diesem und im folgenden Monate, da man denn am besten thut, wenn man deren eine Anzahl fangen will, man versehe sich mit Lock, und schlage einen ordentlichen Heerd dazu, auf welchem der Fang in folgenden beyden Monaten, auch, wenn ein schöner Herbst ist, noch im November, fortdauret. Denn es bleiben ihrer viele zur Winterszeit hier zu Lande, in welcher Zeit sie sich mit dem Steinbüchensaamen, welches ein hartes Gewächse ist, und innwendig ein kleines ölichtes Kernlein in sich enthält, zu nähren pflegen. Um den Heerd herum ist nicht eben ein Zaun nöthig, wie auch nicht besondere Krockel- Hock- oder Antrittreiser, indem solcher in dem Wald, und nicht auf einen gar freyen Platz kommt. In dem Vogelhause bestehet dieses Vogels beste Nahrung in Hanfkörnern und Rübensaamen, oder auch nur in Leimdotter und anderm geringen Futter. Die Kirschen frißt er nicht, sondern nur das Innwendige aus dem Kerne. Wenn man ihn einstellet, so ist, wie bey allen Vögeln, die Vorsichtigkeit nöthig, daß man ihm anfangs das Futter also vorstreue, daß er darauf tretten muß. Wenn er aber einmal gewöhnt ist; so ist er sehr dauerhaft, und wird auch, sonderlich wenn man ihn jung aus dem Neste nimmt, sehr zahm. Ueber dieses aber ist dieser Vogel sehr wohlschmeckend, und führet viel flüchtiges Salz und Oel bey sich, dienet wider das böse Wesen, und treibt den Urin, wenn er gegessen, oder abgekochet, und als ein Trank gebrauchet wird.

Kernholz, s. **Kernscheite**.

Kernschälig, wird ein Stamm von schwarzem Holze genennet, wenn bey starken Winden dessen Jahre innwendig losgeschoben werden, welches hernach, weil das Holz innwendig allezeit trocken ist, nicht wieder zusammen wächst,

wächßt, also daß ein solcher Stamm zu Bettern, Dachspänen und Schindeln, auch zu gespaltenen Sachen, noch mehr aber zu Pfosten und Latten, allerdings untauglich ist. Dieser Fehler ereignet sich vornemlich an denen Tannen- Eichen- Eschen- Kiefern- und Fichtenstämmen, und ist von aussen nicht so leicht zu erkennen.

Kernscheite, Kernholz, werden die aus dem Schafte und Stamme eines Baums geschlagene Scheite genennet, zum Unterschiede der **Kleppel- oder Walzer-** und **Stockscheite**, welche aus denen stehen gebliebenen Stöcken der Bäume gemacht werden. Die Kernscheite werden nach jedes Landes oder Ortes Gewohnheit bald 2 Ellen, bald nur sieben Viertelellen lang gemacht. Ueberhaupt sollen die Holzhauer und Scheitschläger dieselben in gleicher Länge machen, und nicht daß etwan eines eine Viertelelle länger oder kürzer, als das andere ist; und ob sich gleich die Scheitschläger mit den Quirlen oder Aesten entschuldigen wollen, durch welche, wenn das Scheitmaaß eben einen solchen Ast treffe, sie nicht wohl sägen könnten; so macht doch dasselbe nicht gleich eine Viertelelle, sondern etwan nur zwey quer Finger aus, und fällt also die Entschuldigung hinweg. So sind auch, wo hart und weich Holz unter einander gemenget gewachsen, die Scheite von einander abzusondern, und das harte und weiche jedes allein zu setzen, ausser welchem sonst kein accurater Anschlag gemacht werden kann. s. a. Holz.

Kessel, heißt bey dem Weydwerke der Ort, wo ein Rudel wilder Schweine bey einander gesessen haben.

Kessel in dem Dachsbau, s. Dachs.

Kesseljagen, wird bey dem Weydwerk eine Art von Jagen genennet, zu welchem entweder gar kein absonderlicher, oder doch kein allzugrosser und freyer Lauft gemacht wird, und das zwar gemeiniglich in die Runde, nach Art eines Kessels, gestellet, sonst aber nur in der Eile mit Tüchern eingerichtet und bestellet wird, und wobey es ohne Ceremonien zugehet. Es werden aber diese Jagen also eingerichtet: Man sucht ein Revier mit dem Leithunde vor; wo auch Wildsuhren vorhanden, sind dieselbe recht wohl zu gebrauchen. Da man nun entweder mit dem Leithunde vorgesuchet und zu Holze gerichtet, oder aber man sonst etwan auf den Wildfuhren an einem Orte was über und herein hat; so werden alsbald etliche Fuder Zeug genommen, der Ort, so weit er bestätiget ist, umstellet, und die Jagdhunde herbey geholet. Der Herr, wo es sich hinschicket, daß er auch vor sich sehen und schiessen kann, stellet sich in das Jagen hinein. Deßgleichen so mehrere Schützen vorhanden sind, stellen sie sich alle in einer Linie auch an. Wobey jedoch in Acht zu nehmen, daß sie einander nicht sebst auf den Pelz schiessen. Die Jagdhunde werden alsbald gelöset; selbige jagen hernach das Wildpret im Jagen fleißig herum bis es zu Schusse kommet. Am besten aber ist es, wenn Alleen und Schneisen im

Jagen seyn, darauf sich die Schützen anstellen können. Ist neben dem Jagen etwa ein freyer oder heller Platz; so fasset man selbigen mit dem Zeuge, darauf sie sich anstellen können. Desgleichen ist es auch eine rechte Lust, die Sauen in dergleichen Jagen einzustellen; wozu man denn auch einen freyen Platz mit einrichtet. Alsdann stellen sich die Herrschaften dahin, und nehmen einen oder ein paar Hatzhunde bey sich. Die Saufinder läßt man streichen. Stellen dieselben etwan die Sauen; so ziehen sie mit den Hatzhunden dahin, und hetzen unter die Sauen. Brechen aber die Sauen vor den Findern los, und kommen über den vorgedachten freyen Platz, so werden sie gehetzt. Die Hunde aber packen und halten die Sauen, bis der Herr dieselbe zum Vergnügen fänget. Man treibet auch wohl mit den Treibeleuten, und jaget die Sauen der Herrschaft zu hetzen vor. Es befindet sich auch sonst bisweilen wohl allerley Wildpret, als Rehe, Hasen oder Raubthiere mit darinnen, da sie denn selbige auch erlegen. Mithin können diese Jagen, alle in einem Tage eingerichtet und auch abgejagt werden. Denn wenn es dem Herrn beliebt; so befiehlt er nur des Abends, daß er Morgen ein Kesseljagen haben will; da denn ein erfahrner und fleißiger Jäger solches auch gar leicht muß bewerkstelligen können. Zuförderst muß auch der Jäger vorher schon wissen, wo etwas zu finden ist. Es werden diese Jagen auch ohne Leithunde gemacht. Wenn der Jäger emsig in seinen Revieren ist, und sich der Stände und Wechsel des Wildprets wohl kundig gemacht hat; und hieraus des Nachts mit seinen Tüchern den Wechsel, wo sie im Felde durch die Vorhölzer, und so weiter in den grössern Wald und Dickigt ziehen, verstellet; so fasset er eine Ecke herum vom Holze mit dem Zeuge des Morgens, wenn das Wildpret zu Holze und nach den Tüchern zu gezogen ist, lappet hinter ihnen her gleich von einem Flügel der Tücher, bis an den andern, und stellet es alsdann nach dem Lappen vollends mit Tüchern zu. Dergleichen Jagen werden meistens nur von denen gehalten, so wenige Zeuge haben, und auch nur mit wenigen Hirschen, oder Sauen ein Vergnügen haben wollen. Jngleichem erfordern dieselben nicht viel Unkosten, zumahl weder viel Jäger, noch Treibeleute und Vorspann dazu nöthig sind. Gleichwohl finden auch einige Herrschaften, ob sie gleich Zeuge genug zu einem Jagen haben, daß sie einen Lauft damit könnten machen lassen, mehr Gefallen am Kesseljagen, und lassen sich auch öfters dergleichen einrichten, lassen die Jagdhunde hinein und schiessen nach ihrem Gefallen, so viel ihnen beliebt, todt, worauf sie sodenn die Zeuge wieder abwerfen, und das übrige in ihre Freyheit lassen.

Kesselloch, s. Fischloch.

Kestenbaum, s. **Castanienbaum.**

Ketscher, **Kötscher**, **Fischketscher**, nennet man eine Art von Garnsäcken, welche lang zulauffen und immer enger werden,

werden, auch durch verschiedene Abtheilungen dergestalt zugerichtet sind, daß die Fische, zu deren Fange sie gebraucht werden, wenn sie einmal hinein sind, entweder gar nicht, oder doch sehr schwer wieder zurücke heraus können.

Retscher, Retzscher, Rötscher, Rrebsketscher, eine Art eines Krebsfanges, welcher so lustig, als bequem ist, und wird also gemacht: Man verfertiget einen eisernen Ring, wie eine Federspule dicke, und so weit als ein Teller. Hierein wird ein Gärnlein von gutem Zwirn oder Bindfaden gesteckt. Oder will man die Kosten mit dem eisernen Ringe nicht daran wenden, so machet man ein hölzernes und eben so weites Reisgen, flicht in dasselbe die Quere und über das Creuz, Weiden- Rüstern- oder Lindenbast ein, daß solcher an statt des Netzes sey. Weil aber dieses zu leicht ist und nicht einsinket; so muß ein Steinlein daran gebunden werden, daß solches den Ketzscher in das Wasser hinunter halte. Ferner werden an diesen Reiffen oder an jenem Ringe drey Enden Bindfaden oder Bast also angebunden, daß der Ketzscher gerade daran hänget, und auch damit herausgezogen werden kann. Es kann auch dieser von Bast gemachte Ketzscher, an statt daß ein Stein daran ist, und daß auch solcher an der Schnure hängt, also gemacht seyn: Man bindet einen ziemlich langen Stock daran, welcher unten spitzig zugeschnitten ist, womit man den Ketzscher also in das Wasser stecken kann. Dergleiche Ketzscher kann man etwan 15, oder 20 im Vorrathe haben. Wenn man nun den Krebsfang hiemit anstellen will, welches denn im May recht angehet, so fängt man Frösche, ziehet solchen die Häute ab, und bindet auf jeden Ketscher einen solchen abgezogenen Frosch, hängt oder steckt die Ketzscher im Wasser an solchen Orten hin, wo die Krebse in den Erlenwurzeln oder Ufern zu stecken pflegen, und gehet davon. Wenn die Krebse solches vermerken, so kommen sie gar bald nach dem Frosche, und setzen sich zum Theil auf den Kötzscher, einige aber beissen auch wohl unten an. Alsdenn gehet man sachte hinzu und hebet den Ketzscher heraus. Wo es viel Krebse giebt, hängen zuweilen etliche zugleich an einem Frosche, und lassen sich eher mit aus dem Wasser ziehen, ehe sie davon ablassen. Wenn man also derer Ketzscher etliche hat, und spatziret von einem zum andern; so sitzen, ehe man zum letzten kommt, auf dem ersten wohl schon wieder Krebse. Auch kann man statt der Frösche, Leber, Wildpret oder Fleisch nehmen.

Rett, s. **Volck**.

Retzscher, s. **Retscher**.

Reule, wird der Hinterlauft mit dem Wildpret von einem Hirsch, Thier oder wilden Schwein, sonst aber auch überhaupt der Hinterviertel, sonderlich die Schöpse und zahmen Schweine also genennet.

Reuler, s. **Hauend Schwein**, **Schwein**.

Reyler, s. **Hauend Schwein**.

Kibitz, Kybitz, Kübitz, Kyvitz, Kifitz, Gibitz, latein. Vannellus, Vanellus, Capella, franz. *Dixhuit Vanneau*, ist ein Vogel in der Grösse, wie eine Schnepfe, oder eine Taube, auch wie die Schnepfe hochbeinig und kurzschwänzig; er hat auch einen langen Hals, jedoch ist sein Schnabel bey weitem nicht so lang, als der Schnepfe, aber viel dicker und nicht braun, sondern schwarz. Der ganze Vogel ist schwarz und weiß, doch ist das Schwarze mehr abgeschossen, und nicht so glänzend schwarz; so ist auch der Rücken grünlicht spiegelnd; auf dem Kopfe hat er etliche emporstehende schwarze Federn, wie die Federn auf dem Kopfe eines Pfauens. Dieser Vogel hält sich allezeit an sumpfichten Oertern auf, und lässet sich in dem Striche bey grossen Schaaren sehen; im Wiederstriche aber ist er einer mit von den erstern, welche, so bald der Sumpf vom Froste offen wird, zurücke kommen. Und ob er gleich sonst ein sehr vorsichtiger und schlauer Vogel ist, welcher zur Herbstzeit nicht wohl an sich kommen läßt; so ist er doch in seiner Brutzeit aus Neidsucht so kühn, daß er Menschen und Hunden fast auf den Kopf flieget, und daher im Fluge wohl zu schiessen ist. Er nistet an flachen Orten, wo viel Weide und Heidekraut wächset. Er bringet drey bis vier Junge aus, nachdem er 14 Tage gesessen hat, und ziehet dieselben mit allerhand in den Sümpfen befindlichem Gewürme auf.

Aus den **Kibitzeyern**, welche grün und mit schwarzen Tüpflein besprenget sind, wird eine besondere Delicatesse gemacht; sie müssen aber noch vorher, ehe sie besessen worden, gefunden werden. Ihr Fleisch ist gegen den Winter so fett, als wenn sie gemästet wären; darneben gut von Geschmack, und giebt zwar nur leichte und geringe Nahrung, macht aber doch kein böses Geblüte.

Weil nun dieser Vogel, wie gedacht, sehr schlau ist, und man ihn durch Schiessen ausser der Brutzeit schwerlich bekommen kann; so kann man ihn desto besser auf den Heerden berücken; worzu man aber auch besondere Garnwände haben muß, welche von grobem Zwirn gemacht werden. Selbige fängt man mit 200 Maschen an, stricket sodann 40 mal herum, oder durch die Maschen dritthalb Zoll weit, und kommen hieran keine Zipfel, sondern sie bleiben am Ende gerade. Doch müssen dieselben sowohl, als die Leinen, nach der Erde gefärbet seyn. Nachdem nun die Kibitze nach ihrer Heckzeit sich zusammen begeben; so siehet man einen Ort aus, wo sie gerne liegen, welches gemeiniglich an den Viehhutungen ist, wo die gestürzten Aecker daran stossen, da sie nach den Würmern fallen. Daselbst schläget man die Wände auf, wie die Finkenwände, mit fein tiefen Rinnen oder Gräben, worinne die Garne ordentlich eingeleget werden können. Hiebey ist zu merken, daß auch die Wände, also geschlagen werden müssen, daß, wenn sie gestellet seyn, sie von selbst zusammen fahren. Diesem nun ist also zu helfen: wenn man die Stäbe in den

den Korven, wie bey andern glatten Heerden, ordentlich eingerichtet hat; so muß man die vordersten Hestel, an welche die Oberleine kommt, nicht gerade nach der Linie der Korven schlagen, sondern mehr einwärts; ingleichem an die Schlagbäume, und die Leinen auch mehr nach der Mitte des Heerdes hereinwärts anziehen und binden. Dieses macht alsdann, daß, wenn man die Wände zurück nach den Rinnen leget, und so aus den Händen gehen läßt, sie allemal wieder in die Höhe, und mitten zusammen fahren. Also muß man einen Schneller an die vordersten Stäbe machen, womit die Stäbe mit den Wänden aufgestellet, und zurück gehalten werden. Auch kann den Wänden auf diese Art geholfen werden, daß sie geschwinder zusammen fahren: man legt eine starke Stange gleich den Vorderstäben die Quere, fünf Fuß weit, davon. Ueber diese Querstange leget man eine andere Stange, die nicht allzustark ist, und sich etwas biegen lässet. Diese wird mit einem Ende unter den Stab der Wand; das andere Ende aber wird mit zwey gegen einander angeschlagenen Hacken, fest und etwas tieffer in die Erde eingeschlagen. Diese Stangen wippen die Stäbe, wenn der Schneller losgezogen wird, schnell in die Höhe. Die Wände müssen mit Grase oder leichtem Staube bedecket werden. Man streuet auch trockenen Pferdemist darüber; die Hütte muß, so weit, als möglich, vom Heerde seyn. An den Schnellern zum Losdrücken macht man schwarzgewichseten oder grün gefärbten Bindfaden. Anbey muß man auch ein Schweberohr, wie bey dem Heidelerchenheerde, haben, daran man einen lebendigen Kibitz machet; auf dem Heerde sollen wenigstens ein paar Kibitze aufgeläuffert werden. Hätte man aber Anfangs keine lebendige, so stopfet man etliche Bälge aus, und setzet sie auf den Heerd; besser aber ist es, daß man sich ein paar junge Kibitzen aufziehe. Wenn man nun stellet: so bleibet einer bey der Hütte, und ein paar Leute gehen von ferne herum, daß sie die Kibitze nach dem Heerde zutreiben. Nach einem einzigen, oder einem paar, wenn mehrere dabey vorhanden sind, ist es nicht rathsam zu rücken: denn man verschüchtert die andern; sondern man wartet, bis deren mehrere auf den Heerd kommen. Auf den Heerd kann man Regenwürmer und dergleichen streuen, daß sie etwas darauf finden, und sich aufhalten, bis mehrere dazu kommen. Es ist schon der Mühe werth, daß man ihrentwegen einen Heerd stelle, ist auch ein feines Vergnügen, wenn man zehen oder zwölf und noch mehrere auf einen Ruck unter die Garne bekommt, und sie ausläsen kann. Ausser diesem jetzt beschriebenem Vogel giebt es auch einen **grauen Kibitz**, der von einigen auch **Bläsling** und **Brachamsel** genennet wird, lat. Pluvialis, franz. *Pluvier*, ist ein Zugvogel, so groß, als eine Taube, hat gelbe, weisse und röthlichte Federn, und einen schwarzen, kurzen, spitzigen und vorne ein wenig gekrümmten Schnabel. Eigentlich aber ist derselbe eine Gattung der sogenannten Brachvögel; wie er denn

denn sonst auch in allem mit demselben überein kömmt. s. Brachvogel.

Kiefer, Kieferholz, Föhre, Fören, Föhrenbaum, Föhrenholz, Fohrenholz, Forche, Fore, Foren, Feuren, deutsche Fichte, wilder Fichtenbaum, gemeiner wilder Fichtenbaum, Fichtenföhren, Kienbaum, Kienholz, Kienföhren, Kühnbaum, Kiehme, lat. Pinus silvatica, Pinus silvestris, montana, vulgaris, Genuensis & Tæda, Pinaster & Tæda, Mugo, Icon Pinaster, Piceaster, franz. *Elve*, ist ein hochstämmiger Waldbaum, und eine Art der Fichten, welche von einigen wiederum in zwey Geschlechter getheilet wird, wovon man das erste gemeiniglich schlechthin **Föhren**, das andere aber **Kienföhren** nennet, wobey aber gleichwohl kein so beträchtlicher Unterschied angemerket wird. Die **Kiefer** wächßt am besten in sandigem Boden, und kommt dariune gut fort, wenn er auch gleich so mager ist, daß kein Grasspitzgen darauf wachsen will. Ist ein kleinwenig leimichte Damm- oder Lauberde mit dem Sande vermischet; so wächßt die Kiefer gar geschwind, hoch und stark; jedoch nicht so hoch, als die Fichte. Wegen der flachlauffenden Wurzeln, der grossen und häufigen Nadeln, des lockern Grund und Bodens, darauf sie am liebsten wachsen, sind die Kiefern unter allen Bäumen den Windfällen am meisten unterworfen; kein Baum hat eine so übermäßige Menge von Harze, als dieser. Die Wurzeln sind mit dieser Materie noch mehr angefüllet, als der Stamm selbst; und reichern sich solche, nachdem sie abgehauen, noch etliche Jahre an. Obgleich die Kiefer die gröste Kälte ausdauret; so will sie doch auf so hohen und rauhen Gebürgen, wo die Fichte am besten wächßt, nicht gut bekommen. Die Ursache ist, weil sie sehr lange, stark und viele Nadeln, auch gar spröde und zerbrechliche Aeste hat, an welche sich der Schnee, gefrorner Dunst oder Reif, und das Glatteis so stark anhängen, daß Aeste und Gipfel abbrechen, auch sich selten auf hohen Gebürgen sandiger Boden findet, in welchem doch die Kiefer am besten fortkömmt. Das Holz ist bräunlich, mittelmäßig hart und sehr harzreich. Je harzreicher es ist; je spröder und zerbrechlicher findet man es, und es hat wegen des vielen Harzes einen starken balsamischen, nicht unangenehmen Geruch. Viele Kiefern ersticken von ihrem eigenen Harze, womit sie oft ganz überzogen werden; und es ist unbegreiflich, wie aus so magerm Boden eine so erstaunliche Menge Harz erfolgen kann. Höchst wahrscheinlich ziehen sie die Materie dazu aus der Luft an sich. Wegen ihrer Sprödigkeit dienet ihr Holz nicht zu Balken, welche eine grosse Last tragen müssen; sie brechen gerne, ehe sie sich merklich biegen. Hingegen ist es zu **Ständern, stehenden Säulen, Riegeln und Schwellen,** besser als Tannen- und Fichtenholz, weil es länger in der Witterung dauret. Die Rinde ist gelbröthlich, die Wurzel vest, und, wie schon erwähnet, harzreich; selbige giebt sowohl, als das Holz, eine ganz helle Flamme

me, und wird deswegen an statt der Fackeln, und Lichter von armen Leuten, ingleichem auch, weil es schnell Feuer fängt, anders Holz anzuzünden, gebraucht. Die Aepfel oder Zapfen bedürfen etlicher Jahre, ehe sie reif werden, kommen aus einer rothen Blüte, und halten einen geflügelten Saamen in sich; sie thun sich zwar nicht leicht auf, wenn es aber einmal geschehen ist, schliessen sie sich bey kaltem Winter nicht wieder zu, wie man an den Fichtenäpfeln bemerket. Im Vorsommer fliegt der Saamen gemeiniglich aus, nachdem sich die Aepfel geöfnet haben; der Saamen ist nicht so leicht aus den Aepfeln zu bringen, als bey der Fichte, und müssen solche, nachdem sie sich in einer sehr warmen Stube aufgethan, mit einer Schaufel stark geklopfet, und untereinander geworfen werden, da er denn endlich ausfällt. Sowohl aus dem Holze, als aus der Wurzel, wird vieler Kienruß gebrannt. Weil dieses Holz auch, wenn es grün ist, gar leicht Feuer fängt; so hat man sich in denen Heiden, wo viele Kiefern stehen, mit Feueranmachen und Tobackrauchen sehr wohl in Acht zu nehmen, indem oft dadurch ganze Heiden in die Asche geleget werden; wiewohl solches auch in Tannen- und Fichtenwäldern zur Sommerszeit, so viel möglich, zu vermeiden ist. Aus dem Kiefernholze und Wurzeln wird Kienöl, Pech und Theer gebrannt. In Ermangelung der Eichen geben sie gute Wellbäume, ja auch Hammerwellen, ingleichem Bauholz, welches aber so gut nicht zu Balken ist, als die fichtenen, hergegen ist es von weit längerer Dauer, im Wetter und an feuchten Oertern. Die Sägemühlenblöcke sind bey weitem nicht so voller Aeste, als die fichtenen, und können deswegen aus dem Kiefernholze grössere Fässer, und andere zu nassen Sachen dienliche Gefässe gemacht werden, als aus jenem, wiewohl wegen dessen Sprödigkeit, die Bearbeitung beschwerlicher ist. Im übrigen ist der Gebrauch des Holzes fast eben derselbe. s. a. **Holzbau**, **Holzschlag**.

Kiehme, s. **Kiefer**.

Kiehn, **Kien**, **Kihn**, nennet man das harzichte Fichten- oder Kiefernholz, welches kurze Scheitgen sind, die in kleine breite Stücklein zerschnitten, und in Bündlein gebunden verkauft werden. Man pflegt mit einem oder etlicher solcher Stücklein das Feuer anzuzünden, und das darüber gelegte Holz brennend zu machen.

Kühnholzspäne, sind lange und dünne Späne, welche die Bauren, so nahe an Kieferwäldern wohnen, aus den Kiefern schneiden, die sie Schleusen nennen, und nachgehends im Winter brennen. Sie machen solche zwischen einem aufgespaltenen Stocke veste, und zwar so, daß sie nicht aufgerichtet stehen, sondern auf die Seite geneigt sind; und also müssen diese Schleusen bey ihnen die Stelle der Lichter vertretten. Wenn einige allerhand starkriechende distillierte chymische Oele verfälschen und verlängern wollen; so schütten sie dergleichen Späne mit zu den andern Vegetabilibus, davon sie ein Oel her-

ausziehen wollen. Also steiget das in den Kienholzspänen enthaltene Oel zugleich mit demselben in die Höhe, und die Menge der Oele wird hierdurch um ein grosses vermehret, die Kräfte der Gewächse aber, davon sie es zubereiten wollen, werden dadurch gar sehr geschwächet und gemindert.

Kiehnöl, Kienöl, Kihnöl, wird aus den Fichten- und Kienbäumen oder Kiefern zubereitet. Es ist ein sehr heilsames Oel, reiniget und heilet die Rauden und bösen Grind, wie auch alle fliessende Schäden und Wunden des Viehes, wenn es oft aufgestrichen wird. Sonderlich verwahret es solche Schäden, daß kein Ungezieser oder Würme darinnen wachsen, ingleichem dienet es bey schwindenden Gliedern.

Kiehnrus, Kienrauch, lat. Fuligo, ist ein in großen Kienwäldern auf absonderlichen Rußhütten, mit Fleiß gesammelter Ruß, welcher theils von den Kienstöcken, die man aus der Erde gräbt, theils von dem, was im durchlöcherten Topfe, in welchem das Pech schwitzen muß, von dem Harze übrig geblieben ist, folgendergestalt gemachet wird: Das Harz wird in dem Pechofen nach und nach zerlassen, und was davon überbleibet, als das Caput mortuum, wird zum Kienruß erstgedachtermassen gebraucht. Und zwar bauet man zu solchem Ende in der Rußhütte eine viereckichte, allenthalben bedeckte, finstere Kammer, die auf allen Seiten, ausser nur oben auf nicht zugeschlossen ist, welches Loch aber doch mit einem pyramidalförmigen, spitzigen, und überall ausgestreckten leinenen Sacke knapp besetzet ist. An die Kammer machet man einen länglichten Ofen, durch dessen Höhle der Rauch in die Kammer dringet, und sich oben im Sacke anhänget. Der Ofen ist gewölbet, und hat vornen ein kleines viereckigtes Löchlein, darinn das in Stücken geschlagene Caput mortuum vom Pech durch einen Jungen angezündet, und also damit fortgefahren wird, so lange etwas davon vorhanden ist; da denn der Rauch vom Ofen aus in die finstere Kammer gehet, und weil er sonst keinen Ausgang findet, so leget er sich oben im leinenen Sacke an, und wird dicke. Wenn man nun fertig ist; so wird der Sack von einem Jungen mit einem Stecken geklopfet, daß der Ruß auf das Pflaster der Kammer herabfället, welcher hernach in die Rußbutten gesammelt, und also verkauffet wird. Wiewohl solches als ein schlechter Handel aussiehet; so ernähren sich doch die Leute an einigen Orten recht gut dadurch, indem er die schönste schwarze Farbe abgiebet, der sich die Buchdrucker, Maler und Tischler, wie auch die Färber und Tuchmacher bedienen. Das Kienrusmachen ist in vielen Forstordnungen verbotten; an einigen Orten aber nur gewissen Leuten, und unter vorgeschriebener Maaße erlaubet.

Kien, s. **Kiehn.**

Kienäpfel, s. **Kiefer.**

Kienbaum, s. **Kiefer.**

Kienföhren, s. **Kiefer.**

Kien-

Rienholz, s. Riefer.

Rifitz, s. Ribitz:

Rihn, s. Riehn.

Rircheule, s. Eul.

Rirchgang, heißt bey den Jägern, wenn der Hirsch gemach zu Holze gehet; denn zu Felde gehet er geschwinde.

Rirren, s. Rörnen!, Ludern.

Rirrungen, s. Fasanerey.

Rirschbaum, lat. Cerasus, fr. *Cerisier*, ist derjenige Baum, welcher die bekannte Frucht der Kirschen träget, und unter allen Steinobstbäumen am höchsten wächset. Er hat eiuen starken Stamm, eine glänzende Rinde, länglichte gekerbte Blätter, nach welchen die Kirschen kommen. In feuchtem unh sandichtem Erdreich stehet er lieber, als in trockenem und leimichten Grunde. Kann auch den Nordwind und Frost besser, als andere Bäume ertragen. Er wird eingetheilet in den **Gartenkirschbaum** und **wilden Rirschbaum**, von welchem letzten hier die Rede ist. Diese die wilden Kirschbäume, welche sonst auch **Zwisseltbeerbäume** heissen, werden in den Laub, oder harten Gehölzern gefunden, und ist unter allen denenselben der **schwarze Rirschbaum** einer von den allernützlichsten. Denn er wächset schneller daher, als sonst kein Baum, und kann gar wohl zu Oberholz gebrauchet werden. Er wird sehr stark am Stamm, dergestalt, daß ausser denen gemeinen Holzungen zum Brennen und Verkohlen, (nur daß er im Feuer keine daurende Hitze hält), auch Bretter davon geschnitten, und allerley Hausrath, als Stühle, Tische, Kabineter rc. wie nicht weniger Trieb- und Drielingsscheiben vor die Müller, insonderheit aber musikalische Instrumente davon, besser, als aus anderm Holze, gemacht werden können. Er schickt sich aber nicht allein zu Ober- sondern auch zu Schlag- und Unterholz, weil er, wenn er abgehauen wird, an der Wurzel und am Stocke wieder ausschläget. Ein anderer wilder Kirschbaum, sonst der **Wasserbeerenbaum** genennet, ist von jenem weiter nichs, als nur in Ansehung der rothen wässerichten Kirschen, die er trägt, unterschieden. Sonst sind die wilden Kirschbäume leichtlich zu zeugen, nnd wenn sie einmal gepflanzet sind, vermehren sie sich bald selbst, bekommen an der Wurzel hin und wieder Schößlinge oder Ausläufser, und breiten sich weit umher; es hindert auch nicht, wenn deren gleich viele beysammen stehen. Die ausgefleischten wilden Kirschen, sollen sogleich in dem folgenden Frühjahre zum Vorschein kommen; alsdenn kann man sie als Ausschößlinge von ein paar Jahren hinpflanzen, wohin man will; wo sie aber allzulange aufbehalten werden, bevor man sie säet, sollen sie 2 Winter liegen, ehe sie aufgehen. Es ist ihnen ferner aller Boden und Erdreich anständig, ausser wo es gar zu naß ist, und weil sie wohl einwurzeln, widerstehen sie denen Sturmwinden mehr, als andere Bäume, müssen aber zu der Zeit, da die Früchte reiffen, in Acht genommen werden, daß sie weder von denen Näschern und Kirschdieben

dieben, noch von denenjenigen, so die Früchte sammeln, beschädiget werden. An etlichen Orten lassen sie die Kirschen ganz treuge oder dürre auf den Bäumen werden, schütteln solche hernach ab, und sammeln sie ein. Sonst leiden sie nicht viel Hauens, Schneidens oder andere Beschädigung, stossen aber die untersten und schädlichsten Aeste selbst von sich. Wo sie beschädiget oder verwundet werden, kommt ein Harz oder Gummi heraus. S. Kirschharz. Die jungen wilden Kirschbäume, ausser denenjenigen, so die ganz sauren schwarzen Kirschen tragen, geben einen treflichen Vortheil vor einen Gärtner, darauf er allerhand Gartenkirschen pfropfen oder pelzen kann, weil diese solchergestalt nicht allein gerne bekleiben, sondern auch geschwinde wachsen, und viel grösser, wohltragender und dauerhafter werden, als wenn sie ihren eigenen Stämmen wären eingepfropft werden.

In der Arzney hat der Kirschbaum folgenden Nutzen: Wenn man eine Hand voll Kirschenblätter in Milch kochet, so öfnet dieser Trank den Leib und führt ab. Auch wird daraus ein eröfnendes Mittel auf diese Art gemacht: Man nimmt ungefehr 2 Dutzend zerstossene Kirschkerne, darauf giesset man weissen Wein, läßt es eine Nacht stehen, und trinket es des Morgens nüchtern. Man kann sich dessen eine Zeitlang bedienen, um sich vor Nieren- und Lendenschmerzen zu bewahren. Zerstossene Kirschblätter in die Nase gesteckt, stillen das Nasenbluten. Aus der Kirschblüte wird ein Wasser gebrannt, welches in die Augen gelassen, denenselben alle Flecken benimmt. Das Gummi von diesem Baum in Wein zerlassen, und genossen, ist gut wider den Nieren- und Blasenstein.

Kirschbeisser, s. Kernbeisser.

Kirschblätter, s. Kirschbaum.

Kirschblüte, s. Kirschbaum.

Kirschfinke, s. Kernbeisser.

Kirschgummi, s. Kirschharz.

Kirschhacker, s. Kernbeisser.

Kirschharz, Kirschenharz, Weichselharz, Kirschgummi, lat. Gummi Cerasorum, ist eine Sorte Harz oder Gummi, welches aus den Kirschbäumen rinne, oder vielmehr aus derselben Stämmen wächset, und gemeiniglich von nicht allzugewissenhaften Specereyhändlern und Apothekern unter das Arabische Gummi gemenget wird, mit welchem es auch, nach einiger Meynung, einerley Dienste thun soll. Man nimmt es auch mit zum Baumwachs. s. a. Kirschbaum.

Kirschknepper, s. Kernbeisser.

Kirschschneller, s. Kernbeisser.

Kirschschwalben, s. Schwalbe.

Kirschvogel, Pyrolt, Pyrole, Bierhold, Weyhrauchvogel, Wittewald, Witwohl, Gugelfihaus, Kugelfihaus, ist ein Vogel von so schönen Farben, daß er billig mit unter die schönsten Vögel gezehlet wird. Bey

Bey dem Männlein ist der Kopf und ganze Leib oben und unten dermassen schön gelb, daß kein Mahler die Farbe höher bringen kann. Denn er siehet nicht anderst aus, als ob er mit gelben Tulipanenblättern bekleidet wäre; der Schwanz aber ist nicht durchgehends so gelb, sondern etwas abfärbiger, jedoch so, daß das Hochgelbe an vielen Orten ebenfalls hervorscheinet; dabey hat er kohlschwarze Flügel durch und durch, die zu seiner gelben Brust und zu seinem gleichfarbigen Rücken unvergleichlich schön stehen. Der Schnabel ist, wie wie Pfirschblütenfarbe, die Füsse aber sind blaulicht. Das Weiblein hat auch etwas von der gelben Farbe, siehet aber nicht anderst aus, als ein gelbes Band, welches von der Sonne ausgezogen und abfärbig worden; die Flügel sind dunkelbraun und der Schnabel kurz. Von allem, was das Männlein schönes an sich hat, siehet man an dem Weiblein nur einen Schatten. An Grösse gleichet dieser Vogel einer Amsel, und ist auch der Schnabel so gestaltet, wie bereits bey dem Worte: Amsel, angemerket worden; die Füsse aber sind kürzer, und mehr den Füssen eines Baumhäckleins zu vergleichen, welchem er an äusserlicher Stellung, ob er gleich keinen Baum hinauf lauft, ziemlich ähnlich ist. Es ist einer von den Vögeln, die am spätesten bey uns anlangen, und am frühesten wieder hinweggehen. Denn er kommt nicht eher zu uns, als wenn das Laub ausschläget, welches manchmal erst im May, vor der Mitte des Aprils aber niemals geschiehet, und suchet alsdenn seinen Aufenthalt in Laubwäldern, oder auch wo Laub unter dem Tangelholze stehet. Fast schon an dem ersten Tage seiner Ankunft machet er sein Nest von Wolle und Bast, und hänget solches verwundernswürdig an einen Ast, zwischen einer Gabel, mit Lindenbaste bewunden, an, als wie man einen Handkorb an die Hand, oder an den Arm hängt, so, daß der Wind das Nest zwar hin- und wieder schmeissen, aber doch nicht losbrechen kann. In diesem verrichtet er geschwinde nach einander zwey Bruten, und bringet nach vierzehentägigen Zeit, jedesmal 3 bis 4 Junge aus; gegen das Ende des Julii aber gehet er schon wiederum fort, und ist also nicht ganzer 3 Monate bey uns. Wer diese Zeit über einen haben will, der kann ihn anderst nicht, als bey dem Neste, oder mit dem Käutzlein, Feldbaume, und Leimspindeln bekommen. Ausser den Kirschen, bey deren Zeitigung er sich aus dem Walde hinweg begiebt, und auf die Kirschbäume fällt, weiß man seine übrige Nahrung nicht; vermuthlich aber nährt er sich von einer gewissen Art Würmer oder Laub, welches er nicht eher, als im May finden, und zu Ende des Julii nicht mehr bekommen kann. Seine Speise, wenn man ihn hat, ist so unbekannt, als dasjenige, was er draussen frißt; doch lässet sich zu Zeiten einer, wenn man ihm anfänglich nichts als frische Kirschen giebt, zu Semmeln, welche in Milch geweicht, und mit gedörrten Ameiseyern vermischet werden, angewöhnen. Dieser Vogel wäre auch solcher Mühe und

Kosten

Kosten wohl werth, wenn er nur seine unvergleichlich schöne Farbe behielte. Allein er verlieret sie alsdann, und wird sobald abfärbig, als ein von der Sonne ausgezogenes Band. Wenn dieser Vogel im Frühlinge kommt; so befürchtet man alsdenn keinen Reifen mehr.

Kitt, s. Volck.

Kizle, s. Küzle.

Kiviz, s. Kibiz.

Kläffer, s. Hund.

Klafter, Clafter, lat. Orgyia, franz. *Brasse*, *Brassée*, *Corde*, ist ein gewisses Längenmaaß, so weit ein Mann mit ausgestreckten Armen, von der Spitze des einen Mittelfingers bis zu dem andern gerechnet, reichen kann. Wofür aber insgmein, weil die Länge der Menschen, und also nach Proportion auch diese Distanz überaus verschieden ist, 3. Ellen oder 6 Schuh genommen werden. Dieses Maaß wird bey verschiedenen Dingen gebraucht, insonderheit aber bey dem Holz, da das zu Scheiten geschlagene Brennholz in Klastern gesetzet, und darnach verkauft wird. Eine **Klafter Holz** ist sodann auch ein körperliches Maaß, welches die Länge der Scheite zu seiner Breite, im übrigen eine Klaster oder 3 Ellen lang, und eine Klafter hoch, auch in denen Städten mit einer Reyhe guter Scheiten annoch überleget werden muß. Eine **Buschklafter**, d. i. eine Klaster frisch geschlagenes Scheitholz, muß von denen Scheitschlägern an vielen Orten um eine Viertelelle höher gesetzt werden, weil gerne so viel, auch am weichen Holze wohl anderthalb Viertelellen, einen Sommer über in der Höhe eintrocknet, und solches wird der Zusatz genennet; die Stange aber, worauf die Klaster gesetzet ist, heisset man eine **Unterlage**. Weil nun eine Klaster nicht mehr, als einen Zusatz und eine Unterlage nöthig hat, bey einer Malter aber, deren gemeiniglich 3 auf eine Klaster gehen, dreymal zugesetzet, und dreymal untergeleget werden muß; so ist am besten und schicklichsten, man lasse die geschlagenen Scheite von denen Scheitschlägern in ordentliche Klastern, und nicht in Malter setzen. Es hat auch ein Haus- oder Landwirth, der ein Stück Holz hat, und Scheite schlagen läßt, sowohl als ein Förster, oder anderer Forstbediente, nicht weniger derjenige, der das Holz nach diesem Maaße an sich kauft, haupsächlich dahin zu sehen, daß die Scheite in denen Klastern nicht auf die Schärfen, und also hohl und vortheilhaftig geleget, sondern fein in einander geschlichtet werden, und daß auch die Klastern nicht nur etwa vornen die Weite haben, hinten aber an denenselben oftmals ganze Viertelellen und mehr fehlen mögen. Wie denn nebst diesem überhaupt wohl in Acht zu nehmen, daß auch das Klastermaaß der Länge nach horizontal und wagrecht, der Höhe nach aber perpendikular und Lothrecht, niemals hergegen in schrägen Stand oder ohne rechten Winkel genommen werden darf, weil sonst entweder an die Höhe, oder an der Länge etwas fehlen muß. Wenn demnach Scheite auf keinen wagrechten Boden, z. E. auf hohen

Ber-

Bergen, wegen ermangelnder gerader Fläche, schief, und also Bergan oder Bergab in eine Klafter gesetzet worden; so hat sich derjenige, welcher solche käuflich, oder nur auf Berechnung annehmen soll, wohl vorzusehen, daß er das Klaftermaaß an solchen Bergen nicht etwan perpendikular, und nach der Höhe allein beurtheile, weil er solchergestalt an jeder Klafter leichte 6 oder mehr Zoll nach der Länge weniger bekommen würde, welches, wenn 6 Zoll oder eine Viertelklafter fehlet, allezeit die zwölfte Klafter beträget. Folglich muß in dergleichen Fall, und auf Bergen, auch nach der Länge das Maaß winkelrecht, gegen die perpendikularhöhe angehalten werden, welches vermittelst eines Winkeleisens, so oben an die Klafter angeschlagen wird, am leichtesten geschehen kann, da man denn gar leicht absehen mag, daß die Länge der Klafter gehörig erstrecket werden müsse. Eben also verhält es sich auch, wenn die Klafter auf einen ebenen wagrechten Boden nicht lothrecht oder perpendikular, sondern geschoben aufgestellet ist, da alsdenn auch so viel an der Höhe fehlet, und um so viel mehr darauf geleget werden muß, welches abzunehmen, wenn man die kürzere Linie der längern gleich macht, und sie sodenn eben so viel gelten läßt, als stehe sie auf dem wagrechten ebenen Boden.

Klafterholz, s. **Holz**, **Klafter.**

Klafterschläger, s. **Scheiterhauer.**

Klebegarne, s. **Klebenetze**, **Lerchengarne.**

Klebenetze, **Klebegarne**, **Tagenetze**, eine Art subtiler, von starkem ungezwirnten, und ungebleichten Garne, oder auch von Seide gestrickter Netze, welche bey Tage auf die dazu gehörige Furkeln gestellet, und sodenn des Abends, wenn es weder allzuhelle, noch allzudunkel, bey stillem und heiterm Wetter die Lerchen, Krammetsvögel rc. darinnen gefangen werden, wovon an seinem Orte s. a. **Lerchengarne.**

Kleine Küstern, s. **Pfaffenpförtgen.**

Kleinjährig, s. **Grobjährig.**

Klener, s **Specht.**

Kleppel, **Klöppel**, nennet man gewisse länglichte und meistentheils runde Stücke Holz, welche an theils Orten den Hunden, oder auch dem etwas wilden Rindviehe vornen am Halse, und an der Brust herunter, zwischen die Vorderbeine angehangen, und wodurch sie am schnellen Lauffen gehindert werden. Nach der **Churfürstlich - Sächsischen Jagdordnung** müssen die Kleppel, welche den Hunden angehangen werden, Fünfviertelellen lang, und in der Runde eine Viertelelle dicke seyn, dergleichen auch ein jeder, welcher auf dem Lande Hunde hält, und solche nicht an Ketten legt, ingleichem die ihrem Handel nachgehenden Fleischer sowohl, als die Hirten und Schäfer, ihren Hunden anhängen sollen. Die ungekleppelten Hunde aber mögen von den Jägern und Forstbedienten, wenn sie

sie solche auf der Revier antreffen, todt geschossen, diejenigen aber, denen die Hunde gehören, mit der in gedachter Ordnung darauf gesetzten Strafe angesehen werden. An einigen Orten sind die Unterthanen verbunden, dergleichen Klöppel bey denen Oberförstern, oder Forstmeistern zu lösen. Siehe auch **Hund, Jagd, Wildbann,** lit. A) 9)

Kleesebusch, s. **Stechpalmen.**

Klettenstange heißt bey dem Vogelfange eine lange Stange, welche man im Frühjahre, die Grienitze, Kreuzvögel, oder Krummschnäbel, im späten Herbst aber Gimpel oder Blutfinken, Zeisige und Meerzeisige mit Leimspindeln darauf zu fangen, gebraucht. Die Stange, die ungefähr neun bis zehen Ellen hoch seyn soll, gehet unten auf einem in der Erde vestgemachten Stock in einem Gewerbe, daß man sie auf eine nicht weit davon stehende Gabel niederlegen, und wieder aufrichten kann; oben an der Spitze der Stangen, wird eine Gabel mit 3. Zacken gebunden, und in selbige vermittelst gebohrter Löcher, ungefähr 20 bis 24 Leimspindeln gesteckt, welche wie kleine Aestlein hervorgehen. Weiter unter dieser Gabel an der Stange ist ein grüner Busch angebunden, und in selbigem werden ein paar Vogelhäuser mit Lockvögeln angehänget; unten, etwa eines Manns hoch von der Erde, steht noch ein grüner Busch, in welchem ebenfalls einige Vogelhäuser hangen. Wenn nun obgedachte Vögel vorbey streichen, und die Lockvögel hören, so fallen sie ganz willig an, und sonderlich die Meerzeisige in grosser Menge, da man denn die Stange niederläßt, und was nicht selbst herunter fällt, von denen Leimspindeln abnimmt, die Spindeln abputzet, oder neue einstecket, und die Stange wieder in die Höhe richtet.

Klinop, s. **Epheu.**

Kliprõhre, ist auf dem Vogelheerde ein nöthiges Geräthe. Man nimmt nemlich eine Ruthe, eines Fingers dicke, bieget solche als einen halben Zirkel, etwa so weit, als ein hölzerner Teller in der Breite zu seyn pflegt. Ferner nimmt man einen Stock, etwa eines Daumens stark; bohret in solchen zwey Löcher, einen Fuß breit auseinander, schneidet die gebogene Ruthe spitzig zu, und stecket die beyden Spitzen in die Löcher. Alsdenn bohret man in der Mitten des Stockes noch 2 kleine Löcher, und machet hieraus sodenn ein länglicht Loch. Hierein wird eine Ruthe gestochen, die eines Fingers stark, und 2. und einen halben Fuß lang ist; diese Ruthe bindet man an den Bogen veste an. An der Spitze, die aber auch nicht sogar schwach seyn muß, daß sie sich nicht etwa mit dem Vogel biege, machet man eine von doppeltem Zwirne geflochtene Schleiffe; der Querstock, wo der Bogen und die Ruthe hineingemachet sind, wird mit 2 Hacken auf dem Boden angehacket, doch so, daß selbiger sich leichte darinnen drehet. In der Mitte der langen Ruthe wird ein Bindfaden angebunden, und bis in die Hütte gezogen, auf daß, wenn man an dem Bindfaden ziehet, und der Ruhrvogel

vogel daran ist, sich das Klipprohr aufziehe, und mit dem Vogel wider zugleich herunter falle.

Klitschangel, s. Angel.

Kloben, lat. Ames, franz. *Perche d'Oiseleur*, ein hölzernes Instrument, womit man allerhand Vögel, insonderheit aber die Meisen zu fangen pfleget. Es bestehet solcher aus 2 langen, der Länge nach dergestalt ausgegrabenen Stecken, daß die Höhe des einen Stecken sich in die ausgegrabene Tiefe, oder den gestossenen Falz des andern ganz genau hineinfügt. Und werden beyde Stecken etwas zugeschnitzt, und hierauf in ein rundes vom Tischler, oder Drechsler hierzu bereitetes Holz gestossen, wobey sich beyde Theile von einander sperren. Hierauf versiehet man besagte 2 Theile des Klobens mit starken Schnürlein, womit sie so genau zugezogen werden, daß sie auch ein Haar halten mögen. Kömmt nun die Maise oder ein anderer kleiner Vogel auf einen solchen zubereiteten, und zum Loche der Hütten hinaus gereckten Kloben; so zieht der Vogelsteller zu, fängt den Vogel bey den Klauen, und zieht ihn zur Hütte hinein.

Klobenhütte, Maisenhütte, muß von grünen Sträuchen und nach Beschaffenheit der Orte, entweder im Walde auf der Erden, oder daselbst in die Höhe auf drey nicht weit von einander stehende grosse Bäume, oder auch ohnweit einem fließenden Wasser, wobey viel Weiden sind, erbauet werden. Denn bey Weidenbüschen halten sich die Maisen besonders gerne auf, zumalen, so ein Wald nicht weit davon abgelegen ist. An etlichen Orten bedienen sich die Vogelsteller auch einer Hütten, die nicht vest gemacht ist, und ohne Mühe und Beschwerlichkeit fortgetragen werden kann. Selbige ist sowohl mit leichtem Stangen- oder Lattenholze zusammen gefüget, als auch mit grüner Wachsleinwand überzogen. Höret man nun etwa einen Vogel von ferne singen; so wird die Hütte mit dem Kopfe aufgehoben, und so man ohnweit dem Orte und Stande des Vogels kommt, wieder abgesetzet, der Kloben zu dem deswegen durch die Hütte gemachten Loche hinaus geschoben, und auf den Vogel solchergestalt gelauert. Der Weidmann oder Vogelsteller hat ein oder mehr Lockvögel bey sich, nebst zweyen von kleinen Gänsebeinlein oder auch nur von Federkielen verfertigten Maisepfeiflein, deren eines höher als das andere, das andere aber nur um ein weniges tiefer gestimmet seyn muß. Mit diesem letztern macht er der Maisen gemeinen Ruf, mit dem ersten aber bisweilen, jedoch seltener, ihr Geschrey, welches die Weidleute und Vogelsteller Zipipper zu nennen pflegen, nach. Wenn nun die streichende Maisen diesen Ruf hören; so fliegen sie alsobald der grünen Hütte zu, und weil sie keine bequemere Stelle, sich niederzulassen, finden können, setzen sie sich unbedachtsam auf den halb aufgethanen Kloben, daß sie mit den vordern oder hintern Zähen in die Klust oder Spalte des Klobens eingreiffen. So bald der Weidmann oder Vogelsteller diese angekommenen Gäste merket, ziehet er das

das durch den Kloben gehende Schnürlein an, und klemmet der Maise ihre Zähen so veste ein, daß sie nicht ausreissen kann, zuckt sie aber alsobald durch das Fensterlein oder Loch zu sich in die Hütten. Die andere Maisen hingegen sind so thöricht, daß sie diesen Betrug niemals merken, sondern je mehr die andern, welche auf solche Art gefangen und gewürget werden, schreyen, desto begieriger und blinder fliegen sie herzu.

Klöppel, s. Kleppel.

Klopfjagen, ist eine Art, ohne Hunde und Gezeug zu jagen, wenn man in geschwinder Eil, und auf bedürfenden Fall etwas Wildpret haben will. Solches geschiehet in Feldhölzern und Büschen, wenn von denen zutreibenden Bauren mit Klappern und Stecken an die Sträucher, durch Dickichte und Behältnisse, ganz sachte, und ohne grosses Geschrey, geklopfet und getrieben wird. Dagegen sich ihrer etliche mit fertigem Gewehr wider den Wind an einem Paß anstellen müssen, um daselbst alles, was man ansichtig wird, klein und groß, zu schießen.

Kluppicht Gehörne, nennen einige das kolbichte und knorplichte, oder noch ganz zarte und weiche Gehörne der jungen, oder auch wohl der alten Hirsche, nachdem sie solches erst von neuem aufgesetzet haben, und wenn selbiges noch nicht genugsam erhärtet ist. s. a. **Hirsch**, **Hirschkolben**, **Geweyhe**.

Klutter, nennet man eine von birkenen Schalen verfertigte Pfeiffe, die Drosseln und dergleichen Vögel, welche man in Netzen oder Garnen zu fangen gedenket, aufzumuntern und herbey zu ruffen. Der Klutter muß 1 bis ein Viertel Zoll lang und einen halben Zoll breit seyn. In der Mitten wird die Rinde mit einem scharfen Messer subtil weggeschnitten, doch so, daß eine etwas ganz dünne Schale stehen bleibt. Solche legt man auf die Zunge, und setzet sie vor die Zähne, darauf man der Vögel ihren Gesang und Stimme blasen kann. Oder aber man hat auch von Messing oder Silber eine Klutter oder Pfeiffe, welche wie ein Rockknopf groß ist, und zwey gegen einander stehende kleine runde Löcher hat. Diese setzt man auswendig an die Zähne, und kann man die Vogelstimmen ebenfalls darauf pfeiffen.

Knebel, heisset das an einigen Arten der Ketten, als Brusthalfter, Hemmketten rc. am Ende befindliche Querstücke, welches durch einen Rinken gesteckt, und daselbst die daran hangende Kette verknüpft wird. Es wird auch dergleichen von Holz an gewissen Riemen des Pferdzeuges gebraucht. Z. Ex. an den Bauchgürtel, und dienen statt einer Schnalle. Ein solcher Knebel, oder Querstücke wird auch an die Fangeisen zur Bären- und Schweinsjagd, ungefähr einer guten Spanne weit hinter die Spitze bevestiget, damit es nicht weiter, als bis dahin, eindringen kann. Daher auch dieses Instrument den Namen eines Knebelspiesses, lat. Venabulum, franz. *Epieu*, oder *Guisarme*, oder auch selbst des Fangeisens bekommen, siehe Fangeisen.

Knebelspieß, s. Knebel.

Kniebüsche, nennet man solche Wälder und Hölzer, wo die Bäume versauren, kurz und struppicht bleiben, krumm und niedrig wachsen. Solches kommt von sehr sauren, kalten und hagern Gegenden her, und wenn Wind und Schnee noch dazu kommt, so die jungen Bäume zu Boden drücken, daß sie nicht gedeihen können.

Knieper, s. Specht.

Knieschneiden, s. Ochsenjagd.

Knister, s. Mistel.

Knüpfen der Leinen, s. **Leinen anbinden.**

Köder, Keder, Fischköder, Körnung der Fische, Queder, Fischqueder, Querder, lat. Esca, franz. *Amorce, Appas de Poissons*, heißt alle dasjenige, was an einen Angelhacken gestecket, oder in eine Fischreusse, Hahmen Kastenoder Garnsack geleget wird, um die Fische damit anzulocken, und zu fangen. Dieser Köder ist verschieden, nachdem man ihn entweder zum Angeln, oder zu Reussen, Hahmen, und Garnen gebraucht.

A) **Zum Angeln** wird entweder ein natürlicher, oder ein künstlicher Köder genommen.

α) **Die natürliche Köder** sind zum Exempel die Regenwürmer, Bohnen, wie wohl diese im Wasser gesotten werden müssen, allerhand kleine Fische, Frösche, von welchen die Hinterschenkel abgezogen werden (diese werden, wenn man den Reitz des Köders verstärken will, in Rindsunschlitt gebraten), Heuschrecken, Grillen, grosse Fliegen, Ochsengehirne, Mehlwürmer, Leber von Rindern, stinkendes Aas rc. Ihr Gebrauch ist unterschieden, sowohl in Ansehung der Zeit, als auch in Ansehung der Fische. In Absicht auf die **Jahreszeit** angelt man im **May** mit Regenwürmern, Käfern, kleinen Krebsen rc. im **Junio** mit rothen Käferlein; im **Julio** mit Laubfröschen, Heuschrecken, Heimen oder Grillen, auch mit gesottenen Krebsschwänzen; dergleichen auch im **August** und **September** gebrauchet werden. Siehet man auf die **Arten der Fische**: so beisset ein **Hecht** gerne an, wenn man Frösche, Kaulhäupte, Plötzen, oder Rothfedern, und andere kleine Fische an den Angelhacken stecket, wie sich denn überhaupt alle Raubfische mit andern Fischen am besten fangen lassen. Der **Bärsch** mit einem Stücklein Krebsscheere oder Schwanz, oder auch mit lebendigen Plötzen oder Regenwürmern, gleichwie auch die Aale damit gefangen werden können. Zu **Alten** oder **Elten**, **Weißfischen**, **Forellen**, **Rothaugen**, **Karpfen**, und mehr andern Fischen braucht man gleichfalls Regenwürmer, Heuschrecken, Grillen, Käfer und dergleichen. Zu gewisser Jahreszeit, da der **Karpfe** ungemein heißhungerig ist, fället er ohne Unterscheid alle Köder an; daher er sonderlich nach seiner Laichzeit, welche im May und Junio geschiehet, im Julio und August leicht mit Bohnen in blossem Was-

ser gesotten, oder auch nur mit Regenwürmer zu fangen ist.

β) Künstlicher Köder wird zum Angeln auf verschiedene Art zubereitet, als: Regenwürmer in einem neu verglasurten Topfe 8. Tage in die Erde gesetzt, alsdenn Kampher mit Honig vermengt, die gedachten Würmer darinnen gewälgert, und an die Angel gestecket; Widder- oder Hammelfleisch in Honig gesotten, und sodenn dieses mit alten Menschenhaaren temperiret, in Stücken zerschnitten, und an die Angelhacken gehängt; desgleichen alte Käse mit weissem Brod und Milch zu einem Teige gemacht, Küchlein daraus formiert, solche dürre werden lassen, und sodenn an die Angel gemacht. Man nimmt auch Hundsleber darunter; wiewohl diese Leber auch alleine von den Fischen geliebt wird. So macht auch rohes Kalbfleisch mit Gersten, Weitzen, Honig und Wasser abgesotten, einen unvergleichlichen guten Angelköder. Ein besonders guter Karpfenköder, an die Angel zu stecken, wird folgendergestalt zubereitet: Man nimmt nemlich einen Reiger, und zwar wo es mit Gelegenheit seyn kann, das Männlein, rupft solchen, zerhackt und zerstößt ihn. Diesen zerstossenen Vogel thut man in ein Glas, und setzt es 14 Tage bis 3 Wochen in warmen Mist, da denn das Fleisch binnen solcher Zeit ganz verweset, und ein öhliches Wesen hinterläßt. Wenn man nun dieses Oel, oder öhlichte Substanz in dem Glase findet; so bindet man solches auf das allergenaueste zu, und verwahret dasselbe an einem nicht allzuwarmen Orte, damit er nicht evaporiren oder ausdünsten möge. Will man nun fischen; so kann man weiche Brosamen von weissem Brodte, auch gestossenen Hanfsaamen nehmen, solche mit Reigeröl wohl unter einander mengen, kleine Kügelein 4 oder 6 Erbsen groß daraus machen; die Angelschnur nahe bey der Angel damit bestecken, und, wie ordentlich geschiehet, *damit* angeln. Ein anderer guter Angelköder zum Karpfenfange ist, wenn man ein Pfund Hanfsaamen, aus welchem schon das Oel gepreßt worden, nimmt, und dazu entweder 2 Unzen von einer Mumie, oder auch von ausgedorretem und an der Sonne gedreugten Menschenfleische, oder auch nur Menschenfett, 2 Unzen Schweineschmalz, 2 Unzen Reigeröl, 2 Unzen Honig, 1 Pfund Brosamen von altgebackenem weissen Brodte, und 4 Gran Biesam, thut. Aus dieser Masse knätet und macht man, nach voriger Manier, Kügelein, und wenn sie etwa wegen allzuvieler Flüßigkeit nicht zusammen halten wollten, darf nur noch mehr Hanfsaamen darunter genommen, und der Teig vester gemacht werden. Die Unkosten zu diesem Köder sind im geringsten nicht zu scheuen, indem die Karpfen, weil sie solchen vor allen andern ungemein lieben, denselben schon bezahlen werden. Auf andere Fische macht man die Köder zum Angeln noch auf verschiedene Weise. Man nimmt nemlich Käse und Würmlein, oder die kleinen Wasserschnecken, so bey dem Wasserwohnen, und auch Häuslein auf sich tragen, ingleichem das Gelbe von 3 Eyern; diese Stücke stößet man

man unter einander, als wie einen Teig, und mischet noch etwas Safran darunter. Wenn man denn angeln will, so stecket man davon einer Erbse groß an den Angel in einem reinen Tüchlein; oder es wird Hasenfleisch 10 oder 14 Tage in Honig gelegt, und hernach an die Angel gestossen. Etliche nehmen auch Kichern und faulen Schafkäse, machen Kügelein daraus, und ziehen sie durch Lohröl, und stossen sie also an die Angel. An die Nachtschaure werden auch Regenwürmer, Plötzen und andere dergleichen Köder gemacht. S. a. Angel, Angeln.

B) Die Köder, so zu denen Reussen, Hahmen und Garnen zu gebrauchen, sind unter andern folgende: Etliche nehmen Hauswurz, und thun solche hinein; oder sie binden eine von Bocksblut, Backofenleimen und Honig gemachte Kugel in einem Tüchlein in die Reussen; oder auch Weitzenkleyen 2 Theile, Honig 2 Theile, Gersten 1 Theil, und mit Wasser, so viel, als nöthig, Kugeln daraus gemacht, und da hinein gelegt, worinnen man gern Fische fangen will; oder man nimmt Gerstenmehl und Rindsleder, Bocksblut und Weinhefen unter einander gemischt. Etliche nehmen nur stinkende Ziegenmilch, oder auch Unschlitt von einem Bocke, gestossene Bohnen und Baldrian, zu Küchlein gemacht, und in die Reussen gethan, oder aber einen Löffel voll Reigerschmalz, und einen Löffel voll Honig zusammen wohl geprägelt, bis es zähe wird, sodenn noch etwas Safran darunter gethan, und in Reussen gehängt. Man schmieret auch Hände und Füsse damit, wenn man fischen gehet. Von andern werden auch Senfkörner, ein Fuß von einer Wiesel, der gelbe Saamen einer Rose, und rothe Schnecken zusammen in rindern Unschlitt geröstet, und in die Reussen, Hahmen, oder Garnsäcke gehänget. Wenn man den Geruch dieser Anköderung stärker machen will, so darf man nur stinkendes Aas dazu nehmen, sonderlich in denen Wassern, wo sich Barmen aufhalten, welche von diesem Köder den Geruch bekommen, und sich häufig einstellen werden. Wenn man viele Schmerlen, Gründeln oder andere kleine Fische fangen will; so darf man nur etliche Stücke Leinkuchen, welche von dem Leinöle übrig bleiben, in die Reussen, Hahmen, oder Garne thun, so werden sich darinnen sehr viele Fische von dergleichen kleinen Gattung fangen. Man kann auch zu einem guten Köder in die Reussen ein junges schwarzes Huhn nehmen, welches noch nicht geleget hat, solches ersticken, und sodenn, nachdem man ihm die Federn abgerupfet, mit rothen Schnecken so lange sieden lassen, bis sich die Beine selbst vom Fleische ablösen. Dieses Huhn, sammt aller Zugehör, wird in einen wohl vermachten Topf gethan, und acht Tage an die Sonne gestellet, wenn diese Zeit verflossen ist, kann man den Topf, eine halbe Stunde aufgemacht, wieder an die Luft bringen. Nach diesem nimmt man eine gute Hand voll wohlgesottener und verschäumter Gerste, und thut sie zu den andern Ingredienzien in den Topf, welche sich alsdenn mit einander

also verzehren, daß das Ueberbleibsel einem blosen Teige gleich siehet. Diesen Teig kann man in Reussen, Hahmen, u. d. g. stecken, da man mit Vergnügen erfahren wird, wie sich die begierigen Fische eingestellet, und in ziemlicher Anzahl gefangen haben. Grosse Brennnesseln mit Hauswurzsaft benetzet, in die Reussen gehängt, lockt die Fische auch häufig darein. Man nimmt auch Hanfsaamen, und schneidet die Köpflein ab, weil er noch in der Milch ist; dieser wird gedörret, klein zerstossen, und in einem mit Harz und Wachs vermachten Glase zum Gebrauch aufbehalten. Hat man nun den Köder nöthig, so nimmt man ein halb Pfund gedörrten Rogen, von einer aedreugten Schleye, diesen stößt man klein, und thut alsdenn ein Pfund rohen Speck dazu, welche 2. Stücke wohl mit einander temperirt, und vermischet werden müssen; zu diesen schüttet man von von dem Hanfpulver so viel, als zu einem Teige genug seyn mag. Von diesem Teige nimmt man hernach so viel als nöthig, und hängt es in die Reussen, Hahmen 2c. Oder: Bärenschmalz, Honig, Kühkoth, eine Hand voll Korn, solches zerlassen, unter einander gemenget, Küchlein daraus gemacht, und dürre werden lassen, und solche in die Reussen 2c. gethan. Ein guter Köder wird auch aus Knoblauch, Wohlgemuth, Schafsfett, Thymian, dürren Rosmarin, Rosinen oder Weinbeerlein und Wein zubereitet, und wird eines jeden nach dem man dessen viel oder wenig machen will, genommen. Diese jetzt benannte Stücke muß man alle wohl unter einander stossen, kleine Kugeln daraus machen, und in den Fluß, darinnen man fischen will, werfen. Folgender Köder, ob schon bey dessen Zubereitung einiger Aberglaube mit unter zu lauffen scheinet, soll fast alle Köder übertreffen: Man nimmt dazu Branteweinhefen, so bey dem ersten Brande aus einer neuen Branteweinblase, übrig und zurück geblieben, das Blut von einer schwarzen Ziege und Meel von Wintergerste; diese drey Stücke muß man wohl unter einander mischen, und mit einer Lunge von einer schwarzen Ziege wohl zerhacken. Wenn nun diese Stücke in das Wasser mit der Angel, oder in der Reusse hineingelassen, oder aber blos in das Wasser geworfen werden, und man gleich mit dem Wurfgarne dahinter drein ist; so beschließt man eine Menge grosse und kleiner Fische. Es dienet auch nachfolgender Köder treflich hierzu: Wenn man nemlich vier Blätter Celtischen Spicanard, ein Blatt von Kalmuswurzelkraut, Selerie einer Bohnen groß, Kümmel, so viel als man mit 3 Fingern halten kann, und eine Hand voll Anis nimmt, nnd solche Species zu Pulver macht. Von diesem Pulver streuet man etwas auf wohlgereinigte und in einem kleinen Geschirre wohl zerquetschte Regenwürmer, und bereitet einen Köder daraus, welchen man sodenn zu den Angeln, Garnen, Hahmen und Reussen gebrauchen kann. Viele Aale in Fischreussen zu fangen, nimmt man alten Fürnenschmeer, thut es in eine Pfanne, rühret es mit wildem Münzkraute, thut es darnach in ein Tüchlein, und hänget es in die Reussen. Man kann auch

nur

nur blosse Hefen von einem Weinfasse nehmen, und in die Reussen thun; so gehen die Fische auch gerne hinein. Für die **Krebse** sind die Hinterviertel von gestreiften Fröschen, oder Fischgedärme in Honig geröstet, ein sehr guter Köder.

Köhler, s. **Kohlenbrenner.**

Köhlermeister, s. **Kohlenbrenner.**

Königlein, s. **Zaunkönig.**

Köpfen, heißt bey den grossen Weidenbäumen die oben um den den Stamm herumstehenden Zweige abhauen.

Körnen, **Körren**, **Kirren**, lat. Inescare, franz. *Embecquer*, heißt die Vögel, Fische, oder auch andere Thiere, durch Vorstreuung allerhand dienlichen und ihnen angenehmen Futters an sich locken. s. a. **Aetzen**, **Köder**, **Lockvogel.**

Körnerbaum, s. **Corneelbaum.**

Körrung der Fische, s. **Köder.**

Körren, s. **Körnen.**

Körrungen, s. **Fasanerey.**

Kötscher, s. **Retscher.**

Koffergarn, s. **Sackgarn.**

Kohle, lat. Carbo, franz. *Charbon*, ist eine auf gewiesse Art gebrannte, aber nicht zu Asche verbrannte Materie. Die Materie aber, woraus man bishero Kohlen zu brennen gelernet hat, ist dreyerley, und man hat daher auch dreyerley Kohlen, nämlich **Steinkohlen**, **Torfkohlen** und **Holzkohlen**. Von den letztern ist hier die Rede. Eine solche **Holzkohle** ist ein durchaus schwarzgebranntes Holz, sehr zerbrechlich, hat noch die völlige Gestalt des Holzes, daraus die Kohle gebrannt worden, und entzündet sich ohne lodernde Flamme, und ohne sichtbaren Rauch vom Feuer. Ist nur bloß die wässerichte und dünnere öhlichte Materie durch das Feuer aus dem Holze getrieben, der Theer und Pech aber zurücke geblieben; so nennet man solches einen **Brand**, von dessen Nutzen und Verhältniß gegen die Kohlen s. **Brand.**

1) Wo Berg- und Hüttenwerke in starkem Betriebe sind, wo man aus einer Forst Städte und Länder mit Kohlen versehen must, da ist das Kohlenwesen beym Forsthaushalt eines von den wichtigsten Stücken. Wie nun ein Forstverständiger wissen muß, das Holz am höchsten zu nutzen; also hat er vornehmlich auf solche Nutzungen zu sehen, die sich in dem Bezirke der ihm anvertrauten Forsten bewerkstelligen lassen, und dahin gehöret das Kohlenwesen. Es mag ein Holz in der Luft so trocken werden, wie es möglich ist, so behält es allezeit einen so grossen Theil wässerichter Feuchtigkeit in sich, daß kein heftiges Schmelzfeuer damit kann unterhalten werden. Nirgends ist dieses deutlicher zu sehen, als auf den Glas- und Spiegelhütten. So oft man mit Holze zuschüret, ob es gleich lange Zeit in der grösten Sonnenhitze gelegen hat, und von der trockensten Luft durchstrichen ist; so bemerkt man dennoch, daß sofort die Hitze in diesen Oefen einige Minuten lang nachgiebet. Man hat, dieses zu vermeiden, in den Glashütten gewiesse Oefen erfunden, welche

welche man Scheitöfen nennet, deren oberstes Gewölbe mit dem Holze angefüllet wird, das man zum Schmelzen des Glasgemenges brauchen will. Im untern Theil des Ofens macht man ein mattes Feuer, mit Hecke, Zacken oder anderm knorrichten und ungleichen Holze, welches man zur Feuerung bey den Glashütten nicht brauchen kann. Das Feuer, so aus dem untern Gewölbe in das obere schlägt, muß nur so stark seyn, daß es das lange Scheitholz, womit der Schmelzofen gefeuert werden soll, ansenget, und branddürre macht; oder man leget das zum nächsten Gebrauche bestimmte Holz solchergestalt über die Schmelzofen, daß es von der herum schlagenden Hitze angesenget wird. Durch dieses angesengte Holz oder **Brände** kann man mit grosser Ersparung des Holzes und in viel kürzerer Zeit ein weit grösseres Schmelzfeuer mit streichender Flamme machen, als mit dem trockensten, jedoch unangesengten Holze, möglich ist. Nur besagter Handgriff ist bey Feuerarbeiten zu beobachten, wo streichendes Flammenfeuer eine heftige Wirkung thun soll. Durch sichere Erfahrung hat sich ergeben, daß man auf diese Weise, wenigstens ein Drittheil des Holzes bey solchen Werken ersparen könne.

2) Das Holz kann zwar zu einer Kohle gebrannt werden, man mag das Feuer anbringen, auf was Weise man will, wenn es nur stark genug ist, und dabey der freye Zugang der Luft entweder gänzlich, oder doch zeitig genug, und gehörig abgehalten wird, damit das Holz nicht zu stark angegriffen werde, oder gar in Asche zerfalle; dennoch aber ist die Güte der Kohlen gar sehr verschieden, nachdem das Feuer angebracht, und nachdem die Stärke und Dauer desselben regieret worden. Die Güte der Kohlen wird beurtheilet, aus dem Gebrauche derselben, nachdem ein scharfes, gelindes, schnelles, langsames, oder anhaltendes Feuer zu dem vorgesetzten Endzweck vonnöthen ist. Diesen Endzweck zu erhalten, muß nicht allein die gehörige Gattung Holz ausgesuchet, sondern auch auf die Regierung des Feuers und andere Umstände gesehen werden. s. **Kohlenbrennen, Meuler.**

3) Die Kohlen, welche gebrannt sind, und aus dem Miehler kommen, sind nicht nur bey verschiedenem Holze von verschiedener Grösse, sondern wenn auch das Holz von einerley Stärke ist, findet sich doch ein Unterschied darunter: Nemlich alle Kohlen, die am Quandel stehen, das Holz sey schwach oder stark, fallen klein aus, weil solche beym Anstecken des Miehlers von dem starken, einige Stunden anhaltenden Feuer zu heftig angegriffen, auch beym Füllen zerstossen werden. Man nennet daher alle kleine im Miehler zwischen den stärkern vorfallende Kohlen mit dem gemeinen Namen Quandel, und ist nur der Unterschied darunter, daß die im Mittel oder Quandel der Miehlers vorfallende kleine Kohlen leichter sind, als die übrigen, welche von dem kleinen Holze erfolgen, das zum Ausstümpeln gebraucht ist. Wo ein Miehler auch ausser dem

dem Mittel gefüllet wird, da entstehet allezeit Quandel, das Holz mag so stark seyn, als es will, und je öfter gefüllet wird, je mehr kleine Kohlen oder Quandel erfolgen. Nach Verschiedenheit der Holzgattungen, sind auch die Kohlen verschieden, als: Tannen, Fichten, Espen, Söhlweiden, Linden, Quitschen rc. geben gar leichte und mürbe Kohlen, welche in starkem Feuer nicht lange anhalten; unter diesen geben die Tannen und Fichten, ob sie zwar im Feuer nicht lange anhalten, dennoch eine grosse und schnelle Hitze. Die übrigen geben eine solche scharfe Hitze nicht, und taugen absonderlich, wenn das Holz alt und stark geworden, vor kein sehr heftiges Gebläse; so daß auch die alten Espenkohlen vor selbigen sich, gleich denen Schwammkohlen, schwarz blasen, und wieder aus dem Ofen kommen, wie sie aufgegeben worden. Birken, Ellern, Ahorn, Lehnen, Ilmen, Eschen u. s. w, sind von mittlerer Güte und Härte, und geben ein länger anhaltendes, auch stärkeres Feuer, als die vorigen. Hainbüchen, Rothbüchen und Eichen geben unter allen das stärkste und dauerhafteste Feuer, jedoch die letzten nur von dem Gebläse. Hat ein Holz lange an der Witterung gelegen, so werden die Kohlen gleichfalls schlechter, als wenn es bald, nachdem es etwas ausgetrocknet ist, verkohlet wird. Im ersten Falle erfolgen dem Maaße nach viele, aber schlechte, im letzten weniger, aber weit bessere Kohlen. Birken, Rothbüchen und Ellernholz muß, so bald es trocken ist, verkohlet werden, und kann die Witterung am wenigsten vertragen; dagegen Eichen, Weißbüchen, Ilmen, u. s. w. von längerer Dauer sind. Eine gute Kohle in ihrer Art wird erkannt, wenn die noch etwan daran befindliche Borke hin und wieder gleichsam zusammen gesintert scheint, mit blanken stahlblauen Flecken, wenn sie hart und klingend ist, welches man im Einfüllen oder ausstürzen, auch durch gelindes Anschlagen bemerket. Dieses zeiget die gehörige Härte und Vestigkeit an: daher muß sie auch die Hände nicht gleich schwärzen, und wenn sie nicht allzuweit auf rauhen Wegen gefahren wird, die scharfen Ecken nicht verlieren, und also nicht vielen Abgang leiden; wenn sie endlich eine ziemliche Schwere hat, und im Bruche glänzend ist. Nach einer so gut gerathenen Verkohlung kommen dergleichen Kohlen meistens in Gestalt der Klüfte und Knüppel aus dem Miehler, die das Holz gehabt hat. Ist eine Kohle mürbe und staubicht anzusehen, schwärzet sie die Hände, ist sie leicht, nicht klingend, nicht blank; so hat entweder das Holz nicht getaugt, oder es sind bey der Verkohlung Fehler begangen worden. Es ist ein richtiges Kennzeichen, daß eine Auskohlung auch dem Maaße nach, so gut gerathen seye, als es seyn muß, wenn die Kohlen ihre gehörige Güte haben. Es mag beym Verkohlen ein Versehen begangen worden seyn, welches es wolle; so leidet die Güte allemal, nicht aber allemal die Maaß oder Fuderzahl. Auf was Art nun in Absicht auf die Stärke und Dauer des Feuers das Kohlenholz oder die Kohlen

zu sortiren sind, solches muß durch den Gebrauch bestimmet werden. Z. Ex. zu allen leichtflüßigen Metallen, als Zinn und Bley, absonderlich wenn solche im offenen Feuer sollen geschmolzen werden, dienet vorzüglich eine leichte Kohle; die strengen bringen Verlust. Am schädlichsten sind dabey die Eichenkohlen. Die strengen und harten Kohlen dienen hingegen besser, strengflüßige Metalle in den Oefen zu schmelzen, als Eisen und Kupfer. Kohlen von mittelmäßiger Härte können allenfalls zu beyden gebraucht werden. Ein jeder siehet leicht, daß Kohlen von altem verlegenem hartem Holze, oder, wenn solche nicht gut gemacht, sondern beym Verkohlen und Abkühlen durch allzulange anhaltendes oder zu starkes Feuer, oder durch andere Fehler verdorben sind, als Kohlen von leichtem Holze können angesehen werden; dahergegen Kohlen von weichem Holze, wenn es gesund ist, und die Verkohlung gut geräth, im Nothfalle an statt der harten zu gebrauchen stehen. Man hat aber keinesweges nöthig, um leichte, und weiche Kohlen zu erhalten, ein gutes hartes Kohlholz zu verderben, da es selten an weichen und leichten Holzsorten fehlt, indem selbige von selbsten in denen Forsten häuffiger, als nöthig ist, hervorzukommen pflegen. Sollte aber ja daran Mangel seyn; so läßt sich durch unschädliche Handgriffe die Strenge der Kohlen aus harten Holzsorten mäßigen, so wie man durch gegenseitiges Verfahren aus leichten Sorten eine ziemlich veste Kohle erhalten, und dadurch dem Mangel, ob zwar nicht gänzlich, doch guten Theils abhelfen kann. Es wird dienlich seyn, dieses durch ein Exempel zu erläutern. Bey den Eisenhütten sind harte und weiche Kohlen nöthig. Die harten sind beym Verblasen des Eisensteins in den hohen oder Blauofen am vortheilhaftesten; die weichen bey dem Frischfeuer am dienlichsten. Gesetzt, daß bey dem Werke nichts als hartes Holz vorfiele, so lasse man solches, so viel möglich, in der Witterung austrocknen, und beym Verkohlen den Miehler, da gewöhnlich 12 bis 14 Tage genug sind, 4 Wochen sehr langsam und gelinde rauchen; so bekömmt man ein Viertel oder ein Fünftel Kohlen mehr, als gewöhnlich. Es sind aber solche dagegen um so viel leichter, und können ziemlicher Maßen den Mangel der Tannen und andrer weichen Kohlen, beym Frischfeuer ersetzen. Auch ist eine Art des harten Holzes vorzüglicher zu wählen, als die andere. So ist das Rothbüchenholz zum Gebrauch vor die Frischfeuer besser, als Hainbüchen, und dieses wieder besser als Eichen u. s. w. Da auch bey sehr stürmischem, bey sehr trockenem, oder stark anhaltendem Regenwetter die Kohlen leichter ausfallen, als bey gemäßigter Witterung; so kann man die im ersten Falle erfolgende Kohlen, bey dem Frischfeuer vorzüglich nehmen. Wie die Kohlen in Ansehung der Grösse zu sortiren, solches muß gleichfalls der Gebrauch lehren. So werden im obigen Exempel zu Schmelzung oder Verblasung des Eisensteins in hohen und Blauofen grobe und Mittelkohlen untereinander gemenget, niemals aber,

aber, als nur in dem Falle, da es an Mittelkohlen fehlt, kleine gebraucht. Alsdenn setzt man den vierten Theil Quandel zuletzt auf jede Gicht, damit der klein gepuchte Eisenstein nicht durch die weiten Zwischenräume der groben Kohlen lauffen, und sich der Wirkung des Feuers zu frühzeitig entziehen, vor der Forme zusammenhäuffen, und das Gebläse gar ersticken könne. Bey den Frischfeuern gebraucht man gleichfalls grobe und Mittelkohlen, weil sonst das Gebläse nicht durchkommen und dem rohen Eisen die gehörige Gaare geben kann. Nur etwas Quandel giebt man darauf, um das Feuer zusammen zu halten. Dahergegen gebraucht man bey den kleinen Zehntfeuern kleine Kohlen, oder Quandel, wie auch zum Rösten des Eisensteins, und ist hieraus zu ersehen, wie man den Grund zu Sortirung der Kohlen, sowohl in Ansehung ihrer innern Beschaffenheit, als Grösse anstellen müsse.

Wie die übrige Behandlung der Kohlen beym Aufladen, Abfahren und Abladen anzustellen, dieses soll in kurze Regeln gefaßt werden: Da die Kohlen, sie mögen in ihrer Art so vest seyn, als möglich, allemal zerbrechlich, und durch eine geringe Gewalt zu zermalmen sind; so ist nöthig, solche bey aller Behandlung, so viel thunlich, zusammen zu halten, damit sie nicht zertretten, oder entzwey gefahren werden; das Einfüllen in die Maaße und Ausstürzen muß gleichfalls sehr gemachsam geschehen. Man hat aus der Erfahrung, daß auch bey sorgfältigem Ummessen der Kohlen, $\frac{1}{20}$ und auch $\frac{1}{15}$ verlohren gehet, und ist deswegen das Ummessen, und Hin- und Hertragen der Kohlen, so viel möglich, zu vermeiden, auch bey grossen Hüttenwerken kein geringer Vortheil, wenn die Kohlenanlieferung, so viel es die Umstände leiden wollen, dergestalt eingetheilet wird, daß während der Kohlungszeit beständig so viel angeliefert werden, als zum Betriebe des Werkes erforderlich ist, damit man nicht ohne Noth solche in die Schuppen tragen, und wieder heraus holen müsse. Geflochtene Kohlenkörbe sind auf Karren und Wagen besser, als die von Brettern zusammen geschlagen sind, weil diese im Fahren stärker prellen, und dannenhero vieles von denen Kohlen zu Pulver zermalmen. Das Fahren der Kohlen muß vornemlich auf ungleichen Wegen langsam geschehen, damit das Stossen, als wodurch vieles an Kohlen verlohren geht, vermieden werde. Karren sind besser, als Wagen, wenn langsam gefahren wird, absonderlich auf solchen Wagen, wo es Schlaglöcher giebt. Wenn der Fuhrmann auch sehr langsam fährt, so verzerren sich dennoch die Körbe, wenn ein Vorder- und ein gegenüberstehendes Hinterrad zugleich in ein Schlagloch tretten, und die Kohlen werden gleichsam zerrieben. Da es nicht gänzlich zu vermeiden steht, daß nicht bisweilen Feuer mit eingeladen werden sollte; so muß der Fuhrmann, zumal wenn der Weg durch Tannen- oder Kiefernörter geht, ein Gefäß mit Wasser an den Wagen hängen, weil oft nicht

nicht nur der Wagen, sondern auch ganze Forstörter dadurch in Brand gerathen sind. Hat das Feuer schon so weit überhand genommen, daß es mit dem wenigen Wasser nicht zu löschen stehti; so muß er die Kohlen abstürzen, und mit Erde bewerfen. Wenn stark beregnete Kohlen in die Schuppen gebracht werden, verlieren sie in kurzer Zeit vieles an ihrer Güte, werden mürbe und kraftlos. Am besten ist es, man verbrauche solche aufs eheste, und wenn dieses nicht geschehen kann, müssen sie so gelegt werden, daß man ihrer bey der ersten Gelegenheit habhaft werden könne. Stürzet man nasse Kohlen zwischen trockene; so verderben diese mit, indem sie die Feuchtigkeit von jenen an sich ziehen. Wenn alle bisher erwähnte Vortheile beym Aufladen, Abfahren und anderer Behandlung der Kohlen in Acht genommen werden; so kann man bey Hüttenwerken, oder wo zu anderm Endzweck viele Kohlen gebraucht werden, wenigstens die Hälfte am Holze ersparen, welches bey weitläuftigen Haushaltungen ein Artikel von grosser Wichtigkeit ist.

4) **Die Kohlen werden am besten in Schuppen verwahret, die nur leicht mit Brettern beschlagen werden müssen. Diese Bretter heftet man mit kurzen Nägeln auf, und bevestiget solche oben, in der Mitte, und unten, durch starke quer vorgelegte Lattenknüppel, vermittelst eiserner Krampen oder Klammern, welche an beyden Enden der Knüppel in die Ständer getrieben werden. Ein solcher** Schuppen muß nicht über 20 bis 30 Fuß breit, kann aber so lang seyn, als es die Menge der Kohlen erfordert. Sowohl unten, als auch oben im Dache, müssen alle 30 Fuß weit voneinander Thüren seyn, zu deren obersten ein so flach liegendes Gebrücke geht, daß die Kohlen bequem hinauf getragen werden können. Der Boden der Kohlenschuppe wird so hoch mit Steinen oder noch besser mit Schlacken verfüllet, daß die Feuchtigkeit aus der Erde die untersten Kohlen nicht verderben kann. Die Höhe einer solchen Schuppe bis unter das Dach, soll nicht über 16 Fuß seyn. Das Anfüllen einer Schuppe geschiehet folgender Gestalt: zu erst werden die Räume zwischen den untersten Thüren, auch an den Giebelseiten, so hoch angefüllet, als sich will thun lassen, wobey wohl zu merken, daß sowohl beym Ein- als Heraustragen die Kohlen nicht unmittelbar dürfen betretten, sondern, um das Zermalmen der Kohlen zu verhüten, Bretter auf selbige gelegt werden müssen: kann man nun nicht höher kommen; so werden die untersten Thüren mit kurzen quer vorgelegten Brettern innwendig zugelegt, und durch die obern Thüren der übrige Raum bis unter das Dach voll gestürzt. Die Harken, oder Rechen, womit man die Kohlen in die Füllfässer zieht, müssen keine eiserne, sondern hölzerne Zähne haben, damit die Kohlen nicht zerrissen werden. In solchen Schuppen bleiben die Kohlen viele Jahre gut. Wird zum Unglück verborgenes Feuer mit hineingetragen, welches sich nicht selten

selten ereignet; so läßt sich ein solcher Schuppen in der Geschwindigkeit durch Losreissung der Klammern und Bretter aufmachen, da denn die in Brand gerathene Kohlen vermittelst langer, oft mit Wasser zu begiessender Harcken heraus gezogen, mit Wasser gelöscht, oder, wenn das Feuer zu sehr überhand genommen, mit Erde beworfen werden können. In gemauerten Schuppen halten sich die Kohlen nicht so lange gut, weil das Gemäure bey abwechselnder Kälte und Wärme schwitzt, und also die Kohlen feucht macht: auch kann das Feuer, wenn es darinnen nur etwas überhand genommen, nicht gelöschet werden.

In einigen Ländern stürzet man die Kohlen, in grössern Hauffen, unter freyem Himmel, woselbst sie aber in kurzem ihre Güte verlieren, weil, wie schon gesagt, die Kohlen keine Nässe auf eine lange Zeit vertragen können. Denn ob zwar eine Kohle in etlichen hundert Jahren nicht verrottet; so wird sie doch gar bald von der Nässe mürbe. Ist man ja genöthiget, die Kohlen unter freyem Himmel zu lassen, dergleichen Fälle sich bey grossen Trocknissen und Windfällen ereignen können, so bringt man solche in nicht gar zu grosse kegelförmige Hauffen, gleich denen, welche der Landmann, aus Mangel genugsamen Raumes in den Scheuren, unter freyem Himmel von denen Korngarben zu machen pflegt, dergestalt, daß die grösten oder Lesekohlen auswendig ordentlich, gleich einer runden Wand von Malterholze gelegt werden, welches leicht ist, da bey gehöriger Verkohlung und vorsichtigem Herauslangen der Kohlen, ein grosser Theil die Forme des Holzes behält; die kleinern Kohlen stürzet man in dieses runde Behältniß, bedeckt solches von oben herunter, bis zur Hälfte mit Baumrinden, Gölster, Fahrenkraut, Stroh, oder was man sonst haben kann. Ist der Boden, worauf solche Hauffen stehen, trocken, und etwas erhaben; so bleiben die Kohlen darinnen so gut, als in einem Schuppen. Kohlen, welche eine Zeitlang trocken aufbehalten werden, thun im Feuer stärkere Wirkung, als welche ganz frisch aus dem Miehler aufs Feuer kommen; wiewohl solche einen merklichen Abgang, durch das Einfüllen und Ausstürzen leiden, wodurch dasjenige wieder, und noch mehr, verlohren geht, was sie an der Güte zunehmen. Es bleibt also bey Hüttenwerken allezeit vortheilhaftig, so viel möglich, die abgeladenen Kohlen gleich zu gebrauchen. Daß die Kohlen, wenn sie einige Zeit gelegen haben, eine stärkere und und anhaltendere Wirkung im Feuer thun, rühret von der wenigen Feuchtigkeit her, welche sie aus der Luft an sich ziehen. Denn ob zwar zu viele Feuchtigkeit, dergleichem im rohen Holze, auch in den Bränden annoch befindlich, den höchsten Grad des Feuers verhindert; so kann solcher auch ohne alle Feuchtigkeit, davon die frisch aus dem Miehler kommenden Kohlen nichts mehr an sich haben, nicht hervorbracht werden. Daß diese Verbesserung der Kohlen vom Salpeter herrühren sollte, den die Kohlen

Kohlen aus der Luft annehmen, ist ganz und gar unerweißlich.

5) **Lösch- oder Backofenkohlen** sind bey den Köhlern nur ein Spottname, und werden alle leichte, vom Feuer ausgezehrte, und also verdorbene Kohlen damit belegt, weil solche eine Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche in Back- und Brauhäusern, nachdem das Holz mit heller Flamme seinen Dienst gethan hat, aus dem Feuer gezogen, und mit Wasser gelöschet werden. Bey allen Versuchen, die mit Verkohlung des Holzes angestellet werden, kann zu einer sichern Regel dienen, daß alles Holz, was die helle Flamme gefaßt hat, was zu lange im Feuer, auch in gehörig gemäßigtem Feuer zu lange gelegen, in seiner Art schlechte Kohlen giebt. Von **Grubenkohlen** s. **Stockkohlen.**

Kohlenbrennen, Holzverkohlen, heißt, wenn durch die Gewalt des Feuers alle wässerichte und ölichte Materie, endlich alles Pech und Theer aus dem Holze getrieben wird, und nur allein diejenige feuerfangende Materie zurücke bleibt, welche mit den feuerbeständigen erdigten Theilen vest verbunden ist. Da das Verkohlen des Holzes auf gar verschiedene Weise geschehen kann; so sollen hier nur die vortheilhaftesten beschrieben werden, welche sich ins Grosse, mit mässigen Kosten, und dem besten Erfolge bewerkstelligen lassen. Es wird dazu eine solche Veranstaltung erfordert, daß ma[illegible] grosse Quantität Holz [illegible] anzünden kann [illegible] durchgängig seine Wirkung thun, dabey jedoch dergestalt geschlossen, eingeschränkt, und regieret werden kann, daß weder zu viel, noch zu wenig von der feuerfangenden Materie sich zerstreue. Alle übrigen Methoden gehören eigentlich zu den chymischen Versuchen, von welchen hier zu handeln die Absicht nicht ist. Der ganze Proceß dieses wichtigen Geschäftes kommt auf folgende Punkte an:

1) Vor allen Dingen muß ein bequemer Platz zum Verkohlen gewählet werden; wie dieser beschaffen seyn müsse, da von s. **Kohlstätte.**

2) Ist der Platz da und zugerichtet; so kommt sehr vieles darauf an, daß das Holz, welches darauf verkohlet werden solle, recht auf diesem Platze gerichtet, und der sogenannte **Meuler** gemachet werde. s. **Meuler.**

3) Waß das **Verkohlen des Holzes** selbst anbetrift; so sind 3 Stücke mit vieler Sorgfalt zu behandeln: das **Anstecken des Meulers**, die **Regierung des Feuers**, und das **Abkühlen des Meulers.**

a) **Das Anstecken des Meulers** geschiehet auf folgende Art: Man nimmt die Zündstange, welche vorne gespalten, steckt einen mit Harz bestrichenen Lappen, oder aber die weissen äussersten Rinden vom Birkenholze, welche man **Tabert** nennt, und eine sehr heftige und helle Flamme geben, darzwischen, [illegible] an, fähret damit [illegible] bis an den [illegible] Quar[illegible]

Quandel, lässet sie so lange darinnen stecken, bis der aus dem Miehler hervorbrechende dicke Dampf anzeiget, daß die an den Quandel gesetzten Späne und Brände gehörig Feuer gefangen. Man kann durch das Zündloch wahrnehmen, ob die zwischen den Quandelstangen gelegten Späne hinlänglich in Brand gerathen sind, oder nicht. So bald dieses geschehen, wird die Zündstange herausgezogen; alsdenn ist erstlich das Zündloch zu bewerfen, wodurch verhütet wird, daß der stärkere Zugang der Luft durch dasselbe das Feuer nicht gleich anfangs nach einer Seite ziehe. Der erste Dampf, welcher durchbricht, ist weißgrau und wässericht, gleich den Broden von einer stark siedenden Braupfanne; nach einiger Zeit verändert sich diese Farbe in eine gelbliche, und fängt erstlich unter der beworfenen Haube, und so ferner an der Mittelschicht herunter, an, die Decke gleichfalls zu färben, und selbige zu erhitzen, so, daß man die Hand kaum daran leiden kann; solches nennet man die Böbung. Ist nun zu gleicher Zeit stilles Wetter; so steigt der heisse Rauch nicht mehr zerstreut, und umherflackernd, sondern gerade in die Höhe. Dieses ist ein Zeichen, daß das Feuer das Holz gehörig angegriffen hat, und nun ist es Zeit, mit fernerm Bewerfen des Miehlers fortzufahren, jedoch dergestalt, daß es mit der am Rande der Kohlstätte vertheilten Erde und Stübbe nur plätzlich, und locker geschehe, und hin und wieder Oefnungen bleiben. Diese Vorsicht ist überaus nöthig; denn wenn der Miehler gar zu frühzeitig dicht beworfen wird; so kann der wilde eingeschlossene Dampf, welcher nicht allein von wäßriger, sondern auch feuerfangender Art ist, keinen hinlänglichen Ausgang nehmen; er sammelt und entzündet sich oft mit solchem Ungestümm, daß er nicht allein die Decke erschüttert, sondern solche gar ab, und unterweilen den ganzen Miehler mit einem dumpfigten Knalle über den Hauffen wirft. Die Köhler nennen solches: **der Miehler schütte sich.** Dieses Bewerfen, welches geschieht, nachdem der Miehler angesteckt worden, muß bey ganz stillem Wetter, und umher gleichförmig geschehen; bey windigem Wetter aber vornemlich von der Windseite; liegt aber die Kohlenstätte unmittelbar an einem Thale, woher die Luft den stärksten Zug nimmt; so muß damit von der Thalseite angefangen werden, weil die durchstreichende Luft leicht eine Entzündung des feuerfangenden Dampfes verursachet.

Diese Sätze, auch welche sehr vieles ankömmt, müssen etwas weiter erklärt und erläutert werden. Es muß nemlich das am Quandel überhandnehmende Feuer nicht mit einmal gedämpft, sondern nach und nach gemäßiget werden, wobey sich auch der feuerfangende Dampf nach und nach verzieht, indem der Köhler den Miehler anfangs nur hin und wieder, nachher bey stillem Wetter, und wenn rund umher der Zug der Luft gleich ist, in gleichen Zirkeln um die Quandelstange bewirft, damit sich nicht das Feuer auf die Seite; wo der Miehler weniger dichte beworfen ist,

ist, hinziehe. Ist aber windiges Wetter; so bewirkt er den Miehler gegen den Wind um ein merkliches dicker, sonst giebt sich das Feuer nach der Windseite. Liegt hingegen die Kohlstätte unmittelbar an einem Thale; so muß bey stillem Wetter das Bewerfen an der Thalseite dicker geschehen; widrigenfalls giebt sich das Feuer zu frühzeitig und zu stark dahin. Es ist eine Regel ohne Ausnahme: **woher die Luft am stärksten zieht, da muß der Miehler am dicksten und dichtesten beworfen werden, und da muß auch von dem stärksten Holze das meiste zu stehen kommen.** Endlich fängt der Köhler an, von oben herunter die annoch offene Plätze nach und nach völlig zu bewerfen, und immer dichter zu machen, bis nur ein hellgrauer wässerichter Rauch hervorbricht, an dem man nur nahe bey dem Ausbruche eine lichte kaum merkliche braune Farbe wahrnehmen kann; da alsdenn die aufgeworfene Erde und Stübbe rund umher mit der Klopfstange, vornemlich auf dem Kopfe und an der Mittelschichte, dichte geschlagen, auch bey sehr trockenem Wetter gehörig angefeuchtet wird. Damit aber das Feuer nicht gar ausgedämpfet werde; so sticht man nach Ablauf einer oder etlicher Stunden mit dem Stiele der Stechschaufel Oefnungen im Durchschnitte ein, bis anderthalb Zoll weit, unter der Haube rund um den Miehler, wodurch ein sanfter Zug entstehet, welcher macht, daß die Haube gut ankohlt. Bricht aus diesen Löchern, welche man Räumer nennet, ein dunkelrother oder brauner Dampf hervor; so ist es ein Zeichen, daß diese Räume zu früh gestochen sind, und müssen sie alsdenn, jedoch nur ganz locker, zugemacht werden. Ist aber der Dampf weißgrau, oder doch nur gar wenig gelbfallend; so hat man die rechte Zeit getroffen.

Zur Erläuterung, sowohl des vorhergehenden, als nachfolgenden kann nachstehende Erfahrung dienen: Wenn Holz, oder eine andere feuerfangende Materie, so weitläuftig auseinander stehet oder lieget, daß die Luft frey hinzudringen, und der Rauch ungehindert seinen Ausgang nehmen kann; so zieht sich das Feuer am heftigsten und geschwindesten mit dem Winde fort; ist hingegen solche so dicht zusammengelegt, daß die Luft keinen freyen Durchgang folglich auch der Rauch oder Dampf keinen freyen Ausgang hat; so erstickt solcher, indem er auf gewisse Maaße eingeschlossen ist, und durch die Luft nur sehr langsam fortbewegt wird, das Feuer dahinwärts, wohin die Luft ziehet; gegen den Wind aber brennt es mit einer hellen Flamme fort. In den Schmelzöfen kann man dieses am deutlichsten wahrnehmen. Man fülle einen solchen halb mit Kohlen, auf diese lege man Feuer, hierauf wieder Kohlen, bis der Ofen voll ist; so wird das Feuer gar bald gegen den Rost oder Gebläse, woher der Wind seinen Zug hat, niederbrennen, da noch lange nachher die obersten Kohlen schwarz bleiben, und wenn sie endlich auch in Brand gerathen; so bleibt doch das Feuer allezeit matt,

matt, und dieses um so viel mehr, je höher der Ofen ist, und je kleiner die Kohlen, folglich auch die Zwischenräume sind. Noch ist bey dem Anstecken eines Miehlers zu bemerken, daß solches gewöhnlichermassen am besten einige Stunden vor Sonnen Aufgang geschehe, besonders bey sehr heisser und trockener Witterung, da denn in der kühlen Morgenluft und gemeiniglich stillen Frühstunden, das Feuer frisch und gleichförmig um sich greift, so, daß man nach wenig Stunden, den Miehler völlig bewerfen kann; wartet man dagegen, bis die Sonne hoch gestiegen und die Hitze in der Luft überhand genommen hat; so gehet das Feuer matt und ungleich auf, der Rauch steigt nicht so frisch in die Höhe, und will nicht aus dem Miehler, erstickt auch wohl gar das Feuer, ob man ihn gleich viele Stunden unbeworfen gelassen, welches sich nicht selten beym Fichtenholze, das einen Ueberfluß an Harze hat, und deswegen einen schweren dicken Dampf giebt, ereignet. Bey gar zu stürmischem Wetter, zumalen wenn ein grosser Regen dabey ist, muß gar nicht angestecket, sondern eine erträglichere Witterung abgewartet werden, weil sich beym Regenwetter gar kein Feuer beachten läßt, noch solches gehörig regieret werden kann.

b) Nachdem der Meuler angesteckt wroden, wird eine sorgfältige Regierung des Feuers erfordert. In dieser Absicht muß man wohl Acht haben, daß dem Miehler niemals zu viel Luft gelassen werde, und das Feuer darinnen nicht zu sehr überhand nehmen. Man bemerket dieses, wenn der hellgraue wässerigte Dampf eine gelbe oder röthlichte Farbe bekömmt, in welchem Falle nicht allein viel Holz vom Feuer verzehrt wird, sondern auch die übrige Kohlen, an statt der schwarzen, eine braune Farbe bekommen, leicht, mürbe, oder, wie der Köhler sagt, **zundricht**, und wenn das Holz stark ist, schiefricht werden, auch wohl gar in dünne Schiefern zerfallen. Der Dampf muß hellgrau seyn, gleich dem, welcher vom kochenden Wasser entsteht. So bald dieser Dampf anfängt dünner zu werden, und seine graue Farbe, in eine lichtblaulichte zu verändern; so müssen die Räume tiefer gestochen, die obern aber gänzlich verstopft werden. Diese **Räume** oder **Oefnungen**, welche der Köhler sticht, sind eigentlich die **Register**, wodurch er das Feuer regieret; wo er solche öfnet, da ziehet sich das Feuer hin, und verstärket sich; es vermindert sich aber, oder giebt sich von dem Orte weg, wo er solche verstopfet.

Es ist oben gesagt worden, daß im Mittel des Miehlers, oder am Quandel zwischen denen beyden daselbst gesetzten Stangen, Splittern von trockenem Holze, oder Brände gelegt, um solche das schwächste und dürreste Holz gesetzt, und nachdem der Miehler daselbst angezündet worden, der Luft eine geraume Zeitlang ein Zugang verstattet werde, damit der Miehler in hinlänglichen Brand gerathe. Hieraus ist leicht begreiflich, daß das daselbst ge-

setzte schwache und trockne Holz in kurzer Zeit grössentheils verzehret werde, und also daselbst ein leerer Raum entstehen müsse. Man bemerkt solches, wenn der Kopf am Miehler sich etwas senket, und sollte auch dies wegen der starken Wiederlage der Kraise in der Mittelschicht nicht geschehen; so kann man ohnehin versichert seyn, daß eine solche Hölung durch das Feuer unten am Quandel verursacht worden, und daß daselbst das Feuer viel stärker um sich gegriffeu habe, als den Kohlen zuträglich ist; damit nun aber das Feuer nicht zu sehr überhand nehme; so muß der leere Raum wieder mit Holze angefüllet werden, wobey folgende Handgriffe zu bemerken sind:

Erstlich stopft der Köhler alle Räume, wenn deren bereits einige sollten geöfnet seyn, zu, und wenn die Erde oder Stübbe, womit der Miehler beworfen, sehr trocken ist, wird solche mit Wasser befeuchtet; sodann legt er so viel Holz, als zwey oder drey Malter betragen, von allerhand Länge und Stärke, wie auch etwas Hecke und ausgestochene Rasen in Bereitschaft, giebt sich vermittelst des Steges auf die Haube, wobey er sich jedoch zu hüten hat, daß er nicht zu nahe an die Spitze derselben komme, weil er sonst Gefahr läuft, daß das daselbst, so zu sagen, nur schwebende Holz nachgeben, er in die Hölung stürzen, und lebendig vrrbrennen könnte; feget hierauf mit einem Besen die Stübbe, Erde und Decke, womit der Miehler beworfen worden, weg, stößt mit einer, wenigstens 15 Fuß langen Füllstange das Holz nieder, lässet sich durch die Knechte erstlich lange und starke Klüfte zureichen, welche er nach der Länge in die Hölung wirft, und wenn solche bald voll, und die annoch leeren Zwischenräume, so viel sich vor dem Feuer und Dampfe wahrnehmen läßt, mit kurzem Holze ausgefüllet worden; so schlägt er die Klüfte mit dem grossen hölzernen **Wahrhammer** nieder, füllet das übrige mit kurzen Knüppeln und Klötzgen so dichte voll, als möglich, wirft etwas grüne Hecke darauf, deckt endlich die Oefnung mit Laub und Rasen zu, und bewirft solche mit Stübbe und Erde. Das heißt **den Miehler füllen.**

Ist der Kopf hoch, und hat das Feuer keine grosse Hölungen am Quandel gemacht; so staugt oder stosset man den Kopf nur nach, ohne Holz nachzufüllen. Nachdem alles dieses geschehen, müssen die Räume noch eine Zeitlang dichte geschlossen bleiben, damit das Feuer, welches unter währendem Füllen, darüber oft eine halbe Stunde und längere Zeit zugebracht wird, sehr überhand genommen hat, wieder so viel, als nöthig, gedämpfet werde. Ist die Luft stille, das Wetter feucht, die Bedeckung des Miehlers dichte; so mässiget sich das Feuer in ein oder zwey Stunden. Ist es aber trocken, stürmisch, und die Bedeckung locker; so gehört wohl ein halber oder ganzer Tag dazu. Dieses Kohlen ohne Räume heisset: **blind kohlen.**

Ein

Ein Zeichen, daß Räume können gestochen werden, nimmt man von der Farbe des Dampfes her; wird solcher dick und roth, nachdem einige Räume nach dem Füllen geöfnet worden; so müssen solche sofort wieder zugestossen werden; ist hingegen der Dampf weißgrau und wässerigt; so sticht man 12, 16, 20, auch wohl mehr solcher Räume rund um den Miehler her, und zwar gemeiniglich, wo die Haube und Mittelschicht aneinander stossen, weil in dem Wechsel ein starker Zug ist, welcher macht, daß die Haube gut ankohlet, und sich das Feyer nicht nur auswendig herunter, sondern quer vom Quandel durch alle Kreise zieht. Ist die Erde gar zu bindend; so muß man eine Reihe Räume über die Mittelschicht im Kopfe, oder, in der Haube aufmachen, weil sonst das Holz darinnen roh bleiben würde. Je bindender die Erde, um so viel höher, je lockerer selbige ist, um so niedriger müssen die ersten Räume gestochen werden.

Folgende Regeln sind bey Regierung des Feuers zu merken: Auf der Seite, wo die Luft einen starken Zug hat, muß blind gekohlet werden, weil sich sonst das Feuer, wenn daselbst Räume gemacht werden, zu stark dahin ziehet. Ist das blinde Kohlen, den Zug der Luft abzuhalten, nicht zulänglich; so wird an derselben Seite mehr Erde, besonders gelbe, leimigte, aufgeworfen, auch sie bisweilen etwas angefeuchtet. Hat man keine genugsame gelbe Erde; so muß man andere nehmen, so gut sie zu haben ist. So bald sich des Tages vor den Räumen ein hellblauer Dampf, oder wohl gar das Feuer, des Nachts aber ein dünnes blaues Flämmchen zeigt, werden die Räume zugemacht, und andere Räume tiefer herunter gestochen. Bricht das Feuer an etlichen Stellen des Miehlers durch und kohlet nieder, da indessen andere Stellen darzwischen roh bleiben; so müssen die Räume nicht nur daselbst, wo die Kohlen gar sind; sondern auch noch etliche Spannen lang weiter über dem annoch rohen Holze, nicht nur veste zu, sondern auch die ganze Bedeckung durch Auswerfen etwas frischer bindender Erde, Ansprengen etwas Wassers, und gelindes Anstossen dichte gemacht werden; widrigenfalls lauft das Feuer auf den äussersten Kreisen des annoch rohen Holzes fort, da indessen das innwendig stehende nicht gehörig verkohlet; sondern nur zu Bränden wird, welches denn in einen frischen Miehler wieder gesetzt werden muß, daraus allzeit eine leichte und schlechte Kohle erfolgt, indem das Feuer solches zum zweytenmal zu stark angreift. Gahre Erde giebt stärkern Zug als rohe, und will daher nicht so viel Räume haben, weil sie aschicht worden ist, welches ganz anderst mit der Erde auf der Stätte oder Sohle sich verhält, als welche durch den eingedrungenen Rauch veste wird, und nicht, wie die Decke, ausbrennt. Wenn man mit den Räumen bis an die Rüsten kömmt, werden solche weggenommen, wie auch, wenn es gar zu scharf köhlet; da denn nöthig ist, den Miehler rund umher mit frischer Erde zu bewerfen, und alles

alles dichte zu machen. Will dieses alles nicht helfen; so macht man an der Seite, wo der Wind herkömmt, eine Windschauer von Hecke oder Brettern, man bauset auch wohl Holz von etlichen Malterhöhen dahin, welches denn bey der folgenden Kohlung desto näher bey der Hand ist.

Es ist zwar kein Gebrauch, doch würde es von grossem Nutzen seyn, und die Mühe und Kosten vielfältig belohnen, wenn der Köhler einige Tücher von der gröbsten Leinwand, 10 bis 12 Fuß hoch, und 30 bis 40 Fuß lang, bey der Hand hätte, und solche gleich dem hohen Jagdzeuge, nur zum Drittel um den Miehler an der Seite stellete, woher der Wind den Strich nimmt. Das Holz darf nur in sehr mässigem Preise seyn; so sind solche Tücher mit dem Zubehör in einem Monat, wenn stürmisches Wetter ist, überflüssig bezahlt, und wenn der Köhler gute Erde, Rasen und Wasser nicht unmittelbar bey der Kohlstätte hat, wie es denn gemeiniglich an einem oder etlichen dieser Bedürfnissen zu fehlen pfleget; so wird auch die wenige Mühe des Aufstellens durch Verminderung der übrigen Arbeit reichlich ersetzet. Bey einem anhaltenden scharfen, trocknen, besonders von Nord und Ost streichenden Winde beträgt der Verlust leicht den vierten, fünften oder sechsten Theil, und ausserdem verlieren auch die Kohlen vieles an der Güte. Weil auch der Wind oft veränderlich ist; so läßt sich eine solche Wand viel leichter, und geschwinder umsetzen, als ein anderes Windschauer: allenfalls könnte der ganze Miehler umgezogen werden.

Was die Kosten betrift; so sind solche sehr mäßig, denn es werden zu einer solchen Wand 50 Fuß lang, und 10 Fuß hoch, höchstens 20 Thaler erfordert. Umstellet man den ganzen Miehler mit einem Tuche 150 Fuß lang; so kostet es ungefehr 60 Thlr., und hat in dem nicht seltenen Falle, wenn der Wind sich alle Tage etliche mal wendet, da es nicht möglich ist, halbe Windschaure so geschwind zu verändern, seinen vorzüglichen Nutzen. Es ist zuverläßig und aus der Erfahrung klar, daß man dadurch, im Durchschnitt gerechnet, mehr als den zehnten Theil Kohlen, und solche weit besser an der Güte erhält, wodurch die aufgewandten Kosten bey sehr mäßigem Kohlenpreiße in etlichen Monaten reichlich wieder ersetzt werden; da indessen ein solcher Windschauer 6 bis 8 Jahr dauert; es läßt sich auch aller Orten anbringen, ausser wenn um die Kohlstätten, bey sehr steilen Einhängen, kein hinlänglicher Raum gegen das Thal zu ist, um solches zu bevestigen; daher die oben erwähnte Handgriffe, daß nemlich die Kohlstätten gegen die Thalseiten nicht anlauffen müssen; daß das gröbere Holz an der Thalseite vornemlich zu setzen, daß daselbst der Miehler stärker beworfen, und meistens blind gekohlet werden müsse, nicht gänzlich aus den Augen zu setzen. Nur alsdenn sind diese Handgriffe nicht nöthig, wenn ein ganz umher gezogenes Windschauer, angebracht werden kann, wo sich ein Schauer, wegen Enge des

des Raumes, nicht anbringen läßt.

Wenn das Feuer ordentlich regieret wird, muß es beständig im Zirkel stehen, das ist, es muß an einer Seite nicht tiefer herunter gehen, als an der andern, oder sich nach waagerechten Zirkeln, deren Mittelpunkt im Quandel ist, langsam niederziehen. Dieses ist bey stillem Wetter leicht, bey stürmischem wird es durch obige Veranstaltung, mit tüchtigen Windschauern erhalten, wobey jedoch, wenn ein ganzes Windschauer angebracht worden, woraus gesetzet wird, daß das grobe Holz gleichförmig unter das kleine gesetzt worden, und das frische, wenn solches unter den Vorräthen vorhanden, gleichfalls in der untern Schicht in gleichen Kreisen stehe. Ohne Windschauer hingegen muß in diesem Stücke das Gegentheil mit ungewissem Erfolg beobachtet werden.

Wenn gas grüne Holz recht gesetzet ist; so thut es bey sehr heissem und trockenem Wetter den Dienst, daß der aus selbigem getriebene feuchte Dampf die Decke in den kleinsten Theilen feucht, und gehörig dichte erhält; daher denn eine sehr gute Kohle, bey dieser sonst schädlichen Witterung erfolget, auch der Köhler die Mühe, die Decke anzufeuchten, wo nicht ganz, doch gröstentheils, ersparet. Starkes Holz, vornemlich Stucken, kohlen weit länger, als schwaches, jenes muß auch stärker angegriffen werden, als dieses; gleichergestalt verhält sich grünes und trockenes gegen einander. Wo das Feuer auf die Rüsten kommt, und die Räume über denselben zu-, unter denselben hingegen aufgemacht werden müssen, oder wo das Feuer an einer Seite einen heftigern Zug hat, als nöthig ist; da müssen die Rüsten abgeworfen, und der Miehler, wo diese gelegen, dicht beworfen werden; besonders wenn die Rüsten gar in Brand gerathen sind. Um den ganzen Miehler wird blind, d. i. ohne Räume gekohlt, wenn das Feuer durchaus zu scharf gehet, welches von kirschiger, sandiger oder anderer lockerer Erde herrühret. Kohlet es auf einer Seite zu scharf; so werden daselbst die Rüsten ab, und alles dicht und dick zugeworfen; wo es zu schwach kohlet, da öfnet man hingegen die Räume, und läßt die darunter befindlichen Rüsten stehen, unter welchen die Luft einen Zugang hat.

Bisweilen läuft das Feuer am äussersten Umfange des Miehlers herunter, und läßt das innwendige Holz roh stehen. Dieses zu vermeiden sticht man gleich Anfangs eine Reihe Räume zwischen dem Kopfe und der Mittelschicht; so wird das Feuer hieselbst vom Quandel her, quer durchgeleitet; wie denn solches gleichfalls zwischen der Mittel- und Unterschicht, wenn das Feuer tieffer nieder kömmt, geschehen muß. Diese Räume ziehen vornemlich das Feuer quer vom Quandel durch die mittelsten Holzkreise des Miehlers. Wer die Zusammensetzung eines Miehlers in Betrachtung zieht, wird bald gewahr werden, daß die nächst drüber stehende Klüfte

gegen das Mittel des Miehlers, oder den Quandel, die meiste Oefnung haben, und dadurch das Feuer heraus ziehen, dahergegen der Zug von den Räumen, welche auf der nächst darunterstehenden Schicht, von oben an, bis etwas unter das Mittel, geöfnet werden, an den Klüften nach der Länge herunter gehet. Es ist ein schlimmer Vorfall, wenn das Feuer den Miehler auswendig umläuft; und in den Mittelkreisen das rohe, oder nur halb zu Bränder gekohlte Holz stehen läßt. Der Köhler thut in diesem Falle am besten, daß er den Miehler abkühlt; was verkohlt ist heraus langet; von dem übrigen Holze einen ganz frischen Miehler errichtet, und das am meisten angekohlte Holz in die äusserste Kreise setzet. Gemeiniglich ereignet sich dieser Vorfall bey den Tannenmiehlern. Es lassen sich solche wegen des gradklüftigen Holzes leicht allzu dichte richten, daß das Feuer nach der Quere nicht durchkommen kann. Wann nun über dieses der Köhler den Fehler begeht, daß er die Kernseite der Klüfte nicht gegen den Mittelpunkt oder Quandel richtet, welche das Feuer am leichtesten annimmt, sondern die harten, runden, auswendigen Seiten des gespaltnen Holzes nach dieser Gegend setzet; so prellet das Feuer darauf ab, läuft nur allein in den Kopf des Miehlers, und und ziehet sich auf der äussersten Fläche herunter; da ist nun das einzige noch übrige Mittel, das Feuer quer durchzuleiten, wenn nur allein im Wechsel der Schichten, und einer Spannen hoch darüber, häufige Räume gestochen werden, welches jedoch, wenn der Fehler gar zu groß, nicht hinlänglich ist, demselben gänzlich abzuhelfen; in welchem Fall dann selbst in der Mittelschichte Brände bleiben, welches sonst niemals geschiehet. Man muthmasset, daß das Holz in den mittelsten Kreisen roh bleibe, wenn der Miehler ganz umher, oder an etlichen Stellen, sich nicht gehörig, so wie das Holz einen kleinen Raum einnimmt, wenn es zur Kohle wird, setzen will; da aber dieses Kennzeichen nicht völlig gewiß ist, weil sich das Holz, zumal, wenn der Miehler etwas flach gerichtet ist, und daher die Kreise gegen einander eine starke Widerlage haben, nicht allezeit setzet; so untersucht man dieses mit dem Wahrhammer, indem man auf die Brust, d. i. an die Fläche der Mittelschicht rund umher mäßige Schläge thut. Hat nun das Feuer daselbst Hölungen gemacht; so fällt das Holz nach, oder es verräth sich durch den holen, dumpfichten Schall. Lassen sich aber keine Hölungen verspüren, und das Feuer hat bereits die Brust oder Mittelschicht überlauffen; so müssen alle Räume zugehalten werden, bis auf diejenigen, welche in, oder kurz über dem Wechsel der Schichten, stehen, und das Feuer von dem Quandel her, quer durch die Kreise des Holzes ziehen; versäumet man dieses, und läßt das Feuer auswendig zu tief herab gehen, so brennen die äussern Holzkreise eher zu Asche, als das in der Mitte stehende Holz ankohlet.

Es hat aber der Wahrhammer noch einen andern Nutzen; wenn

wenn nemlich das Feuer große und schädliche Hölungen gemacht hat; so entdeckt man solche damit, und füllet sie in Zeiten aus, wie schon erwähnt worden. Die Köhler pflegen gemeinsglich gegen die Nacht solche Untersuchungen anzustellen, damit sie in Zeiten füllen, und sicher ruhen können, wiewohl es sich nicht geziemet, einen Kohlhey des Nachts ohne alle Aufsicht zu lassen, da viele schädliche, auch den Forsten gefährliche Zufälle, auch wohl gar Feuersbrünste sich ereignen können. Bey dem Gebrauche dieses Wahrhammers muß behutsam verfahren werden, weil durch zu starkes Anschlagen viele Kohlen zermalmet, und auch durch Erschütterung des Miehlers Schaden geschehen kann.

Wenn scharfziehende Luft oder stürmisches Wetter den Miehler frey treffen kann; wenn die Kohlstätten auf einem klüftigen, oder rollsteinigten Boden liegen, und nicht recht ausgemacht und ausgestrichen sind; wenn bey Errichtung des Miehlers Fehler begangen worden, insbesondere, wenn solche nicht gehörig dichte gerichtet, oder nicht gut ausgestümpelt sind rc.; so wird oft das Holz auf einer Stelle ganz vom Feuer verzehrt, indem das umher stehende roh bleibet; und erkennet man solches daran, daß der Miehler an selbiger Stelle sich sehr niedersetzet, und gleichsam eine Binge oder Grube bekommt. Es ist solches wohl nicht am braunen Rauche zu erkennen, weil solchen der Wind zurücke treibet, durch den Miehler zerstreuet, und auf der gegenüberstehenden Seite herausjagt, da denn die rußige Materie, welche die braune Farbe verursacht, indem sie abgekühlet wird, sich an das Holz und Decke schlägt, und bloß der wäßrige Dampf herausbricht. In diesem Falle wird die Regierung des Feuers daselbst gänzlich unterbrochen, und muß mit frischem Holze wieder gefüllet werden. Es ist dieses aber allemal ein Zeichen, daß die Auskohlung sowohl dem Maaß, als der Güte nach, schlecht ausfallen werde, und daher nach aller Möglichkeit zu vermeiden. Wenn das Kohlen gehörig gehet, muß ein Miehler nicht mehr als einmal, und zwar im Kopfe gefüllet werden; je öfter aber solches in andern Theilen des Miehlers nöthig ist, je schlechter geht das Kohlen von statten, und kann man diesen Fehler in einer ziemlichen Entfernung beym ersten Anblicke wahrnehmen, wie es hingegen ein gutes Zeichen ist, wenn sich der Miehler rundumher gleichförmig gesetzet hat.

Wo das Feuer den äussersten Umfang eines Miehlers erreicht, daselbst entzündet sich die Decke, und die Erde, womit selbige beworfen ist, fängt gleichfalls an, wegen der feuerfangenden Materie, welche der Rauch in selbiger zurücke gelassen hat, zu glimmen, und wird fast wie glüende Asche. Dieses nennet der Köhler: **der Miehler gehrt durch, eimert durch.** Weil nun alsdenn die Erde gern in die Zwischenräume der Kohlen läuft, und dadurch Oefnungen, die **Rißlöcher** heissen, entstehen, welche sich schleunig vergrössern, und wenn nicht vorgebeugt wird, in kurzer Zeit den ganzen Miehler

ler in helle Flammen bringen; so muß um selbige Zeit der Köhler, oder einer von seinen Leuten beständig darauf Acht haben, und besonders gegen die Nacht einige Laufkarren mit Rasen, auch etwas grüne Hecke zur Hand legen; damit er, wenn ein Rißloch entsteht, solches sogleich damit verdecken, und mit aufgeworfner Erde das fernere Umsichgreiffen des Feuers verhindern könne. Eine kleine Versäumniß kann den ganzen Miehler dergestalt verderben, daß kaum der dritte Theil Kohlen, welche überdas sehr schlecht ausfallen, übrig bleibt. Wenn die aufgeworfene Erde und Stübbe, nachdem die Haube gehörig abgekohlet ist, mit etwas frischer bindender Erde, wozu die leimigte vorzüglich zu wählen, gehörig angefrischet wird; so hindert man, daß solche Rißlöcher sich nicht so schleunig vergrössern, und dieses ist da am nöthigsten, wo das Holz und die Kohlstätten mit umher zerstreut liegen, und der Köhler mit seinen Leuten nicht beständig bey jedem Miehler gegenwärtig seyn kann. Wenn aber vorhergehende Handgriffe aufs beste beobachtet worden, und dieses wird versäumet; so können die Kohlen bey aller angewandten Sorgfalt noch verderben.

Das **Durcheimern** geschiehet gemeiniglich plätzig; selten aber am ganzen Umfange, und zu einer Zeit; wenn es aber geschieht; so ist es ein Zeichen, daß das Feuer beständig im Zirkel gestanden und also aufs beste regieret worden. Begiebt sich solches zur Nachtzeit; so scheint der ganze Umfang des Miehlers glüend. So wie der Miehler durchgehret, so nimmt man die Rüsten weg, und nachdem solches rund umher bis an die Fußräume geschehen, ist es ein Zeichen, daß das im Miehler gesetzte Holz ganz niedergekohlet hat. Weil sich aber alle Feuchtigkeit, welche in der untersten Schicht des Holzes steckt, weil gegen das Ende der Kohlung der ganze obere und mittlere Theil des Miehlers dichte verdeckt gehalten wird, gegen den Grund der Kohlstätte zieht, und das darauf stehende Holz an den untersten Enden so feucht macht, daß oft das Wasser oder der Sod in fingersdicken Strahlen von der Stätte, zumalen wenn solche etwas bindend und vest ist, und das Wasser nicht in sich ziehet, abläuft: so verursacht solches daß das Feuer schwer bis auf den Grund niederzubringen ist, weswegen daselbst die untersten Enden des Holzes selten ganz durchkohlen, sondern nur zu Bränden werden. Dieses nun so viel möglich zu vermeiden, räumet man unter den Fußknüppeln, oder den untersten Rüsten, den ganzen Fußraum auf, daß die Luft einer queren Hand hoch einen ganz freyen Zugang habe, bis man daselbst das helle Feuer erblickt, worauf, wenn der rohe Dampf vergangen, alles zugeworfen wird. Man muß derohalben ohne die gröste Noth die untersten Rüsten oder Fußknüppel nicht wegnehmen; sondern, wenn das Feuer im Miehler allzuwach, oder wie der Köhler sagt: **aufrührisch wird**, lieber einen Kranz von Stübbe, und Erde umwerfen, welcher schon hinlänglich ist, das unmäs-

sige Feuer gehörig zu dämpfen. Hat man hergegen die Fußknüppel oder untersten Rüsthölzer vor dem Ende der Verkohlung weggenommen; so kann man sich mit den untersten Räumen nicht mehr helfen; indem die Erde oder Stübbe keine Unterstützung mehr hat, nachschiesset, und die geöfneten Räume wieder verstopfet.

c) Endlich folget das **Abkühlen des Meulers oder Miehlers**, womit es also hergehet: Nachdem der Miehler völlig zugeworfen, ungefehr einen Tag gestanden, pflegt sich das Feuer so stark, als auf diese Weise möglich ist, vermindert zu haben. Sodann zieht ein Köhler mit einer hölzernen Krücke, Zug bey Zug, die aufgeworfene Erde oder Stübbe vom Miehler; diesem folget unmittelbar ein anderer, der auf dem an dem Miehler gelegten Stege, stehend mit einem Besen, das halb verbrannte Laub, Moos, Hecke, oder womit sonst der Miehler bedeckt gewesen, herunter feget; alles was abgefeget worden, harket ein Dritter sogleich aus, dergestalt, daß alle Gröse, d. i. Splittern von der Hecke, zusammengesintertes Laub, Moos, Erde, Stübbe, mit einem Wort, alle grobe Klümper von der feinern Stübbe geschieden, und über den Stübberand der Kohlstätte hinausgeworfen werden. Sodann wird ohne Zeitverlust die ausgeharkte trockene Stübbe wieder auf den Miehler geworfen, welche in die Zwischenräume der Kohlen läuft, und also das Feuer, so viel möglich, erstickt, welches die groben ausgeharkten Klümper hin und wieder verhindern würden. Ein jeder sieht gar leicht, daß das Abkühlen eines Miehlers bey trockenem Wetter geschehen müsse; denn wenn die Stübbe naß ist, hängt solche etwas zusammen, und läuft nicht in die Zwischenräume. Es kühlet also der Miehler bey trockenem Wetter leicht, bey nassem schwer oder gar nicht ab. Derohalben muß der Köhler den Miehler bey anhaltendem starken Regenwetter verschiedene Tage stehen lassen, welches verursacht, daß die Kohlen langsam verzehrt, und die übrigen leicht ausgemergelt werden. So zuträglich also nasses regenhaftes Wetter bey Regierung die Feuers ist; so schädlich ist es beym Abkühlen. Nasse Witterung hält den Miehler dichte, und hat die Luft einen kaum merklichen Zugang, ausser wo der Köhler aufräumet. Ist nun die Witterung dabey nicht sehr stürmisch, oder der Regen so stark, daß er schlemmet, und die Erde und Stübbe vom Miehler abwäscht; so kann der Köhler das Feuer hinleiten, oder abhalten, wo er will. Allein eben diese Witterung, wenn sie anhaltend ist, verderbt beym Abkühlen wieder, was sie beym Verkohlen gut gemacht hat. Es ist dieses Uebel nicht abzuwenden, als wo ein Schauer den Tag vor der Abkühlung über den ganzen Miehler kann angebracht werden. Zwar ist es kein Gebrauch, und mit einiger Mühe verknüpft; allein es bezahlt solche in kurzem reichlich. Denn wenn man eine schlechte Auskohlung mit einer recht guten vergleichet; so beträgt der Unterschied in Quantität leicht den vierten Theil, der meh-

rern Güte der Kohlen zu geschweigen. Es ist hiermit zu vergleichen, was schon im vorhergehenden lit. b) von den Windschauern angeführet worden.

4) Nachdem dieß alles geschehen; so werden die Kohlen mit **Langhaacken** aus dem Meuler **herausgelanget**, s. **Kohlenlangen.**

5) Wie die gebrannten Kohlen zu **sortiren, aufzuladen, abzufahren** und **abzuladen**, davon s. **Kohlen.**

6) Von der ehemaligen Art des **Verkohlens in Gruben**, s. **Stockkohlen.**

Kohlenbrenner, Köhler, lat. Carbonarii, französ. *Charbonniers*, sind diejenige Personen, welchen von der Obrigkeit erlaubt ist, die kurz vorhin beschriebenen **Kohlen** auf die im vorigen Artikel angezeigte Art zu brennen. Und thut eine Obrigkeit wohl, daß sie den Bauern verstattet, Kohlen zu brennen; jedoch, daß solches mit einer Einschränkung geschehe, und sie nicht eigenes Gefallens mit dem Holze handeln mögen; sondern es soll nur das angewiesene Holz, und zwar gutes und böses zugleich, nebst den Scheiten, Brand und Kriken genommen, selbiges aber innerhalb der in denen Forstordnungen bestimmten Zeit gefället, gearbeitet, die Kohlen abgeführet, und der Schlag geräumet werden. Ob nun wohl das Kohlenbrennen eine unentbehrliche und nützliche Sache ist, so wird aber doch ein Forst- und Holzverständiger auch eine solche Einrichtung damit machen, daß es denen Waldungen keinen Schaden thue, daß die Meulerstätten nicht in grossen Dickungen gemacht werden, daß auch selbige nicht so gar dichte an die grossen Bäume kommen, dadurch die Wurzeln, oder auch wohl gar die Bäume selbst darauf gehen, und verdorren. So müssen auch nicht allzuviele neue Meulerstätten aufgemacht werden. Viele neue Stätten sind zum Kohlenmachen schädlich, angerwogen, daß es auf einer neuen Stätte jederzeit weniger Kohlen giebt, als auf denjenigen Stätten, worauf schon gekohlet worden. Daher ist rathsam, so vielmal auf den alten Stätten zu kohlen, als es sich will thun lassen; auch müssen die Kohlstätten nicht abgefahren werden. Es ist dieses dem Anfluge und Zuwachse des Holzes sehr schädlich, wenn das gute gekohlte Erdreich und Stübbe von manchen in die Gärten gefahren werden. Den Küchengärten thut es zwar recht gut; aber dem Walde ist er sehr schädlich. Bleibet aber das gute Erdreich aussen auf der Meulerstätte liegen; so flieget und wurzelt der Holzsaamen vortreflich darauf ein. Man wird auch sehen, daß das Holz auf den Meulerstätten stärker und geschwinder wächßt, als in andern Boden. Es wollen zwar einige vorgeben, daß auf denen Kohl- und Meulerstätten kein Holz wiederwüchse; dieses Vorgeben aber ist ganz falsch und irrig, und wird man auf den alten Kohlstätten, wie schon gedacht, das beste Holz finden. Auch ist nöthig, sich nach einem guten und tüchtigen **Köhlermeister** umzusehen, indem ein Köhlermeister immer mehrere und

und bessere Kohlen macht, als der andere. Deshalben ist am besten, daß man in einem Hauptorte von 2 oder 3 unpartheyischen eine Probe brennen lasse, wie viel Maaß Kohlen aus einer Klaster oder Malter werde. Nach diesem wird der Ueberschlag zu einem Fuder Kohlen gemacht, wie viel Holz darauf gehet, und selbiges also dem Köhlermeister zugezählet, welcher denn auch so viel daraus zu schaffen, davor stehen muß.

Den Köhlern muß auch nicht gestattet werden, die Lastreißer zu Quandelruthen von einem Schlage oder Gehäu abzuhauen, oder die Zacken oben von den Bäumen zu Füllholze zu nehmen. Auch den Waldungen thun die Köhler Schaden, wenn sie viel neue Schleppen und Wege zu den Meulern machen, woran die Einführer Schuld sind. In einem starken Schlag oder Gehau gehöret ein **Köhlermeister**, der die Aufsicht auch wohl über 2 oder 3 Partheyen Leute hat. Zu jeder Parthey aber 2. **Köhlerknechte**, welche die Meuler richten; 2 **Einführer** und ein **Junge**. Ihre Lebensart ist im Sommer beym Kohlenwesen sehr mühsam und schlecht, anerwogen sie bey Tag und Nacht munter seyn müssen, und die Zeit über, die sie etwan noch in ihren **Köten** oder **Köhlerhütten** zu ruhen übrig haben, ist auf einer harten Bank, und speisen sie ihre gute Wassersuppe.

Kohlenfuhren sind an theils Orten eine Art von Frohnfuhren, welche die Unterthanen ihren Herrschaften, gleich andern Fuhren, zu leisten schuldig sind. Es soll aber mit diesen Kohlfuhren keine Ungleichheit gehalten werden. Es sollen selbige auch zu bequemer Zeit und da es wegsam ist, geleistet, die **Kohlfuhrleute** auch zu den nächsten Kohlplätzen, und nicht ohne Noth an entlegene Orte verwiesen werden. Und ob einer zwar die schuldige Kohlfuhre einem andern verdingen mag, so soll doch derjenige, welcher ihm solche abdinget, sich bey dem Oberaufseher oder Floßmeister angeben, und sich verbinden, daß er solche binnen der Zeit des Bedürfnisses anführen, oder mit seinem Vermögen davor haften wolle.

Kohlengehau, Kohlhau, ist in einem grossem Walde ein gewisses Revier, wovon das Holz zum Verkohlen abgetrieben wird.

Kohlenlangen, ist ein Geschäfte der Kohlenbrennerey, welches sofort nach der Abkühlung des **Miehlers** unternommen wird. Wenn nemlich nach Ablauf von Tag und Nacht das Feuer sich genugsam gedämpfet hat, welches bey trockenem Wetter eher, als bey feuchtem, und bey warmen geschwinder, als bey kaltem geschiehet; so feget hierauf der Köhler mit einem Besen die Stübbe, 3 bis 4 Fuß breit, und so hoch als die unterste Schicht stehet, weg, und langt die abgekühlten Kohlen, theils mit der Hand, theils mit **Langhacken** aus dem Miehler, und legt sie auf den Stibberand; nachdem ungefehr 1 oder 2 Maas Kohlen herausgelangt werden, wirft er sofort die gemachte Oefnung mit tro-

trockener und reiner Stübbe wieder zu, gleichwie bey dem Abkühlen. Hierauf geht er am Umfange des Miehlers 10 bis 12 Fuß lang fort, und macht eine neue Oefnung, wie vorhin, langet auf eben die Weise eine oder etliche Maaß Kohlen heraus, bewirft die Oefnung wieder mit trockner reiner Stübbe, und so fährt er fort, dergestalt, daß er am ganzen Umfange des Miehlers an 6 bis 8 Stellen Kohlen herausnimmt, und ist dabey folgendes zu beobachten:

1) Das Kohlenlangen muß bey trockenem und stillem Wetter geschehen, wenigstens muß es nicht sehr stürmisch seyn, oder so stark regnen, daß die Stübbe so naß wird, daß sie sich in der Hand zusammen gedrückt, ballet, oder an einander hängend wird. Es versteht sich von selbst, daß ein kleiner kurz anhaltender Regen keinen Schaden dabey thut, und hat es hiebey eben die Bewandtniß, wie vorhin beym Abkühlen der Miehlers schon gesagt worden. Wollte man hingegen bey stürmischem Wetter Kohlen langen, würde der ganze Miehler in wenig Minuten durchaus in helle Flammen gerathen, und die Kohlen theils ganz zur Asche verbrennen, und den Ueberrest verderben.

2) Die beste Tageszeit hiezu pflegt des Morgers früh, ein bis 2 Stunden vor Sonnen Aufgang, zu seyn. Oben ist schon bemerket, daß weder durch Bewerffung mit bindender, leimigter Erde, noch durch Ausdämpfen, und Abkühlen mit Stübbe, alles Feuer sich in Miehler so ersticken lasse, daß nicht noch hin und wieder in einigen Klüften, besonders starken, inwendig hohlen Zacken, alten Espenholze, u. d. g. verborgenes Feuer zurück bleiben sollte. Dieses kann man nicht besser, als in der Dämmerung vor Tag bemerken, solche Kohlen besonders legen, und wenn sich das verborgene Feuer nicht will unter der Stübbe ersticken lassen, mit etwas Wasser ausgiessen. Am Tage nimmt man solch verborgenes Feuer so leicht nicht gewahr; leget man nun diese Kohlen unter die andern, so geräth leicht ein ganzer Hauffen in Brand und verdirbt. Wollte der Köhler die Kohlen den Abend langen, so müßte er die ganze Nacht dabey wachen, auch bricht das verborgene Feuer in den kalten Frühestunden eher aus, als des Abends.

3) Die ersten Kohlen nach dem Abkühlen, müssen sparsam gelangt werden, weil das Feuer noch nicht hinlänglich erstickt ist; es würde bald wieder aufgehen, oder, wie der Köhler sagt, wach werden; wannenhero in den ersten Zügen kaum ein oder zwey Maaß aus der Oefnung gelangt werden. Ein solches Maaß hält 8 braunschweigische Himpten, oder 17202 braunschw. Cubickzoll. Das folgendemal wird doppelt oder dreymal so viel geholet, und wie viel nachher, das muß aus der Abkühlung des Miehlers bestimmet werden. Je frischer Holz, je härter, auch gesunder die Holzgattung, je besser die Witterung beym Verkohlen gewesen, je sorgfältiger das Feuer regieret worden, desto eher und vollkommner kühlt ein Miehler ab, desto-

destomehr kann man auch mit Sicherheit in einemmale aus den Miehler nehmen. Gewöhnlicher Maaßen können zugleich 4. Fuder erfolgen.

4) Beym Kohlenlangen werden durch unvorsichtiges Einhauen mit dem Langehacken viele Kohlen zerbrochen, und in Stübbe zermalmet. Dieses zu vermeiden, muß ein Köhler seine Leute anhalten, daß sie die ersten Kohlen, wenn es die Hitze leiden will, mit der Hand heraus nehmen, und dadurch erst eine Oefnung machen, da denn die gröbern Kohlen mit dem Hacken, die kleinern mit einer schmalen Harke herausgezogen werden.

Kohlenmeuler, s. **Meuler**.

Kohlenplatz, s. **Kohlstätte**.

Kohlenschuppen, s. **Kohle**.

Kohlenstätte, s. **Kohlstätte**.

Kohlfalcke, s. **Falcke**.

Kohlhau, s. **Kohlenhau**.

Kohlmeise, s. **Meise**.

Kohlstätte, **Kohlenstätte**, **Kohlenplatz**, ist der Ort, oder Platz, auf welchem die Verkohlung geschiehet.

A) Zuförderst ist die Wahl eines tüchtigen Platzes zu einer guten Verkohlung höchst nöthig, und dabey vornemlich in Betracht zu ziehen.

α) Die äusserliche Gestalt und Grösse desselben. Es wird nemlich zu einer tüchtigen Kohlstätte ein Platz erfordert, der vollkommen wasserpaß, (horizontal) ist, ohne einige Ungleichheiten, und von solcher Größe, daß ein Zirkel von 36 bis 40. Fuß im Durchschnitte darauf kann gezogen werden. Weil aber dergleichen Plätze oft fehlen, so muß man solche durch Kunst, so gut als thunlich, zubereiten, wie gleich mit mehrerem wird zu ersehen seyn. Zwar darf der eigentliche Durchschnitt einer Kohlstätte, das ist, des Platzes, welcher mit Holz besetzet wird, nicht über 28 bis 30. Fuß seyn, und man ist genöthiget, sich aus Mangel bequemer Gelegenheit bisweilen damit zu behelfen; allein es entstehen aus dem Mangel des hinlänglichen Raumes, ausser dem Umfange der eigentlichen Kohlstätte, bey der Arbeit selbsten schwer zu vermeidende Fehler.

β) Nichtweniger Aufmerksamkeit erfordert die Beschaffenheit des **Grund und Bodens**, auf welchen die Kohlstätte soll angelegt werden. Aus dem Art. **Kohlenbrennen**, erhellet, daß zu einer guten Verkohlung ein sehr gemäßigtes Feuer, und solche Anstalt nöthig sey, daß man das Feuer nach Gutbefinden regieren könne. Es muß demnach der Grund und Boden, weder zu viel noch zu wenig, sondern einen gemäßigten Durchzug der Luft gestatten. Die Erfahrung lehret, daß **leimichte Erde**, mit etwas **Lauberde** vermischet, beym Verkohlen des Holzes die beste Dienste thut. Dieses Gemenge ist weder zu dichte, noch zu locker, gestattet der Luft einen sanften und gemäßigten Durchgang, brennet sich nicht veste, zerfällt auch nicht zu Asche, und kann man solcher in

den

den meisten Forsten am leichtesten habhaft werden; zu dem bleibt das sich aus dem Holze niedergehende Wasser oder Sod nicht stehen, sondern ziehet sich in den Grund, und wird endlich, wenn das Feuer sich nähert, leicht trocken, und kann die Verkohlung bis auf den Boden geschehen. Leimigte Erde ohne diese Beymischung ist zwar gut, doch dabey ein wenig zu dichte, und brennet sich ohne alle Beymischung von lockerer Erde gern vester, als dienlich ist.

Lauberde an und vor sich selbst ist zu locker, und wird durch das Feuer fast einer Asche gleich. **Sand** ist bekannt genug, und bestehet aus sehr kleinen Steingen, davon die größten kaum die Größe eines Hirsenkorns haben, und sind meistens von Kieselsteinart. Er läßt die Luft gar zu sehr durch, und zwar grobkörniger vielmehr, als kleinkörniger; ist also beym Verkohlen sehr schädlich, weil das Feuer nicht genugsam gedämpfet werden kann, dadurch denn die Kohlen zu viel von der feuerfangenden Materie verlieren, ausgezehrt und leicht werden; weshalben die darauf erfolgenden leichten Kohlen weder ein starkes, noch anhaltendes Feuer geben. Man sagt daher, sandiger Boden sey **hitzig**. Der Ackermann und Gärtner nennet sandigen Boden gleichfalls hitzig, weil die Sonnenhitze und Luft die darinn befindliche Feuchtigkeit in kurzer Zeit dergestalt zerstreuet, daß die darauf stehenden meisten Gewächße verdorren. **Grand, Kirsch, Kieß,** bestehet aus kleinen Steinen von allerhand Art, die aber gröber sind, als der Sand. Wir wollen uns in keine weitläuftige Erklärung von den vielerley Benennungen einlassen, die hin und wieder angenommen sind; sondern nur bemerken, daß, wenn solcher aus kleinen Steinen bestehender Boden nicht mit einer Erde vermenget ist, selbiger zum Verkohlen des Holzes ganz und gar untauglich und schlimmer sey, als der Sand. **Steiniger, klippigter, felsigter Boden** taugt eben so wenig zum Verkohlen. Ist ein solcher Boden ganz veste, so läßt er die zum Verkohlen nöthige Luft gar nicht durch; hat er offene Klüfte und Risse; so nimmt daselbst das Feuer zu sehr überhand, und verderbt die Kohlen. Eben diese Bewandtniß hat es mit **Rollsteinen** und **Lagerwänden**, so daß auf einer solchen Kohlstätte, oft in einem Theile derselben das Feuer zu viel, in andern zu wenig Wirkung gethan zu haben, befunden wird. **Thon, Letten,** läßt gar keine Luft durch, und brennet sich veste, daher kann das Feuer, sonderlich in der untern Schicht, die gehörige Wirkung nicht thun. Das schlimmste ist, daß das Wasser, welches sich aus dem Holze niederziehet, in der Grübgen, welche die Last des Holzes auf der Kohlstätte macht, stehen bleibt, weßwegen das Feuer nicht auf den Boden kommen kann. Es bleiben also die untern Klüfte und Knüppel etliche Spannen lang roh, und werden kaum zu Bränden. Die Köhler nennen deswegen thonigten und lettigten Boden **kalt**; wie denn auch der Landmann solchen Boden kalt nennet, weil er die Feuchtigkeit sehr

sehr an sich hält, welche wegen seiner seiner Dichte, und Zähigkeit von der Sonne und Luft nicht leicht zerstreuet werden kann. Ist der Boden ganz felsigt, oder bestehet aus grossen Steinwänden, die keine offene Risse oder Klüfte haben; so kann das Feuer gleichfalls seine Wirkung nicht thun. Nachdem nun diese oder jene Gattungen von Erden, Sand, Grand, Kirsch 2c. mit einander vermischet sind; so artet sich auf solchem Boden das Verkohlen, und erhellet aus dem von Beschaffendeit derselben jetzt angeführten, wann und wie solche Behuf einer guten Verkohlung unter einander vermenget, und welche ganz weggebracht, oder wenigstens mit guter Erde bedecket werden müssen.

γ) Endlich ist auch die Lage in Betracht zu ziehen. Es muß diemlich 1) der Platz, welcher dazu gewählet wird, ganz eben und so räumlich seyn, daß nicht nur ein Zirkel von 36 bis 40 Fuß im Durchschnitt darauf kann gezogen werden, sondern es muß auch rund umher noch eine Horizontal- oder wasserrechte Fläche, wenigstens etliche Schritte breit, übrig bleiben. So muß der Raum zu einer vollkommen guten und bequemen Kohlstätte beschaffen seyn; wiewohl er nicht allezeit zu haben ist. 2) Der Platz muß so nahe bey dem zu verkohlenden Holze liegen, als möglich, damit das Holz mit weniger Mühe und Kosten auf die Kohlstätten könne gebracht werden. 3) Er muß nicht brüchig oder sumpfig, sondern trocken seyn, und bey starkem Regenwetter nicht überschwemmet werden, 4) Einen guten Boden haben. Da aber nicht aller Orten Plätze von dieser Beschaffenheit anzutreffen, so muß die Kunst so viel möglich ersetzen, was die Natur nicht gegeben hat.

B) Ist nun ein Platz von der beschriebenen Beschaffenheit vorhanden; so wird die Kohlstätte aufgemacht.

α) Das wird auf folgende Art bewerkstelliget: Schlage einen armsdicken, 2 Schuh langen Pfahl in die Erde. Dieses heisset der Quandelpfahl; wie das Mittel einer Kohlstätte der Quandel genennet wird. Nun überlege, wie groß der halbe Durchschnitt der aufzumachenden Kohlstätte seyn solle. Gemeiniglich nimmt man solchen 14, 15, bis 16, Fuß lang, welches sich von dem eigentlichen Platze versiehet, der mit Holze soll besetzet werden. Suche ferner eine Stange die am Ende gabelförmig sey, oder wo dergleichen nicht vorhanden, so flechte von zehen Gerten ein Oehr an das eine Ende der Stange, und haue solche vom Winkel der Gabel, oder dem Oehre angemessen, in der Länge des halben Durchschnittes der Kohlstätte, ab. Man nennet solche die Zündstange. Die Gabel dieser Stange lege an den Quandelpfahl oder stecke das Oehr über selbigen, beschreibe damit einen Zirkel, in dem einer die Stange um den Pfahl, als den Mittelpunkt, drehet, ein anderer aber mit einer Hacke unmittelbar folget, und nach Führung der Stange den Boden einer queren Hand breit aufhauet, welches den Umkreis, oder die Pe-

Peripherie des Zirkels verstellet; sodaun wird mit einer scharfen Hacke das Kraut, Gras, oder Rasen, womit oben die Kohlstätte bedecket ist, aufgehauen, und mit den Schaufeln, einige Schritte weit oder den Rand des Zirkels oder der Kohlstätte hinausgeworfen. Diese ganze Arbeit heisset: **eine Kohlstätte aufmachen.**

Die also aufgemachte Kohlstätte wird mit Hacken fast eines Fusses tief aufgehauen, Steine und Wurzeln, welche sich in der Erde befinden, weggeschaffet, die Erde von dem Umfange mit Schaufeln dergestalt gegen den Quandel geworfen, daß die Kohlstätte daselbst 8 bis 12 Zoll höher werde, als am Rande, endlich mit Harken oder Rechen rund umher so gleichförmig gezogen, daß alle aus dem Mittelpunkt oder Quandel auf der Kohlstätte beschriebene Zirkel horizontal, oder wasserpaß ausfallen, und nirgend weder eine Grube, noch Höcker bemerket werde; diese Arbeit nennet man, die Kohlstätte ausstreichen. Sind in der Nähe alte Kohlstätten, so thut man wohl, daß man von selbigen einige Fuder gare Erde und Stübbe auf die neu aufgemachten Kohlstätten, auch, auf den umher zu machenden Stübberand stürze. Es ist dieses allezeit dienlich, der Boden mag so gut seyn, wie er will, wovon im folgenden der Nutzen wird dargethan werden. Gare Erde heisset, welche mit der rußigen feuerfangenden Materie, die der Dampf aus dem verkohlten Holze mit sich führet, angefüllet ist.

ε) Oft fehlet es in einer mäßigen Entfernung von dem zu verkohlenden Holze an einem bequem gelegenen Platze zu einer Kohlstätte, indem entweder der Grund und Boden untaugliche Erde hat, oder sumpfig und Ueberschwemmungen unterworfen, oder allzu abhängend ist. Bestehet der Grund und Boden aus untauglicher Erde, Grand, Sand, Steinen, oder Felsen, so muß man gute Erde aufsuchen, und die Kohlstätte einer Spannen oder Schuhes hoch damit überschütten. Bisweilen ist man genöthiget, solche weit her zu holen; jedoch kann man dergleichen meistens zwischen denen Steinen und Felsen in der Nähe zusammen bringen. Die Umstände müssen lehren, welches Mittel am vortheilhaftesten sey. Ereignet sich der Fall, daß gar keine alte Kohlstätte vorhanden, noch gute Erde zu haben ist, so muß man, wenn der Boden zu schwere thonigte Erde hat, die ausgestrichene Stätte mit Hecke, faulem oder anderm Holze von der schlechtesten Art, besetzen, anzünden, und wenn das Feuer überhand nimmt, mit Rasen oder grüner Hecke bedecken, endlich auf diese etwas von der schweren Erde werfen; so wird sowohl der Boden, als die auf das schlechte Holz und Hecke geworfene Erde von dem auf allen Seiten sich ausbreitenden Rauche, der viele russige Materie zurücke lässet, milde gemacht.

Nachdem die Hecke und Holz in Kohlen verwandelt, und ausgedämpfet, schlägt man die aufgeworfene Erde nebst der verkohlten Hecke und Holze, wie auch den

den aufgegrabenen Boden, so weit solcher von der rußigen Materie durchdrungen ist, klein, vermenget solche nicht allein untereinander, sondern auch mit noch etwas frischer Erde; so wird dieses Gemenge milder und verbessert. Ist der Boden sandigt, so muß leimigte, oder wo diese nicht zu haben, thonigte Erde dazu gesetzet werden, (sollte man sie auch noch so weit herholen müssen); wobey zu merken, daß, wenn die herbey geführte Erde sehr fett, und thonigt, selbige im Wasser zu einem dünnen Schlamme müsse aufgerühret, und die sandigte Erde damit eingesprenget werden, weil auf andere Weise eine genaue Mischung höchst schwer fällt.

Wenn der Boden zu feucht, oder gar sumpfig und brüchig ist; wird solcher überbohlet, das heißt: Man legt eine Schicht Holz mit Verbinden, wie die Maurer ihre Mauren zu machen pflegen, über diese untere Schicht legt man noch eine andere, auf gleiche Weise quer über. Dieser Handgrif ist nöthig, weil oft ein solcher Boden an einer Stelle weicher und nachgebender ist, als an der andern; da dann die Last des darauf gerichteten Holzes sich auf einer Stelle mehr, als auf der andern, senket, und in dem Miehler eine Ungleichheit, folglich eine ungleiche Wirkung des Feuers in der Auskohlung verursachen würde. Es muß nemlich eine Kohlstätte um deswillen rund, und in allen seinen gleich weit abstehenden Theilen vom Mittel gleichförmig seyn, damit das aus dem Mittel um sich greifende Feuer, in gleichen Abständen vom Mittel, gleiche Wirkung thue.

Ungleicher Boden wird eben gemacht, indem die höhern Theile abgetragen, und mit der davon erfolgenden Erde die niedrigen erhöhet werden. Wenn aber die Kohlstätte an den steilen Abhang eines Berges muß geleget werden; so ist kein ander Mittel, als daß man den Berg etwas abtrage, und gegen dem Einhang große Steine, Klötze von Holz, oder starke Böcke setze, selbige erstlich mit Stangen, sodann mit Klüften vom Kohlholze belege, ferner mit guter Erde bedecke, gleichwie von denen auf bruchigen und sumpfigen Plätzen anzulegenden Kohlstätten erinnert worden. Ist eine Kohlstätte den Ueberschwemmungen vom Wasser bey Regenwetter unterworfen, so kann solches auf verschiedene Weise nach den Umständen und Gelegenheit des Orts verhütet werden. Lieget die Kohlstätte an dem Einhange eines Berges; so wird das vom Berge abschiessende Regenwasser in einen kleinen Graben aufgefangen und abgeleitet; lieget sie auf einer niedrigen Ebene, von der das Regenwasser nicht abfliessen kann; so wird der Boden so viel erforderlich ist erhöhet. In einigen Fällen, besonders wo Quellen sind, ist man genöthiget, Abzüge, das ist, verdeckte Graben unter der Kohlenstätte zu machen, und solche sodann, wie oben bereits gelehret, zu überkohlen, und mit guter Erde, etwan anderthalb Fuß hoch, zu bestürzen; solche durch untergelegtes Holz zubereitete Stätten, werden **gebohlte Kohlstätten** genennet.

C) Nachdem die sämmtlichen Kohlen von einer Kohlstätte ab-

gefahren worden, bekohlet der Köhler eben dieselbe Stätte so oft, als noch Holz in der Nähe vorräthig liegt; und wenn dessen genug vorhanden, pflegt er solches 8 bis 10mal vom Monat April, bis zu Ende des Octobers zu wiederholen; denn es ist wohl zu merken, daß man von einer neu aufgemachten Kohlstätte, nachdem der Boden gut oder schlecht ist, zum erstenmal gegemeiniglich den sechsten, fünften auch wohl vierten Theil weniger Kohlen erhält, als von einer bereits etlichmal bekohlten Stätte. Zum zweytenmal leidet man abermals einigen Verlust, welcher den 10ten oder 12ten Theil beträgt. Die folgendenmale kann man endlich so viel Kohlen erhalten, als bey gehörigen Handgriffen aus dem eingefahrnen Holze möglich ist. Derowegen ist es allezeit schädlich, viele Kohlstätten ohne Noth aufzumachen. Wenn demnach die Kohlen von einer Kohlstätte abgefahren sind, läßt der Köhler selbige etwan einen Tag und Nacht abkühlen, reisset die in der Mitte der Stätte steckende Enden von den oben abgebrannten Quandelpfählen heraus, sprenget die Stätte mit so vielem Wasser ein, daß sich die Erde und Stübbe, in der Hand zusammen gedrückt, etwas ballen läßt, streichet solche, wie oben gemeldet, wieder aus, setzet neue Quandelpfähle, fähret frisches Holz ein, richtet, decket und verkohlet solches, wie alles, unter den Artikeln: **Meuler** und **Kohlenbrennen**, schon ausführlich gelehret ist.

Ist das Verkohlen auf einer Kohlstätte etlichemal geschehen, so muß untersuchet werden, ob ob sich ein Brandschurf in selbiger gesetzt habe. Dieser entsteht von der theer- und pechartigen Materie, welche das Feuer aus dem Holze treibet; da denn derjenige Theil, welcher unterwärts in den Boden getrieben wird, einer queren Hand tief unter der Oberfläche, sich abkühlet, verdicket, mit der Erde zusammen bäcket, und eine veste Schale formieret, die fast das Ansehen einer Steinkohle, oder des Spiegelruses hat, welcher sich über den Ofenlöchern, wodurch die Zimmer geheitzet werden, setzet, und anfänglich eines Fingers, endlich aber, bey mehrerer nochmaliger Bekohlung einer Stätte, wohl eines Schuhes dick wird. Von laubtragendem Kohlholze setzt er sich nicht so leicht, als von nadeltragendem, vornemlich von Fichten oder Rothtannen, weil diese einen Ueberfluß an pechartiger Materie haben. Ein solcher Brandschurf muß gleich anfänglich aufgehauen werden, weil sonst das Kohlen nicht anderst artet, als wenn auf einer vesten Klippe gekohlet würde. Die Nässe, welche aus dem Kohlholze unterwärts getrieben wird, bleibet darauf stehen; der Luftwechsel wird gehindert, und es erfolgen auf einer solchen Kohlstätte viel Brände, die allemal eine schlechte Auskohlung verursachen, und taube Kohlen geben. Junge Tannen und Birken, welche gern auf Kohlstätten anfliegen, verderben, wenn ein solcher Brandschurf unter selbigen ist, in wenig Jahren, oder werden vom Schnee umgedrückt, weil die Wurzeln gar keine Hältniß haben. Ein erfahrner Köhler macht

macht allemal den ersten Mießler auf einer frischen Kohlstätte kleiner, als gewöhnlich, weil die rohe Kohlstätte raubt; nicht weniger sucht er gern das schlechteste Holz darzu aus. Je schlechter der Boden, auch wenn keine gare Erde zu haben, je kleiner macht er solchen; so ist der Verlust so groß nicht. Beym Ausstreichen vor der 2ten Verkohlung vertheilet er die gare Erde durch den ganzen Bezirk der Kohlstätte, und fähret sodann die gewöhnliche Malterzahl ein. So wie eine bloße Erde, ohne einige rußige Materie, das Ausbringen der Kohlen vermindert; so ist allzuviel davon nicht weniger schädlich, sie hängt gar nicht mehr zusammen, und muß also mit frischer leimigter Erde wieder verbessert und angefrischet werden.

Kolben, was an dem Hirsch so genennet werde, s. **Hirsch**, **Geweyhe**, und **Hirschkolben**.

Kolbenhirsch, ist ein Hirsch, der sein Geweyhe abgeworfen, siehe **Hirsch**, **Hirschkolben**.

Kolbweiden, s. **Weide**.

Kolckbere s. **Drosselbere**.

Kolckraben, s. **Rabe**.

Koller, s. **Büffel**.

Kollerbüsche, s. **Holzschlag**, A) 1) und B) β) 2)

Kopf, werden bey einer Parforcejagd die vordersten Hunde genennet.

Koppel, **Kuppel**, **Hundekuppel**, sind 2 Hundshalsbänder, welche mit Kettgen aneinander gefüget sind, damit je 2 und 2 Jagdhunde, wenn man ihnen solche um den Hals geschnallet, mit einander laufen und beysammen bleiben müssen, welches man sodenn gekoppelt oder gekuppelt, ingleichem eine Koppeljagdhunde, oder auch ein Strick heisset, s. **Strick**.

Koppelfischerey, **Kuppelfischerey**, heisset eine Fischerey, zu welcher 2. Nachbarn gleich berichtiget sind. Sie wird in wildem Fischwasser, Seen, Flüssen, Bächen ꝛc. woran diesseits und jenseits eine andere Herrschaft mit ihren Gütern stösset, ausgeübet, und ist fast gleicher Art mit der Kuppeljagd, s. a. **Fischerey**, **Fischordnung**.

Koppeljagd, s. **Kuppeljagd**.

Koppelneze, s. **Kuppelneze**.

Koppeltrift, s. **Trift**.

Koppelweyde, s. **Weidgang**.

Koppweiden, s. **Weide**.

Korn, franz. *Bouton*, *Guidon*, *Mire*, wird das kleine Stücklein Messing oder Eisen genennet, welches vorne auf dem Lauf einer Flinte oder eines Rohres bevestiget wird, und zum Zielen dienet. Sonst wird es auch **Fliege** genennet.

Kornlerchen, s. **Lerche**.

Kornrose, s. **Dornrose**.

Kothlerche, s. **Lerche**.

Kothmünch, s. **Lerche**.

Krahe, s. **Krähe**.

Krähe, **Krahe**, **Kratte**, lat. Cornix, franz. *Corneille*, *Corni-*

 che,

che, *Graille*, *Grayer*, ist ein Raubvogel, welcher unter das Geschlecht der Raben gezehlet wird, und zwar etwas kleiner, als der eigentlich sogenannte Rabe, aber seinen übrigen Eigenschaften sowohl, als seiner Farbe nach, demselben ziemlich ähnlich ist. Denn die gemeine Krähen sind ganz schwarz, also, daß sie vor Schwärze gleissen. Sie thun grossen Schaden an dem jungen und zahmen Geflügel, und dessen Eyern, welche sie in der Brutzeit gerne aussauffen. Sie gehen auch hinter dem Pfluge her, um in der frischen Erde die Regenwürmer und Maden zu suchen, und hinter dem Säemann die ausgestreuten Samenkörner aufzufressen, und sind endlich auch in Gesellschaft der Raben um die die hohen Gerichte, ingleichem bey den Schindangern und Luderplätzen, in die Menge antreffen. Sie fliegen ausser der Brutzeit, und wenn sie im Winter durch Hunger von einander getrieben werden, hauffenweise, und mit grossen Schaaren, und horsten auch also in Wäldern, Wiesen und Gärten, auf den höchsten Bäumen, und bleiben zur Sommers- und Winterszeit bey uns; da hingegen die **Nebelkrähen**, welche auf dem Rücken, Bauche und Halse aschenfärbig, am Kopfe, Schwanze, Flügeln und Unterhalse aber einer fast blauglänzenden Schwärze sind, meistentheils nur im Winter zu uns kommen, und sich gegen den Sommer wieder davon machen. Die Krähen, welche sowohl im schwarzen Holze, als in Laubwäldern und auf einzeln Bäumen ihre Nester bauen, stellen solche nicht nur jederzeit sehr hoch, sondern machen sie auch, fast wie die Elstern, jedoch innwendig wärmer, und tragen mehr Federn, Wolle und Hare ein, als dieselben. Sie bringen darinnen 3 bis 4. Junge aus. Von der Brut der Nebelkrähen aber ist hier nichts zu melden, weil sie solche nicht bey uns verrichten.

Man will gewiß dafür halten, daß die gemeine schwarze Krähen im Monat Junio nicht sauffen, welches daher leicht geglaubet werden könnte, weil sie zu dieser Zeit auf den Aeckern ganz matt beysammen sitzen, und zu schreyen pflegen. Sie schreyen aber auch zu andern Zeiten, wenn das Wetter sich ändern will, oder wenn sie sonst etwas merken, und sind so schlau, daß sie nicht leicht anderst, als bey dem Schuhu auf den sogenannten **Krähenhütten** mit dem Schusse an sich kommen lassen. Wenn man eine lebendige Krähe auf den Rücken an ein Brett bindet; so kommen andere Krähen, die ihr Geschrey hören, zugeflogen, ihr zu helfen. Was ihr nun zu nahe kommt, und sie mit ihren Krallen angreift, das hält sie veste, und dieses ist eine lustige Art Krähen zu fangen. Im Winter macht man papierene Düten, wirft ein Stücklein Fleisch hinein, beschmiert sie oben mit Vogelleim, und steckt sie in den Schnee. Wenn nun die Krähen das Fleisch holen wollen, bleibt ihnen das Papier über den Augen kleben, daß sie als blind in der Luft herumschweben, bis sie ermüdet zur Erde fallen, da sie alsdenn gar leichte gehascht werden können. Weil die Krähen, wie gedacht, an der Aussaat nicht geringen Schaden verursachen; so

pflegen

pfleget man denen Jägern und Schützen die **Krähenfüße** so theuer, oder doch nicht viel geringer, als die Habichtsfüße zu bezahlen, d. i. vor eine Krähe so viel, oder nicht viel weniger Schießgeld, als für einen Habicht, zu geben. Solch Schießgeld aber ist billig nur auf die Monate, da sie brüten, oder zur Brut sich anschicken, einzuschränken, und mithin allein im Merz, April und May zu bezahlen. Denn wo in diesen 3 Monaten Fleiß darauf gewendet wird, sie hinweg zu schiessen; so möchte noch der Vortheil davon zu hoffen seyn, daß die im Lande seyende Krähen vermindert, und nicht so viel Junge werden könnten, welche gleich, so bald sie abfliegen, an Baum- und Feldfrüchten, auch andern den meisten Schaden thun, und verursachen, daß hernach desto mehrere ihnen sich zugesellen, und die Hauffen sich vergrössern; dahingegen, wenn deren im Junio oder Augusto, zu welcher Zeit man sie mit grossen Schaaren auf die Brachäcker fallen siehet, an einem Orte alle Tage 10 geschossen würden, hat man doch aus der Erfahrung, daß nicht nur der folgende Strich die Anzahl so gleich wieder ergänzet, sondern auch die ausgestreuete Winterfrucht deswegen nicht wenigern Zuspruch von solchen ungebethenen Gästen bekommen wird, als zu solcher Zeit gar nicht unter sie wäre geschossen worden. Von der **Blau- oder Mandelkrähe**, so auch **Grünkrähe** heißt, s. **Mandelkrähe**.

Krähenhütte ist ein Gebäude, darinnen man auf die Krähen lauren, und sie wegschiessen kann, ohne von ihnen gesehen zu werden. Wo auf dem Lande, ohnweit einem Dorffe, auf dem Felde ein flacher Berg oder Hügel ist, über welchen die Krähen meistens ihren Flug und Zug von den Feldern nach dem Dorfe oder Walde haben, daselbst wird eine tiefe Grube oben auf der Höhe oder Fläche in die Erde gegraben, und darein von geschrotenem Holze eine 4, 6, oder 8 eckigte Kammer, ungefähr 4. Ellen im Lichten tief, und in beliebiger Weite gemacht. Wenn eine Seite von der 8. eckigten Kammer dritthalb bis 3. Ellen, oder wenn man sie geraumer haben will, vierthalb Ellen, von der 6 eckigten vierthalb bis 4 Ellen, und von der 4eckigten, 5, 6, oder höchstens 7 Ellen lang ist; so bekommt man Raum und Platz genug. An einer Seite wird der Eingang mit einer Thüre, an eine jegliche der übrigen Seiten aber ein Schießloch, inwendig enge, auswendig aber in gehöriger Weite, gemacht, die Kammer von oben sauber ausgeschälet, und mit Erde beschüttet, auch, wo man es haben kann, über und über mit Rasen ausgesetzet, daß nichts als ein grüner Hügel zu sehen, und zu merken ist. Vor ein jedes Schießloch wird ein dürrer Baum vest in die Erde gesetzet, und durch die Mitte des Hügels aus der Hütte eine lange Stange hinausgestecket, auf welche der Oberfläche des Hügels gleich, eine Krücke, oder ein Teller bevestiget, und auf diese ein Schuhu oder eine grosse Eule angefesselt wird. Wenn nun die Krähen, Elstern, oder Dohlen vorbeystreichen, und diesen ihnen verhaßten Vogel si-

tzen sehen; so fliegen sie häufig hinzu, denselben zu stossen; setzen sich auf die dürren Bäume, und sind alsdenn gut wegzuschiessen. Wenn einige auf den geschehenen Schuß davon geflogen sind; so darf man nur den Schuhu mit der Stange in die Höhe heben, und machen, daß er sich rühret, so kommen sie wieder herzu, und setzen sich unvorsichtig zum Schusse. Innwendig muß die Hütte mit einem Tische und mit Lehnebänken versehen seyn, sowohl zur benöthigten Ruhe, als auch, wenn man sich mit Essen und Trinken, oder sonst darinnen belustigen, und seiner Bequemlichkeit pflegen will.

Krähenspecht, s. Specht.

Kraftnüßlein, s. Fichte.

Kragen, heißt bey einigen Fischen eine gewisse fasichte und schwammichte Materie, die unter ihren Kiefern verborgen liegt, und zu desto besserer Bewegung derselben dienet, sonst aber von dem übrigen Fleisch und Eingeweyde, sowohl der Farbe, als Gestalt und Beschaffenheit nach, unterschieden ist.

Krallen, sind die Nägel an den Klauen des Luchses und anderer Raubthiere, wie auch der Raubvögel.

Krammetsbaum, s. Radbich.

Krammetsvogel, s. Ziemer.

Krammsvogel, s. Ziemer.

Kranich, lat. Grus, Ulpio, fr. *Gruë*, ist ein grosser 10 bis 12 Pfund schwerer Vogel, welcher einen langen, weißlichten und rücklings schwarzen Hals, einen langen Schnabel, und was Männlein sind, einen rothen Flecken auf dem Kopf, einen grauen, oder aschenfarbenen Leib und Flügel, aber schwarze und krause Spitzen an den Schwingfedern, und hohe Beine hat, und zur hohen Jagd gehöret. Sie sind zwar keine Wasservögel, halten sich aber doch gerne nahe bey dem Wasser auf, sonst lassen sie sich auch gerne in grossen, breiten, und flachen Feldern nieder, wo sie sich wohl und genugsam umsehen, und vor besorglichen Nachstellungen, sowohl der Menschen als wilden Thiere, und in den warmen Ländern, der Adler, und Geyer, als ihrer gefährlichsten Feinde, hüten können. Sie stellen dahero, wo sie sich im Felde setzen, ihre Schildwachen aus, die nur auf einem Fuße stehen, damit sie nicht einschlafen, ja auch wohl einen Stein in dem einen Fuße halten, damit, wenn sie ja etwan einschliessen, der Stein ihnen entfalle, und sie also durch dessen Klang und Schall aufgewecket werden. Sie fliegen wie die wilden Gänse hauffenweise, in zween, gleich einem scharfen oder spitzigen Winkel, zusammen stoßenden Reihen, meistens nach dem Winde, desto schleuniger fortzukommen. Auf der Reise hatten sie untereinander gute Freundschaft, sonsten aber, wenn ein paar von ihnen uneins werden, streiten sie so heftig, daß sie gar leicht darüber erschlichen und gefangen werden können. Gegen dem Adler und Geyer wehren sie sich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem sich die Raubvögel, wenn sie un-

vor-

vorsichtig stossen, zu spiessen pflegen.

Es ist der Kranich, ungeachtet seiner wilden Art, dennoch zu zähmen, wie man denn dergleichen auf den Schloßplätzen grosser Herren herumgehen siehet. Sie bringen nicht mehr als zwey Eyer, zwischen welche sie in ihrem Neste jedesmal einen Stein zu legen pflegen. Wenn diese Vögel im Frühjahre zeitig zu uns kommen; soll es einen schönen Herbst, wenn sie hoch und stillschweigend fliegen, schönes Wetter, wenn sie aber niedrig und ohne Ordnung ziehen, auch im Fluge schreyen, Regen und Ungewitter bedeuten. Der rechte Kranichfang ist um Jakobi, oder kurz hernach, und währet so lange, bis es anfängt, kalt zu werden. Wo sie ihre gewöhnlichen Ruhestellen haben, machet man tiefe aber enge Gruben, wirft Getreide, oder was sie sonst gerne fressen, hinein, leget eine starke Schleiffe oder Schlinge von Roßhaaren über die Grube, und bindet solche an einen Stock vest an. Wenn nun der Kranich mit seinem langen Halse hinunter reichet; so wird er von der Schleiffe ergriffen, und also gefangen. Andere stecken lange papierne Düten in die Grube, werfen unten Erbsen hinein, und beschmieren sie oben mit Vogelleim. Will nun der Kranich den Fraß herauszulangen, mit dem Kopfe in die Düte fahren; so bleibet ihm solche an dem Kopfe kleben, daß er davon geblendet, leichtlich mit den Händen ergriffen werden kann. Wer sie mit einem Rohr beschleichen und schiessen will, muß Acht haben, daß der Wind von dem Vogel gegen ihm gehe; denn wo der Wind von ihm auf den Kranich gehet; so wittert er es gleich, und fleucht davon, ehe man zum Schusse kommen kann. Sonst werden die Kraniche auch eben, wie die Trappen und Bocken, mit Karrenbüchsen und Schießpferden geschossen, wovon an seinem Orte mit mehrerm

In der grossen Tartarey, wo dieser Vogel sonderlich hoch gehalten wird, und dessen größte Flügelfedern von den Einwohnern in Gold und Silber eingefasset, und zur Zierrath auf ihren Mützen getragen werden, finden sich verschiedene Gattungen von Kranichen, deren etliche mit schwarzen Flügeln, etliche ganz weiß, andere weiß mit goldgelben Flecken, andere mit rothen und schwarzen Federn gemenget, kleiner als die übrigen, noch andere aschenfarbig, mit rothen und schwarzen Ringen um die Augen, und diese Gattung ist die größte. Bey den alten Römern ist der Kranich vor ein Leckerbißlein gehalten worden, welches nur auf grosse Tafeln gehörte. Das junge Wildpret dieses Vogels wird auch noch heut zu Tage für delicat gehalten, und in den Küchen großer Herren verspeisset. Obwohl dasselbe etwas und unverdaulich ist; so giebt es doch starke Nahrung, stärket die Nerven, machet eine helle Stimme, mehret den Saamen, und hilft bey entstandener Windcolick. So hat auch dieser Vogel schon bey den Alten in der Medicin seinen Gebrauch gehabt, und ist sonderlich das Fett, die Galle, der Kopf, die Augen, der

der Magen, und das Mark hoch gehalten worden. Wenn man das Kranichfett in die Ohren thut, giebt es den Tauben oder Harthörigen das Gehör wieder. Es hat auch die Tugend, daß es die Warzen, auch andere harte Gewächse, so bisweilen am menschlichen Leibe entstehen, erweichet. Des Kranichs Kopf, Augen und Bauch, wird mit gutem Nutzen zu den Fistelschäden und Geschwüren der innern Theile gebraucht.

Kranichfänger, Kranichstösser, franz. *Gruyer*, heißt in der Falknerey ein zum Kranichfang abgerichteter Vogel.

Kratte, s. **Krähe**.

Kratzbeere, s. **Brombeerstrauch**.

Kraus, s. **Nenntödter**.

Krausbeer, s. **Heidelbeer**.

Krautvögelein, s. **Spießlerche**.

Krebs, lat. Cancer, franz. *Ecrevisse*, ist ein Wassergeschöpfe, welches billich unter die Fische gerechnet wird, ohnerachtet sie dem Augenschein nach, sowohl was ihre Gestalt, als ihre Natur und Eigenschaft betrift, weit voneinander unterschieden sind. Der Krebs gehöret mit unter die Raubfische, indem er nicht nur Fische, Frösche und Schnecken frisset, sondern auch das Aas und alle todten Cörper, die er im Wasser findet, angreiffet, ausser diesen aber sich auch von Gras und Kräutern nähret. Viele halten dafür, daß er zu Nachts aus den Bächen und Krebswassern austrette, und in dem Gras und am Ufer seine Weide suchend, auch Grillen, Heuschrecken und dergleichen fresse. Er lebet in und ausser dem Wasser, im Meere, Flüssen und Bächen, wiewohl sie auch in Seen und Teichen, dahin sie gesetzet worden, gefunden werden. Dannenhero zehlet man dreyerley Arten der Krebse, als **Meerkrebse**, dergleichen die **Krabben**, Garnelen, **Taschenkrebse** u. s. f. **Fluß- oder Bachkrebse**, und denn **See- oder Teichkrebse**. Unter allen haben die Fluß- und Bachkrebse den Vorzug, welche wieder in rothschäligte und Steinkrebse unterschieden werden. Jene bekommen durchs Sieden eine schöne rothe oder rothschwärzlichte Farbe; diese aber sehen, wenn sie gesotten, weiß oder bleichroth. Merkwürdig ist von den Krebsen, daß sie mit dem Mond ab- und zunehmen, und sonderlich zu der Zeit im Jahre gut seyn, wenn der Monat kein R hat, nemlich im Mayo, Junio, Julio und Augusto, wiewohl sie in der Weitzenblüthe am allerbesten geachtet werden. In denen Bächen und Flüssen werden sie von etlichen, ja wohl von denen meisten mit den Händen gefangen, und unter denen ins Wasser reichenden Stöcken und Wurzeln der Bäume, auch unter denen Steinen, aus ihren lettichten Löchern hervor gesucht. Man bedienet sich auch der Reussen und Körbe dazu, worein man einen Köder von geschundenen Fröschen, oder in Honig gerösteten Fischgedärme, oder gebratenen Schöpsenfleische, zu legen pfleget, weil sie dadurch angereitzet werden, desto lieber einzugehen. Etlicher Orten fänget man sie in den seichten Bächen

chen auf nachfolgende Weise: die Breite des Bachs wird mit dicht aneinander gestossenen Reussen besetzet, die von einer Seite zur andern reichen, (wiewohl auch etliche nur zwey oder drey Reussen in der Mitte nehmen) die Fischer aber gehen mit langen Stangen an dem Ufer daher, und rütteln und bewegen damit alle im Grund liegende Steine, stieren auch wohl in die angetroffene Löcher; damit nun die Krebse sich dieser Verdrüßlichkeit entschlagen mögen, gehen sie aus ihren Höhlen hervor, fallen aber in die eingelegten Reussen, und werden also öfters in feiner Anzahl gefangen. Sie werden auch absonderlich an solchen Orten, wo man wegen der Wasserschlangen nicht gerne mit den Händen krebsen will, folgender Gestalt gefangen: Man nimmt nemlich sechs oder acht kleine und übers Creutze etwan eines guten Schuhes breite Garne, an jedwedes derselben bindet man einen Reif, schneidet sich auch so viel Schuhlange Stecken ab, und bindet einen jeden Reif mit seinem Garn zu dreyen unterschiedenen malen und in gleicher Weite von einander, also, daß, wenn das Garn gerade hin auf den Boden geleget wird, der Stock nicht anderst in die Höhe stehen muß, als wenn er in die Erde wäre gestossen worden. Wenn diese Garne alle so angebunden sind, schnitzet man sich schmale lange Stäblein, die sowohl den Grund erreichen, als auch noch einer Spannenlang über das Wasser heraus ragen; an diese ködert man die hintern Viertel von abgestreifsten Fröschen an, und leget sie nacheinander an dem Ufer des Wassers hinein, daß die obern Spitzen des Stäbleins heraus sehen. Diesem Aas werden die Krebse, welche alldorten vorhanden, alsobald zugehen, und sich daran hängen, welches man gar leicht an dem Zittern des Stockes abnehmen kann. Wenn man dieses vermerket; so kann man den Stab allmählich in die Höhe heben, und mit dem Garn oder Ketschergen darunter haltend, den Krebs an die Luft bringen, welcher aber, indem er seine Retirade wieder ins Wasser nehmen will, alsbald herab und in das Garn fällt. Wenn man Krebse in stehende See oder Teiche versetzen will, muß man zu der Zeit, da sie Eyer haben, etliche schöne in einen ziemlich weit geflochtenen Korb thun, und in das Wasser setzen; es muß aber ein harter und kein sumpfichter morastiger Grund seyn; sie müssen auch Löcher oder Bäume am Ufer, oder grosse Steine darinnen haben, so kriechen die Jungen aus dem Korb, bleiben in dem Wasser und vermehren sich darinnen. Wo aber der See groß ist, muß man sie an etlichen Orten also versetzen. Man kann die an Stöcke gebundene Körbe, nach drey oder vier Wochen, wieder heraus nehmen. Wiewohl Krebse in Karpfenteiche zu setzen, darum nicht für rathsam gehalten wird, weil sie den Dämmen durch ihr Graben leichtlich schädlich seyn können; zudem treiben sie auch die jungen Karpfen von der Weide, und wenn sie Brut in ihre Löcher bekommen, so so fressen sie solche.

Die Krebse lebendig und zum Gebrauch bey der Hand aufzubehalten, kann man sie in den Wasser-

Wassertrögen nur so frey herum kriechen lassen, oder aber in einige aus weidenen Ruthen zusammengeflochtene Fischreussen einschliessen, und in die Wassertröge legen, als auf welche Weise sie noch ziemlich lang, und zwar auf etliche Wochen, lebendig erhalten werden. Hat man aber keine Wassertröge, so leget man sie nur in einen leeren Zuber, nnd behält sie also im Keller auf. Weil auch die Krebse gerne sterben, wenn es starke Donnerwetter giebt, als suchen einige dieselbe davor zu präserviren, wenn sie einen Stahl aus einem Feuerzeug, darauf man sonst Feuer zu schlagen pfleget, zu ihnen hinein legen. Man pfleget auch die Krebse zu mästen und fett zu machen, wenn man würflicht zerschnittene gelbe Rüben in Wasser absiedet, das Wasser abseihet, und die Rüben denen Krebsen zur Speise in den Trog oder in den Zuber wirft. Andere geben ihnen abgesottene Ochsenleber; wieder andere wollen, daß man sie mit Bier täglich anspritzen, oder mit Milchrahm beschmieren, und besagter massen in einem Zuber aufbehalten solle.

Die Krebse sind eine so angenehme, als gesunde Speise, denn sie reinigen und versüssen das Geblüte, und führen alle Säure und Tartarum ab, wehren dahero allen davon entstehenden Krankheiten, sonderlich den Steinschmerzen, und sind, wenn sie mit Fenchel- und Dillensaamen gekocht, oder eine Kraftbrühe daraus gemacht wird, insonderheit denen Schwind- und Lungensüchtigen sehr vorträglich. Von der Zubereitung der Krebse kann nachgeschlagen werden *Onomatologia oeconomica pract.* oder oeconomisch Wörterbuch 2ter Theil, pag. 405-407.

Krebsaugen, werden diejenige runde Steine genennet, die sich nur zu gewiessen Zeiten, nemlich in der Mause, innwendig oben am Kopfe, oder vielmehr am Magen des Krebses befinden. Diese Krebsaugen, von welchen die blaulichten, so von lebendigen Krebsen kommen, vor besser, als die weissen, welche man den gesottenen Krebsen ausnimmt, gehalten werden, haben eine versüssende Kraft, dämpfen in dem menschlichen Leibe alle unnatürliche Säure, und werden dahero, als eines der allergemeinsten Hausmittel wider den Sod, Colic, Steinschmerzen, Seitenstechen, hitzige und abwechselnde Fieber, mit oder ohne Zusatz anderer Dinge, täglich gebraucht. Wenn jemanden ein Stäublein, oder was es sonst kleines sey, ins Auge gefallen, soll man ein ganz kleines Krebsäuglein in das Auge zwischen die Augenlieder hinein thun, also, daß es darinnen hafte, und der hohle eingedruckte Theil davon den Augapfel berühre; darnach soll man mit seinem Finger auswendig unten oder oben an die Augenlieder des zugeschlossenen Auges greiffen, sonderlich an dem Ort, wo es wehe thut, und um dasselbe mit dem Finger sachte herum fahren; so wird der Krebsstein dasjenige was im Auge gesteckt ist, mit sich heraus nehmen. Pulverisirte Krebsaugen in frische Wunden gestreuet, stillen das Bluten derselben. Krebsaugen mit Limonie saft, oder destilirten Essig sol-

solvirt, vertreiben das Lenden- und Nierenwehe, und führen den Sand und Gries ab. Wer gefallen ist, und geronnen Blut bey sich hat, der nehme Krebsaugen, lindene Kohlen und Körbelblätter, gepülvert und untereinander gemischt, eines halben Lothes schwer, in einem Trunk warmen Essig auf einmal ein, und schwitze darauf. Wenn gepülverte Krebsaugen mit Essig und Salzwasser vermischet werden; so wird gleichsam eine weisse Milch daraus, welche, alte Schäden damit bestrichen, dieselben heilen wird. Wer ganze Krebsaugen ausserhalb denen Apothecken, und von nicht gar gewissenhaften Materialisten kauft, muß sich wohl in Acht nehmen, daß er nicht betrogen werde, denn es finden sich böse Leute, welche dergleichen aus weissen Eyern, oder klar gestossenen Tobackspfeiffen, so vollkommen nachmachen können, daß sie von den rechten und ächten nicht zu unterscheiden, ohne wenn ein Spiritus acidus darauf gegossen wird, welcher bey denen ächten ein Zischen oder Gähren erreget, dergleichen man aber bey denen nachgekünstelten nicht verspühren kann.

Krebsdiebe, werden, wo Krebse in gehegten Wassern stehen, mit Geldbusse, auch wohl Staupenschlag und Landesverweisung gestraft. s. a. Fischdiebe, Fischerey.

Krebsfang, s. Ketscher, Stromkrebse, Krebs.

Krebsketscher, s. Ketscher.

Krebsleuchten, nennet man eine gewiesse Art, insonderheit die sogenannten Strohm- oder Flußkrebse zu fangen. s. Strohmkrebs.

Krebsreussen, s. Strohmkrebs, Fischreussen.

Krebsweiden, s. Haarweiden, Weide.

Kressen, Cressen, Crassen, Crässen, lat. Crassiones, Crassuli, sind kleine, gesunde Fischlein, so in vielen Stücken den Grundeln oder Gründlingen gleich geachtet werden, aber bey weitem nicht so gut schmecken; wie denn auch die Kressen gar kleine Schuppen, und keine Krönlein, wie die Grundeln, haben. s. Gründling.

Kreßler, s. Schnerff.

Kreutzflügel, s. Creutzflügel.

Kreutztritt, s. Creutztritt.

Kreutzvogel, s. Krinitz.

Kriechente, s. Krückente.

Krickelster, s. Neuntödter.

Krickenbaum, s. Schlehendorn.

Krieckente, s. Krückente.

Kriegente, s. Krückente.

Krinitz, Grünitz, Grienitz, Grinitz, Grönitz, Krummschnabel, Creutzvogel, Kreutzvogel, lat. Loxia, Corvirostra, Cruciata, Avis crucifera, ist ein Vogel, welcher seine Farbe unterschiedliche mal verändert; denn entweder ist er am Kopfe grün und gelblicht, und eben so über den ganzen Rücken und an der Brust, sein Schwanz

Schwanz aber ist bräunlicht, und am äussersten Theile schwärzlicht; oder, der ganze Vogel, den Schwanz allein ausgenommen, welcher einerley Farbe behält, ist roth; oder aber er ist über und über scheckicht, fast auf die Art, wie das Weiblein vom Zeisig, nur daß solche scheckichte Krummschnäbel etwas lichter aussehen, und ihre Farbe mehr in das grüngelblichte fällt. Der Unterschied dieser Farbe kommt davon her, daß die Männlein, wenn sie sich das erstemal mausen, welches im April und May geschiehet, anfangs ganz roth werden, und die Farbe in der andern Mause erst mit grüngelb sich verwechselt, so daß die grüngelben, die alten Männlein, die rothen aber, die jährigen Männlein, die scheckichten hingegen, welche auch das erste Jahr nicht roth werden, die Weiblein sind. Unten am Bauche, wo das Rothe, das Grüngelbe, oder das Scheckichte sich endiget, hat auch dieser Vogel etwas weißlichtes bis an den Schwanz hinan; so sind auch die längsten Federn bey allen, was Farbe sie seyn, dunkelbraun und schwärzlicht; sie werden aber, wenn der Vogel nicht flieget, sondern stille sitzet, mit andern kleinen Federn bedeckt, daß dennoch der ganze Vogel roth oder grüngelblicht aussiehet.

Der Grösse nach giebt es zweyerley, davon die grösten am Leibe stärker, als eine Winter- oder Weindrossel, die kleinen aber, wenn man die Federn wegthut, nicht viel grösser, als ein Haussperling sind. Der Schnabel, welcher dunkelbräunlicht ist, aber im Vogelhause je mehr und mehr blaß und grün wird, leget sich vorne mit den Spitzen übereinander (daher sie auch den Namen: **Creutzvögel** und **Krummschnäbel** bekommen), und zwar bey einigen so, daß der obere Schnabel auf die rechte, und der untere auf die linke Seite; bey andern aber so, daß der obere Schnabel auf die linke, der untere aber auf die rechte Seite stehet; welches Anlaß gegeben, daß etliche die erstern vor Männlein, und die andern vor Weiblein halten wollen; dabey sie vorgeben, die erstern, wo nemlich der obere Schnabel die rechte Seite behält, seyen zur Arzney wider die fallende Sucht besser. Es ist aber ein purer Irrthum, immassen bekannt ist, wenn sie zu Anfang des Decembers paarweise fliegen und gefangen werden, daß ein **rechtes Männlein**, wie man sie zu nennen pfleget, mit einem **linken Weiblein**, und ein **linkes Männlein** sich mit einem **rechten Weiblein** gattet. Sie haben alle einen grossen harten Kopf, an dem die Federn glatt anliegen, so daß man wohl merket, daß er nicht von Federn, sondern an sich selbst so dicke ist. Ihr Hals ist dicke und die Brust sehr breit, die Füsse sind auch kurz; der Schwanz mittelmässig, jedoch gegen andere Vögel ebenfalls mehr kurz, als lang zu nennen. Dieser Vogel hat seinen Aufenthalt in denen schwarzen Gehölzen, und brütet darinnen, wider aller anderer Vögel Natur, in den drey Wintermonaten, selten im Sommer, seine Jungen aus, deren er gemeiniglich, in seinem auf den höchsten Tan-

Tannen heraus auf die Aeste gesetzten, und von lauter Harz gebaueten Neste, 4 bis 5 ausbringet, welche denn im Frühling von uns hinwegstreichen, zu der Zeit, da andere Vögel wieder zu uns kommen; und hierauf im Herbste, wenn Holzsaamen vorhanden, zu der Zeit sich wieder einstellen, wenn hingegen andere Vögel von uns wegziehen. Zu solcher ihrer Streich- und Wiederstreichzeit können sie mit Lockvögeln, entweder auf der **Klettenstange**, daran man etwas lange Leimspindeln stecket, oder mit einer **Schlagwand**, nahe bey denen Harzwäldern, und überhaupt wie die Finken auf den Heerden, häufig gefangen werden. Man kann sie auch im Jannuar und Februar bey und mit ihren Jungen leichtlich bekommen, und lassen sich die Alten gar bald zahm machen.

Ihre beste Speise ist das Jahr hindurch nichts anders, als Holzsaamen, welchen heraus zu beissen, ihnen der krumme Schnabel zugeleget ist. In dem Vogelbauer aber, wo sie gemeiniglich singen lernen, fressen sie Hanf, Rübesaat, und allerley andere Körner, wobey sie viele Jahre frisch und gesund bleiben. Man pflegt ihnen auch zuweilen einen Fichtenzapfen in den Bauer zu hängen, damit sie sich an Herausbrechung des Saamens erlustiren können. Das Wasser in ihrem Gefässe, davon sie gesoffen haben, soll vor das böse Wesen, oder die schwere Noth, sehr gut seyn.

Dieser Vögel Fleisch ist das beste nicht; denn sie riechen stark nach Harz, deswegen werden sie nicht leicht gebraten, sondern meistentheils auf folgende Art marinirt oder eingemacht: Man wirft sie nemlich, wenn sie vorher sauber gerupft, und ausgenommen worden, in ein siedendes Wasser, damit sie ein wenig anlauffen, thut sie darnach heraus, trocknet selbige ganz rein ab, spiesset sie an hölzerne Spießgen, legt solche auf einen Rost über Kohlen, beschmieret sie ein wenig mit Butter, und läßt sie halb gar braten. Hierauf nimmt man die Vögel von dem Spießgen, daß sie erkalten, und hält inzwischen kleine Fäßgen in der Grösse, wie die Senffäßgen seyn, in Bereitschaft, leget unten auf die Böden erst Lorbeerblätter, Citronenschaalen und ganze Würze, hernach eine Lage Vögel, und das so lange wechselsweise, bis die Fäßgen voll sind. Endlich macht man solche zu, und bohret oben Löcher hinein, lässet Essig sieden und wieder verkühlen, und giesset ihn zu den Löchern hinein, schlägt diese veste zu, setzet sie an einen kühlen Ort, und verkehret sie öfters; so werden sie sich eine lange Zeit gut halten.

Kröpfen, sagt man von den Raubvögeln, und sonderlich von dem Habicht, und bedeutet so viel, als Fressen.

Krone, s. **Crone**.

Kronsbeere, s. **Heidelbeerstrauch**.

Kruck, s. **Neuntödter**.

Krück, s. **Neuntödter**.

Krückente, Krieckente, Kriegente,

ente, Kriechente, lat. Querquedula, fr. *Sarcelle*, eine Art wilder Enten, u. gleichsam die Zwerge von den grossen. Man hat deren zweyerley, grosse und kleine. Sie halten sich alle beyde in den Nordländern auf, und befinden sich die grössern in so grosser Menge bey einander, daß sie das Wasser zu bedecken scheinen. Sie brüten, wie die Schmalenten, gerne in röhrichten Teichen und Seen. Die kleinere Art ist von Gestalt, Federn, Farbe und Eigenschaft, wie die grossen wilden Enten, ohne daß sie viel kleiner ist. Der Enterich oder Entvogel hat auf dem Kopfe blaue, und unter denselben braune Federn, um die Augen aber einen weissen Strich; sonsten ist er an dem ganzen Leibe silberfarb und aschengrau, und an den Fittigen mit grünen Federn gezieret. Diese Art Enten sind gemeiniglich nicht so häufig bey einander, und fliegen, wegen ihres kleinen Leibes, sehr schnell; daher sie auch in der Weite, Tauchens halber, übel zu schiessen sind; doch werden diese mehr verspeiset, schmecken auch besser, und lassen sich auch leichter verdauen, als die erstern. Sie führen viel Oel und flüchtig Salz. Sie sollen wider das Grimmen im Leibe, das von Blähungen kommt, gut seyn, wenn sie auf den Bauch gelegt werden.

Krümmen, heißt nach der Jägersprache, wenn ein Wild wiederum geschossen ist, daß sich die Haut faltet.

Krummruthe, nennen die Jäger eine glatte Stange, davon man nur zwey auf einen Kauf brauchet; daran sind drey Windleinen gebunden, die innwendig gleich dem Schirm überstehen, weil daselbst ein kleiner Winkel mit dem Tuch gestellet wird, und eine andere Forkel nicht halten könnte. Die Stange zu den Krummruthen muß noch einmal so stark, als eine Stellstange zu hohen Tüchern, unten, so weit sie in die Erde kommt, etwas gebrannt seyn, um solchergestalt dauerhafter zu werden gegen die Nässe des Erdreichs, welche an den Kohlen oder dem Gebrannten nicht so leicht haftet. Oben in den Krummruthen bohret man Löcher durch, daß man beym Zeugstellen Windleinen durchziehen kann, um dieselbe besser zu bevestigen. Die Höhe über die Erde ist 10 ein halber Fuß. Wie denn solche Krummruthen vollkommen nützlich zum Jagdzeugstellen sind.

Kuchenheerd, s. Vogelfang.

Kuckkuck. s. Guckguck.

Kugel, s. Bleykugel.

Kugelbüchse, s. Büchse.

Kugelsihaus, s. Kirschvogel.

Kübitz, s. Kibitz.

Kühnbaum, s. Kiefer.

Kuhmäuler, s. Holzschlag, A) 1).

Kümmerer, heißt ein Hirsch, der an seinem Kurzwildpret verletzet ist. Dergleichen Hirsche werfen ihr Gehörne niemals ab. Weil aber im April oder May die Natur doch treibet; so wachsen Knorpel daran, als wenn es Enden werden wollten; es wird aber nicht vollkommen, und setget

get auch nicht. Wird ein Hirsch castrirt, ehe er ein Gehörn getragen; so bekommt er auch keines, er werde so alt, als er wolle.

Künster, s. Mistel.

Kütt, s. Volck.

Kützle, Kitzle, wird das Junge vom Reh, von der Gemse, und vom Tannhirsche genennet.

Kuller, s. Büffel.

Kuppmeise, s. Meise.

Kuppel, s. Koppel.

Kuppelfischerey, s. Koppelfischerey.

Kuppeljagd, Koppeljagd, wird genennet, wenn ihrer zwey oder mehrere die Jagd miteinander gemeinschaftlich besitzen. Es wird aber diese Jagd auf verschiedene Art exerciret, nemlich entweder also, daß ihrer zwey sich des Jagens reciproce gegeneinder bedienen, und Cajus in des Titii, und hinwiederum Titius in des Caji Waldung und Revieren jaget, welches gemeiniglich auf den vermengten Feldern und Gütern geschiehet; oder aber, es hat Titius in des Caji Waldung das Mitjagen, hingegen aber Cajus darf sich desselben in des Titii Waldung nicht gebrauchen. Man findet ferner auch Kuppeljagden, daß ihrer zwey, nemlich Cajus und Titius, in des Mevii, als eines dritten, Revier die Jagd zugleich haben, ohne daß dieser Mitjagen darf, als welchem solchergestalt nur das Eigenthum des Grund und Bodens, nebst der Jurisdiction oder Obrigkeit gehöret. An einigen Orten wird es mit denen Kuppeljagden also gehalten, daß, wenn Bartholomäi vorbey ist, niemand seinen Nachbar, oder denjenigen, der mit ihm zu jagen hat, fragen darf: ob er jagen wolle oder nicht; sondern wer eher kommt, der hat den Vortheil zum Jagen, und wenn gleich sein Grenznachbar kommt; so muß er doch, als der letzte, weichen, wenn jener, als der erstere, nur ein Garn angebunden hat. Wiewohl es auch anderer Orten in einigen Stücken anderst gehalten, und dabey dieses beobachtet wird: daß, wenn gleich ihrer zwey, oder mehrere, eine Kuppeljagd mit einander gemein haben, mithin jedweder besonders, ohngehindert des andern, Jagen und Weydwerk treiben darf, jedannoch zu Herbstzeiten, und nach der Weinlese, das erste Jagen von allen Theilen sämmtlich, auf zuvor beschehene nachbarliche Vergleichung, verrichtet, und was davon gefangen, in so viel Theile, als Personen sind, denen die Kuppeljagd zustehet, ausgetheilet wird.

Kuppelnetze, Koppelnetze, ist ein leichtes Wildgarn, welches im Busen 60 gute Schritte stellet. Die Leinchen, davon ein solches Garn gestrickt wird, sind neunfädenig oder neunschäftig, in der Dicke einer Drommelleine, aus recht klarem ausgehecheltem Hanf geschlagen. Die Maschen oder Schmassen kommen 6 Zoll ins Gevierte, und ist ein solches Garn 16 solche Schmassen hoch; die Knoten werden über der Rückbank dichte zugezogen. Die Ober- und Unterleinen kommen von 20 Faden, wiewohl dünner, als bey

bey einem schweren Wildgarn. Am Gewichte kommt ein solches Kuppelnetze über anderthalb Centner, und an Gelde ungefehr auf 16 Thlr. zu stehen. Es kann dasselbe auf einem grossen Hacken, von 3 Ellen lang, gar füglich von 2 Mann, welche auch einander im Ausstellen und Fangen helfen können, getragen werden.

Kuppmeise, s. **Meise**.

Kurbeerbaum, s. **Corneelbaum**.

Kurzfessel, s. **Langfessel**.

Kurz Wildpret, werden die Geilen oder Hoden eines Hirschen genennet, s. **Hirschruthe**.

Kybitz, s. **Kibitz**.

Kyvitz, s. **Kibitz**.

L.

Lacertus marinus minor, s. Colia.

Lacet, s. **Schleiffe**.

Lachs, Salm, lat. Esox, Salmo, franz. *Saumon*, ist ein den Strom auswärts oder zurückgehender Fisch, und der edelste und köstlichste unter den Fischen, welcher aus dem Meer weit in die Ströme hinauf steigt, und wenn er daselbst gelaicht hat, seinen Weg wieder zurück in das Meer nimmt. Sein Kopf und Maul sind nicht gar groß; in dem letztern hat er viele und scharfe Zähne; er ist stark vom Leibe; auf dem Rücken dunkelblau, an den Seiten aber lichter und glänzend, am Bauche ganz weiß, und mit schwärzlichten Punkten hin und wieder besprengt; er hat eine weisse und knochenharte Zunge; am Bauche, wie auch auf dem Rücken, etliche starke Floßfedern; am Kopf aber, auf jeder Seite 4 blutrothe Kiefen oder Fischohren. Sein Fleisch ist rothgelblicht oder leibfarb, feist, wohlschmeckend und nahrhaft, aber etwas hart zu verdauen; daher es für schwache und kränklichte Leute nicht dienlich ist. Wenn es aber in einen jungen und starken Magen kommt, und daselbst wohl verdauet wird; so giebt es reichliche Nahrung. Insonderheit werden die jungen **Lächslein**, so nur etwan einer Spanne lang sind, vor sehr niedlich und gesund gehalten; hingegen soll der gesalzene Lachs, sowohl, als der geräucherte, desto ungesunder seyn, wenigstens erfordern sie einen guten Magen.

Gegen den Winter gehen die Lachse aus dem Meer, damit sie laichen können, in die süssen Wasser und Ströme, und zwar vornemlich in die Weichsel, Oder, Elbe, bis über die Saale und Mulde, unter welchen die **Elblächse** vor die besten und schmackhaftesten gehalten werden; ingleichem in die Weser, in den Rhein, und in die Mosel; ja auch zu Dessau in die Mulde, welche Ströme insonderheit dem Lachse einen angenehmen gedeihlichen Aufenthalt geben; immassen die in solchen Flüssen gefangene an gutem Geschmacke alle andere übertreffen; da hingegen diejenigen, so in der Schelde, Themse, Loire und Garonne gefangen werden, denenselben an Güte bey weitem nicht beykommen.

men. Wenn sie laichen wollen; so machen die Weiblein in dem Sand auf dem Grunde des Stroms kleine tiefe Gruben, die sie mit Steinen wohl verwahren, damit das Wasser ihren Rogen, welchen sie in Erbsengrösse in die Gruben legen, und mit Sande zudecken, nicht zerstreue. Und obgleich die Wasser fallen, auch die gruben vertrocknen, soll doch derselbige nicht verderben, sondern im Frühlinge bey wachsendem Wasser lebendig werden. Die Jungen, so daraus erwachsen, gehen, ehe sie jährig werden, dem Meere wieder zu, und kommen, wenn sie zu einer ziemlichen Grösse gelanget sind, von neuem, dem Strome entgegen, wieder zurück. Durch dieses Austretten verlieren sie ihren rohen Meergeschmack, und sind im May bis zu Johannis am besten zu geniessen; denn gegen ihre Laichzeit werden sie magerer und bekommen viele braune und gelbe Kupferflecke, welche von einigen vor eine Krankheit gehalten, mit den Finnen der Schweine verglichen und daher das Verspeisen dergleichen Kupferlächse zu solcher Zeit unterlassen wird.

Sie gelangen zu einer ziemlichen Grösse, so daß sie 20, 30, auch wohl bisweilen 40 Pfund schwer gefangen werden, und sind dabey eines so harten Lebens, daß auch das Herze etliche Stunden, nachdem es aus dem Fleisch genommen worden, sich noch beweget. Einige machen in Benennung dieser Fische diesen Unterschied, daß sie solche im Frühlige und Sommer Salmen, im Herbst und Winter aber Lachse nennen. Ja etliche wollen gar aus den Salmen eine ganz besondere Art von Fische machen. Sie werden theils in Reussen und Garnen gefangen, theils zur Nachtzeit bey angezündeten Fackeln mit Geeren, Dristacheln, oder Aalgabeln gestochen, am besten aber, und ohne die geringste Mühe, bekommt man sie in denen, vornemlich dieser Fische halber auf den Flüssen gebaueten Wehren oder Fängen. s. Lachsfang. An etlichen Orten haben die Fischer den Gebrauch, daß, wenn sie ein Weiblein in dem Netze fangen, sie selbiges an ein Seil binden, da denn das Männlein, welches wegen seines krummen Schnabels oder Hackens, den es am untern Maule hat, ein Hackenlachs genennet wird, demselben bald nachfolget, und sich ebenfalls fangen läßt. Weil der Lachs im Frühjahre nicht so gar häufig gefangen und zugleich vor den delicatesten Fisch geachtet wird; so weiß man, daß in Dessau ein jedes Pfund Lachs gar oft 2 Rthlr., und zuweilen auch wohl mehr gegolten hat. Wenn denn der Frühjahrs- und noch recht fette Lachs insgemein 9, 10, 11, bis 12 Pf. wieget; so ist gar vielmals ein solcher Fisch auf 10 bis 20 Rthlr. gekommen. Wenn aber nachgehends mehr und mehr Lächse gefangen werden: so nimmt der Preiß ab, daß er auch hernach im May und Junio etwan vor einen halben Thaler oder 8 Groschen zu Kauffe ist. Von der Zurichtung in der Küche ist nachzuschlagen *Onomatologia oeconom. pract.* oder Oeconom. Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 456 - 551.

Lachsfang, bedeutet 1) die Zeit, wenn die Lachse am besten zu fangen sind, und gehet solche im Februar an, und endiget sich mit Jacobi, wiewohl sie im May, bis zu Johannis am besten und geschmackhaftesten sind; oder 2) ein **Gebäude**, welches auf einem Flusse, wo der Lachs zu steigen pfleget, wie im Frühjahre am stärksten geschiehet, und zwar meistentheils bey einem Mühlenwehre, angebracht ist, darinnen sich die Lachse selber fangen müssen. Es bestehet solches aus gewissen Kästen, deren jeder eine Oefnung in Gestalt einer Reussen hat. Durch diese schießt das Wasser mit grossem Brausen. Wenn nun diesem Geräusche der aufsteigende Lachs nachgehet; so fähret er entweder durch die Oeffnung in den Kasten, oder es geschiehet auch öfters, daß er sich aus dem Wasser in die Höhe wirft und hinein springet, da er denn nicht wieder heraus kann, und also häufig darinnen gefangen wird. Andere Oerter, wie z. Ex. im Pommerischen, in der Stolpa und Wipper giebt es Schleussen, bey denen Pfähle enge aneinander gestossen sind. Wenn nun der Lachs dahin kommt, und das Wasser durch die Schleussen rauschen höret, und nicht weiter hinauf gehen kann; so krümmet er sich, setzt sich auf den Schwanz, und thut einen Sprung über die Pfähle. Weil aber hinter diesen noch eine andere Reihe hoher Pfähle geschlagen ist; so kann er weder für, noch hinter sich kommen, und ist also gefangen. Läßt man nun das Schutzbrett, welches an der Schleusse ist, niederfallen; so siehet man, wie viel sich Lächse gefangen haben, und kann man solche heraus nehmen. Solchergestalten sollen zu Rügenwalde allein in einer Nacht über 300 Stücke hineingesprungen und also gefangen worden seyn. Denn es ist dieser Fisch im Springen so eyfrig, daß er, ob er schon etlichemal fehl springt, und nicht darüber kommen kann, gleichwohl immer mit neuen Kräften wieder anhält, bis er sein eigner Fischer wird, und sich selbsten fänget.

Lebendig läßt sich der Lachs nicht fortschaffen; sondern es ist ein Fisch, welcher, so bald er aus dem Wasser kommt, todt gemacht werden muß, sonst stehet er ab. Auch lässet er sich in Gefässen oder mit anderm Wasser nicht wohl weiter bringen. Daher sind an den Orten, wo er gefangen und eine Zeitlang aufbehalten werden soll, gleich in demselben Strome grösse Fischkasten, oder Fischbehälter gemacht; darinne, als in ihrem eigenen angenommenen Wasser dauren sie, sonst aber nicht. Wenn er aber gleich abgestochen wird, so bald man ihn aus dem Wasser bringet, und packt ihn in Stroh ein; so kann er viele Meilen, ohne zu verderben, fortgeschaffet werden.

Lachsfohre, Lachsforelle, lat. Trutta lacustris, franz. *Truite Laumonnée*, ist eine Mittelgattung zwischen dem Lachs und der Forelle, gemeiniglich grösser, als diese, und kleiner, als jener, hat einen blaubräunlichten Rücken, grünlichte Seiten, mit schwarzen und röthlichen Punkten besprenget, dergleichen auch in ihren obern Flossen und auf dem Schwanze zu sehen; einen

nen gelblichten Bauch, und grosse schwarze mit einem gelben Kreis umfangene Augen. Sein Fleisch ist fett und röthlich, wie des Lachses, jedoch zärter, ausser diesem aber an der Güte und am Geschmack demselben allerdings zu vergleichen. Er stehet gerne in grossen Seeen, dadurch ein Fluß gehet, dergleichen in der Mark bey Neuwedel und bey Zehdenick zu finden. Es werden ihrer auch zuweilen, sonderlich in dem Geaserfee, wo der treflichste **Lachsforellenfang** ist, gefangen, die über anderhalb Ellen lang, und bey 40 Pfund schwer sind. Dieser Fisch streichet im November, und wird von Michaelis bis Weyhenachten mit Wathen und Setzgarnen gefangen. Er muß, gleich denen Forellen, frisch verspeiset werden, und kann am besten aus Salz und Wasser abgesotten, und mit Essig genossen, oder sonst auf andere Art eben wie dieselben zubereitet werden; wiewohl diese Fische viel zu edel sind, als daß man durch vielerley Hinzuthun ihren natürlichen herrlichen Geschmack verderben sollte. s. **Forelle.**

Lachsforellen, s. **Forelle, Lachsfohre.**

Lachsmorene, s. **Morene.**

Lacrymæ cervinæ, s. **Hirschthränen.**

Lähde, s. **Leite.**

Lähmen, ist ein Wort, das bey der Fasanerey vorkommt, da die jungen Fasanen, wenn man sie im Fasanengarten gerne allein haben will, gelähmet werden. Wenn sie 5, oder 6 Wochen alt sind, daß sie am Halse Federn bekommen; so löset man ihnen mit einem Feder- oder andern scharfen Messer das vorderste Glied eines Flügels ab, und bestreichet es mit Baumöl, Butter und einer Wundsalbe. Dabey werden sie fleissig gefüttert und im Fasanenhause gewartet. Ist es gut Wetter; so werden sie heraus, doch nicht weit weg, gelassen, damit sie sich die gelähmten Flügel nicht verwundern. Denen Bruthünern wird indessen gut Futter gegeben, damit sie die Jungen unter sich nehmen. Wenn sie heil werden; so treibet man sie in dem Garten herum, in die Wiesen oder Ackerfelder. Jedoch muß der Pursche, so dabey ist, stets Achtung auf sie haben.

Läuffer, Vorläuffer, heißt bey dem Vogelfange eine gewiesse Art Lockvögel, welche ausser ihrem Bauer auf dem Vogelheerde angefesselt oder angefillt, hingestellet werden, damit sie herum lauffen können, und die vorbey ziehenden Vögel, in Meynung, jene wären frey, sich um so vielmehr zum Einfalle in den Heerd bequemen mögen. Zu solchen Läuffern braucht man ihrer etwa 10 bis 12. Zu **grossen Läuffern** nimmt man Mistler, Drosseln und Amseln, zu **kleinen** aber Finken, Quäcker oder Gögler, u. d. g. Man bindet ihnen die Flügelfedern über den Schwanz zusammen, und läuffert solche an die auf dem Heerde gesteckte kleine Bogen, und die daran befindliche Zwirnfäden, welche nur durch die Flügel durchgesteckt, und über das Zusammengebundene gelegt werden. Bey jedem Läuffer

ser und Ruhrvogel muß ein Trinkgeschirr eingegraben werden, wozu sich die Schaalen oder Schuhe von dem Rindviehe, wie sie von denen Fleischern abgeschlagen werden, am besten schicken. Solche gräbet man bey jedem Ruhrvogel und Läuffer ein, daß sie daraus sauffen. Einem jeglichen grossen Läuffer muß man sein eigenes Tröglein, wie gedacht, mit Milch und Hirseklehen in die Erde eingraben; denen kleinen Läuffern aber nur die Saufgeschirre vorgesetzet, und das Futter dazu hingestreuet werden, damit es ihnen an Nahrung nicht fehlen möge. Im übrigen müssen der Lockvögel überhaupt auf einem solchen Heerde mehr, als 20 seyn.

Läuffer heisset man auch die jungen Schweingen, nachdem sie abgesetzt worden, bis sie das erstemal zugekommen sind.

Lager, franz. *Gite*, heissen die Jäger diejenige Stelle, wo ein Hirsch oder ander Wild gelegen, oder ein Hase gesessen.

Lagergeld, s. Jagdfrohnen.

Lagerholz, wird dasjenige Holz genennet, welches entweder von Sturmwinden umgeworfen wird, oder sonst umfället und liegen bleibet.

Lagopus, s. Emmerling, Rebhuhn.

Laich, s. Fischlaich.

Laichkarpfen, s. Karpfe.

Laichteiche, nennet man diejenigen Teiche, worein der Laich oder die Brut von den Fischen, und besonders von den Karpfen, wenn sie jährig sind, gebracht werden, s. Karpfenteich.

Laichzeit, heisset die Zeit, da die Fische laichen, d. i. ihren Saamen oder Rogen von sich lassen. Die Laichzeit der Fische ist bey jeder Art derselben besonders angemerket. Weil aber die mehresten Fische von Ostern an bis Jacobi laichen; so soll binnen solcher Zeit das Fischen unterlassen, und keine Netze noch Fischgarne bis zu Ende des Julii in die Fischwasser gebracht werden.

Laiser, s. **Koppbinden.**

Laisse, s. **Bache.**

Laite, s. **Leite.**

Lamproye de Riviere, s. **Aalraupe.**

Lancierhund, s. **Leithund.**

Landfischmeister, s. **Oberfischmeister.**

Landstreicher, s **Falke.**

Langfessel und **Kurzfessel**, sind von Hirschleder verfertigte Riemen, welche man denen Falken und Habichten um die Klauen leget, wenn sie abgerichtet werden.

Lanier, s. **Falcke.**

Lapides finales, s. **Marksteine.**

Lappen, s. **Tücher**

Larege, s. **Lerchenbaum.**

Larix, s. **Lerchenbaum.**

Larme de Plomb, s. **Schrot.**

Larus, s. **Meve.**

Laßreiser, franz. *Lays*, sind im Laubholze diejenigen jungen Stämme, welche bey allen und jeden Gehauen, da das Schlagholz

holz abgetrieben wird, das erstemal stehen bleiben, und den Anfang zum Oberholze machen. Die Grundsätze die man in Ansehung dieser Laßreiser zu beobachten hat, sind folgende:

1) Von dem einständigen Unterholze, was unmittelbar aus dem Saamen erwachsen, muß man für die Nachkommen das Brennholz erziehen, und zu dem Ende auf jeden Waldmorgen eine gewiesse Anzahl stehen lassen, welche man Laß- oder Hegereiser zu nennen pfleget.

2) Muß man solche Holzgattungen zu Laßreisern aussuchen, welche nicht allein bis zur folgenden Hauung dauren und gesund sind; sondern auch im Wachsthum bleiben können; dahin gehören Eichen, Roth- und Hainbüchen, Eschen, Ehren, Lehnen, Ilmen rc. Andere Gattungen, die selten so viele Jahre dauren, ohne schadhaft und anbrüchig zu werden, ohne ihren Wachsthum zu verlieren, als Espen, Söhlweiden, wie auch Stauden, als: Haseln, u. d. g. muß man gewöhnlicher Maaßen und ohne besondere Ursachen nicht schonen. Jedoch hat man bisweilen auch Ursache, einige davon zu andern Absichten stehen zu lassen. Z. Ex. bey harter Winterszeit dienen die Espen, für das Wildpret niederzuhauen, welches von den weichen Spitzen der Zweige sich, wiewohl kümmerlich, erhält. Auch kann man wohl einige für die Mollen- und Troghauer bis zur folgenden Hauung stehen lassen; zu eigentlichen Laßreisern hingegen haben sie die Dauer nicht, und werden bey dem nächsten Abtreiben, grösstentheils schadhaft befunden.

3) Gebe man zugleich wohl Acht, welche Gattungen auf dem Grund und Boden eines jeden Ortes am besten fortkommen; denn nicht in allen Orten, will alles Holz gut anschlagen; manches wächßt an gewiessen Orten ungewöhnlich langsam, anderes hingegen kommt eben daselbst geschwinder fort; oft wächßt ein Holz in einem Orte gar geschwind, wird aber bald anbrüchig und ungesund, wie man dieses insbesondere an den Eichen und Fichten wahrnimmt, die an einigen Orten schnell wachsen, aber innwendig, wenn sie kaum zu einer mittelmäßigen Stärke gekommen, stockigt, ja gar faul und hohl werden, und kann man grosse Oerter zeigen, wo nicht ein gesunder Stamm zu finden. Solche Gattungen Holz stehen zu lassen, denen der Boden nicht zuträglich ist, würde höchst unbedachtsam seyn; es lässet sich dieses aus der Beschaffenheit des stärkern daselbst stehenden Holzes, besonders der Bäume, am sichersten schliessen.

4) Gewöhnlicher Maaßen laßt man 16, 20, bis 24 Laßreiser auf einem Waldmorgen stehen. Sind sie stark, nicht hochstämmig, etwas ästig; so häget man deren eine geringere Anzahl, dagegen wenn sie hochstämmig, und annoch schwach sind, auch wenige Aeste haben, wird eine grössere Anzahl gehäget. Es kömmt auch auf die Gattungen des Holzes an. So kann man von Eichen mehr stehen

hen lassen, als von den räuberischen Rothbüchen. Da die eigentliche Anzahl nicht bestimmt werden kann; so wollen wir hier eine Regel geben, darnach man es beurtheilen könne. Die Erfahrung lehret, daß alsdenn ein Holz im Wachsthum abnehme, oder gar aufhöre, so bald die Spitze desselben die schattigten und mit vielen Nebenreisern versehene Aeste eines höhern Baumes berrühre. Will man demnach Unterholz ziehen; so müssen die Laßreiser, die nach geschehener Hauung zum Oberholze gerechnet werden, so weit auseinander stehen, daß die Seitenäste gegen die Zeit der folgenden Hauung noch so viel voneinander abstehen, daß ungefähr drey Viertel des Raumes von den überhängenden Aesten, welches man die Trauffe nennet, frey bleiben; widrigenfalls leidet das Unterholz Noth.

5) Finden sich häufige Laßreiser von Holzgattungen nahe beyeinander, daran in künftigen Jahren ein Mangel zu besorgen; so muß man sie insgesammt stehen, und sich gefallen lassen, daß das Unterholz zurück bleibe. Dabey ist jedoch zu merken, daß je hochstämmiger das Holz werden soll, je enger es beyeinander stehen müsse. Soll es hergegen sehr stark werden; so muß man solche Laßreiser nicht so häufig stehen lassen. Denn ein sehr enge stehendes Holz wird hochstämmig, selten aber bekömmt es eine gar grosse Dicke. Hat es mehr Raum; so wächset es mehr in die Dicke, und kömmt selten zu einer ansehnlichen Höhe.

6) Jedoch muß man auch niemals 2, 3, 4, und mehr Laßreiser gar zu nahe beyeinander stehen lassen; indem, wenn sie grösser werden, eines des andern Wachsthum verhindert. So viel möglich, sind die Laßreiser gleich weit voneinander zu wählen. Wir sagen, so viel möglich, weil oft auf einem, oder etlichen Waldmorgen, ja bisweilen ganzen Oertern, gar keine junge Stämme zu finden sind, die man als tüchtige Laßreiser ansehen kann.

7) Die Dicke der Laßreiser muß gegen die Höhe ein gehöriges Verhältniß haben. Ist ein junger Stamm gegen seine Höhe zu dick; so hat man nach langen Jahren nichts, als einen kurzen, knorrigten Rumpf zu hoffen; ist er gar schwach, dabey sehr hoch, so fällt ein solches Stämmchen übern Hauffen, oder bieget sich mit der Spitze an die Erde, so bald nach umher weggehauenem Holze ein Reif oder Schnee sich an die dürren Aeste, oder Regentropfen an das ausgeschlagene Laub hänget. Ein Laßreis muß stämmig, d. i. von verhältnißmäßiger Dicke und Höhe seyn, es muß einen geraden Schaft bis in den Gipfel, ohne starke Seitenäste, haben. Theilet sich der Schaft in etliche Hauptäste; so ist keine Hofnung, daß ein wohlgewachsener Baum daraus erwachsen werde.

8) Hierbey hat man sich zu hüten, daß man in Wählung der Laßreiser über keine Zeit der Hauung einen Sprung thue, sonst verursachet man eine Lücke in der Zuzucht des jungen Holzes

von vielen Jahren, welches um so viel schädlicher für die Nachkommen ist, je älter man die Oerter bis zur Hauung werden lässet. Z. Ex. es war in einem Revier zur Regel angenommen, das tragende Laubholz alle 40 Jahre abzutreiben. Man bemerkte, daß in diesem Gebürge der Reif und Schnee hin und wieder einige Laßreiser umbrach. Diese kleinen und im Ganzen nichts bedeutenden Zufälle zu vermeiden, wählte man unter den sehr häufigen Oberständern die schwächsten zu Laßreisern, die wahren Laßreiser hieb man mit dem übrigen Stangenholze weg. Das junge einständige Holz war in der vorigen Hauung, weil man es für Laßreiser zu schwach hielt, weggenommen, was nach dieser Zeit wieder aus dem Saamen aufgewachsen, war theils durch die häufige Oberständer, welche unter dem Namen Laßreiser stehen bleiben, erstickt, theils so schwach und hoch in die Höhe geschossen, daß es nach umher weggehauenem Holze von sich selbst umfiel. Es entstand demnach im jungen, einständigen Holze eine Lücke, in einigen Orten von 40, in andern, an welche die Hauung zum zweytenmal gekommen, von 80 Jahren. Noch lieget der Fehler jedermann vor Augen.

9) Ausser der Absicht auf das künftige Baumholz, bleiben Laßreiser auch zur Besaamung für den künftigen Holzwachs stehen. Zu dieser Absicht hat man aber keine so grosse Sorgfalt nöthig, sondern, wenn keine wohlgewachsene vorhanden, können auch krumme und ästige dazu genommen werden, jedoch alsdann müssen derer nicht so viele stehen bleiben. Verlanget man auch Gattungen, die sehr flüchtigen und häufigen Saamen hervor bringen; so hat man derer auch bey weitem so viele nicht nöthig, als die einen schweren, gleich niederfallenden, auch österm Mißwachse unterworfenen Saamen haben. So ist es hinlänglich, wenn auf einem Waldmorgen kaum eine Birke zur Besaamung stehen bleibt, weil dieser Saame in grosse Entfernungen umherflieget, und sehr häufig, ja oft herfür kommt: da hingegen Eichen und Buchen zur Besaamung in weit grösserer Anzahl müssen gelassen werden.

10) Es decken auch die Laßreiser diejenigen Oerter, so in schlechtem, oder gar keinem Anwachse aus den Stämmen bestehen, und auf hohen, rauhen, und trockenen Flächen oder Einhängen gelegen sind, von den dürren auszehrenden Winden, und der Sonnenhitze, welche fast keine Art von Laubtragendem Saamen, ausser mit genauer Noth Birken, aufkommen lassen; und in dieser Absicht kann man eine ziemliche Anzahl rauhe Laßreiser, ja allerhand Buschwerk, stehen lassen, wenn nichts besseres vorhanden ist.

Nach diesen Regeln nehme man, was überflüssig, was untauglich ist, weg, und überlasse es nicht, wie gemeiniglich geschiehet, dem Gutdenken der Holzhauer. Diese Leute pflegen ihren Lohn nach der gehauenen Malterzahl zu bekommen. Sie erhalten solches mit viel wenigerMü-

he aus geraden, wohlgewachsenen, als aus knorrigen, ästigen und krummen Stämmen. Hauen demnach, ihres Vortheils wegen, die ersten gerne weg, und lassen die letzten, zum grösten Schaden der Forsten, stehen.

Latibulum, s. **Stand.**

La Trompe, s. **Elephant.**

Lattenholz wird nicht nur das junge zu denen Schob- und gerissenen Latten taugliche, sondern auch das starke Stammholz, daraus Latten geschnitten werden sollen, genennet. Dergleichen Holz soll im Jenner im letzten Viertel, wenn kein Südwind wehet, oder kurz vorher gewehet hat, und sonsten trocken und rein Wetter ist, gefället werden, weil das bey wachsendem, oder im vollen Mond, und zu solcher Zeit gefällete Holz, da es voller Saft und Feuchtigkeit ist, gar leicht wurmstichig wird. Wenn aber grosse Gehaue abzutreiben sind; so ist man nicht im Stande, sich allezeit nach dem Mond zu richten; sondern man muß auf die Arbeiter sehen, ob man zu rechter Zeit fertig werden könne. Denn wenn der Saft sich bereits verstärket, und sowohl in die Rinde, als Aeste und Laub ausgebreitet hat; so ist es sehr schädlich, das Holz vom Stamme zu bringen. Denen Erlen schadet es nicht viel. Ob dieselben gleich schon Laub getrieben haben, und noch im May abgehauen werden; so treiben sie dennoch wieder aus dem Stocke oder Stamme. Ein gleiches thun die Saal- und andere Weiden auch. Jedennoch ist es besser, und treiben sie auch stärkere Sommerlatten, wenn die Stämme in obenbenannter Zeit, nemlich etwan nach Michaelis, oder auch wohl später hinaus, gehauen werden. Man hauet aber auch das Holz zuweilen erst nach dem Feste der H. 3 Könige, damit die Stöcke nicht so ausfrieren sollen, und fähret damit bis auf Fabian Sebastian, oder auch wohl bis zu Ende des Merzens fort.

Laub, lat. Folia arborum, franz. *Fouilles d' Arbres*, *Feuillage*, heissen alle Blätter eines Baumes, welche gleichsam dessen Bekleidung, zugleich aber auch dessen wahre, und denen menschlichen Augen höchst angenehme Zierde sind. Je dicker nun das Laub oder diese Blätter an- und in einander gewachsen sind, einen desto dichtern und zur Sommerszeit beliebten Schatten geben sie. Das Laub ist nach denen mancherley Gattungen der Bäume auch unterschiedlich, sowohl in Ansehung der Farbe, und der so mannigfaltigen künstlichen und bewunderswürdigen Gestalt, als seiner Dauerhaftigkeit. Die Farbe und Figur eines jeden Laubes ist bey der Benennung eines jeglichen Baumes mit berühret. Die Dauerhaftigkeit aber desselben betreffend; so ist bekannt, daß theils Bäume ihr Laub zu Ende des Sommers, oder im Herbste fallen lassen, theils aber solche über den Winter behalten, bis im Frühlinge das alte von dem jungen vertrieben wird, theils auch ihre Blätter, es wäre denn, daß ein Ast oder ganzer Baum verdorre, gar nicht fallen lassen, sondern immer grün bleiben, als der Buchsbaum, die Stechpalmen, oder Walddisteln, der

der Taxus, und alle Arten Tannenholzes, bis auf den Lerchenbaum, so der einige unter denselben ist, der seine Blätter im Winter absallen läßt.

Da das Baumlaub nicht nicht nur den Bäumen eine gute Düngung giebt, sondern auch die Wurzeln derselben in der strengsten Kälte des Winters bedeckt; so soll das Laubharken und Laubrechen nur in gewiesser Maaße verstattet werden, s. a. **Holzbau, Holzschlag.** Das Laubstreiffen ist ebenfalls schädlich. s. **Laubstreiffen.** Uebrigens will man am Absallen des Laubes erkennen, was für ein Winter erfolgen wird. Wenn nemlich im Herbste das Laub von den Bäumen nicht zeitig, und zugleich absallen will; sondern theils gelbe wird und abfällt, theils aber grün bleibt, und nicht herunter will; so ist hieraus ein kalter Winter zu hoffen. Es hat aber solches die Ursache, daß, weil das Laub so veste hält, entweder der Erdboden nicht recht erwärmet worden ist, oder er hat an sich selbst von innen so viel kalte Dünste, weswegen das Holz seine Reiffe nicht zeitig mittheilen kann; dahero denn die einfallende Kälte vom Firmament durch des Erdbodens Kälte verstärkt wird, folglich muß auch die kalte Witterung desto heftiger seyn.

Laubfrösche, s. **Frosch.**

Laubhahn, wird von einigen das Mäunlein von den **Brom-** oder **Birkhünern** genennet. s. **Birkhahn.**

Laubharcken, s. **Laub.**

Laubholz, heißen alle diejenigen Bäume und Gebüsche, welche Blätter haben, die zur Herbstzeit verwelken und abfallen, im Frühling aber wiederum ausschlagen, grünen, blühen, und endlich auch zum Theil Saamen und Früchte tragen. Man rechnet dahin: Esche, Riester, Weiß- und Rothbuchen, Birn- Pflaum- Nuß- Aepfel- Kirsch- Ahorn- Eichen- Birken- Erlen- Aspen- Linden- Pappel- Ebereschbaum, Ohlbaum, Castanien, Hollunder, Calinkenbeerbaum, Schwarz- und Weiß- dorn, und Pfaffenhütel holz.

Alle diese Sorten werden nicht allein Laub-, sondern auch lebendiges Holz genennet, und darum, weil sie, wenn sie jung abgehauen werden, wiederum entweder aus dem Stocke, oder aus denen Wurzeln ausschlagen, neue Zweige und Gewächse über sich bringen. Dieses Holz insgesammt muß nicht auf seinem Stocke alt werden, wenn es wiederum aufs neue ausschlagen, grünen und wachsen soll. Das sicherste zum Wiederwachsen ist, wenn es nicht älter als 10 oder 12 Jahre gewachsen ist.

Laubholz kann man sowohl im Herbste, als Frühlinge, ja auch gar mit Ausgange des Frühlings abhauen. Es schläget, wenn es nur nicht zu alt worden, wiederum aus. Es ist aber der Natur am allerbequemsten, wenn man dasselbe im Frühlinge, oder in denen letzten Wintermonaten, ohne, daß man auf Mondenwechsel und besondre Tage achten darf, abhauet. Denn zu solcher Zeit schläget dieses wegen der Eintret-

tung des Saftes wiederum am vollkommensten aus! es werden die jungen Schößlinge den Sommer und Herbst über am besten reif, und behalten kein weiches und unreifes Holz, das nicht so leicht als das späte erfrieret. Was aber die Bäume sind, von welchen man nur allein die Holz- und Laubäste abhacket, z. Er. zum Feuerholz oder Schaaflaube, dieselben kann man im Herbste, so bald als der Saft stille stehet, abköpfen, abästen, ablauben, es schlagen dieselben im Frühlinge, wenn ihnen nicht etwa ein andrer Zufall begegnet, wieder aus.

Man wirft die Frage auf: ob es besser sey einen Laubtragenden Ort mit lauter Baumholz, oder mit blossem Unterholze, oder aber mit beyden zugleich in Bestand zu setzen? Es kommt auf die Bedürfniß an, was man von Holz nö hig hat. Soll as Feuer- und Kohlholz seyn, so wächßt, wenn beyde Sorten zugleich gezogen werden, weit mehr Holz zu, als wenn man nur eine Hattung anziehet. Denn wenn manu bedecket, wie miß es seye, wie viele Jahre ioft erforderlich seyen, daß ein Ort nur mit Saamenloden in geschlossene Dickung gesetzet werde? Wie mancherley Zufällen vom Viehe, Wildpret, Ungeziefer, Frost, grossem Hagel, lang anhaltender Trocknitz, sie unterworfen, und daß solche Zufälle, wenn sie sich etwas hart ereignen, dem ganzen folgenden Wachsthume nachtheilig sind; daß, wenn sich schon hohe Loden von gar schlechten ganzen und halben Stauden in einem Orte finden, oder eine Verangerung überhaud genommen hat, die Mittel sehr beschwerlich und kostbar sind, solche wegzubringen, und ihre Stelle mit guten Holzgattungen zu ersetzen; daß diejenige Plätze, wo das junge Holz beschädiget worden, welches in grossen! Forsten zu vermeiden, nicht möglich ist, wohl etliche Jahrhunderte unnütze bleiben, da die Erziehung des Baumholzes von guten harten Gattungen so gar lange Zeit erfordert; daß auch das unbeschädigte Holz, welches um solche Plätze herstehet, sich in Seitenäste ausbreitet, niemals in einen guten Schaft, sondern in unnütze Aeste wächßt; daß endlich das Besetzen solcher Plätze fast mehr Zeit und Kosten erfordere, als nach langen Jahren Nutzen daraus erfolge; wenn man alles dieses, sage ich, bedenket, so wird einem bald die Lust vergehen, bey Anziehung Feuer- und Kohlholzes lediglich auf den Anwachs aus Saamen bis zur Stärke von Baumholze zu sehen. Hier ist die Rede nicht von kleinen in fruchtbaren Gegenden gelegenen Feldbüschen, welche ein fleißiger Hauswirth, so zu sagen, vor der Thiere hat, und, gleich einem Garten, warten und beobachten kann; sondern von Forsten, die gemeiniglich auf hohen Gebürgen und in rauhen, steinigten Gegenden liegen.

Es werden zwar zwey scheinbare Einwürfe gegen das Anziehen des Ober- und Unterholzes zugleich gemacht; die aber in der That von gar schlechter Erheblichkeit sind. Der erste ist: wenn das Unter- und ein Theil des Oberholzes weggenommen wären, würde das stehen bleibende in lauter

ter Aeste sich ausbreiten, und als so rauhes unnützes Zeug werden. Hierauf dienet zur Antwort: das geschieht zwar oft; aber nur in den Fällen, wenn aus Unachtsamkeit bey der Anweisung die besten Laßreiser und Oberständer weggehauen werden, und die schlechtgewachsenen stehen bleiben. Ist das bleibende Holz von gutem Gewächse; so thut es dieses nicht, ja, es ist wohl zu merken, daß, wenn auch hin und wieder ein schädlich Reiß zur Seiten ausschlägt, solches von den schnellheranwachsenden Stammloden gar bald zurück gehalten werde. Der 2te Einwurf ist: der Wind schmeisse das bleibende Oberholz übern Hauffen. Hingegen kann man weitläuftige Forstbezirke zeigen, wo das Oberholz gegen die härtesten Stämme ist stehen geblieben; nur alsdenn geschiehet es, wenn sehr hochstämmiges Holz auf einem gar milden, leichten Boden stehet, der sehr tief in dieser Beschaffenheit bleibet, welches ein seltener Fall ist, der keine Regel machen kann; nur allein bey sandigem Boden kommt es am öftesten vor, darinnen jedoch gar selten Laubholz (davon hier nur ganz allein die Rede ist) sondern fast allemal Kiefernholz angezogen wird. Man siehet zwar, daß bisweilen auf vestem Boden eine grosse Anzahl Eichenbäume, nach dem ein Ort abgetrieben ist, umgeworffen werden; es sind solche aber allezeit ohne Pfahlwurzel, denen entweder die Herz- oder Pfahlwurzel beym Pflanzen aus einem leeren Wahne abgeschnitten worden; oder es sind solche Bäume aus abgehauenen Stämmen wieder ausgeschlagen; da denn die Pfahlwurzel abfaulet, und ein solcher Baum nur auf einer Seitenwurzel stehet.

Laubbrechen, s. Laub.

Laubstreiffen, in denen Gehölzen, ist zwar an vielen, vornemlich aber an solchen Orten, wo das Holz im Ueberfluß zu haben, und dasselbe nicht sonderlich geachtet wird, eine bekannte, nützliche und gebräuchliche, an denenjenigen Orten aber, wo man Ursache hat, das Holz zu schonen, eine höchst schädliche Verrichtung, welche um des Rind- Schaaf- und Ziegenviehes willen, demselben über Winter die sonst ermangelnde Fütterung dadurch zu verschaffen, im Julius und Augustmonate, ehe die Reiffen anfangen, zu fallen, vorgenommen wird, da man nemlich das Laub von den Eschenbäumen, von Rüsternholze und von den Faulbäumen vor die Kühe, das Erlen- Weiden- Büchen- Birken- und Eichenlaub hingegen, vor die Schaafe und Ziegen, abstreifet, an der Sonne dörret, und fein trocken einführet. Weil man aber durch dieses Laubabstreifen die jungen Treibreiser zugleich verderbet, und dadurch den Baum an seinem Wachsthume hindert; so ist solches insonderheit an denen Orten, wo man das Holz um seiner Seltenheit willen pfleglich zu halten, und zu schonen, beflissen seyn muß, durchaus nicht zu verstatten. Noch weniger aber ist zu erlauben, daß die Schäfer, Schafknechte oder Hirten, gegen das Ende des Sommers, junge Buchen, Erlen, Weiden, auch anderer Buchholz zu ihrem sogenannten Schaaflaube abhauen, und

also

also, indem sie auf ein hundert Schaafe gemeiniglich 3 bis 4 Schock Gebünde rechnen, bey einer starken Schäferey eine ziemliche Verwüstung im Holze verursachen; es wäre denn, daß man im Holze keinen Mangel, sondern noch Ueberfluß hätte, und dasselbe ohnedem gehauen werden müßte, auch wegen des schlechten Preises auf obige Art nützlicher gebrauchet werden könnte, zumal da der Schäfer, wenn die Schaafe das Laub abgefressen haben, das übriggebliebene Gesträuchigt und Gehölze, als sein Deputat Brennholz annehmen müßte, und was er davon nicht benöthiget ist, anderwärts in der Haushaltung gebraucht oder verkauft werden könnte.

Laube, eine Art Weißfische, fast in der Grösse einer Rothauge, aber schmäler und länglichter. Sie laichen im May und Junio.

Lauche, s. **Lochbaum**.

Lauer, **Lausche**, franz. *Afut*, heisset bey den Jägern ein heimlicher und verdeckter Ort, wo man sich mit einer schußfertigen Flinte hinstellet und verwartet, bis das Wild den Weg kommt. Man sagt: Wir wollen auf die **Lauer** gehen.

Lauf, heißt bey den Jägern ein lichter Platz, welcher mit hohen Tüchern eingestellet, und auf welchem der hohen Herrschaft das Wildpret vorgejaget wird, damit solches von derselben im Vorbeylauffen geschossen, gehetzet oder gefangen werden könne. Der Lauf gehet von dem Ende des Jagens bey dem Quer- oder Lauftuche an, und wird zu beyden Seiten mit Tüchern eingestellet, am Ende desselben aber mit einem Bogen, oder einer Rundung, welche man die **kleine Jägersrundung** nennet, wie ein halber Mond geschlossen. Die Länge des Laufplatzes wird nach Gelegenheit des Ortes, und der Grösse des Jagens, auf 300, weniger oder mehr Schritte, und vor dem Jagen am Lauffe oder Quertuche etwan auf 120, weniger, oder mehr Schritte, breit gemachet. Mitten auf dem Lauffe, oder, wenn dieser zu lang ist, etwas näher nach dem Jagen zu, pflegt man den Schirm, wohin die Herrschaft kömmt, wie ein Lusthaus auf Säulen erhaben zu stellen, und von grüner, gewichster Leinwand ein zierliches Dach darüber zu ziehen. Die Tücher, womit der Lauf umstellet wird, sollen fein glatt, gerade und reinlich angezogen seyn. Zum Lauffe soll man, wenn es anderst die Früchte, oder auch die Lage zulassen will, denjenigen Ort erwählen, wohin das Wild, welches man stellen und fangen will, seinen Wechsel und Ausgang zum Geäße gehabt hat. Denn dahin ist ihm die Gegend bekannt, und begehret es auch viel eher dahin zu laufen, wenn es forciret wird. Es ist auch gut, wenn der Ort dergestalt gelegen ist, daß man den Lauf gegen das Holz wiederbringen, und die Quere unten vom Laufe blenden kann, weil solchenfalls die Hirsche, wenn sie wieder Gehölze gegen sich merken, solches gleich suchen, und eher als sonsten vorlauffen. Sonderlich muß der Wind vom Lauffe nicht in das Jagen gehen, weil sonst kein Thier

Thier aus demselben heraus, und in den Lauf will.

Vor das Lauf- oder Quertuch werden die Blendsträucher Manns hoch gestecket, damit das Wild nicht allen Tumult, und die Personen auf dem Laufe sehen könne, noch hiedurch auf den Lauf zu kommen, abgeschrecket werde. Zur Sauhatzzeit müssen die Tücher innwendig zu deren Beschützung mit grossen Netzen angespannet, und auf die Furkeln geleget werden. Und weil die Herrschaft nach dem vorbeylaufenden Wilde zu beyden Seiten aus dem Schirme nach den Krummruthen zu schiessen pfleget, sollen zur Warnung einige Sträucher auf die Oberleinen gehenket, oder lange Reisstangen dabey gestecket seyn, zum Zeichen, daß es daselbst nicht sicher sey. Endlich werden noch in dem Lauf, ober und unterhalb des Schirms nach der Mitte die gewöhnlichen Uebersprünge, d. i. niedrige Geländer mit grünen Reisern, sauber gebunden aufgerichtet, damit das Wild daselbst im Vorbeylaufen springen müsse.

Laufdohnen, Lauffdohnen, s. Donen.

Lauffen wird von den Aalen gebraucht, anstatt, daß von den andern rogenen Fischen gesagt wird: sie laichen oder streichen.

Lauffer, s. Ansillen.

Lauffer, eine Art von Grenzsteinen, s. Grenzsteine.

Laufhunde, eine Art von Stöberhunden, die ein Thier so lang verfolgen, und allezeit, wenn es rasten will, wieder auftreiben, bis es endlich niedergemacht, und von den nacheilenden Jägern, welche aber unterlegte Pferde haben müssen, gefangen wird. Man nennet sie auch Parforcehunde, s. Parforcejagen.

Laufjagen, s. Parforcejagd.

Laufplatz wird derjenige Raum an einem Holze genennet, welcher bey einem Hauptjagen zum Lauffe bestimmet ist, und mit hohen Jagdtüchern pfleget umstellet zu werden, s. Lauf.

Laufschiessen, s. Flugschiessen.

Lauftuch, Rolltuch, Quertuch, wird dasjenige Tuch genennet, welches querüber zwischen dem Jagen und dem Laufe stehet, und wenn das Wildpret auf den Lauf soll gejaget werden, aufgehoben, oder zusammengezogen wird. Dieses Lauftuch, welches einigermassen mit dem Vorhange einer Comödie verglichen werden möchte, ist eben so lang und hoch im Stellen, mit aller Zugehör, wie die hohen Tücher; es haben auch die Furkeln grosse und kleine Heftel, Ober- und Unterleine, nebst den Windleinen ꝛc. Es wird, wenn das Jagen noch zu ist, gleich einem hohen Tuche, an dem Orte, wohin der Laufplatz kommen soll, gestellet, und kann man wohl auch eines von den Tüchern hierzu gebrauchen; nemlich, weil die ordentliche Länge desselben 200 Ellen austragen soll; so lässet man allzeit die Leinwand, oder das Tuch bey 40 Ellen, von oben bis unten, von einander schneiden, und an diese Oerter rechte Wechsel mit Knebel und

und Ringen machen. Also kammen an ein solches Tuch 4 ganze Wechsel, an jedem Ende ein halber. Doch muß an denen Wechseln das nöthige über einander gehen, und besäumet werden. Weil ihm aber solchergestalt in der Länge etwas abgehet; so darf solches nur mit 9 Furkeln, und mit so viel Windleinen eingetheilet werden. Vor Oefnung des Jagens müssen die Knebel alle losgemachet und an jedes Ende ein Mann, bey jedem Wechsel aber 2 Mann geordnet werden, daß sie innwendig des Tuchs nach dem Lause zu stehen, damit, wenn der Jägermeister mit dem Hute winket, das Jagen aufzumachen, dieselben geschwinde mit dem Tuche laufen, und es aufziehen mögen. Die Leute, so es aufgezogen haben, wickeln sich in das Tuch, und stehen innwendig nach dem Lause zu, ganz stille; sehen aber allezeit nach dem Jägermeister, ob sie auf- oder zuziehen sollen, und damit es desto geschwindern Fortgang habe, wird an jedem Wechsel bey einem Manne ein schwaches Stäblein eingefaßt, welcher es dann oben und unten zugleich im Ringe ziehen kann. Auch wird die Unterleine nicht angepflöcket, sondern vielmehr bey denen 4 ganzen Wechseln etwas untergeleget, daß die Ringe desto besser lauffen können; weswegen solches auf einem ebenen Platze zu machen ist, woselbst alles hinderliche Gras weggeräumet werden muß.

Laufft, heisset nach der Jägersprache ein Bein von einem Hirsch oder anderm wilden Thiere. Also sagt man: der Hase hat seinen Sprung im Gelenke der Hinterläuffte, nicht Hinterbeine. Von einigen wird auch der oben beschriebene Lauf ein Laufft genennet.

Lausbaum, s. Faulbaum.

Lausche, s. Lauer.

Lauschen, s. Wildbann. A.) 10.)

Lauschnetze, s. Lückennetze.

Laut, heißt nach der Jägersprache 1) ein Jäger von Horn und Hals, wenn er wohl schreyen und blasen kann. 2) Wird es von Hunden gesagt, wenn sie hinter was herjagen und bellen, s. Gelaut. 3) Einen guten Laut hat auch das Horn, welches sich wohl blasen läßt, und einen guten Klang oder Schall von sich giebet.

Laveret, s. Rheinancke.

Laye, s. Bache.

Lays, s. Laßreiser.

Leben, wird von den frischen und gesunden Theilen eines Gewächses und Baumes, im Gegensatz oder Theile gesagt, die an ihnen etwa verdorret und abgestorben sind. Diese letztern müssen, wenn man dem Baum helfen will, bis auf das Leben, d. i. bis an die Gegend, da er noch grün ist, abgeschnitten werden.

Lebendige Hecken oder **Zäune**, sind ein so nützliches Werk, daß es zu verwundern, daß bey uns in Deutschland dieselben noch so wenig eingeführet sind. Der Landmann bey uns in Deutschland machet lieber von Reißruthen, oder Planken, mit grossen Kosten Zäune um seine Gärten, und vertheuert dadurch den

ohne

ohnedem schon allenthalben sehr hoch gestiegenen Holzpreiß noch mehr, oder er führet lieber mit der äussersten Beschwerlichkeit irrdene Wände um seine Gärten, als daß er sich dieser leichten und ihm so nutzbaren Art der Verzäunung bedienen sollte. Die Hopfen- und Kohlgärten, und andere Grundstücke aber, die viel besser genutzet werden könnten, wenn sie umzäunet wären, läßt er gemeiniglich ganz und gar offen stehen.

Es bedarf keiner weitläuftigen Ausführung, wie nutzbar solche lebendige Zäune sind. Sie geben eine solche Bevestigung ab, welche die Grundstücke viel besser verwahret, als die todten Zäune, oder die irrdene Wände, und weder die Felddiebe, noch das Vieh, wird es so leicht wagen, sich durch eine lebendige Hecke hindurch zu drängen. Sie befördern den Anbau des Holzes, und ein Landmann in Engelland bekommt einen ansehnlichen Ueberschuß von Holz zur Feuerung, oder zum Verkauf, wenn er alle neun bis zehn Jahre eine lebendige Hecke abhauet; ob er gleich einen Theil dieses Holzes anwendet, so lange einen todten Zaun um sein Grundstück zu machen, bis der lebendige Zaun wieder herangewachsen ist.

Die Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft in England empfehlen in ihrer herausgegebenen Haushaltungs- und Landwirthschaft, die Anlegung und Erhaltung dieser lebendigen Hecken ihren Landsleuten auf das allernachdrücklichste, und geben ihnen dazu die beste und vollständigste Anweisung, die wir unsern Lesern hier mittheilen wollen. Es giebt viele Stauden, sagen sie, von denen Hecken können gemacht werden, die allgemeinsten und besten aber sind die Weißdornen; wo indessen diese nicht fort wollen, soll man Stechpalmen, Schwarzdorn, Holunder, stachelichten Genst und andere wählen, und der Landmann Achtung geben, was für Bäume in seiner Gegend, und in den Hecken seiner Nachbarn am besten wachsen, und sich darnach richten, weil er allemal mehr Vortheil von einer schlechten Baumart, die gut wächßt, haben wird, als von der besten, wenn sie nicht fort will.

Damit auch der Landmann zu Anlegung neuer und Erhaltung alter Hecken beständig einen Vorrath junger Pflanzen parat habe, rathen sie Baumschulen anzulegen, zu welchen ein viereckigtes Stück Land auszusuchen. Ein jeder wüster Winkel, sagen sie, wird dazu gut seyn. Ein schlechter und trockener Boden ist der beste. Dieses Stück Land muß vor dem Vieh wohl verzäunet werden, sonst braucht es weiter keiner besondern Pflege. Im November kann er solches aufpflügen, zur Saat bereiten, und in den ersten darauf folgenden Frühlingstagen besäen lassen. Zu diesem Ende muß er fünf Zoll tiefe Furchen machen, die zween Fuß voneinander abstehen, und hierinn kann der Saame der gemeinen Hage, oder Wegdornen gesäet werden, der im Herbste gesammelt, und im Winter über trocken gehalten wor-

worden. Wenn er eben und ordentlich eingestreuet ist, muß er gehörig zugeharket werden, und so lange liegen bleiben, bis er das andere Jahr darauf aufschießt.

So bald die Schößlinge sich zeigen, muß zwischen den Reihen das Unkraut fleißig ausgegätet und der Boden, so oft es nöthig, gewässert werden, bis die Pflanzen eine ziemliche Höhe bekommen, und die Stämme ohngefähr eines Mannes Daumen dick sind. In dieser Grösse sind sie zum Versetzen am besten; nur müssen sie bey dem Gebrauch 5 Zoll hoch von der Erde abgeschnitten und behutsam aufgezogen werden, um ihre Wurzeln nicht zu beschädigen. Anstatt dieser Art Baumschulen säen einige den Saamen lieber an die Orte, wo ihr Fällholz wächßt, und zwar das Jahr vorher, ehe sie Unterholz fällen. Solchergestalt wachsen die Pflanzen heran, ohne dem Holze Schaden zu thun, und ohne daß man einen besondern Ort dazu nöthig hat.

Wir kommen nunmehro

I. Auf die Anlegung der Hecken selbst.

Wenn der Landmann sich auf obgedachte Art versorget hat; so muß er den Boden und die Lage seines Landes wohl untersuchen, um sich bey Anlegung der Hecken darnach zu richten. An einigen Orten sind die Hecken alleine schon zureichend, an andern aber ist auch noch ein Graben nöthig, und das findet sich fast mehrentheils. Wir werden also von dieser Art, die Hecken anzulegen, allhier reden, indem die Anweisung zu der andern Art gewisser massen mit darinn enthalten ist.

Das erste, was man vornehmen muß, ist, den Lauf des Grabens und die Breite desselben auszumerken. Es muß derselbe oben drey Fuß weit, und 2 Fuß tief seyn. Einige graben die Seiten desselben perpendikular; solches aber ist vielen Unbequemlichkeiten unterworfen, denn der Regen spühlet von dem Rande viele Unreinigkeit hinein, auch wird von dem darauf tretenden Vieh noch mehr hineingeworfen. Es kann das Vieh auch bequem darinn gehen, und sich darinn umkehren, und daher wird es beständig in den Gräben seyn, und die junge Schößlinge der Hecken abnagen. Diesem vorzubeugen ist es am besten, die Seiten abhängig, und den Boden enge zu machen, so daß, wenn der Graben oben eine englische Elle weit ist, der Boden desselben nur einen Fuß breit sey. Der Rand wird dabey nicht so leicht einbrechen, und das Vieh wird nicht gut darinn gehen, noch sich darinn umkehren können. Die bereits erwähnte Breite und Tiefe ist für die Gräben zu einer gemeinen Einschliessung überhaupt zulänglich; wo aber besondere Umstände es erfordern, sie grösser zu machen, da muß dasselbe Verhältniß beobachtet werden.

Wenn die Breite des Grabens solchergestalt ausgemerket ist; so müssen die Arbeiter anfangen zu graben, und damit der aufgeworfene Damm für die darauf zu setzende Hecke am vortheilhafte-

hastesten eingerichtet werde, so müssen die ausgestochenen Rasen so geleget werden, daß die Grasseite derselben unten zu liegen komme. Auf diese Rasen muß er das Beste von der mürben Erde ausbreiten lassen, und wenn solchergestalt das Bette für die Hecke fertig ist; so kann er die erste Reihe davon aussetzen lassen.

Die Pflanzen müssen wohl ausgesucht seyn. Sie müssen glatt und von geradem Schusse seyn, und gute Wurzeln haben, und so frisch, wie sie heraus genommen sind, eingesetzet werden. Auf alle diese Dinge muß der Landmann sorgfältig achten, denn die Schönheit seiner Hecke kommt hauptsächlich auf die Wahl der Pflanzen, und ihr Wachsthum, auf die Art des Pflanzens an. Die Pflanzen müssen einen Fuß breit von einander, und mit dem Ende etwas in die Höhe gerichtet, gesetzet werden. Man muß aber auch die Bäume zu gleicher Zeit mit pflanzen; denn sonst richtet man nur Verwirrung an. Man muß zu diesem Ende den Damm abmessen, und alle dreyßig Fuß ein Zeichen machen. Bey einem jeden von diesen Zeichen muß man einen jungen Baum von der Art pflanzen, wovon man glaubt, daß er sich zu dem Boden am besten schicke, und dabey dahin sehen, daß sie gerade und vest gesetzet werden.

Wenn eine Reihe von den Pflanzen gesetzet ist; so muß sie mit der besten Erde wohl bedeckt werden, und darauf muß man wiederum Rasen legen, deren Grasseite nach unten zu liegen muß. Diese Rasen müssen wiederum mit der besten Erde bedecket werden, um dadurch ein Bette für die andere Reihe der Pflanzen zu machen. Dieses Bette muß überhaurt einen Fuß dick über die erste Reihe seyn, und wenn der Damm zu dieser Höhe gebracht ist; so muß man andere Pflanzen bringen lassen, die eben so beschaffen seyn müssen, als die ersten. Man muß sie auf eben die Art, als die ersten, einen Fuß breit voneinander, und in die Mitte des Raumes, der zwischen den Pflanzen der ersten Reihe ist, setzen.

Alsdenn muß man diese Reihe drey oder vier Zoll hoch mit guter Erde belegen, und darüber die Erde werfen, die aus dem Boden des Grabens kommt, und damit ist der Damm fertig. Es ist also weiter nichts übrig, als zu verhüten, daß der Damm und die Hecke nicht beschädiget werde. Man muß dafür sorgen, daß das Vieh den Damm nicht beschädige, und daß die Sonnenhitze der jungen Hecke keinen Nachtheil verursache. Zu diesem Ende muß oben auf dem Damme eine todte Hecke angeleget werden. Dieses ist nichts anders, als ein Zaun von todtem Holze, der an todten Zaunstecken bevestiget ist. Wird dieser gut geflochten, so kann er so lange mit Sicherheit stehen, bis die Hecke eine solche Höhe und Stärke bekommen hat, daß sie keines solchen Schutzes mehr bedarf.

Zu dem Zaune muß man eine zureichende Quantität Buschwerk und Stecken anschaffen. Je gesun-

gesunder das Holz ist, desto besser wird der Zaun, und nichts ist besser dazu, als Eichenholz. Kann man es aber nicht haben, so sind Weiden auch gut dazu. Denn ob dieses gleich ein leichtes Holz ist; so ist es doch vest und dauerhaft, und man hat aus der Erfahrung gefunden, worauf man sich bey dieser Gelegenheit allein verlassen muß, daß es, das Eichenholz alleine ausgenommen, besser ist, als alles andere Holz. Die Stecken müssen zuerst in die Erde hinein getrieben werden. Sie müssen so lang seyn, daß sie durch den Damm wenigstens 4 oder 5 Zoll tief in die unter demselben befindliche veste Erde gehen, und daß oben zu dem darum zu flechtenden Zaune noch genug übrig bleibt. Die Stecken müssen dritthalb Fuß voneinander stehen, und ja wohl bevestiget werden. Alsdenn muß man den Zaun darum legen. Die kleinen Büsche müssen auf solche Art gelegt werden, daß sie die Hecke für dem Abnagen des Viehes beschützen. Hierauf kann man die langen Büsche nehmen, und die längsten ganz oben flechten.

Endlich muß man lange und schlanke Stangen herbey schaffen, und selbige oben an den Stecken an jeder Seite bevestigen. Weil aber die Stecken bey Flechtung des Zaunes ziemlichermassen beweget werden; so muß der vorsichtige Landmann sie nochmals vest hineintreiben. Ein paar Zoll tiefer giebt dem Zaune eine grosse Stärke, und solchergestalt wird die Hecke wieder alle Zufälle in Sicherheit gesetzet.

II. Von den Zeiten zur Pflanzung der Hecken, und von der Wahl der Arten derselben

Zur Pflanzung der Hecken sind im Jahr nur zwo Zeiten, und zwar im Anfange des Frühlings, und am Ende des Herbstes. Die Hecken, so zu andern Zeiten gepflanzet werden, gerathen nicht. Zum Pflanzen im Frühlinge *ist die* letzte Woche im Februar, und die erste im Merz, die beste. Im Herbste ist der ganze October, nebst den beyden ersten Wochen des Novembers gut dazu. Das Pflanzen im Frühlinge, schreibt Herr Kalm, halte ich indessen doch für das beste. Ich habe meine Dämme zu den Hecken allezeit in der ersten oder andern Woche des Märzmonats gemacht, und solches auch meinen Freunden angerathen, und ich kann mich rühmen, daß niemand die Hecken mit besserm Glücke, als ich, gepflanzet habe. Zwey oder dreymal in meinem Leben habe ich auch die von einigen so stark angepriesene Methode versucht, drey Reihen Pflanzen anstatt zwo auf meinen Damm zu setzen, ich habe aber gefunden, daß solches nicht so gut gerathen ist. Der Damm muß alsdenn eine unförmliche Höhe haben, um die Reihen in einer gehörigen Entfernung von einander zu halten, und wenn das nicht geschieht; so hindert eine die andere.

Die Wurzeln der weissen Dornen breiten sich weit aus, wie ich solches aus wiederholten Versuchen gesehen habe; es wird aber in den ersten drey und vier Jahren ein grosser Theil der Nahrung

rung nahe bey dem Stamme weggenommen, die Wurzeln der drey Reihen mischen sich dabey unter einander, und eine hindert den Wachsthum der andern. Das ist gewiß, daß in den sechs ersten Jahren von zwo Reihen mehr Holz kommt, als von dreyen. An Oertern, wo die jungen Hecken dem Viehe gar zu sehr blos gestellet sind, müssen an dem Rande des Grabens todte Zäune angeleget werden, und dieses muß auch oben auf dem Damme geschehen. Dieses erfordert zwar mehr Kosten, es dienet aber zur Sicherheit, und zu besserem und ungestörterem Wachsthume der Hecken.

Wenn eine lebendige Hecke ohne Graben oder Damm gemacht werden soll; so müssen die Pflanzen auf eine ganz andere Art gesetzet werden. Man muß sie beynahe gerade in die Höhe, in zwo nach einer Schnur abgemessenen Linien, und ohngefähr fünf Fuß von einander, setzen. Auf diese Art kommen sie gut fort, man muß sie aber an beyden Seiten mit einem Zaune verwahren, indem sie mehrerer Beschädigung blos gestellet sind. Auf feuchtem Boden wachsen die Hagedornen am besten, die auch, wenn sie gut wachsen wollen, allen andern Stauden zum Einschliessen eines Landes vorzuziehen sind. Wo gar zu viele Feuchtigkeit, oder wo der Boden ein purer Sand ist, da haben sie keine Art; zu dergleichen Boden aber wollen wir in dem folgenden andere Stauden vorschlagen.

Wenn der Landmann die Hecken genau untersuchet, so wird er finden, daß unter den Hagedornstauden ein grosser Unterschied sey. Einige haben mehr, andere weniger Zweige, einige haben grössere, andere kleinere Blätter. Da ich ihm gerathen habe, eine kleine Pflanzschule dazu anzulegen; so will allhier noch einen sehr wichtigen Rath hinzusetzen, wiewohl überhaupt sehr wenig darauf geachtet wird, und der besteht darinn: daß er den Saamen zu den Hagedornen selbst sammle, und wohl darauf achte, von was für einer Art von Stauden er ihn nimmt. Er wird finden, daß die Hagedornen mit den kleinsten Blättern die meisten Zweige, und die meisten Dornen haben. Die geben daher auch die besten Hecken ab. Sie sind die stärksten, und wenn sie noch jung sind, den wenigsten Zufällen unterworfen.

Er muß den Saamen, wenn er recht reif ist, von den kleinblätterichten und mit vielen Zweigen versehenen Stauden sammeln; denn die jungen Pflanzen behalten die Natur der alten an sich, und werden öfters noch besser, zumal wenn man, wie ich angerathen habe, die Pflanzschule auf einem schlechten Boden anleget. Denn ein reicher Boden giebt den Blättern aller Stauden, nicht aber dem Holze derselben, Nahrung.

Noch eine Ursache, die Pflanzschule auf ein schlechtes Stück Land anzulegen, ist diese: daß die Pflanzen, die aus dem Saamen eines kleinblätterichten und mit vielen Zweigen versehenen Hagedorns wachsen, dieselbe

Beschaffenheit behalten mögen; es ist aber noch eine viel wichtigere, die darinn besteht: daß auf diesen Umstand das gute Gedeihen der Hecke hauptsächlich ankommt. Denn das ist eine gewisse Regel, daß junge Bäume, wenn sie aus einem schlechten Boden in einen reichern versetzet werden, erstaunlich zunehmen. Nun sind die Dämme, auf welchen die Hecken gepflanzet werden, gar selten von einem gar zu reichen Boden. Sollen sie also gut gerathen, so müssen sie aus einem schlechtern Boden genommen werden.

Ein schlechter Boden ist also nun so viel nöthiger, um aus dem Saamen gewiß starkzweigigte Hagedornen zu ziehen; denn dieses ist keine besondere Art von Hagedornen, sondern eine Veränderung derselben, und wenn der Saamen davon in ein reiches Land gesäet wird; so wächßt, wie ich aus der Erfahrung gesehen habe, eine Staude mit grossen Blättern und wenig Zweigen daraus.

III. Von der Art und Weise, eine Hecke in Ordnung zu erhalten.

Den nächsten Frühling darauf, nach dem der Landmann seine Hecke angeleget hat, muß er mit einem sorgfältigen Auge über den ganzen Damm gehen. Zuerst muß er den trockenen Zaun besehen, ob derselbe auch noch allenthalben vest sey. Findet er, daß etwas losgegangen; so muß er entweder einen neuen Stecken hineintreiben, oder auch den alten besser bevestigen lassen, und wo sich sonst ein Fehler äussert, da muß er selbigen zu verbessern suchen. Es wird solches im ersten Jahre mit geringen Kosten geschehen; da es hingegen in dem folgenden wohl zehenmal so viel erfordern würde, und eine solche Untersuchung im ersten Jahre wird öfters einer Hecke, so lange sie steht, nützlich seyn.

Hiernächst muß er auch die Hecke selbst sorgfältig untersuchen. Einige Pflanzen davon werden, aller seiner Sorgfalt ungeachtet, ausgegangen, andere aber in einem abnehmenden Zustande seyn. Anstatt der ausgegangenen muß er neue hinsetzen, und den andern mit gehöriger Sorgfalt wieder aufzuhelfen suchen. Einige rathen an, solches zu thun, wenn die Hecke zwey, oder drey, oder vier Jahre gestanden hat. Allein aus dem, was ich aus der Erfahrung gesehen habe, rathe ich, selbige zu gleicher Zeit zu pflanzen, wenn der Damm gemacht, und die Hecke gesetzet wird; denn so wachsen sie beyde miteinander, und die Hecke wird dadurch nicht in Unordnung gebracht, wie sonst geschehen muß.

Ehe der Landmann seine Hecke besiehet; so lasse er vorher das daneben wachsende Unkraut wohl ausgäten. Dieses muß mit Sorgfalt geschehen, und öfters wiederholet werden; denn die Hecke muß, so lange sie jung ist, alle Nahrung haben, die der Boden nur geben kann, und durch das Unkraut nicht ausgehungert werden. Durch diese Reinigung wird der Besitzer den Zustand der Hecke am besten einsehen, und derselben, wo etwas fehlet, am besten

besten zu Hülfe kommen können. Zu dieser Zeit, wenn die Schößlinge noch jung sind, können sie nicht genug für den Schaafen in Acht genommen werden; denn sie fressen sie sehr gern, und ihr Nagen ist ihnen hauptsächlich schädlich. Wenn ja durch einen Zufall Schaafe oder auch anderes Vieh dazu gekommen ist; so sieht man solches daran, daß die Spitzen und Enden abgefressen sind. In diesem Falle ist nur ein einziges Hülfsmittel übrig. Man muß nemlich den ganzen Wuchs ungefähr anderthalb Zoll weit von der Erde wegschneiden, da werden alsdenn neue und frische Schößlinge hervorkommen, die an den abgenagten Enden, wenigstens nicht so ordentlich und schön, hervorgekommen seyn würden.

Findet man, daß die Schößlinge wegen eingefallenen rauhen Wetters, oder wegen des gar zu schlechten Bodens, oder durch andere Zufälle, ein schwächliches Ansehen haben; so muß man die Hecken gleichfalls anderthalb Zoll weit von der Erde abschneiden. Dieses wird den Wurzeln neue Kraft geben, und die andern Schüsse, so darauf folgen, werden nicht so schwach seyn. Ich habe gesehen, daß einer sehr schwachen Hecke dadurch vollkommen geholfen worden. Von dieser Zeit an wird wenig Sorge für die Hecken erfordert, bis sie so weit heran gewachsen sind, daß sie können beschnitten werden. Dieses geschieht erst acht oder zehen Jahre, nachdem sie gepflanzet worden. Ob aber gleich nur wenig Sorge, während der gedachten Zeit, für eine Hecke erfordert wird; so sind doch einige in diesem Stücke öfters gar zu nachläßig. Ein vorsichtiger Landmann muß vielmehr dann und wann darnach sehen, das überflüßige davon wegschaffen, und das Fehlende ersetzen. Die ungestalten und schlechten Zweige muß er wegschneiden. Er muß zusehen, daß kein unnöthiges todtes Holz an dem Boden liegen bleibe, dadurch die Hecke nur erstickct wird. Auch muß er alles sich herum schlingende Unkraut sorgfältig ausgäten lassen, das in den Hecken so gemein ist, und ihrer Schönheit, wie auch ihrem Wachsthum, Schaden thut.

Das vortreflichste Unkraut, das den Hecken schädlich ist, ist von viererley Art. Nämlich **weisse Zaunreben, schwarze Zaunreben, Waldreben** und **Convolvulus**.

Die **weissen Zaunreben** haben Blätter wie der Weinstock, und rothe Beeren. Die Wurzel davon ist so dick, als ein Mannsbein, und weißlicht. Sie müssen tief ausgegraben werden; denn sie gehen weit in die Erde hinein, und wenn ein Stück davon darinnen bleibt, schiessen sie gleich aufs neue wieder hervor. Die **schwarzen Zaunreben** wachsen dreyßig Fuß lang, und umschlingen und ersticken die Hecken. Sie haben Blätter, wie ein Herz, und die Wurzel ist dick, auswendig schwarz und innwendig weiß. Sie müssen eben so, wie die weissen, ausgegraben werden.

Waldreben haben holzichte Stengel, und verbreiten sich sehr weit. Die Blätter sind klein und von

von blasser Farbe. Sie tragen im Herbste weisse faserichte Büsche. Sie sind den Hecken schädlicher, als alle andere Arten, indem sie dieselben wie eine Laube überschatten. Ihre Wurzeln sind nicht groß, und liegen auch nicht so tief, wie die andern. Man muß aber wohl zusehen, daß man sie ganz heraus bekommt, denn sonst schiessen sie wieder auf. Sie haben über dieses einen geschwinden Wachsthum.

Der sogenannte **Convolvulus** ist das kleinste von allem diesem Unkraute, es kriecht aber längst den Zweigen wohl auf fünfzehen Fuß fort. Es hat Blätter, wie die Spitze eines Pfeils, und trägt im Julius grosse weisse Blumen, wie Glocken. Die Wurzel dieses Krautes ist dünne und weiß. Sie geht nicht tief, lauft aber eine gute Strecke unter der Oberfläche des Bodens weg, und muß ausgegätet werden, indem es von dem geringsten darinn bleibenden Stücke wieder hervorschießt. Alle diese schädliche Kräuter müssen, wenn sie noch jung sind, ehe sie zur Blüte oder zum Saamen kommen, ausgegätet werden; denn sonst lassen sie sich nicht leicht ausrotten.

IV. Vom Beschneiden, Legen, und Ausbessern der Hecken.

Obgleich das Beschneiden erst alsdenn geschieht, wenn sie acht Jahre alt sind; so ist doch dieses nicht die einzige Zeit dazu. Es muß diese Arbeit nachgehends zu verschiedenen Zeiten wiederholet werden. Und da mehr Kunst dazu erfordert wird, eine alte Hecke zu beschneiden, als eine junge; so wollen wir, um den Landmann desto besser zu unterrichten, die Methode beschreiben, die bey den alten Hecken gebrauchet wird. Denn was bey einer Hecke von zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren bey dieser Gelegenheit gethan wird, hält alles dasjenigein sich, was zu einer jüngern nöthig ist.

Gesetzt eine Hecke hat fünf und zwanzig Jahre gestanden; so wird sie sehr irregulär gewachsen seyn. An dem Boden wird allerley mangeln, an manchen Orten werden Oefnungen seyn, auch werden sich viele dicke und alte Stümpfe, wie auch viele junge Schößlinge darinn finden. Die letztern allein sind nützlich, das andere aber muß abgeschnitten werden, dann es beschweret die Hecke nur, und hindert den Wachsthum besseres Holzes.

Wenn ein Landmann den Zustand seiner Hecke übersieht; so muß er wohl überlegen, auf was für Art er damit verfahren wolle. Die Stümpfe sind bereits für unnütz erkläret worden. Von dem übrigen aber muß er einige Schößlinge zum Niederlegen, und andere zu Stecken aufbehalten. Zu der ersten Absicht muß er die längsten und frischesten wählen; zu den Stecken aber muß er diejenigen nehmen, die etwas stärker sind, gut stehen, und die ersten fünf oder sechs Fuß ziemlich gerade gewachsen sind; an den übrigen ist nichts gelegen, indem sie in der Höhe abgeschnitten werden, und ihr Gebrauch weiter nichts erfordert.

Wenn

Wenn der Landmann dieses überleget hat; so kann er zum Werke schreiten. Er muß alle alte Stümpfe, zween Zoll weit von der Erde, und zwar schief, abschneiden. Hernach kann er von seiner Hecke alles überflüßige, ausser die Schossen, zu Stecken abschneiden, die er in der Höhe abschneiden muß, die seine Hecke haben soll, und die langen Schossen zum Legen muß er ganz lassen. Wenn nicht genug von den Schossen so gewachsen sind, daß sie zu Stecken dienen können; so muß er, wo sich ein Mangel daran findet, andere in die Erde treiben lassen.

Wenn das Unnütze solchergestalt weggeschnitten ist; so muß er zwischen dem Schosse graben, auch den Graben rein und neu machen lassen, so wie er vorhin gewesen, oben weit, unten enge, und an den Seiten abhängig. Auch muß alle Unreinigkeit, die um die Wurzeln der Hecke liegt, weggenommen werden, und wo sie von Erde entblößet sind, muß von der besten Erde, die aus dem Graben kommt, wieder darauf geleget, und selbige wohl in die Löcher hineingedrücket werden. Diese Reinigung, wie auch die Erneuerung des Grabens, giebt den Wurzeln eine unglaubliche Erfrischung. Es werden zwar viel kleine Wurzeln dadurch abgeschnitten, das thut aber keinen Schaden, und es schiessen gar bald andere hervor. Das Umgraben der Erde um sie herum, thut ihnen grossen Nutzen, und da die Wurzeln dadurch einen grössern Vorrath an Nahrung bekommen, und nicht mehr so viel Holz zu nähren haben; so wächst das, was übrig geblieben ist, erstaunlich.

Ein grosser Theil der besten Erde aus dem Graben wird auch zur Ausfüllung der Löcher, und den Damm eben zu machen, gebrauchet, und das übrige muß oben auf denselben geleget werden. Denn wenn man die Seiten des Grabens damit aussetzen wollte; so würde der Regen es abspühlen, und der Graben würde dadurch wieder angefüllet werden. So schädlich es also an den Seiten seyn würde, so nützlich ist es oben auf dem Damme, indem derselbe dadurch erhöhet, und die Hecke gar sehr verbessert wird. Die Arbeiter wollen zwar nicht gern daran, weil es ihnen viel mehr Mühe machet; allein man muß sie dazu anstrengen, denn wer sie bezahlet; muß durch ihre Faulheit nicht leiden.

Bey Anlegung der Hecke haben wir angerathen, Fruchtbäume oder auch andere Arten von Bäumen, in gehörigen Weiten darinn zu pflanzen. Diese muß der Landmann unter seinen Schossen stehen lassen. Sie haben nichts mit der Hecke zu thun, ob sie gleich dazwischen wachsen. Sie müssen auf die gewöhnliche Art gekappet werden, wenn es keine Fruchtbäume sind; die Fruchtbäume aber müssen so weit, als das Vieh hinan reichen kann, beschnitten werden, und alles, was bey der Verbesserung daran gethan werden muß, ist, daß theils durch Beschneiden, theils durch Anbinden an Pfähle, ihre Zweige so gelenket werden, daß sie sich über den gehörigen Boden verbreiten, falls beyde Seiten der Hecke

Hecke dem Eigenthümer nicht zugehören.

Wenn alles dieses geschehen ist: so muß er zum Legen der Hecke schreiten. Zu diesem Ende muß er einen jeden von den langen Schossen nehmen, die er besonders hat stehen lassen, und wenn er selbigen allmählig biegt: so muß er ihm mit seinem Gartenmesser einen schiefen Schnitt geben, der halb durchgeht; so giebt er sich desto leichter herunter, und alsdann muß er ihn zwischen den Stecken sorgfältig einflechten. Wenn er es mit allen hierzu bestimmten Schossen so gemacht hat; so muß er die unförmlichen Sprossen davon abschneiden, um sie eben zu machen.

Es kommt hiebey sehr vieles auf die rechte Methode, diese Zweige zu legen, an, wenn sie so weit durchgeschnitten werden, daß sie sich gut bearbeiten lassen. Leget man sie zu niedrig und zu dicke, wie viele in der Meynung thun, die Hecke dadurch zu stärken; so geht aller Saft in die Sprossen hinein, und die Zweige verfallen und vergehen. Legt man sie aber zu hoch; so ziehen sie alle Nahrung an sich, und die Sprossen verderben. Beyde diese Zufälle müssen durch die Mittelstrasse verhütet werden. Es ist dem Landmanne so wenig nützlich, die Sprossen verderben zu lassen, um die Zweige zu nähren, als die Zweige um der Sprossen willen zu verderben; sondern er muß beyden eine gehörige Nahrung zu verschaffen suchen, und das geschiehet, wenn er in diesem Stücke die Mittelstrasse beobachtet. Ueber dieses ist noch ein anderer Vortheil damit verknüpfet, der darinn besteht: wenn die Zweige nicht gar zu tief eingeschnitten und recht geleget werden; so geht aller Saft nicht nach ihren Enden, sondern es schiessen von jedem Theile Sprossen hervor.

Dieser Ueberfluß der jungen Sprossen wird auch durch die gehörige Beschneidung der Sprossen der gelegten Zweige befördert. Sie müssen an jeder Seite der Hecke kurz, bis auf fünf oder sechs Zoll, abgeschnitten werden. Dieses wird verursachen, daß an beyden Seiten dieser Zweige Sprossen heraus schiessen, und der Wachsthum der andern Schossen wird dadurch zur grossen Schönheit und Stärke der Hecke befördert werden. Viele haben die Gewohnheit, daß sie ihre Hecken gar zu hoch machen; dieses ist aber aus verschiedenen Ursachen nicht gut. Man mache den Damm nur gut und veste, und die Hecke nicht höher, als erforderlich ist, daß sie zu einer Verzäunung dienen kann; denn sie wird bald von selbst höher werden, und in den Hecken, die gar zu hoch sind, sind die Sprossen, nach unten zu, allezeit sehr unordentlich. Je niedriger die Hecke ist, desto freyer wachsen die Sprossen, und desto dicker und dichter ist sie unten an dem Boden.

Eine Hecke muß schon einen ziemlichen Wuchs haben, ehe alle diese Sorgfalt bey dem Legen derselben erfordert wird; wenn sie noch jünger ist, so läßt sich die Sache weit leicheer thun. Bisweilen aber hat es der Landmann mit

mit solchen Hecken zu thun, die so alt sind, daß sie sich mit aller daran gewandten Sorgfalt durch das Legen nicht ausbessern lassen. In solchem Falle ist nur eine Sache zu thun. Er muß alle Stümpfe abschneiden, und an jeder Seite einen guten todten Zaun machen, um die jungen Sprossen so lange in Sicherheit zu setzen, bis sie zum Legen die gehörige Höhe erreichet haben. Wenn sich leere Stellen zwischen den Stümpfen befinden; so müssen selbige mit neuen Pflanzen besetzet werden, die mit den Sprossen von den Stümpfen aufwachsen, und die Zäune müssen so lange unterhalten werden, bis sie eine gehörige Höhe bekommen haben.

Wenn eine Hecke neu gebogen ist; so schießt sie sehr stark aus, und die frischen Zweige reitzen das Vieh. Es ist daher allezeit am besten, wenn man das erste Jahr kein Vieh auf einem solchen Felde gehen läßt. Läßt man das darauf wachsende Gras zum Abmähen stehen; so ist solches gut genug: wird das Feld aber bepflüget; so ist es zwanzigmal besser. Denn die Bewegung des Bodens giebt den Wurzeln der Hecke Kraft, und befördert den Wachsthum ihrer Sprossen gar sehr.

Der Landmann kann hieraus lernen, wie er seine verschiedenen Arbeiten so einrichten könne, daß eine der andern zu statten komme. Er darf sich, in Ansehung des Legens seiner Hecke, niemals an ein gewiesses Jahr binden. Er kann sich daher der Gelegenheit bedienen, solches zu thun, wenn sein Grund bepflüget werden soll, oder wenigstens, wenn er sein Gras zum Heu stehen läßt. Kann er solches nicht thun, denn die Sachen fallen oft ganz anders aus, als man denkt; so muß er, wenn er ja Vieh auf sein Land gehen lassen will, solches dazu wählen, das am wenigsten Schaden thut. Pferde beschädigen die Hecken am allerwenigsten. Kühe und Ochsen hingegen fressen sie gerne an, Schaafe aber am allermeisten. Diese müssen daher, wenn es nur immer möglich ist, das erste Jahr davon abgehalten werden.

Es ist nur eine einige Zeit, die zum Legen der Hecken gut ist. Einige thun es im October, und versprechen sich einen ausserordentlichen Vortheil davon; allein der Landmann verlasse sich in diesem Stücke auf die Erfahrung, und seye versichert, daß die einzige rechte Zeit dazu im Monate Februarius sey. Wenn die Hecke nach dem Legen aufwächst; so muß man ein eben so sorgfältiges Auge darauf haben, als vorhin, und im Frühlinge und Herbste alle unordentliche Zweige abschneiden, und das Unkraut ausgäten; so wird die Hecke ordentlich und dicht wachsen, und rein bleiben.

Wir wollen noch zwey oder drey kleine Erinnerungen hinzusetzen, und damit diesen Punkt beschliessen. Wenn die Hecke geleget, die Zweige eingeflochten sind, und die unordentlichen Sprossen abgeschnitten werden sollen; so muß man einige von den schönsten, zähesten, dünne-

sten und längsten beybehalten, die der Arbeiter, an statt sie abzuschneiden, wie er es am besten findet, beugen, sie zu dem Ende, wenn es nöthig ist, an ihren Boden einkerben, und alsdenn das übrige mit ihnen einflechten kann. Das macht die Hecke schön und dauerhaft. Wenn das geschehen ist; so kann man das ganze Werk dann und wann übersehen, die todten Hecken etwas tiefer einschlagen lassen, und die Zweige ein wenig niedriger drücken. Dieses wird die Hecke vester und dauerhafter machen. Und wenn man ja von einem solchen Lande das Vieh nicht abhalten kann; so thut man nicht übel, wenn man oben über die Hecke, und auch an den Boden derselben todte Dornen so lange zur Vertheidigung leget, bis die jungen Sprossen einige Stärke bekommen haben.

Wenn in einer sehr alten Hecke die Stämme so groß sind, daß sie eine Unzierde verursachen, oder daß Löcher daraus entstehen können, wenn das Vieh an einer oder der andern Seite dazu kommen kann; so muß man sie unten an der Erde so weit durchschneiden, daß sie niedergebogen werden können; alsdenn lassen sie sich regieren, daß man sie schief legen kann, und zwar den Kopf des einen auf den Stumpf des andern, und die Oefnung, die dadurch entsteht, wird von den Seitensprossen wieder angefüllet. Hierdurch, und wenn der Damm hoch und allezeit in gutem Zustande erhalten wird, kann aus schlechten Materialien eine gute Hecke gemacht werden. Ueberhaupt aber ist es besser in solchen Fällen, entweder die Stämme abzuschneiden, wie vorhin gezeiget worden, an jeder Seite einen todten Zaun zu machen, und einen frischen Schuß von den Wurzeln zu erwarten; oder wenn der Zustand gar zu schlecht ist, wenn die Wurzeln sehr alt und ganz unordentlich sind, alles wegzureissen, und nach der ersten Anweisung eine neue Hecke zu machen.

V. Von den Vortheilen, die man von den Hecken haben kann.

So leicht ist es nach den bekannten Methoden eine Hecke zu machen, und zu erhalten, wenn sich der Landmann nur durch Lesen und durch Nachfragen bey seinen Nachbarn erkundigen will, worinn diese Methoden bestehen, und nachgehends auch fleißig dafür sorget, daß sie auf gehörige Weise unter seiner eigenen Aufsicht angewendet werden. Er muß es in diesem Stücke keinesweges auf träge Arbeiter und nachlässige Bediente ankommen lassen. Da diese die Vortheile nicht geniessen sollen; so ist auch von ihnen keine gehörige Sorgfalt zu erwarten, wenn man sich nicht die Mühe giebt, ihnen beständig auf die Hände zu sehen. Aus der schlechten Sorgfalt, die gemeiniglich an die Hecken gewendet wird, erhellet deutlich, daß die daraus erwachsende Vortheile noch nicht genugsam bekannt sind; um den Landmann also desto besser dazu aufzumuntern, will ich dasjenige anzeigen, was ich aus eigener Erfahrung in diesem Stücke gefunden habe.

Dieses

Dieses ist gewiß, daß es des Eigenthümers Vortheil seye, Hecken auf solche Art anzulegen; denn so kann er alsdenn mehr Pacht für sein Gut bekommen. Ich will aber auch zeigen, daß es für den Pachter eben sowohl vortheilhaft sey. Und in der Absicht wird es keine Ungerechtigkeit seyn, wenn ein Eigenthümer in den Contracten mit seinen Pachtern auf die Verbindlichkeit, Hecken zu halten, dringt, wenn der Pachter, so lange seine Zeit währet, den Vortheil davon geniessen will, welchen der Eigenthümer beständig genießt.

Wenn die Hecken auch keinen andern Nutzen hätten, als solchen, der von blossen Verzäunungen zu gewarten ist; so würde es dem Pachter doch schon vortheilhaft seyn, sie sorgfältig zu unterhalten; denn je besser die Verzäunung ist, desto sicherer ist sein Vieh nebst seinen Gewächsen. Allein, in vielen Landschaften Engellands tragen die Hecken einen schönen Vorrath von Früchten, und das könnte, wenn man es darnach anfienge, allenthalben geschehen. Ein augenscheinlicher und nicht geringer Vortheil der Hecken besteht auch in dem Gelde, so man aus dem Holze derselben lösen kann. Herr Ellis, der ein Wahrheit liebender Mann ist, versichert, daß ein Pachter in Hertfordshire, der nicht mehr als sechszig eingeschlossene Aecker Landes gehabt, in einem Jahre tausend Reiserbündel blos von seinem Heckenholze gemacht, wovon er das hundert für zwanzig Schillinge verkauffet hat.

VI. Von den Gewächsen, die zu Hecken gezogen werden können.

A) Von dem Gebrauch der wilden Aepfelbäume, der Weidenbäume, der Bromheerstauden, und der Erlen.

1) Ganze Hecken von wilden Aepfelbäumen sind schön, weil sie so regulär wachsen. Sie geben der Hecke das Ansehen eines Gartens, wenn sie blühen; sie sind auch nicht minder schön, wenn sie Frucht tragen. Auch sind sie nicht ohne allen Werth, denn ihr Holz ist hart, und nützlich, und aus der Frucht wird ein Saft gemacht. Dem allen ungeachtet rathe ich doch nicht, ganze Hecken davon zu machen; denn ich habe gesehen, daß sie weder zum Schutze, noch zur Einschliessung, recht gut sind. Die Blätter davon sind zwar grösser, als die Blätter der weissen Dornen, sie sind aber nicht völlig so zahlreich, und eine gleiche Beschaffenheit hat es mit den Zweigen. Die grosse Quantität der Zweige und Blätter aber ist es eben, weswegen die weissen Dornen allen andern Stauden zu Hecken vorzogen werden.

Wenn ein Landmann, entweder weil es Mode ist, oder weil es ihm so gefällt, eine ganze Hecke von wilden Aepfelbäumen haben will; so muß er sich derselben Methode bedienen, die wir vorhin bey den weissen Dornen vorgeschrieben haben. Er suche sich ein besonders Stück Land zu einer Pflanzschule aus.

Auf demselben säet er den Saamen der wilden Aepfel, der den fleischichten Theil der Frucht noch um sich hat. Sie werden solchergestalt geschwinde aufschiessen, und in guter Gestalt aufwachsen. Wenn diese Pflanzen so dick sind, als ein Mannsdaume; so können sie schon gebraucht werden; man muß sie alsdenn aufnehmen, den Damm zu rechte machen, und in allen Stücken eben so damit verfahren, wie mit Setzung der weissen Dornhecken. Dieses ist die Methode, eine Hecke von wilden Aepfelbäumen alleine zu machen, ich rathe dem Landmanne aber niemals an, solches zu thun. Der beste Gebrauch derselben ist, wenn man sie mit den weissen Dornen vermischet. Zu diesem Ende ist es gut, wenn der Landmann in seiner kleinen Pflanzschule der Hagedornen, auch auf jetzt beschriebene Art wilde Aepfelpflanzen aus dem Saamen aufzieht. Er muß selbige zugleich mit den Dornpflanzen, doch in geringerer Anzahl, aufnehmen, und eben so, wie die Dornpflanzen, einsetzen. Wenn er alle zwölf oder fünfzehen Fuß eine davon unter den Dornen setzet; so wird es genug seyn. Sie werden solchergestalt mit den weissen Dornen aufwachsen, sie werden der Hecke, wenn sie blühen, und wenn sie Frucht tragen, ein schönes Ansehen geben, und man wird sich ihrer Frucht ebenmäßig zu Auspressung des Saftes bedienen können.

2) Einige pflanzen alle vierzehn Fuß eine Weyde zwischen der Hecke, welches, wenn der Boden darnach beschaffen ist, nicht übel ist. Da die Weyden gern feucht stehen; so ist es am besten, sie in Hecken um feuchte Wiesen zu pflanzen, da sie wegen ihres geschwinden Wachsthumes von beträchtlichem Nutzen sind.

3) Brombeerstauden kommen zwar darinn mit dem stachlichten Genst überein, daß sie auf einem sehr schlechten Boden wachsen, es ist aber nicht gewöhnlich, ganze Hecken davon zu machen. Sie sind auch nicht geschickt dazu, weil ihre Zweige so lang, und dabey so schwach sind, daß sie sich nicht aufrecht erhalten können. Sie sind sehr gut auf losen Dämmen zu pflanzen, um zu verhüten, daß das Vieh nicht darüber lauffe, und sie zertrete. Auch sind sie gut, Oefnungen unten in den Hecken zu stopfen, die mit der Zeit daselbst entstehen. Sie lassen sich sehr bequem aus dem Saamen erziehen; auch wachsen abgeschnittene Stücke davon sehr gut. Das einzige, wozu sie zu gebrauchen sind, ist das, was wir jetzt erwähnet haben, es wird aber nicht genugsam darauf geachtet. Die Natur ersetzet sehr oft den Mangel der Hecken mit Brombeerstauden, und es ist eine Schande, daß man ihr in diesem sowohl, als in vielen andern wichtigen Stücken, nicht mehr durch die Kunst nachahmet.

4) Endlich kommen wir auch auf die Erlen. Diese wachsen am besten am Wasser, und sind im Verzäunen von sonderbarem Nutzen. Sie verhüten, daß die Ufer der Wiesen vom geschwinde vorbeylauffendem Wasser nicht weggespühlet werden. Sie

Sie wachsen nirgends besser, als an den Ufern solcher kleinen Bäche. Die geschwinden Ströme derselben spühlen die Ufer häufig, zumal bey Krümmungen, unten weg; die Wurzeln guter Erlen aber sind ein sicherer Schutz darwider. Die Erlen haben sehr zahlreiche und starke Wurzeln, und auch aus den niedrigsten derselben schiessen noch immer kleine sprossen hervor. Wo also Bäche sehr geschwind und krumm lauffen, ist zur Erhaltung des Ufers nichts besser, als eine zureichende Quantität Erlen dahin zu pflanzen. Auch ist an vielen Orten, wo die Bäche einen ganz geraden Lauf haben, der Boden der Wiesen, so loß und mürbe, daß er beständig weggespühlet, und der Canal des Wasser erweitert wird. Hier leisten die Erlen demselben die besten Dienste.

B) Ausser dem Weißdorn, und denen Nro. VI. angeführten Gewächsen, können auch noch Hecken von **Schwarzdorn**, **Genste**, **Stechpalmen** und **Hollunder** gezogen werden. Davon s. **Schwarzdornhecken**, **Gensthecken**, **Stechpalmenhecken**, **Hollunderhecken**.

Lebendiges Holz, wird das **Schlag** - oder **Unterholz** genennet, und zwar deswegen, weil es, wenn man es gleich abgehauen hat, dennoch vom Stocke wieder ausschlägt, und aufs neue in die Höhe wächset. Solches bestehet aber einzig und allein im Laubholze, immassen das Tangelholz, wenn es abgehauen ist, nicht wieder ausschlägt, sondern todt und erstorben bleibet. s. a. Schlagholz.

Lecken, **Lecklein**, wird von einem Hirsch gesagt, wenn er etwas mit dem Hinterlauft zurücke bleibet, und die Erde nicht so gar wegschiebet, doch aber vorne wegzwinget, daß es wie ein Löchlein wird.

Lecklein, s. **Lecken**.

Leene, franz. *Lée*, heißt die wilde Schweinmutter, s. **Bach**.

Legangel, s. **Angel**.

Lehde, s. **Laite**.

Lehne, s. **Leinbaum**.

Leibhatz, wird genennet, wenn der Fürst oder Herr, welcher reitend oder fahrend der Hatze beywohnet, einen Hatzhund bey sich herführen läßt.

Leibhunde, s. **Doggen**.

Leibjäger, s. **Hofjäger**.

Leibschütze, **Büchsenspanner**, ist ein Jagdbedienter bey einem grossen Herrn; welcher gebraucht wird, des Herrn, Leibgewehr sauber und reinlich zu halten, das dazu erkaufte Pulver, Bley und Stein zu verwahren, Kugeln zu jeder Büchse zu giessen, und das Schadhafte repariren zu lassen. Daher derselbe billich einige Wissenschaft sowohl von eines Büchsenmachers als Büchsenschäfters behörigen Arbeitsstücken haben solle Beym Scheibenschiessen, oder Abschiessen auf denen Jagden, oder wo es seye, hat er das abgeschossene Gewehr hurtig zu reinigen, zu laden, und solches, auf verlangen seiner Herrschaft, gleich zu überreichen. Man verlangt zu dieser Function

ction einen ansehnlichen, höflichen, vernünftigen und bescheidenen Mann, der zugleich ein Jäger ist.

Leich, s. **Laich**.

Leichkarpfe, s. **Karpfe**.

Leichzeit, s. **Laichzeit**

Leimbank, **Leimgestelle**, ist bey den Vogelsängern ein nöthiges Werkzeug, und bestehet solches aus einem zwey Schuh langen Brete, in welchem einige Löcher gebohret werden, die **Leimspillen** oder **Leimruthen** darein zu stecken, um selbige bequem forttragen zu können. Unten an diesem Brete werden Füsse gemacht, daß man es hinsetzen kann, wo man will. An der Seite der Bank muß ein Bretgen seyn, damit man, wenn man die Leimbank mit dem aufgezogenen Leime, mit einem Riemen oder einer Leine an sich hängen, und von einem Orte zum andern fortragen will, nicht an die Leimspillen stosse. Es wird aber eine solche Leimbank oder Gestelle zu dem Krametsvogel- und Drosselfange am besten also eingerichtet: Man setze Bäume ein, etwan in der Dicke von drey Spannen, und 24 Schuh hoch. Hieran wird eine lange Stange angebracht, die oben an einem eisernen Balzen gehet, auf die Weise, wie die Stangen zum Vogelstellen gemacht werden, daß man die Stange auf- und ablassen kann. Oben an der langen Stange wird der Quirl zu den Leimspindeln gemacht, welches Spitzen von einer starken Stange sind, und etliche aufwärts stehende Aeste haben, so meistens eines Armes dicke sind, worinnen die Leimspindeln eingebohret werden, also, daß zwey und zwey Löcher, einer quer Hand breit, übereinander kommen, und bringet man an jedem Aste des Quirls zwey oder drey Paar an. Hierzu werden nun die Leimruthen verfertigt, welche von Aspen oder Haselholze am besten sind, in der Länge von einem halben Fusse, und nicht gar eines kleinen Fingers dicke. An einem Ende werden sie etwas dünne zugespitzt, damit sie desto besser handthieret, und auch um so viel leichter in die Löcher gesteckt werden können.

Ferner müssen auch Ruheböcke gemacht werden, daß, wenn die Leimstangen herunter gelassen werden, sie auf den Böcken ruhen können. Derer Leimstangen, oder Leimböcke kann man nach Gefallen 4, 5, bis 6 haben. Hierzu muß ein guter Zug auf einem freyen Platze, wo keine hohen Bäume zu nahe stehen, ausgesehen werden, und hierbey wird eine kleine Hütte gemacht. Wenn nun der Fang geschehen soll; so ziehet man den Leim des Morgens frühe vor Tage auf die Leimspillen. Nemlich, es wird etwas Vogelleim genommen, und an einer Spille lang hinausgestrichen, oder die Spille in den Leim eingetunket; sodenn nimmt man in jede Hand eine Leimspille, und drehet immer eine um die andere herum, daß sich der Leim um beyde Spillen bis ganz herunter, da sie eingestecket werden müssen, ringsherum ziehe, und stecket sie also, eine neben der andern, auf das Leimbänkgen. Des Morgens in aller

aller Frühe, wenn der Tag anbricht, hänget man die Leimbank an den Hals, läßt die Böcke oder den Quirl herunter, und stecket die Leimspillen ein, ziehet sodann die Böcke wieder in die Höhe, und setzet die Lockvögel unter und vor den Leimstangen herum; so ist das ganze Gestelle zum Vogelfange mit denen Leimspillen fertig.

Leimbaum, Fliegenbaum, ist ein hochstämmiger Baum, welcher nicht unbillich vor eine Art des Ilmenbaumes gehalten wird, indem er sowohl am Holze, als an dem Laube eine grosse Aehnlichkeit mit demselben hat. Jedoch ist selbiger dem Rüsterbaume noch viel ähnlicher, ausser, daß dieser, nemlich der Leim- oder Fliegenbaum, etwas kleiner Laub, als die Rüster, hat. Der Unterschied zwischen beyden aber bestehet vornemlich darinnen, daß der Leimbaum um ein merkliches zärter und kleinjähriger, als der Ilmen- und Rüsternbaum ist; dahero auch dieses Holz, gleich der Rüster, zur Wagnerarbeit sehr dienlich ist, von denen Instrumentmachern aber vor jenem sonderlich zu Violinen gebraucht wird. Seine Blätter wachsen im May und Junio, worauf viele hohe Knoten zu sehen, so an der Farbe grün, und theils groß, theils klein sind. In selbigen befinden sich kleine Schmöchfliegen, und sehen eben sa aus, wie diejenigen, so an dem jungen Hollunholze im Sommer wachsen, welche Knoten nach und nach schwarz werden, und zusammen dorren; die meisten aber gehen auf, und der Schmöch verdorret. Welches auch die Ursache ist, daß er Fliegenbaum genennet wird. Er lässet sich auch, gleich den Rüstern, durch Verpflanzung fortbringen. So ist er auch gut zum Schnitzeln. Das Holz hat eine angenehme Farbe, und kommt daher in Auslegung des Tafelwerks wohl heraus; weswegen es auch die Tischler gerne verarbeiten. s. a. Rüster.

Leimbindel, s. Leimruthe.

Leimgestelle, s. Leimbank.

Leimruthe, Leimbindel, Leimspille, Leimspindel, lat. Virga inviscata, franz. *Gluau*, ist eine insgemein von schwanken und geschlachten Birken, oder auch von Aspen- oder Haselholze, welches einige vor das beste dazu erachten, geschnittene Ruthe, welche, mit Vogelleim bestrichen, auf die Leimstange oder den Feldbaum gestecket, und also zum Vogelfange gebrauchet wird. Man muß aber, nachdem man grosse oder kleine Vögel zu fangen gedenket, sich auch starke oder schwache Ruthen zulegen. Der starken Leimruthen, welche drey Viertel oder eine Elle lang seyn können, bedienet man sich, damit Häher oder Holzschreyer, Drosseln, Mistler und dergleichen grosse Vögel zu berücken. Die geringern und schwächern aber, so die Länge einer halben Elle haben müssen, werden gebraucht, wenn man kleine Vögel, als Finken, Meisen, Zeisige rc. mit solchen zu erhaschen gedenket. Alle Ruthen müssen einen spitzigen Stift oder zugespitzten eisernen Drat haben, damit sie füglich in die Leimstange

ge oder den Feldbaum eingesteckt werden können; wiewohl andere nur Löcher in die Stangen und Bäume bohren, die Ruthen oder Spindeln also hinein stossen, und solchergestalt keiner besondern Spitze nöthig haben. s. a. **Leimbank.**

Leimspille, s. **Leimruthe.**

Leimspindel. s. **Leimruthe.**

Leimstange, lat. Pertica, franz. *Fourche aux Gluaux*, ist eine lange und geschlanke Stange, an welcher zu beyden Seiten die kurz vorher beschriebenen Leimruthen eingestecket werden. Die Aeste sammt der Rinde müssen sauber abgestreift, die abgeschälte Stange aber, damit der Vogel sich davor nicht scheue, mit grüner Oelfarbe angestrichen, und am Fusse mit einem eisernen starken Stachel versehen seyn, um solche mit leichter Mühe in die Erde zu stecken. Mit dieser Stange gehet der Weydmann oder Vogelsteller in den Wald, und an denen Hecken hin und her. So bald er nun das Gesänge einiger Vögel vernimmt; so nimmt er seine Leimruthen oder Spindeln aus der Leimtasche heraus, macht solche nacheinander auf der Stange vest, und stecket diese an einem gelegenen Orte in die Erde, nicht weit davon aber eine Eule oder ein Käutzlein, zu welchem sich die Vögel alsbald versammeln, wovon diejenigen, so sich auf die Leimruthen setzen, daran kleben bleiben, und also gefangen werden. Sind der Vögel viel vorhanden; so muß er nicht gleich, wenn zwey oder drey mit denen Leimrüthlein herab fallen, solche von der Erde aufzuheben eilen. Denn die übrigen würden bey dessen Erblickung bald das Reißaus nehmen. Doch hat er sich auch auf alle keine Rechnung zu machen, weil widrigenfalls, und da er eiwan so lange, bis sie alle gefangen wären, warten wollte, die schon gefangenen und auf die Erde gefallenen sich in die Hecken und unter die Bäume verkriechen, und ihm dadurch vielen Verdruß verursachen, und also auch am fernern Fange hierdurch hinderlich seyn können. Diese Art, die Vögel mit den Leimruthen auf der Leimstange zu berücken, ist, weil man damit hurtig von einem Orte zum andern kommen kann, besonders in Gärten und Weinbergen nützlich zu gebrauchen. Zwey andere Arten aber, welche in und bey dicken Wäldern dienen, sind bereits unter den Worten: **Feldbaum** und **Klettenstange**, beschrieben worden, worauf man sich der Kürze halber beziehet. Die Franzosen nennen diesen Vogelfang: *Chasse a la Pipée.*

Leimtasche, gehöret mit zum Geräthe eines Vogelstellers oder Weydmanns, und ist eine wohlvermachte lederne Tasche darinnen derselbe seine Leimruthen oder Leimspindeln träget, ohne sich die Hände oder seine Kleidung damit zu verunreinigen. Sie wir von starkem schwarzen Leder nach der Länge der Leimruthen geschnitten, damit dieselbe oben einer quer Hand breit heraus gehen. In diese werden die Ruthen, so viel man ihrer zum Fange nehmen will, gestecket, der zerlassene Leim darüber gegossen, die Ruthen in selbigem herum gerühe

gerühret, und so sie sollen aufgestecket werden, nach und nach herausgedrehet, nicht aber gerade heraus gezucket, weil sich solchenfalls sonst wenig Vögel daran fangen würden.

Leinbaum, Lehne, lat. Platanus, ist ein Baum, der viele Aehnlichkeit mit dem Ahornbaum hat, und deswegen als eine Gattung davon angegeben wird. Die Blätter sind gewöhnlichermassen grösser, mit mehrern tiefern Einschnitten, und spitzigern Ausschweifungen besetzet, und wird auch bey weitem so dick, hoch und alt nicht. Das Holz ist weisser an Farbe, etwas härter, zugleich von einer besondern Zähigkeit, und giebt, wegen dieser Eigenschaft, sehr gute Schwunken an Kutschen und Wagen, für andern aber die besten Axthelm und Hammerstiele, weil sie nicht so stark in die Hände prellen, als diejenige, so von anderm Holze verfertiget sind. Uebrigens hat die Lehne fast eben die Eigenschaften, wie der Ahornbaum, liebet gleichen Grund und Boden, jedoch findet sie sich auf hohen Gebirgen nicht so häufig, als die Ehre. Alles, was von dieser oder dem Ahornbaum gesagt ist, ist auch hieher zu ziehen.

Leinen anbinden, Knüpfen, Schäften, Spiessen. Daran ist bey der Jägerey sehr viel gelegen, daß dieselbe gut halten; wie es denn auch besonders bey Loßlassung und Aufhebung der Zeuge nöthig ist, wenn man nicht Schaden an den Händen nehmen will. Wenn man eine Oberleine an den Tüchern anbindet; so ziehet man die Leine um einen Baum oder Heftel herum, das Ende davon aber unten weg, daß sie als kreutzweise zu liegen kommt. Sodenn müssen die Anzieher fein zugleich anziehen, ich ziehe an meinem Ende nach, halte aber, wenn die Leute einen Ruck gethan, meinen Untertheil auswärts, daß es dichte und gleichsam etwas gezwungen an das obere treffe; damit hemme ich die Leine, daß sie nicht wieder rückwärts prellen kann, wenn die Leute weiter fortgreiffen müssen. Ist sie nun straf genug angezogen; so nehme ich mein Unterende hurtig über dem obern weg, und rückwärts wieder um den Baum ganz herum (welches man auf gut Weydmännisch gefangen nennt), und stecke mein Ende über dem andern, und durch meinem herumgebrachten Theil doppelt durch, ziehe aber das letzte Ende nicht gar durch, daß es wie eine Schleiffe werde; alsdann wird geschwinde die Schleiffe noch ein oder zweymal um die angezogene Leine, so doppelt ist, durchgestochen. Dieses muß vollkommen mit dem Zurückfange halten; und wenn ich das letzte Ende nicht gar durchziehe, das hat seinen grossen Nutzen, wenn ich die Leine ablassen, und das Zeug heben will, daß ich an dem Ende angreiffen, und die Schleiffe aufziehen kann. Wird aber das Ende gar durchgezogen; so kann ich leicht im Ablassen die Finger darzwischen kriegen, und Schaden leiden, weil ich alsdann durch und zwischen die angezogene Leine greiffen müßte, wenn ich sie auflösen wollte. Zwar giebt es viele Jäger, die eine Leine nicht recht anzubin-

zubinden wissen, sondern mit dem Ende ganz durchfahren, und keine Schleiffen machen. Sie thun sich aber auf diese Art oft selbst Schaden, und es ist auch eine rechte Pfuscherey.

Eben dergleichen Nothwendigkeit ist es auch, einen tüchtigen Knoten, ordentlich **Wald-knoten** genannt, in denen Leinen zu machen. Dieses muß nun also gemacht werden: Wenn die Leine gesprungen ist; so nimmt man das eine Ende, knüpfet erst nur einen einfachen Knoten darein, doch wird auch anfangs nicht ganz zugezogen; alsdann nimmt man das andere Ende, stecket es durch diesen noch offenen Knoten hindurch, und knüpfet mit diesem Ende um die andere Leine herum auch einen solchen halben Knoten, doch so, daß die Spitzen von beyden Enden auswärts des Knotens heraus stehen, ziehet sodann erst einen jeden halben Knoten besonders veste um die Leine zu, nachmals greift man zu der einen Leine, und ein Camerad zu der andern Leine, und ziehen sie ein jeder nach sich, und also die beyden halben Knoten dichte aneinander, daß es ein Knoten werde, aber, wie gedacht, wenn die Knoten aneinander seyn, daß die Spitzen von der Leine auswärts seyn müssen. Dergleichen Knoten halten vollkommen, und viel besser, als ein Knoten mit einem Kreutzschlage. Jene werden auch nicht so dicke, und sind auch besser durch grosse Ringe und Gemäsche zu bringen.

So nothwendig nun vorberührtes beydes ist; so nothwendig ist es auch, die zersprungenen Leinen zu schäften oder zu spiessen, wiewohl viele hundert Jäger sind, die damit gar nicht umzugehen wissen, sondern sie überlassen es meistentheils den Seilern. Man kann aber die Leinen auf dreyerley Art spiessen.

Erstlich nimmt man die zersprungene Leine, und drehet die vier Schäfte von jedem Ende herein, etwa drey Viertel Ellen auseinander, doch so, daß jeder Schaft noch beyeinander bleibe; sodann schabet man einen jeden Schaft oder Zehen mit einem Messer nach dem Ende hinaus spitzig zu, und setzet von beyden Enden der Leinen die vier Schäfte ineinander, als wenn man die Finger an den Händen ineinander schliesset. Hierauf nimmt man einen Schaft von einer Leine, und sticht selben gegen und in der andern Leine zwischen zwey Schäfte veste hinein, so weit es lang ist, und die Spitze sticht man alsdenn quer durch die vesten Leinen durch, da man vorher mit einem spitzigen und runden Eisen oder Löser vorgebohret hat. Ferner nimmt man über das Kreutze den andern Schaft, und sticht ihn auch so der Leine entgegen hinein, und sticht das spitzige Ende gleichfalls durch. Nach diesem tritt man herum bey der Leine, wovon man die zwey Schäfte bereits hier an dieser eingeflochten hat, und nimmt ebenfalls einen Schaft, und sticht solchen auch an, und an jeder Leine hinaus macht man es auch mit dem Durchstechen, wie schon gedacht, und sticht also den andern Schaft über das Kreutze von dieser Leine gleichermassen

massen an jener Leine hinein, und alsdann verfähret man gleichergestalt mit den übrigen andern Schäften auch.

Zum andern, da doch eine Tücherleine billich vierschäftig seyn soll, und an jedem Schafte neun Faden, also im Zusammenzwirnen, drey und drey Faden, kommen müssen; so wollen wir erstlich nur eine Anweisung geben, wie die Leinen auf diese Art zu spiessen. Man drehet nemlich die Schäfte, wie bereits erwähnet, eine halbe Elle auseinander, und setzet selbige, auch einen um den andern, zusammen ein, doch dichte an das noch veste gedrehete der Leine dran. Hiezu muß man nun ein ordentliches spitzigrundes Eisen oder Löser haben, man bohret damit quer durch die Leine vor, spitzet aber auch nur ein wenig vorher die Schäfte, und sticht sodann den Schaft durch das vorgebohrte Loch. Wo man nun auf der Seite herauskommen ist; da bohret man von dieser Seite, jedoch über zwey Schäfte drüber fort, wieder von jener Seite herüber, und sticht diesen Schaft auch nach; alsdann wird wieder von dieser Seite, und über zwey Schäfte an der Leine fort vorgebohret, und der Schaft durchgezogen, nachhero aber wieder von dort herüber durchgestochen und vorgebohret. Dieses durchstechen kann man mit einem Ende vom Schafte acht bis neunmal thun. Ferner nimmt man einen Schaft von der andern Leine, und bringet ihn auch auf solche Weise mit Vorbohren und Durchsteckung des Schaftes an, und in dieser Leine acht bis neunmal durch. Nachgehends fähret man mit allen andern Schäften, sie allemal über das Kreutz durchzustecken, also fort, bis sie alle hinein sind. Es hält dieses sowohl, als das vorhergehende erstere Spiessen, vollkommen gut, und muß eher die Leine an einem andern Orte springen, ehe sie hier wieder aufgehet. Welches auch bey der nachfolgenden dritten Methode vollständig gut thut. Will man nun dieses Spiessen noch feiner haben; so drehet man auch die Schäfte auf, und spiesset also nur mit drey Fäden durch; es hält aber viel länger auf, als mit ganzen Schäften.

Auf die dritte Art, die Leinen zu schäften, wird es also gemacht: Wo die Leine gesprungen ist; da schneidet man die beyden Enden so weit ab, als es ausgelauffen seyn möchte; alsdenn nimmt man einen Schaft von dem einen Ende der Leine, drehet selbigen ganz subtil aus denen andern drey Schäften, auf 4 Ellen lang heraus; nach diesem drehet man aus dem andern Ende der Leine auch einen Schaft, und wie dieser nach und nach heraus gedrehet wird; so drehet man auch jenen ausgedreheten Schaft in dieser Rinne immer hinter her drein; welches also zu verstehen: Wie von einem Ende der gesprungenen Leine ein Schaft oder eine Zehe herausgedrehet wird; so kommt auch von jenem Ende ein Schaft oder eine Zehe wieder sogleich auf 4 Ellen lang hinein. Alsdenn schneidet man den herausgedreheten Schaft ab, und beschabet beyde nunmehro aneinander stossende Enden; man kippt auch einen über den andern her-

herüber, und sticht selbige sodann in die Leine hinein. Ferner nimmt man wieder den andern Schaft, und machet es gleichfalls so, daß der eine Schaft herausgedrehet, und einer von dem andern Ende wieder sogleich, jedoch dieser nur auf drey Ellen lang, hinein zu liegen kommt. Also macht man es hernach mit dem dritten und vierten Schafte auch, oder so viel ihrer in der Leine seyn. Jedoch muß man sich mit dem Abschneiden also verhalten, daß nicht alle Schäfte in gleicher Länge auf einmal abgeschnitten werden; sondern drey Viertel, oder eine ganze Elle lang auseinander seyn. Auf diese Art zu schäften wird und bleibt die Leine in einer Dicke, und kann durch alle Rinken gezogen werden. Wer auch nicht recht genau darauf siehet, wird nicht gleich wahnehmen können, daß die Leine an selbigem Orte entzwey gewesen. Nur daß auf drey bis vier Ellen Leine drauf gehet, welches bey den erstern beyden Methoden nicht geschiehet. Jedoch ist dieses letztere am glattesten und auch am geschwindesten zu verfertigen.

Leite, Leithe, wird von den Jägern ein langer Niederhang von einem Berge genennet, jedoch aber gemeiniglich noch ein gewiesses Beysatzwort hinzugefüget, um sie solchergestalt desto besser voneinander zu unterscheiden; daher heißt z. Er. die **Hochleite** eine Seite des Berges, die mit Waldung besetzt ist; **Weinleiten**, desgleichen **Bergleiten**, sind die Seiten, so mit Weinstöcken bepflanzet sind; **Winterleite**, wo der Berg gegen Mitternacht stehet, oder die **Winterseite** u. s. w. Sonst pflegen auch wohl die Bauersleute, weil die Dörfer meistens etwas tief, und in einem sogenannten Grunde zwischen denen Bergen liegen, ihre daran stossende, oder dazu gehörigen Felder in **Sommer**- und **Winterleiten** oder **Seiten** einzutheilen, und verstehen durch die **Sommerleite** oder **Sommerseite** diejenige, wo die Sonne mehr hinscheinet, und auf welcher auch die Feld- und Gartenfrüchte um etliche Wochen eher reif werden, als auf der **Winterleite** oder **Winterseite**, das ist, auf derjenigen, wohin nicht so viel Sonne kommt. Ein anders aber ist eine sogenannte **Lähde** oder **Lehde**, welche manchmal auch **Laite** heißt, und ein ungeschlachtes, wüstes und ungebauet liegendes Stück Land bedeutet, das keinen Nutzen trägt.

Leithund, Lancierhund, Spürhund, lat. Canis sagax, Canis odorus, franz. *Limier*, ist der edelste und vornehmste Hund, so bey dem Weydwerk gebrauchet wird, das verborgene Wild durch denselben auszuforschen, wo es sich aufhalte, auf was Art demselben beyzukommen, auch durch was vor Zeug dasselbe zu fangen und zu erlegen seye. Weil nun derselbe, Zeit währendem Gebrauch an einem langen Riemen, das **Hängeseil** genannt, stets geführet oder *geleitet* wird; so hat er eben daher den Namen **Leithund** erhalten. Er muß, damit er seinen Geruch nicht verderben möge, beständig gegen der Sonne mit der Kette, an einem trockenen Orte, angeleget seyn; massen er sonst durch vieles Umlauffen sich nicht allein das

das Hasenjagen angewöhnen, sondern auch seinen Geruch durch herumschnopern an und in den Kochtöpfen, von saurer und süsser Brühe, verderben würde, welche grobe Dünste solcher Speissen verursachen, daß die reinen Atomi des zarten Geruchs, und die geringe Empfindlichkeit der Spur von der Ausdünstung des Wildes, dadurch nicht wenig geschwächt werden. Er soll von mittelmäßiger Grösse, gelblichter Farbe, einem zierlichen, gelblichten Kopfe, weiten Nasenlöchern, grossen Lappen um das Maul, spannenlang hangenden Ohren, stark von Brust und Kreutz, einem langen Halse, von starken Läuften, davon die vordern kürzer, als die hintern, einem abhängenden Schwanze oder Ruthe, und meistens so gebildet seyn, wie ein niedriger Mitteljagdhund aussiehet. Ihre Art ist nicht, zu bellen, anzuschlagen oder laut zu seyn, womit sie das Wild verstöhren würden; sondern sie werden von Jugend auf bey den Menschen angebunden zu seyn gewöhnet, das Wild in der Stille zu spüren, und den Jäger auf der Fährte des Wildes anzuführen. Wenn sie in der Jugend noch klein sind; so sind sie blöde und erschrocken, oder fürchten sich vor allem, verkriechen sich öfters in das Stroh, schreyen ganz wilde, sind sehr scheu, und müssen bey der Auferziehung wohl in Acht genommen werden, daß man sie ja nicht schlage, oder von andern Hunden beissen lasse, sondern sie liebe und streiche (welches sie gerne haben), und also mit aller Freundlichkeit von Jugend auf zum Führen bändig mache. Ihr Fraß ist einig und allein Brod mit Milch und guter Brühe von zahmen Fleisch, zu ordentlicher Zeit, Frühe, Mittags und Abends; aber von keinem Wildpret müssen sie etwas bekommen; es seye denn, daß man Hirschschweiß habe. Sie müssen von Jugend auf, auf lustigen Feldern und grünen Rasen gewöhnet werden, sich vor sich her führen zu lassen, und auch vor sich hin zu spüren; doch so, daß sie ja keine Spur von Füchsen oder Hasen finden.

Einige Jäger blenden ihnen die Augen durch einen braunen Staubpilz oder Bofist, damit sie sich mehr auf die Nase zu suchen, als mit den Augen zu gucken, verlassen können, weil sie sonst die Spur übergehen. Die Nasenlöcher muß man ihnen fleissig mit altem Käse reiben, daß sie dieselben ablecken, reinigen, und also den Geruch stärken, damit sie nichts leichtlich von der Spur übergehen, sondern alles anzeigen. Wenn es des Winters gar zu kalt ist, muß ein solcher Hund nicht immer angebunden liegen, sondern im Zwinger frey herum lauffen; zu Anfang des Aprils aber muß er wiederum beständig an die Kette kommen, damit er mit desto besserm Nutzen im Monat May und Junio bey seinen, warmen, lieblichen und stillen Morgen dreßiret oder gearbeitet werden könne, weil im Julio und Augusto sich schon die Winde einfinden, im September aber die Hirschbrunst angehet, und das Gras schon zu hoch gewachsen ist. Wie aber dieses Dreßiren oder Arbeiten des Leithundes in seiner Ordnung

vorzunehmen, ist bereits oben unter dem Worte: Arbeiten, ausführlich beschrieben worden.

Gemeiniglich sind die alten ausgeführten Hunde, denen ihre Hitze bereits vergangen ist, und die vor blöden Augen nicht mehr sehen, sondern einzig und allein sich auf die Nase verlassen müssen, die besten zu solchem Gebrauche. Da aber ein Hund von guter Art etwas faul und träge wäre und man denselben begieriger haben wollte, kann ihm ein oder zweymal hinter dem Hirsche zu jagen, nicht schaden. Wenn nun solchergestalt der Hirsch mit dem Hunde vorgesucht, zu Holze gerichtet und verbrochen, man auch dieser Fährte versichert ist, daß es der Eingang zum Behältniß und Dickicht seye; so ziehet man auf den harten Wegen und Plätzen umher, wo man meynet, daß der Hirsch geblieben sey. Ist nun dieselbige Fährte (wornach man gar eigentlich und genau sehen muß), wiederum über den Weg und weiter fort; so greift er ihm wieder vor; sieht er sie denn nicht weiters, so ist er allda geblieben, und stecket in dem Dickichte darinnen. Gehet aber dieselbige Fährte wiederum über den Weg, wechselt auch wiederum zurücke, und oftmals fünf, zehen und mehrmalen; so darf er sich doch daran nicht kehren, sondern muß die Gänge, und wie viel ihrer sind, genau in Acht nehmen. Sind sie nun gerade, als viere oder sechsse; so bleibet er rückwärts, wo er hergekommen ist, im Dickichte stehen. Sind aber die Gänge ungerade, als drey und fünf, oder sieben und so fort; so steckt der Hirsch weiter drüben, wo er hingewollt hat; da man denn abermals weiter vorgreifen muß. Wenn aber der Hirsch, oder ein ander Wildpret zugleich mit vielen Wiedergängen den Jäger irre machen wollte; so muß er dasselbige weiter bezeichnen, bis er alle Ein- und Ausgänge umher eingeschlossen hat, und keine Fährte nicht wiederum herausfindet, und dieses heisset also in der alten deutschen Jägersprache: einen jagdbaren Hirsch bestätigen; weswegen denn auch der Jäger, der den Leithund ausführet, zum Zeichen, daß er selbigen Tages einen Hirsch bestätiget habe, einen frischen grünen eichenen Bruch auf den Hut stecket. Wenn nun gegen Mittag, um zehn Uhr, oder höher hin, die Hitze steiget, die Fährte austrocknet, und der Leithund matt worden, ziehet der Jäger mit demselben wieder nach Hause.

Einem kaltsinnigen, verdrossenen und faulen Leithunde, durchaus aber keinem hitzigen und begierigen, muß man mit dem Genüß zu Hülfe kommen, und damit so lange fortfahren, bis man eine Besserung an ihm merket, wie bereits bey dem Worte Genüß gezeiget worden. Man kann auch wohl, so das Revier genugsam groß und weitläuftig ist, ein Thier mit allem Fleiß weydewund anschiessen, daß es zwar keinen Schweiß giebet (weil es solchemnach in den Wanst, wo das Gras zur Verdauung lieget, getroffen seyn muß), und noch eine Weile herumgehen kann, hiervon aber

je länger je schwächer wird, und sich der Schmerzen halber öfters niederthun muß, bis es nicht mehr fortkommen kann, dahero vollends niedergeschossen, und die Arbeit des Hundes noch drey oder vier Stunden, wie es einem beliebig, kurz oder weitläuftig, vorgenommen werden mag. Es ist dabey nicht schädlich, wenn man das Bast oder Dickwaß vom Gehörne, oder die weichen Kolben eines Hirsches, ingleichem die weichen Ballen, wenn sie noch warm sind, abschneidet, und da man mit dem Leithunde suchet, solche in die Fährte leget, daß sie der Hund findet; so denket er, dergleichen würden wohl noch mehr anzutreffen seyn, und befleißiget sich also des Suchens um so emsiger. So er endlich das Thier findet, muß man den Hund caressiren und ablieben, alsdenn ihn bey Seite abtragen, das Thier aber, wie gewöhnlich, ausbrechen, den Hund zusehen, und ihn sodenn den Schweiß aus demselben geniessen lassen, ihm auch die Milz und Lunge davon geben, und ihn nachmals ablieben, und alsdenn hinwegnehmen. Diese Genüßmachung geschiehet, wie obgedacht, nur mit faulen und verdrossenen Hunden, zu Anfange des Behängens, und zu Ende desselben. Wenn der Besuch weiter abgelegen ist; so pfleget man den Leithund gemeiniglich gern auf einem Wagen führen zu lassen, damit er nicht vor der Zeit, ehe er an den Ort und Stelle kommt, müde werde, daß man hernach nichts machen kann, auch sich vielerley Fährten des Wildprets unterweges zu besorgen hat, da denn freylich verdrüßlich fället, denselben über viele Spuren zu schleppen.

Bekommt man von einer Hündin junge Leithunde; so soll man der Mutter in ihren ordentlichen Fraß vom Ausbruch also warm Schweiß und Wildpret geben, den jungen Hund aber, wenn er wenig Wochen alt ist, fleißig ein aufgebrochenes Thier beriechen, hineinkriechen und bezupfen, auch den Schweiß selber ablecken lassen; so wird er davon begierig. Ist der Hund von der Mutter entwöhnet, daß er selbst fressen kann; so gewöhne man ihn, wo nicht täglich, doch zum öftern, frühe Morgens, da er noch hungrig ist, und schleppe ein Stücklein warmes Brodt eine ziemliche Ecke, lasse aber allda, statt dessen, kaltes Brodt liegen, daß es der Hund vor Hunger suchen lerne, und finde; so wird ihn diese Gewohnheit, künftig auch auf der Erden zu suchen, anreitzen. Denn das warme Brod wird nur deshalben dazu gebraucht, weil es einen stärkern Geruch von sich giebet, und der Hund hierdurch besser auf der Erde suchen lernet; zum Fressen aber ist alles warme Brod denen Hunden schädlich, und sollen sie davon einigen Anfall von der Wut bekommen. Wenn der Hund ein Jahr alt ist; so muß man ihn, da er schon geführet zu werden gewohnt ist, auch suchen lernen, auf denen Viehtristen fleißig herum führen, und da er auch das Viehspüren lernen wollte, mit Fleiß abhalten, und durch Worte bestrafen, damit er auch einen Hirschen durch das Vieh wegsuchen lerne.

Es mag auch noch so eine grosse Heerde Vieh über die Hirschfährte gehen; so muß er doch den Hirsch, wo anderst nicht alles ausgetreten ist, richtig anzeigen, weil ohnedies ein Hirsch einen viel stärkern Geruch der Fährte von sich giebet, als das zahme Vieh. Es kann auch nicht schaden, ihn desto beherzter zu machen, so er von Natur schläfrig ist, wenn man ihn nur einmal, gerade auf des Hirsches Lager oder Wohnbette zu, suchen läßt. s. a. **Abtragen, Arbeiten den Leithund.**

Lenne, ist ein Baum, so dem Eschenbaum gleichet, und gar wohl vor eine Sorte von dessen Geschlechte gehalten werden kann; nur daß die Rinde des Lennenbaums etwas kleinrissiger, und das Laub etwas kleiner, als am eigentlichen Eschenbaume ist. Sonst hat der Lennenbaum einen geraden Stamm, und ein zähes und vestes Holz, so zu Wagenarbeit u. d. g. wohl zu gebrauchen. Der Saamen siehet fast wie Ahornsaamen aus, hat auch Flügel und Knötgen. In Schlägen und Gehauen ist die Lenne wohl zu dulden. Dieser Baum schiesset geschwind in die Höhe, unterdrücket das andere Holz nicht, und giebt schöne Laßreiser und Stangen. Er ist auch werth, daß man ihn durch seinen Saamen ziehet; jedoch will er guten Boden haben; denn im sandichtem kommt er nicht fort. Man findet ihn besonders auf dem Harze und anderwärts.

Leonce, s. **Luchs.**

Lepus, s. **Hase.**

Lerche, lat. Alauda, franz. *Alouette*, ist ein kleiner, aber sowohl wegen seines annehmlichen Gesangs, als auch schmackhaften Wildprets sehr beliebter Vogel. Man hat eigentliche Lerchen, und denn solche, die zu dem Lerchen gerechnet werden.

A) Von den eigentlichen Lerchen giebt es 2. Arten, nämlich die Feld- oder Kornlerchen, und die Heidelerchen.

1) **Die Feld- oder Kornlerche** ist am Kopfe, Rücken und Schwanz bräunlicht, und hat erdfarbige, dunkelschwarze, und abfärbig weisse Federn, mit einander vermischt; unten am Leibe aber von der Kehle an sind sie scheckigt, wie eine Drossel, mit welcher die Farbe eintrift; doch gehen die Flecken streifweise, wie bey den Krammetsvögeln; wo aber diese Flecke aufhören, und noch ziemlich weit oben, fangen weisse Federn an, welche sich bis zum Schwanze erstrecken. Das Männlein und Weiblein sind schwer von einander zu unterscheiden; und ob gleich dem Vermuthen nach die dunkelfarbigen, bey welchen die erdfarb- und bräunlichten Federn am meisten hervor scheinen, weil sie von denen hellen weißlichten und schwärzlichten weniger abgestochen werden, die Weiblein seyn mögen; so ist doch der Unterscheid so geringe, daß er kaum mit denen Augen gesehen, mit dem Pinsel aber schwerlich vorgestellet werden kann. Ihr Schnabel ist bräunlicht und vornen hinaus schwärzlicht; der Hals ist weder zu lang noch zu kurz, sondern wohl proportionirt; die Füsse sind hoch, und der Schwanz ist.

ist lang; auch sind die Flügel sehr lang, weil sie in der höchsten Luft empor zu schweben, und sich singend aufzuhalten, nöthig haben. An der hintersten Zehe bekommen sie, wie auch die Heidelerchen, wenn sie sich vermausen, ungemein lange Klauen, mit welchen sie hinweg streichen, und im Frühlinge selbige wieder mit sich bringen; im Sommer aber werden sie kürzer, und hat man die Ursache noch nicht ergründen können, warum doch der Schöpfer, welcher nichts vergebens ordnet, eben zur Streichzeit diesem Vogel so lange Klauen schaffet, welche man **Sporen** nennet.

Diese Lerche ist der erste unter den Vögeln, die im Frühlinge wieder kommen, also, daß, wenn um Lichtmeß schönes Wetter einfällt, in wenig Tagen das Feld schon mit Lerchen bedeckt ist, welche mit ihrem muntern und angenehmen Singen die Gemüther der Menschen, so in des Winters Nacht und Kälte gleichsam erstorben gelegen, wieder aufwecken. Sie brüten meistens im Getreide, dahero sie auch **Feldlerchen** und **Kornlerchen** heissen, und haben den Sommer über mehrentheils dreymal Junge, fünf, vier und drey; doch trift diese Abwechslung der Zahl der Jungen nicht allezeit ein, sondern ist nur dahin zu verstehen, daß es meistentheils also geschiehet; hingegen wenn das Wetter im Frühlinge zu kalt ist, oder die Paare getrennet worden, und sich von neuem paaren, ist es bey diesen und andern Vögeln nichts seltenes, daß sie das anderemal, oder gar das drittemal, mehr Junge haben, als das erstemal. Diese ihre Brut fangen sie gemeiniglich zu Anfang des Aprils, zuweilen auch schon um Lichtmesse an, zu welcher Zeit sie ihre Ankunft genau haben, und in der grossen Kälte ihre Jungen ausbringen, daß man deren auf den Aeckern in den Misthaufen, allwo sie die Brut warm erhalten können, bey härtester Kälte und Schnee gefunden hat. Doch geschiehet dieses selten, wie sie denn auch zum Theil erst im Augustmonate zu brüten aufhören.

So bald die Jungen nur ein wenig Federn haben, ob sie gleich noch lange nicht zum Fliegen geschickt sind, laufen sie schon aus dem Neste, und halten sich vielmals ganze Ackerlängen eine von der andern auf; welches ihnen die Natur um deswillen zu ihrem Besten eingiebet, damit, weil sie auf der Erden sitzend viel mehrerer Gefahr, als andere Vögel, unterworfen sind, nicht alle auf einmal von ihren Feinden erwischt werden mögen, massen zumal der Fuchs sie auch, des starken Geruchs halber, viel leichter in dem Neste finden könnte. Zu solcher Zeit siehet man die Alten über dem Getreide herschweben, und durch gemaches Rufen von denen Jungen, (welche, indem die Alten wegfliegen, öfters weiter laufen) erforschen, wo sich dieselbe befinden; massen, so bald eine Junge antwortet, die Alte an derselben Stelle in das Getreide hinein fällt, sodenn aufs neue Speise holet, und auch die andern wechselsweise aufsuchet. Ihr Aufenthalt ist beständig im Felde, allwo sie, wenn es spät schneyet, manchmal noch im December, zu drey und vie-

ren beysammen im Felde liegen; diese verlieren sich aber, so bald es schneyet. Hingegen wenn um Lichtmesse ihr Strich angehet, und es zur selben Zeit schneyet, ist es nichts seltsames, daß man sie zu hunderten, und mehrere mit einander auf dem Felde laufen siehet, welche jedoch, wenn der Schnee nicht bald weggehet, auf einmal wieder verschwinden, daß man nicht weiß, wo sie hingekommen sind. Sie ziehen alle Herbste, wie andere Vögel, weg, und zwar am meisten um Michaelis, in einer solchen unglaublichen Menge, daß sie auch öfters ganze Felder bedecken. Und ob es gleich im Herbste eilfertig aussiehet, wenn eine Schaar der andern in den Lüften nachfolget; so währet es doch viel länger, und gehen etliche Wochen darüber hin, bis sich diese Art Vögel ganz und gar verlieret.

Sie singen schwebend in der Luft, welches sonst den andern Vögeln nicht gemein ist, sonderlich bey schönem Wetter, frühe oder gegen Abend, bey trüber Witterung aber werden sie selten gehöret. Ihr natürliches Gesänge ist zwar nicht so schön, als der Heidelerchen ihres; hingegen begreifen sie, wenn man sie jung aufziehet, allerley Lieder, und darneben vieler anderer Vögel Gesänge, doch muß man ihrer in einem Gemach nicht zwey, sondern nur eine haben. Am besten ist es, man thut eine junge Feldlerche, die vom Neste aufgezogen worden, zu einer im Herbst gefangenen Heidelerche, jedoch eine jegliche in ein besonderes Vogelhaus; so wird man in dem folgen den Merzmonate eine Feldlerche haben, die wie eine Heidelerche singet, jener aber noch um deswillen vorzuziehen ist, weil dieselbe nicht lange bleibet, diese aber viel Jahre dauert, wenn sie nur mit wohl zerknirschtem Hanf, oder in Milch geweichter Semmel, Ameiseyern, zerschnittenem grünem Kohlkraut, und dergleichen, gefüttert wird. Ihren Gesang beschliessen sie um Bartholomäi, welchen sie hingegen viel eher, als ein Finke, im Frühlinge wieder anfangen. Das Häuslein oder der Vogelbauer, darinnen man sie hält, muß oben nur mit Leinwand bedeckt seyn, und tauget die grüne am besten hierzu. Der Boden desselben soll wenigstens drey Finger hoch mit einem Sande beschüttet seyn, damit sie sich darinnen baden, und das Ungeziefer vertreiben können. Wo man sie aber in der Stube herum laufen lässet, da kann man ihnen dergleichen in einem Geschirr an einen bequemen Ort setzen. In der Freyheit bestehet ihre Nahrung in Gewürmen, in Haberkörnern, welche sie aushülsen, und auch zur Herbstzeit in grüner Saat. Und gleichwie alle Vögel bisweilen Sand zu ihrer Cur geniessen; also haben auch diese allezeit dergleichen in ihrem Magen. Ihren Jungen tragen sie ihre Speise oder Grütze im Schnabel zu.

Sie werden auf verschiedene Art gefangen. Im Märzmonat sind sie am besten mit einem Nachtnetze zu bekommen, oder man kehret, wann Schnee fällt, auf denen Feldern einen Platz, und streuet Haber dahin, dabey sie, vermittelst einer Schlagwand sehr häufig können gefangen

gen werden. Man berückt sie auch zu solcher Zeit mit Schlingen, die man an einem Bindfaden in den Furchen, wo man vorher mit einem Besen den Schnee wegkehret, und Haber hinstreuet, aufzuspannen pfleget. Wenn kein Schnee ist, fängt man sie zu eben der Zeit, und auch schon bisweilen im Februar, mit einer sehr langen **Vogelwand**, dazu man sich des Ruhrvogels, oder einer angebundenen Lerche bedienet. Diese rühret oder reget man durch Hülfe eines subtilen Fadens, daß sie ein wenig in die Höhe flattert, da denn die vorüber streichenden Lerchen, welche man durch einen andern im Felde austreiben läßt, wenn sie dieses ersehen, darauf zufliegen, und mit der Vogelwand im Fliegen niedergeschlagen werden. Die ganze Brutzeit über, welche sich, wie oben gedacht, vom April bis in den Augustmonat erstrecket, sollen sie billig mit allen Nachstellungen verschonet bleiben, zumalen diejenigen, so man diesen Monat über fänget, selbiges Jahr doch nicht singen; will man aber ja welche haben, so sehe man sich nach Jungen um, welche man im Neste, oder wenn sie erst abgelaufen sind, leicht erhaschen kann.

Im September gehet der Fang mit dem Nachtgarne wieder an, in gleichem auch mit dem Feldfalken und dem Tirasse; den Falken (welcher vorhero wohl abgerichtet seyn muß, daß er willig auf der Hand sitzen bleibet) trägt man zu solcher Zeit, auch wohl schon im August, wenn sie sich mausen, hinaus auf das Feld, wo Stoppeln sind, oder auf die Wiesen und andere Orte hin, wo sich Lerchen aufhalten. Wenn nun eine aufstehet; so merket man den Ort, wo sie hinfällt, und gehet hin, die Lerche zu suchen, lässet aber das Lerchenfälklein in währendem Hingehen auf der Hand immerdar mit den Flügeln wechseln, oder sich bewegen, ohne es von der Hand hinweg zu lassen; so liegt die Lerche aus Furcht vor demselben wie todt, daß man sie, wenn ihrer zwey sind, tiraßiren, oder, wenn nur einer da ist, entweder gar nur mit der Hand, oder mit einem Gärnlein, welches wie ein kleiner Fischhamen aussiehet, zudecken kann.

Eine andere Weise, die Lerchen zu Anfange des Augusts und im September, oder auch zu Anfange des Octobers zu fangen, ist diese: Wo viel Lerchen in den Stoppeln liegen, dahin man sie auch wohl zusammen treibet, oder wo noch Haser auf dem Felde stehet, da richtet man gewisse **Steckgarne**, welche eigentlich auf die Lerchen gemacht sind, und gehet auf der andern Seite des Haberackers, oder eines Ackers, wo hohe Stoppeln zu finden, mit dem Lerchenfälklein hin, lässet es auf der Hand mit den Flügeln sich bewegen, und schreitet ganz langsam fort, bleibt auch zuweilen wieder ein wenig stehen, damit man die in den Furchen laufende Lerchen nicht übereile und austreibe; denn diese, wenn sie ihren Feind, das Fälklein, so von ferne sehen, wollen sich in der Stille fortschleichen, und gerathen darüber alle zusammen in die vorgesteckten Gärnlein, darinnen ihrer auf solche Art öfters

ters zwey bis drey Schock auf einmal gefangen werden. Im October gehet erst der lustige Fang an, nicht nur mit dem Nachtgarne, womit man sie zu selbiger Zeit häufig bekommt, sondern auch mit den Klebenetzen, mit welchen man schon im September den Anfang machet, und manchen Abend, wenn gute Gelegenheit dazu ist, wohl etliche 100. bis 1000. fangen kann.

2) Die Heidelerche oder Heydelerche ist ungefehr um den dritten Theil am Leibe kleiner, als eine Kornlerche, und hat auch einen ganz kurzen Schwanz. Im übrigen ist sie gestaltet, wie eine andere Lerche; nur daß sie an der Brust etwas mehr weisses hat, und an beyden Achseln der Flügel ebenfalls weiß und brauntiegericht ist. Der Kopf scheinet nach Proportion der andern Lerchen, breit zu seyn, und ist rings umher an denen Schläfen und hinten am Genicke mit weissen Federlein eingefasset. Ihr Aufenthalt ist beständig in denen Feldern, so nahe an einem Walde liegen, und zwar nicht, oder doch gar selten, an dem Laubholze, sondern allein am schwarzen Holze anstossen. Sie machet ihr Nest, wie die andern Lerchen, mit weissen Grasstengeln, Mooß und kleinen Blümlein aus, damit die Eier weich und warm liegen. Sie brütet aber nicht, wie die andern Lerchen, den Sommer über dreymal, sondern nur zweymal, und bringet das erstemal nur fünfe, das anderemal aber viere aus, bey welcher Brut sie sonderlich in die Höhe und wieder abzusteigen, und auf einem Baum fussend angenehm zu singen pfleget; welches sie aber nicht länger also treibet, als bis ihre Jungen aus dem Neste sind. Diese Heidelerchen, wenn sie abfliegen, zerstreuen sich nicht; kommen auch nicht von einander, sondern halten bis zum Strich unaufhörlich beysammen. Junge von dieser Art aus dem Neste aufzuziehen, darf man sich nur keine Mühe geben; denn wenn sie gleich mit Ameiseyern aufkommen, dauren sie doch nicht. Das Männlein ist vor dem Weiblein nicht zu erkennen, nach Art fast aller derjenigen Vögel, die einen schönen Gesang haben; doch sind muthmaßlich allezeit dieses die Männlein, die am Kopfe und Rücken am meisten schwärzlicht aussehen.

Ihr Gesang ist weit lieblicher, als der Kornlerche, mit vielerley Abwechslungen, und fängt sie damit schon im Februar an, hört vor Johannis auf, und rufet hernach, wider aller Vögel Gewohnheit, noch vierzehn Tage lang, so helle, als im Sommer singende, ihren Abschied aus. In dem Singen flieget sie meistentheils so hoch, als die andern Lerchen, und treibt es länger an, pfleget auch allezeit in Bogen zu fliegen, und kann ihren Nachbar nicht so nahe vertragen, als die Feldlerche, da sie doch sehr begierig der Lock nachfolget, und nicht wie die Feldlerche, ohne sich daran zu kehren, einfällt und fortstreicht. Daher sich zu verwundern, daß die Feldslerche, wider die Gewohnheit der Vögel, die keine Lock achten, mit so unsäglichen Haufen streichet; da hingegen die Heidelerche, wie begierig sie auch der Lock zueilet, dennoch nur in kleinen Haufen

sen ihre Reise verrichtet. Und hat die Natur denen Feldlerchen vermuthlich etwan deswegen die Art einander zu locken, nicht ein gepflanzt, weil sie auf flachem Felde ohnedem leicht einander sehen, und zusammen kommen können; dahingegen die Heidelerchen, wenn sie an Büschen, und ganz wüsten Gründen hinstreichen, einander immerdar verlieren würden, wenn sie nicht einander beständig zurusten. Sie streichen zur Herbstzeit, und zwar gemeiniglich im October, jedoch auch, nachdem nemlich die Witterung ist, bisweilen schon im September, und ob sie gleich sonsten in denen Feldern häufig zusammen fallen, werden sie dennoch im Strich selten in grösserer Anzahl, als bey fünfzigen, hingegen viel öfters bey zehen und zwölfen gesehen. Ihr Widerstrich ist im Februar, vierzehn Tage, auch wohl um drey Wochen später, als der Kornlerche.

Ihre Speise bestehet in allerley Gewürmen, kleinen von Feldblümlein ausfallenden Saamen, und klarem Sande, auch, wo sie dazu kommen kann, in Körnern. Wenn man welche fängt, fressen sie anfänglich Weitzen, Haber, Hanf, und was man ihnen vorgiebt; nur dauerts es nicht lange, und ist nöthig, wenn man sie bey dem Leben erhalten will, daß man ihnen allerhand Abwechslung mit dem Futter mache. Zwar eine zeitlang, etwa sechs oder acht Wochen, nehmen sie mit gedrucktem Hanf, unter süssen Quark, oder Käse gemischt, sonderlich, wenn man dürre Ameiseyer darunter mengt, gar gerne vorlieb, und wenn es im Frühlinge ist, singen sie dabey unvergleichlich. Wer sie aber länger fortbringen will, der muß mehr Mühe daran wenden, und ihnen zu Zeiten Semmel in süsse Milch geweicht, und mit dürren Ameiseyern besprengt, vorgeben; zuweilen auch weissen Mohnsaamen, und gedörrtes Rinderherz, welches mit einem Reibeisen gerieben wird, mit der andern Speise vermischen. Sobald man aber den April erreichet, lässet man das andere Futter hinweg, und giebt den singenden Heidelerchen, deren Gesang es auch wohl werth ist, nichts als frische Ameiseyer, bey denen man sich ihrer Gesundheit so lange man solche bekommen kann, gewiß zu versichern hat. Es dienet auch zu ihrer Erhaltung, wenn sie entweder in dem Vogelhause, oder in der Stube laufende, in einem Kästlein Sand bekommen, welches jedoch so tief seyn muß, daß die Heidelerche sich in dem Sande gleichsam vergraben kann. Zur Zeit, wenn es Heuschrecken giebt, werden ihnen auch dieselben gefangen, und die grossen zerschnitten, die kleinen aber lebendig vorgeworfen, als welche zur gänzlichen Erneuerung ihrer Gesundheit dienen.

Ihren Fang betreffend, so geschiehet solcher, wie bey der Kornlerche, kurz nach ihrer Ankunft mit dem Nachtnetze auf nahe bey Schwarzholz gelegenen Feldern, oder wenn man eine lockende Heidenlerche hat, mit einer Schlagwand, welche man nur im Felde aufschlägt, die Locklerche mitten in den Heerd hinein setzet, und sich die in denen nächsten Feldern oder Wachhol-

holderbüschen liegenden Heidelerchen durch jemand auftreiben läßt, massen selbige auf die Lock gar willig einfallen. In denen folgenden drey Monaten paaren sie sich, und verrichten ihre Brut. Im Julio findet man sie schon zu fünf, sechs bis sieben, nemlich mit ihren Jungen, so sie ausgebrütet, beysammen liegen, da man sie denn, vermittelst des Lerchenfälkleins, mit dem Tinasse fangen kann, welches in folgenden Monate, da sie in der Maus liegen, noch besser angehet; massen man alsdenn nicht einmal einen lebendigen Falken brauchet, sondern sich zu dem Fange, nur eines von Holz geschnitzten Fälkleins bedienet, welches man an einer Schnur, mittelst einer Stange schwinget. Da sie zuvor währender Brut, sich etwas weiter vom Holze weg begeben, und manche Paar sich mitten im Felde, an Hügeln, die mit Wachholderstauden bewachsen sind, aufhalten; so tretten sie im Monat August wieder näher zum Walde, und sind daselbst, wenn man acht giebet, wo sie zu Nachts in Stoppeln liegen bleiben, schon wiederum mit dem Nachtgarne zu fangen, mit welchem sie sich, sonderlich im Frühlinge, gar leicht bedecken lassen, wenn gleich heller Mondschein ist. Dahingegen die Kornlerche nicht hält, es sey denn stockfinster. Zur Zeit, wenn sie im Herbst streichen, sind sie denen Gegenden, wo man die Krammetsvögel fänget, auf sonderlich hiezu bereiteten Ruckheerden sehr häufig zu bekommen. Sonst unterscheiden zwar auch einige die Lerchen in Tag- und Nachtlerchen, und verstehen unter jenen die, so bey Tage, unter diesen aber die, so zur Nachtzeit gefangen werden. Wenn man aber ihre davon gegebene Beschreibungen etwas genauer einsiehet; so wird man befinden, daß ihre vorgegebene Tagelerchen nichts anders, als die oben beschriebenen Feld- oder Kornlerchen; wie hingegen die von ihnen sogenannte Nachtlerchen die kurz vorherstehenden Heidelerchen sind, daß man sich also nicht erst weiter dabey aufzuhalten hat.

B) Ausser diesen jetzt beschriebenen Lerchen, sind noch andere, die unter die Lerchengattungen gerechnet werden, als die **Haubelerche**, und **Gereuthlerche**.

1) Die **Haubelerche**, so man vornemlich in Italien und Frankreich häufig antrift, und im Französischen besonders *Cochevis*, oder *Alouëtte huppée* oder *cretée*, im Lateinischen aber Galerita oder Cassita genennet wird, ist etwas grösser, als eine Kornlerche, aber ohne Gesang, und hat oben auf dem Kopfe eine Haube oder Federbüschlein, nicht anderst als wie unsere Heidelerchen sich zu machen pflegen, wenn sie etwas sehen, davor sie sich fürchten. Diejenige Haubelerche aber, welche man auch **Rothlerche**, und in Oesterreich besonders **Rothmünch** nennet, lässet sich zum Liederpfeiffen wohl abrichten, und bleibet den ganzen Winter bey den Häusern, Ställen und Scheunen, ingleichem auf den Miststäten und Landstrassen. Sie ist dunkelfarbiger, als die Feld- und Korn-

Kornlerche, und hat auf dem Kopfe eine Haube von Federn, welche sie nach Gefallen aufheben und wieder niederlegen kann.

2) Die **Gereuthlerche** oder **Gereutlerche** ist ein kleiner Vogel, welcher zwar an der Farbe einer Lerche, an der Bewegung seines Schwanzes aber, und andern Stücken einer Bachstelze sehr gleich kommt. Denn an der Brust ist sie düpflicht oder sprenglicht, wie eine Lerche, am Kopfe und Rücken aber aschfarbig, doch etwas mit grauen Federn vermischt; der Schwanz hingegen ist einfärbig, wie der Schwanz an denen Lerchen. Der Schnabel ist gänzlich wie ein Bachstelzenschnabel, doch nicht so schwarz, sondern an der Farbe wie ein Lerchenschnabel. Die Leibesgestalt ist hochbeinigt, wie der Bachstelzen, also daß dieser Vogel, welcher, wie vor gedacht, gleich einer Bachstelze mit dem Schwanze zittert, mehr eine **Gereutbachstelze** als **Gereutlerche** genennet werden könnte. Den Vornamen **Gereut** haben sie daher, weil sie zu der Zeit, da sie die Brut antretten, und den ganzen Sommer über an bergichten Gegenden, und meistens wo Holz ausgereutet wird, sich aufzuhalten pflegen. Ihre Eyer legen sie an oder unter alte Stöcke und Baumwurzeln, in Wachholderbüschlein, oder auch nur in das bloße Gras, und brüten solche im Junio oder Julio aus, angesehen sie ihre Brut erst um Jakobi endigen. Wenn man um solche Zeit nahe zu ihrem Neste kommt; so verrathen sie sich selbst mit vielem Geschrey, dabey sie immerdar die Würmer, so sie denen Jungen bringen wollen, im Schnabel halten. Ihr Strich gehet gleich mit Jakobi an, und währet bis Bartholomäi; sie werden aber niemals mit grossen Schaaren gesehen, sondern pflegen sich, auch an denen Orten, wo sie in grosser Menge brüten, so stille dabey zu machen, daß man nicht weiß, wo sie hinkommen. Der Widerstrich dieses Vogels ist im April, da man denn in der Mitten dieses Monats einen lustigen Fang mit ihnen anstellen kann. Denn es erwählt dieser Vogel sich gewisse Bäume, auf welchen er seinen Gesang verrichtet, und von denen er in vollem Singen, nach Art der Lerchen, jedoch nicht in einem Kreise, wie die andern Lerchen, sondern gerade in die Höhe steiget, und auf die Gipfel der Bäume sich wieder niederlässet. Wenn man nun unter solchen Bäumen eine andere Gereutlerche, nemlich ein Männlein mit abgeschnittenen Flügelfedern laufen lässet, welchem, gleichwie man sonst auch mit den Finken thut, ein natürlich krumm gewachsenes, und an der Spitze mit ein wenig gutem Vogelleim beschmiertes Spreißlein auf den Schwanz gebunden ist; so wird diejenige, welche sich alldort ihren Stand erwählet, gleich als blind im Zorne auf sie herunter fahren, und an dem aufgebundenen mit Vogelleim beschmierten Spreißlein, sich auf eben diese Art fangen, wie die Finken. Sie können auch zur Zeit des Striches auf einem Heerde gefangen werden, wenn man solches Fanges halber einige Gereutlerchen, die das Jahr vorher gefangen worden, verhält damit sie erst um solche Zeit, wie andere

andere verhaltene Vögel, ihren Gesang verrichten. In ihrer Freyheit nähren sie sich mit allerlen Gewürme; in ihrer Gefangenschaft aber wollen sie erstlich mit frischen Ameiseyern, oder mit Heuschrecken, denen die Füsse weggerissen werden, damit sie nicht forthupsen oder wegkriechen können, oder aber in Ermanglung derselben mit frischen Regenwürmern gefüttert seyn, bis man sie nach und nach mit untermengtem süssem Quark, auch klein gedrucktem Hanse zu diesem letzten Futter, nemlich zum Hanse mit Semmelmehl vermischt, alleine angewöhnet. Dieser Vogel nimmt mit einem ganz kleinen Käfige vorlieb; und dauret 6 bis 7 Jahr, wenn er nur dabey reine gehalten, und zu Zeiten heraus in eine Stube gelassen, und ihm Wasser zum Baden gegeben wird.

Lerchenbaum, lat. Larix, franz. *Larege*, *Meleze*, ist ein hochstämmiger Baum, der sich in vorigen Zeiten in den nordlichen Gegenden Deutschlands nicht anderst gefunden, als wo er von einigen Liebhabern fremder Gewächse in Gärten und Lustwäldern gepflanzet worden. Seit 12 bis 15 Jahren hat man erst angefangen, solchen in grossen Wäldern durch Säen und Pflanzen mit recht gutem Erfolge anzuziehen. Ein Aufmerksamer wird an demselben männliche und weibliche Blüten beobachten. Die Männliche hangen an einem gemeinschaftlichen Stiel und zeigen kleine schuppichte Saamenknoten; unter denen Schuppen finden sich Stamina, welche herfürragen und gespitzt sind. Die weibliche Blüten, welche auf der andern Seite stehen, zeigen sich als kleine Fichtenäpfelgen von einer schönen Purpurvioletfarbe. Die Schuppen bedecken die unzeitigen Früchte oder Körner (*Embryons*), endlich wird die Frucht zu einem schuppichten Zapfen. Man zehlet insgemein 3 Sorten des Lerchenbaums. Es ist 1) Larix folio deciduo conifera. I. B. zu merken. 2.) Larix folio deciduo, rudimentis conorum candidissimis. Pluk. Almag. i. e. der Lerchenbaum, dessen Zapfen anfänglich weiß aussehen, oder vielmehr derjenige, so eine weiße männliche Blüte träget. 3) Larix occidentalis, fructu rotundiori obtuso. Inst. R. H. ist eigentlich die Ceder von Libanon. Andere wollen noch 2 andere Sorten angeben, die eine kommt aus Nordamerika, und wird der schwarze Lerchenbaum betittelt, die andere aber kommt aus Archangel, welche ihre Blätter vor der gemeinen 3 Wochen eher treibet, mit dem weiteren Unterschied, daß sie ganz dünne herabhangende Zweige haben. Wer das Glück hat, solche beysammen zu sehen, der wird sie bey genauer Zusammenhaltung nicht wohl für ganz verschiedene Sorten angeben.

1) Unser Lerchenbaum ist von der Tannen darinnen unterschieden, daß seine Nadeln in grosser Menge buschartig herfür brechen, sie sind länger, weicher, und nicht so spitzig; wann solche im Frühjahr zum Vorschein kommen, geben sie einen angenehmen Geruch von sich, deswegen auch dergleichen Bäume in Ungarn, wie anderwärts die Mayen, in die Woh-

Wohnzimmer gesetzt werden. Unter denen Coniferis oder Zapfentragenden Bäumen ist wohl der Lerchenbaum der einzige von der Eigenschaft, daß er den Winter über seine Nadeln nicht behält, sondern, nachdem sie im Herbst eine gelbliche Farbe bekommen, allesammt fallen läßt. Im Frühling bekleidet ihn die gütige Natur mit grünenden Tangeln aufs neue, und mit dieser Zierde pranget er den ganzen Sommer hindurch. Die Aeste hangen übereinander hin, wie an der Fichte, und beugen sich gegen der Erden. Der Stamm ist gerade, wie an einer Tannen, die Rinde siehet röthlicht, ist ziemlich stark und dick, und hat äusserlich viele Schrunden und Risse.

Die Zapfen oder Kegel stehen zur Seite derer Zweige an gebogenen Stilgen, und sind gerade in die Höhe gewachsen. Der darinnen enthaltene Saame, so beflügelt, wird meist im späten Herbst reif, flieget aus denen Schuppen, und wird von dem Winde umher getrieben. Die verschiedene Witterung kann Ursache seyn, daß die Zapfen im Frühjahr noch mit Saamen erfüllet an denen Bäumen zu finden. Gedachte Saamenkörner liegen unter jeglicher Schuppe des Zapsens paarweise beysammen. Sie stecken so veste verschlossen, daß, wann die Zäpflein nicht so lange hangen bleiben, bis sie sich von selbsten aufthun, so können diese Körner nicht anderst, als mit vieler Mühe, daraus erhalten werden. Dann in grosser Wärme löset sich das Harz auf, und durchfliesset den Saamen, ziehet ihn veste an, und verhindert das Ausfallen desselben. Einige durchschneiden dergleichen Zäpfgen der Länge nach, ohnerachtet einige Körner verlohren gehen, und klauben alsdann den Saamen mit einem Messer heraus. Wie langweilig ist nicht dieses Geschäfte? Besser thun diejenigen, welche eine mäßige Wärme der Luft abwarten, und klopfen denselben naturgemässer heraus. Dergleichen Saamenskegel fallen nicht alle Jahre von denen Bäumen völlig ab, so wie an denen Forchen auch geschiehet. Doch findet man an einem Aste alte und gute Zapfen; jene sind auf einer Seiten ausgebleichet, auf der andern aber schwarz. Am besten wird dieser Saame in seiner Mutter zu uns von fremden Orten gebracht. Die Weite des Weges macht oft seine Zufuhr kostbar. Vor einigen Jahren ist ein Centner dergleichen Zapfen in Niedersachsen für 9 Reichsthaler bezahlt worden, und aus diesem erhielte man kaum den achten Theil eines Himptens reinen Saamen; indem derselbe aber sehr klein ist, so kann man doch damit einen ziemlichen Acker besäen, wovon unten ein mehrers.

Lerchenbäume finden sich in denen grossen moscowitischen Wäldern, von wannen auch sein weisser Schwamm meist nach Deutschland gebracht wird. Sie wachsen auch häuffig in Tyrol; in Frankreich in dem Gouvernement Dauphiné zwischen Briançon Prugelas und Pignerol auf Bergen. In Engelland zu Wimbleton in Surey. Im Nürnberger D. Sebald Wald bey Maltersdorf. In

In der Schweiz auf denen Alpgebürgen. In Steyermark und Kärnthen. In dem Wienerwald. In Schlesien, im Jägerndorfischen District, u. s. w.

2) **Lerchenholz** ist zwar eine Art Tannenholz, es verdienet aber weit einen Vorzug vor diesem. Es grünet dessen Baum frühzeitig im Frühling, erfrieret nicht in der größten Kälte, und wächset auf den höchsten Gebürgen und Klippen, in gutem und schlechtem Boden, kalten und warmen Gegenden. Wird selten von dem Winde umgeworfen, von keinem Schnee noch Reiffen zerbrochen. Man weißt auch in dergleichen Wäldern von keiner Trocknis, noch einigen Arten Insekten, die ihm schädlich wären. Derselbe steiget zu einem geraden hohen und starken Stamm, sonderlich wo er mit andern dichte zusammen stehet. **Plinius** schreibet, man habe zu Kaysers Tiberii Zeiten in Rom einen Balcken vom Lerchenbaum vorgezeiget, der 120 Schuh lang, und 2 Schuh durchaus stark gewesen, woraus man von der möglichen Höhe des Baumes wohl urtheilen kann.

Sein **Holz** ist an Farbe braunroth und geflammet, theils auch weiß, ungemein vest, hart und dauerhaft. Dem ersten Ansehen nach mögen wir es dem Forchenholz vergleichen. Gleichwie es aber zu einem geraden und hohen Stamme aufwächßt, und darneben dauerhaft ist; so tauget es vortreflich zu Bauholz. Wir werden berichtet, daß solches in der Schweiz zu allerhand Gebäuden vorzüglich gesucht werde, weilen es von keinem Wurm berühret, und von dem Feuer nicht so leicht, als anders Holz, verzehrt würde. *Mr. Mortimer* in seinem **Feld- und Ackerbau**, 2 Th. S. 55. bemerket, daß es eben aus dieser Ursache in Italien für das vornehmste Bauholz gehalten werde. Es hat eine Dauer in der Erden, Luft und Wasser, welche alle unsere bekannte Holzsorten weit übertrift. In der Gegend von Archangel wird es zu Mastbäumen gebrauchet. Es thut gute Dienste auch bey Salzwerken, absonderlich zu Röhrenfahrten; bevor man solches aber im Berg verbauet, muß man es schälen. Im Wasser hat es die Eigenschaft mit dem Eichen und Erlenholz gemein, daß es endlich schwarz wird. Man kann es durch die Kunst gar bald petrificiren. Man legt es ein halbes Jahr in eine Mistpfitze, hernach in Wasser, so ist es Stein. Herr D. Gmelin bekräftiget in einer Flora Sibirica Tom. I. pag 176. daß es im Wasser steinhart würde, und deswegen neuerlich zum Schifbau sehr dienlich wäre befunden worden. **Raphael** hat dahero auch auf die Tafeln dieses Holzes gar gerne ein Denkmal seines geschickten Pinsels gestiftet, vielleicht weil solches nicht leicht wurmstichig wird.

Die **Drechsler** und **Tischler** wissen dieses belobte Holz ebenfalls sehr nutzbar zu gebrauchen. In Siberien werden die besten Bierfässer daraus gemacht. Ein besonders Lob giebt ihm Herr **Professor Hanow** in denen Seltenheiten der Natur, 2. Th. S. 44. wobey derselbe be-

besonders meldet, daß man in Rußland aus der innern Rinde dieses Baumes, so seine weisse Handschuhe mache, als von dem feinsten Leder immer werden können; wie dann, als man in Petersburg einen fremden Gesandten mit dergleichen Handschuhen beschenket, und ihn dabey versichert habe, daß sie von Baumrinde, und folglich selten wären, er solches nicht glauben wollen, bis man einen angezündet, und ihn dadurch deutlich überführet habe. Der **Herr von Strahlenberg** führet in dem zu Stockholm 1730. heraus gekommenen sehr brauchbaren Buch: **Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia** S. 391. folgendes davon an, das er in Siberien selbst angemerket habe: Es giebt starke Hitze im Brennen, daher die Russen in der Stadt **Tomskoi** es zu nichts anders, als zum Bierbrauen, und die Töpfer ihre Oefen damit zu heitzen, gebrauchen. Es brasselt im Brennen, als wann man Pistolen losschiesset. Es werden ferner gute und im Feuer dauerhafte Kohlen daraus gebrannt. Die Dauerhaftigkeit im Feuer muß man aber nicht so verstehen, wie einige alte Schriftsteller sich davon träumen lassen, als wann sich solches gar nicht im Feuer verzehrte. **Plinius** L. 16. H. N. c. 10. der gar zu gerne Fabeln einmischt, schreibet: —— excepta Larice, quæ nec ardet nec carbonem facit, nec alio modo ignis vi consumitur, quam lapides. **Vitruvius** l. 12. c. 9. der sich in das Gute dieses Baums gar zu sehr verliebet, spricht: Larix nomen habet a Castello Laricino. Ex ea tabulæ tegulis affixæ flammam repellunt, neque ex se carbonem ambustæ efficiunt. **Tragus** in seinem **Kräuterbuch** bejahet, daß dieses gebrannte Holz nicht zu Kohlen, sondern zu Asche falle, &c. So gehet es, wer leichtlich glaubt, wird leicht betrogen! Ganz sicher ist es, daß dieses Holz so gut, als alles andere im Feuer verbrennet. In **Welschland**, denen Alpen- und Schweizergebürgen, wie auch um **Trient**, wird fast kein anderes als Lerchenholz gebrennet, und dessen Kohlen müssen auf denen Eisenwerkern seit langer Zeit gute Dienste thun.

Penther, in der Anleitung zur bürgerlichen Baukunst, 1. Th. S. 96. giebt nebst dem **Herrn Hofrath Heucher** folgende Ursache der starken Resistenz im Feuer von denen Lerchen an, S. Dissert. de igne non urente §. 56: da dieses Holz dichte und compact ist, und ein compacter Cörper die Eigenschaft hat, daß er von der Materie des Feuers nicht so bald durchdrungen, und in eine schwingende Bewegung gesetzt werden kann; und da auch dieses Holz aus vielem fixen Salz und erdichten Theilen bestehet, (daher es auch im Feuer ein stark Geprassel macht), welche die schweflicht harzigten Theile stets umfassen, und verhindern, daß nicht diese, ihrer Natur nach, von denen Feuertheilgen, so in die Zusammenfügung des Holzes erstlich eingedrungen, so leicht in Bewegung gesetzt werden können, sondern wieder zurück prallen müssen; so muß in diesem Verstande das Lerchenholz im Feuer dauerhaft seyn, d. i. es

muß von der Flamme des Feuers nicht so bald verzehret werden, als eine andere Art Holz, die lockerer ist. Die Frage, ob das Lerchenholz unverbrennlich sey, wird erörtert in denen neuen gesellschaftlichen Erzehlungen 1. B. 8. Leipzig. Es verhält sich solches gegen dem eichenen Holz, nach der Schwere, wie 6 zu 7; hingegen trägt es im Bauwesen über 10 mal mehr, als das Eichene.

3) Wir kommen nunmehro auf den Anbau dieses Holzes. Aus Tyrol ist dessen Saame am besten zu erhalten. Auf ein Simri Würtembergischen Maases, gehen von den Zäpfgen, groß und klein unter einander genommen, 4160. Stück. 200. dergleichen auf ein Pfund: Ein Meßlein oder $\frac{1}{16}$ Simri wiegt 1 Pfund 12 Loth; mithin ein Scheffel 176 Pfund. In einem guten Zäpflein liegen meist 50. bis 70 Körner. Rechnet einstweilen nur 40 gute Körner; so müssen in einem Simri 4160. Stück Zäpfgen, 166400. Saamen enthalten seyn. Man hat gefunden, daß ein Loth abgeflügelten reinen Saamens 2400, und also ein Pfund auf 76800 Körner erfordern. Da nun aber ein Morgen Feld, a 150 Ruthen, 38400. Quadratschuhe beträgt; so kann mit einem halben Pfund von solchem Saamen ein Morgen Platz so bestellet werden, daß jeder Quadratschuh desselben noch einen Saamen erhalten kann. Wir reden noch nicht davon, wie dichte solcher auszustreuen.

A) Bevor wir die Aussaat vornehmen, müssen wir hören, welchen Boden der Lerchenbaum vorzüglich liebe? Herr D. Gmelin in Flora Sibirica lehret: daß er in trockenen, hohen und sandigten Bergen wohl gedeyhe. Kalm schreibet von London: Herr Miller erzehlet mir, daß der Herzog von Bedfort verschiedene dergleichen Bäume in seinen Garten hätte pflanzen lassen, selbige wären theils in einer recht guten Erde, theils aber in einer überaus magern zu stehen gekommen; allein bey dem Wachsen hätten diese dennoch jene bey weitem übertroffen, indem sie sowohl jährlich viel höher aufgeschossen wären, auch viel lebhafter ausgesehen hätten. Die Hanöverische Anzeigen vom Jahr 1753. St. 61. melden: daß der Lerchenbaum in kalten Gegenden schwerlich fortkomme, ja die kalte Lage der Nordgegend schwerlich ertrage. Ingleichem, daß er auch nicht allenthalden so geschwind, wie gerühmet werde, fortkomme, sonderlich aber in der Dicke, langsam wachse. Man führet ein Exempel an von einem 60 jährigen Baum, der an einem Ort in Niedersachsen gezogen worden, welcher an der Erden kaum, 9 Zoll im Durchschnitt, und 30 Schuh in die Höhe, jedoch sehr dünne gewachsen. Desgleichen wird vorgewendet, daß er nicht in einem jeden, sonderlich aber nicht in schwerem Boden so gut, als in einem leichten Lande, und zwar vornemlich auf hohen Gebürgen, die steinigt, und zu anderm Holze nicht geschickt sind, zu pflanzen sey. In dieser Anmerkung ist vieles und nichts gesagt. Der Urheber wollte beweisen, daß der Anbau der Tannen nützlicher sey.

sey. Im 5ten Stück dieser dieser Anzeigen oder nunmehro also rubricirten nützlichen Sammlungen vom 1755 Jahr sind weitere Anmerkungen über die Erzehlung der vornehmsten im Hanöverischen wildwachsenden Bäume, nebst einigen denenselben unten beygefügten Beantwortungen mitgetheilet worden. Der **Herr Verfasser der Anmerkungen** bringet verschiedene Gründe für den Anbau des Lerchenbaumes auch auf andern, als hohen und felsichten Bergen, vor, und führet Exempel von dem besonders guten Wachsen dieser Bäume in **Herzoglich-Braunschweigischen Forsten** an; Wie dann bey **Blankenburg** 1740. gesäete und gepflanzte dergleichen Bäume binnen 24 Jahren, eine Höhe von 50 bis 60 Fuß, eine Dicke von 18 bis 20 Zoll im Diameter gewonnen. Die in dem grossen Walde bey **Höxter**, dem **Sölling**, 1746 gesäeten und gepflanzten aber, eine Höhe von 27 Fuß, und eine Dicke von 6 bis 7 Zall erreichet, auch in dem, unter dem **Schlosse Fürstenberg**, an der Weser gelegenen **Elzschengrunde**, 15. jährige Bäumgen schon Zapfen und Saamen getragen haben.

Herr Geutebrück, welcher auf Churfürstlich-Maynzische Verordnung eine kurze Anweisung zum Holzanbau Anno 1757 geschrieben, welche überhaupt viel vortrefliches enthält, spricht pag. 46. von dem Lerchenbaum: da dieser vom Jahr 1753. an, und alle folgende, in hiesigem Churfürstlichen Territorio (d. i. um Erfurt) und Holzungen angesähet worden, und von allen diesen Jahren Stämmgen aufzuweisen sind; so kann aus eigener Erfahrung folgende Nachricht geben: Gedachten Jahres mit Anfang des Aprils ist auf dem **Tondorfer Forst** der erste Lerchensaamen, und zwar, weil man nicht genugsam unterrichtet war, was diese Gattung Holzes für einen Grund liebe, auf 15. und mehr, eine Quadratruthe grosse Bethe, an verschiedenen Orten und Gegenden ausgesäet, aus der Folge aber beobachtet worden, daß solcher in einem feinen schwarzkirschigten Boden am besten fortgekommen, und in solchem das erste Jahr $2\frac{1}{2}$, auch 3 Zoll erwachsen ist. In leimichtem, mit weissem Sand vermischten Grund, ist der Saame ebenfalls zum Aufgang gediehen, hat aber keinen so guten Wachsthum gehabt, als in vorerwehntem. In schwerem, lettichten, steinigtem Erdreich hingegen ist er gar zurück geblieben. Das zweyte Jahr hat er 9, 10, 12 bis 13 Zoll gesommert, das dritte aber nur 6, 8 bis 9 Zoll in die Höhe, hingen desto mehr in die Dicke und Nebenzweige getrieben.

B) Nunmehr kennen wir den Boden, den dieser Baum vorzüglich liebet. Wir wollen ihn also ungefähr im April auf sandigten und trockenen Boden ausstreuen, der etwa in der Tiefe nicht leimicht ist. Wird ein Boden umgepflüget, wie es an theils Orten höchst nöthig seyn wird; so rathen wir an, solchen von Unkraut und Wurzeln wohl zu reinigen, denselben durch Eggen oder Harken wohl eben zu machen, alsdann den Saamen ein-

einzustreuen. Man muß aber denselben nicht viel bedecken, sondern ganz seichte unterbringen, damit er nicht in der Erden ersticke, weil er ein zartes Mark hat. Diese Anmerkungen gründen wir auf Erfahrungen. Man kann auf diesen Saamen, bey kleinen Versuchen, in 8 Fuß von einander gemachte Reihen oder Zeilen, auf 2 Fuß, 15 bis 20 Körner, etwa ein Viertel Zoll tief legen. Dann anfänglich bey raren und nutzbaren Bäumen muß man alles versuchen, und sich keine Mühe schrecken lassen. Wenn er aufgegangen, so muß das Unkraut immer fleißig ausgegätet, und das Vieh abgehalten werden. Man hat in angelegten Pflanzschulen wahrgenommen, daß die Nachtfröste im Wintee die jungen und noch nicht recht bewurzelten Bäumlein herausgezogen, da sie dann umgefallen, und verdorben. Man wird dieses auch bey Forchen und Tannen auf lockerm Boden bemerken können; mithin wird nützlich seyn, daß man auf kleinen Pflanzstätten, die jungen zarten Lerchenbäumgen im Herbst mit denen Fingern vest in die Erden drücke. Alle Stöcke werden diese Vorsicht nicht nöthig haben, und in grossen Bezirken ersetzet die Menge den Abgang. Im ersten Jahre treibet dieses Bäumgen etwas sparsam, allein es wird seinen Wachsthum weit eher vollenden, als die Eiche nur zu der geringsten brauchbaren Vollkommenheit gelanget. In denen erstern 30 Jahren übersteiget es die Roth- und Weißtannen. Wir haben oben gehöret, daß ein dergleichen Baum in 24 Jahren 50 bis 60 Fuß hoch werden könne, und also einer 50 jährigen Tanne fast gleich komme. Aus dieser Ursache wird solcher in Niedersachsen im Herzogthum Braunschweig immer mehrers und mit gutem Erfolg fortgepflanzet. Im Jahr 1753. bemerkte man auf dem Oberharze, daß 3 jährige Bäumlein 4 bis 5 Schuh hoch gestiegen, wovon einige bis auf eine Elle lang gesommert hatten. Hart an dem Boden trieben sie Nebenäste, welche eben so lange, als die Bäumgen waren. Der Förster nahm dieselbe an etlichen hinweg, um zu versuchen, ob ihr Wachsthum dadurch zu befördern, allein vergebens, es kamen an deren Stelle wieder neue. Diese Aeste werden weniger seyn, je dichter der Saame ausgestreuet, und die Bäumgen einander drücken. Man spahre also den Saamen nicht, die Natur hilft sich selber. Die Reinignug wird ohnfehlbar folgen; des einen Stämmgens Untergang ist des andern Aufkommen.

Aus besonders angelegten Pflanzschulen lassen sich 3 bis 4 jährige, auch wohl 2 jährige Stämmlein, am besten im Frühjahr verpflanzen. Wann solche aber fortkommen sollen, muß die Arbeit mit aller Behutsamkeit geschehen. Ein junger Lerchenbaum, wann er mit Moos wohl einballiret ist, hält sich über 2 Monat ausser der Erden frisch, und kann gar wohl verschickt werden. Dieses Mittel gebrauchte man anfänglich an einigen Orten, als man noch keinen genugsamen Saamen zu erhalten wußte. Man hat aber endlich erfahren, daß das Verpflanzen nicht der nächste

nächste Weg seye, die Lerchenbäume anzubauen. Weit sicherer kann es durch den Saamen geschehen, man meide nur gar zu sandigte, nasse oder brüchigte Oerter. **Herr D. Schreber** in seiner **Sammlung von Cameral und Oeconomiesachen** ist vor den Anbau dieses Holzes rühmlichst besorget. Es dünket ihn aber, daß der Saamen nicht von solchen Orten zu verschreiben, die wärmer und von fruchtbarerm Boden, als diejenigen sind, wo der Saamen gesäet werden soll, oder wo man die Bäume anziehen will. Er spricht: **Tyrolersaamen** wird zwar vorzüglich gerühmet, allein aus jetzt angeführtem Grunde ist es für kältere Gegenden nicht allerdings ersprießlich, sich dessen zu bedienen. In der Gegend bey Halle in Sachsen hat der aus Oberschlesien verschriebene Saamen, nach weiterer Erfahrung aber vor beyden der Siberische den Vorzug behauptet. Ein jeder Planteur richtet sich nach seiner Gegend, nach dem Clima, und andern Umständen. Was man weiter vor Nutzen von diesem Baum ziehen könne, davon s. **Lerchenharz** und **Lerchenschwamm**.

Lerchenfalke, Lerchenfälklein, ist ein kleiner doch edler Falke, welcher ein abgesagter Feind der Lerchen ist, und von denenselben dergestalt gefürchtet wird, daß sie, wenn sie seiner ansichtig werden, sich an den nächsten besten Ort verstecken, und sich eher von einem Menschen mit der Hand aufheben lassen, als daß sie wieder auffliegen sollten. Er hat einen ungemein schnellen Flug, ist aber zum Baitzen sehr schwer, ja fast unmöglich, abzurichten. Dann, ob er wohl bald abgetragen wird, auch des Menschen bald gewohnet, und dem Luder oder Federspiele zufleucht, nichts weniger anfänglich, wenn man es in einem Zimmer mit einem Vogel probieret, auf die Erde sitzt, und sich den Raub bescheidentlich abnehmen läßt; so behält er doch diesen Gebrauch im Felde nicht; sondern so bald er in freyer Luft auf eine Lerche geworfen wird, und solche fängt, begiebt er sich nicht auf die Erde, sondern führet meistentheils den Vogel, so bald er ihn in der Luft ergriffen, nicht weit von dannen auf einen Baum, bis er sich gesättiget hat; oder setzt er sich schon auf die Erde; so erhebt er sich doch, so bald er merkt, daß der Weydmann sich ihm auf etliche Schritte annähret, augenblicklich mit seiner Beute auf eine gute Strecke davon, und verzehret seinen Raub, ehe der Weydmann dazu gelangen kann. Aus dieser Ursache wird er nicht zum Baitzen, sondern auf eine andere Art zum Lerchenfange gebraucht. Man führet ihn nemlich nur auf der Hand, gehet oder reitet mit einem Hunde in das Feld; und wenn der Hund eine Lerche auftreibet; so hat man Acht, wo sie hinfällt, läßt hierauf das Lerchenfälklein auf der Hand flattern; so wird der furchtsame Vogel gewiß nicht aufstehen, so daß man ihn hernach mit dem Tiraß überziehen, oder gar mit der Hand, oder auch mit einem in Gestalt eines kleinen Fischhamens gestrickten, und an einem langen Stecken vestgemachten Gärnleins überdecken kann. Eine andere Art, vermit-

vermittelst des Lerchenfälkleins die Lerchen zu fangen, ist oben bereits bey dem Worte: **Lerche** erwehnet worden.

Wie man sich aber des Lerchenfälkleins zum Lerchenfangen bedienet; also braucht man auch hingegen die Lerchen, wenn man ein Lerchenfälklein fangen will, und zwar folgendergestalt: Man blendet nemlich eine Lerche, hängt ihr an einem Fuß ein subtiles mit Vogelleim bestrichenes Gäbelein, oder nur einen mit Leim bestrichenen Bindfaden, und so man ein Lerchenfälklein herum revieren sieht, lässet man die Lerche sachte fliegen, welche, wie alle blinde Vögel thun, den geraden Weg über sich gehet. Wenn nun dieselbe von dem Lerchenfälklein ersehen und gestossen wird; so schlägt das Gäbelein über sich, wodurch das Fälklein von dem Leime gefangen wird, und sammt der Lerche herabfallen muß; den Leim mag man hernach mit Aschen, Seiffe und warmem Wasser wieder ausputzen. Dieser Vogel kann die Kälte durchaus nicht vertragen; dahero muß man ihn nicht nur an einem temperirten Orte halten; sondern auch im Winter seine Sitzstange mit Hasenbälgen füttern. s. a. **Falke.**

Lerchenfang, bedeutet sowohl die verschiedene Arten, als auch die bequemste Zeit, die Lerchen zu fangen. s. **Lerche, Lerchenfalke, Lerchengarne, Lerchenstreichen.**

Lerchengarne, Lerchennetze, sind eine Art Netze, derer man sich bey dem Lerchenfangen bedienet. Man hat deren zweyerley Sorten, nemlich **Nachtgarne**, oder **Nachtnetze**, und **Klebegarne, Klebenetze**, oder **Tagenetze.**

a) Das **Nachtgarn**, welches an seinem Orte beschrieben wird, hat seinen Namen von der Zeit, da man es braucht; denn man kann sich dessen nicht bey hellem Tage, sondern nur bey dunkler und finsterer Nachtzeit bedienen. Ja wenn auch der Mond des Nachts nur ein wenig scheinen sollte; so würde er dem Fange hinderlich fallen; gestalten je dunkler die Nacht ist, je besser dieser Fang vor sich gehet.

b) Die **Klebegarne** aber oder die **Tagenetze** werden bey Tage ordentlich mit Furklen aufgestellet, und bey heller Abendzeit die Lerchen darein getrieben. Ihre Höhe erstreckt sich ungefehr auf anderthalb Klafter, die Länge aber nach Belieben, auf 11 bis 15 Klaftern, und müssen sie von starkem ungezwirntem und ungeblaichtem Garne (etliche machen sie auch wohl von Seide) sein subtil, damit sie desto fängiger seyn, gestrickt werden. Die Maschen müssen so weit seyn, daß ein dieses Weydwerks Unerfahrner auf die Gedanken gerathen möchte, die Lerchen würden nicht darinnen kleben oder hängen bleiben; sondern müßten durchfliegen können, welches aber gleichwohl wegen weiter Ausbreitung ihrer Flügel nicht seyn kann. An dem obern Theil dieser Netze sind von Horn und Bein gedrechselte Ringlein, etwan einer halben Span-

Spannen weit voneinander geheftet, damit man sie an die Leinen anfassen, und im Stellen geschwinde auseinander, und nach vollendetem Fange wieder zusammen ziehen, und von den Furkeln abnehmen kann. Diese Netze werden daher **Klebgarne** oder **Klebenetze** genennet, weil die Lerchen, welche bey dem Eintreiben wegen der Abendzeit und Demmerung das Garn nicht beobachten können, gleichsam daran kleben bleiben. Zehen solche Netze müssen eilf Furkeln haben, welche jedoch nicht gar plump, auch nicht so geschwank seyn müssen, daß sie sich biegen; die besten und leichtesten werden von Tannenholz gemacht.

Man hat auch noch eine andere Art von ganz niedrigen Netzen, die man **Tiraß** nennet, und bey Tage stellet, da man die Lerchen zusammen treibet, und vermittelst eines Falkens, den man auch nur von Holze macht, und um sich herum schwenket, verursachet, daß sie nicht in die Höhe fliegen, sondern in das Netze lauffen. Von noch anderer Art sind auch die **Tagenetze auf einem Vogelheerde**, damit man auch die Lerchen vermittelst einer Pfeiffe und eines Spiegels, darinnen sie vermittelst der darauf fallenden Sonnenstrahlen ihr Bildniß sehen, locken, und mit denen ausgebreiteten zweyen Wänden, so sich schnell zusammen ziehen lassen, fangen kann. Siehe **Vogelheerd** und sonst auch von dem Gebrauche dieser Netze, unter dem Worte: **Lerchenstreichen.**

Lerchenharz, lat. Terebinthina germanica, ist das dem aus Lerchenbaum fliessende schöne, köstliche und balsamische Harz, welches helle und durchsichtig, und eines angenehmen Geruchs ist. Der **Lerchenbaum** giebt solches nicht freywillig von sich, der Stamm muß erstlich bis auf den Kern durchgebohret werden. Das Abzapfen dieses Liquoris kann aber nicht anderst, als unter gewiessen Umständen ohne Schaden geschehen; denn, wenn man dieses an denen jungen Bäumen verstatten wollte; so würde erstlich durch das Einbohren der Stamm verdorben, und zum andern ist leicht zu begreiffen, daß das Abzapfen des Saftes dem Wachsthum nachtheilig seyn muß. Daher kann es nur an solchen Bäumen verstattet werden, welche in denen nächsten Jahren darauf gehauen werden. Dieses flüßige balsamische Harz, so viel Aehnlichkeit mit dem Terpintin hat, wird öfters vor den ächten, venetianischen Terpintin, theils gar vor den weissen Peruvianischen Balsam verkauft, wie **Herr von Rohr** pag. 139. erinnert. **Herr D. Schreber** in seiner **Sammlung öconomischer Schriften**, 1. B. giebt uns weitere hieher dienliche Nachricht. Obgleich bey grosser Hitze viele harzigte Theile aus dem Holze von sich selbst heraus rinnen; so ist dieses doch sehr selten, und müssen die Bäume aufgeritzet werden, da dann ein Saft, wie klar Wasser, heraus läuft, welcher erstlich gelblichtweiß siehet, nachdem er aber älter wird, sich verdicket, und eine Citronenfarbe bekommt. Jener selbst herauslauffende Saft wird in Frankreich *Bijon* genennet, und ist viel edler, als der,

welcher durch Einschnitt in den Baum abgezapfet wird, und unter dem Namen: **Terpentin**, bekannt genug ist. **Pomet** führet in seinem aufrichtigen **Materialisten** S. 422. an; jener, der wahrhafte *Bijon*, habe so viel Kraft, als der weisse peruvianische Balsam; sey aber wohl denen wenigsten Apotheckern und Spccereyhändlern bekannt, und man könne eher 5000 Pfund von diesem selbst ausfliessenden kräftigen Harze sammeln. Der Terpentin wird mehrentheils in **Frankreich**, und sonderlich in denen **Lionischen Wäldern** bey **Pilatre** von denen Bizeards, welches arme Leuthe sind, die sich in denen dortigen Wäldern aufhalten, des Jahres zweymal, im Frühling und Herbste, mit Fleiß gesammelt, und in Tonnen und Bockshäuten nach Lion zum Verkauf gebracht, von dar dieses flüßige Harz weiter verführet und zu uns gebracht, und unter dem Namen **venetianischer Terpentin** geführet, ja öfters für den orientalischen Terpentin, der aus den **Inseln Scio** und **Cypern** kommt, verkauft wird. Billig, sagt **Pomet**, sollte man ihn nicht mehr Venetianischen, sondern seinen Terpentin aus dem Holze bey **Pilatre** oder von **Lion** nennen, und nennen lassen.

Man bekommt zwar von den Tannen und Fichten ebenfalls Terpentin; allein der vom Lerchenbaum hat den Vorzug für diesen in vielen Stücken, und äussert sich dieser Unterschied unter andern gar sehr bey Verfertigung des Sigellacks. Im Einkauf gilt jetzo ein Pfund 5 Groschen. In denen **Handverischen** Anzeigen vom Jahr 1754. nro. 101. heißt es: „Es ist an „dem, daß man von denen Ler„chenbäumen im Deutschen Rei„che keinen sogenannten venedi„schen Terpentin zu hoffen habe, „massen zu dessen Erzeugung ein „wärmeres Clima und Boden er„fordert werde; doch *vielleicht* „ersetzet die Kunst solche Erforder„nisse durch eine besondere *Zube*„*reitung* des zu bepflanzenden „Bodens, wenigstens soll die Prä„parirung des Terrains durch „ein alcalisches Salz zu einem „bessern Gedeyhen der Lerchenbäu„me vieles beytragen, wovon „die Probe zu machen stünde.„ Diese Anmerkung macht **Herr D. Gerke zu Einbeck**. Allein, wie es gewiß ist, daß man, nach dem eigenen Geständniß des Herrn Doctors, nicht nur in Tyrol, sondern auch anderwärts in Deutschland, an Lerchenbäumen Schwämme antrift; also hat man auch von denenselben Terpentin nicht bloß zu hoffen, sondern auch gewiß zu erwarten, ohne die angerühmte Präparirung des Terrains durch ein alcalisches Salz, dessen besondere Wirkung zu diesem Zwecke noch durch mehrere Erfahrung wird erwiesen werden müssen. Ob die deutschen Lerchenbäume just so, wie die Französischen bey Pilatre in Lion, ihr Harz von selbst von sich geben, wollen wir eben nicht behaupten. Daß sie aber nicht so gar unergiebig sind, als **Herr D. Gerke** meynet, weißt man aus verschiedenen Nachrichten. Beedes, die Schwämme und Terpentin, sammeln sich nur noch nicht so stark in denen Gegenden von Deutsch-

Deutschland, wo man vor nicht gar langer Zeit erst angefangen hat, Lerchenbäume anzuziehen, als künftig geschehen kann, wenn mehrerer Fleiß darauf gewendet wird.

Das Lerchenharz treibet, wärmet, eröfnet, erweichet, heilet und reiniget, insonderheit aber bekommt es denen Schwind- und Lungensichtigen wohl. Wenn man oft und viel daran leckt; so erledigt es die Brust von den schleimichten und faulen Feuchtigkeiten, reiniget die Nieren und und Blasen, vertreibet den Stein, befördert den Harn, und hilft andern Gebrechen mehr, sonderlich der Harngefässe ab, stillet den Saamenfluß, und heilet auch, mit Campher vermischt, die Krätze und den Aussatz, und ist, alleine, oder mit Honig vermengt, als eine Latwerge eingenommen, ein gutes Mittel wider den Husten und die Engbrüstigkeit. Aeusserlich wird es zu denen zeitigenden und heilenden Pflastern und andern Arzneyen genommen.

Lerchenheerd, s. **Vogelheerd.**

Lerchennetze, s. **Lerchengarne.**

Lerchenschwamm, lat. Agaricus Laricis, ist in allen Apothecken unter der angeführten lateinischen Benennung bekannt. Es sollen sich dessen, nach *Axtii* tract. de arbor. conif. zweyerley Gattungen finden. Die männliche sollen schwarz, lang, hart und schwer seyn, und nicht so viel taugen, als die weiblichen, welche rund, weiß und porös sind, und sich leicht zerreiben lassen. Sie sollen nicht so geschwind, wie andere bekannte Schwämme, wachsen, sondern ein ganzes Jahr Zeit erfordern. Man klaubet sie von denen Baumrinden ab, wann sie anfangen trocken zu werden und Risse bekommen. Nachgehends stellet man sie, nach Gelegenheit, zwey bis drey Wochen in die Sonne, damit sie weiß werden. Man schlägt sie mit einem hölzernen Hammer, und reibet sie bisweilen äusserlich mit Bohnenmehl, damit keine Schnitte darauf zu sehen. S. Valentini Histor. Simpl. Eigentlich ist der Lerchenschwamm ein an der äussersten Rinde dieses Baumes, aus deren Fasern entstehendes ganz weisses und leichtes Gewächse, von unterschiedener, theils länglichter, theils runder gestalt, welches auswendig eine röthlicht graue Schale, innwendig aber ein mürbes Mark mit vielen Fäsergen enthält, anfänglich süsse, hinterher aber bitter schmeckt. Er ist ebenfalls sehr resinös, welches man erfähret, wenn man Branntenwein darauf gießt. Er wird als ein Arzneymittel gebraucht, und jetzo im Einkauffe mit sechs Groschen bezahlet. Vor einigen Jahren ward in denen Französischen Zeitungen viel Werks davon gemacht, daß ein Chirurgus in Frankreich der glückliche Erfinder eines blutstillenden Mittels gewesen, so ganz ausserordentliche Wirkungen bey Ablösung der Arme und Beine bewiesen, wofür er von dem König eine ansehnliche Belohnung empfangen hätte. Einige Zeit hernach ward das Mittel durch eben diese Zeitungen bekannt gemacht, und es war der Lerchenschwamm, der als ein solches Mittel in Deutschland

land lange bekannt gewesen ist. S. von Rohr Geschichte der Bäume, pag. 194.

Lerchenspiegel, s. Lerchenstreichen.

Lerchenstreichen, Lerchenstrich, heisset insbesondere die Feld- und Kornlerchen, entweder mit den **Nachtnetzen** fangen, oder vermittelst einer langen Leine in die **Klebgarne** jagen.

α) Die **erste Art** geschiehet bey der Nacht folgendergestalt: Wenn das Nachtgarn, wie oben unter dem Worte **Lerchengarn** angewiesen worden, völlig verfertigt, und an jeder von den beyden schmalen Seiten eine lange Stange angebunden ist; so breitet man des Abends, wenn es finster wird, und der Mond nicht scheinet, das Netze auf der Erden aus, alsdenn fassen es zwey bey den Stangen rechts und links, hinten aber gehet einer, der den Schweif des Netzes fein niedrig bey der Erde nachträgt. Also gehen sie etliche Furchen, so viel daß Netz überreichen kann, auf, und an den nächsten Furchen wieder ab, und, so was unter dem Netze flattert, pfeiffen sie einander, legen das Netze nieder, würgen die Vögel, ziehen sie durch das Netze heraus, und gehen sodann weiter fort. Wenn es nicht ganz finster ist, müssen sie geschwinder gehen. Die Witterung zu diesem Fange muß auch recht trocken seyn, weil sonsten bey nassem Wetter nicht nur die Netze übel zugerichtet, und besudelt werden; sondern auch die Vögel bey solcher Zeit nur an erhöheten und strauchichten Orten, wo man mit den Netzen wenig ausrichten kann, zu liegen pflegen. Etliche sind der Meynung, die mit den Nachtnetzen gefangene Lerchen sollen besser seyn, als die bey Tage gefangen worden.

Mit den **Nachtgarnen** zu gehen, wird ausser denen, so die Jagdgerechtigkeit besitzen, sonst billich allen andern verbaten, weil damit nicht allein die Lerchen, sondern auch die Wachteln, ja wohl ganze Völker Rebhüner, und anderes im Felde übernachtende Feder- und anderes Wildpret, als junge Hasen und dergleichen, dadurch mit hingerafft und verderbet, oder doch aufs wenigste verjaget werden. Dannenhero soll es auch absonderlich in den Churfürstl. Sächsischen Landen mit dem Lerchenstreichen, wie mit anderm Niederwildpret gehalten werden, und sich keiner auf des andern Grund und Boden betretten lassen, sie hätten denn Kuppeljagd miteinander. Die Bürger in Städten sind dessen auf ihrem Weichbilde und Fluren, wo sie nicht verhegt sind, befugt; der Churfürstl. Gehege aber sollen sich alle insgesammt enthalten, es geschehe denn mit Vorbewußt, Gunst und Bewilligung der Aemter. Die Bauerschaft aber, Müßiggänger und anderes gemeines Volk sollen sich nicht unterstehen, mit den Nachtnetzen ohne Unterscheid zu streichen; sondern es soll ihnen solches bey nahmhafter Strafe verboten seyn.

β) Die **andere Art** des Lerchenstreichens, welche mit denen **Tagegarnen** oder **Klebenetzen**

tzen geschiehet betreffend; so wird solche folgendergestalt vorgenommen: Wenn die Erndte vorbey ist, und die Zeit heran rücket, da der Lerchenstrich anzugehen pfleget, erwählet man einen gelegenen Platz auf denen Stoppelfeldern, sonderlich aber auf denen Haberstoppeln, stellet die Klebegarne, deren man wenigstens dreyßig, bey grossen Plätzen, auch mehrere haben muß, mit denen dazu gehörigen Lerchenfurkeln, in dreyen Zeilen, etwan 20 Schritte oder mehr, hintereinander dergestalt auf, daß sie oben an den Leinen mit den Ringeln ganz auseinander gezogen sind, unten aber eine Elle, oder auch nicht so lang, von der Erde hängen, und sonst gegen den Boden und beyde Seiten ganz frey schweben. Sowohl links als rechts an denen aufgestellten Netzen befindet sich ein Gestelle mit einem Haspel, worauf eine sehr lange Leine gewunden ist. Wenn nun etwa um drey Uhr Nachmittags die Garne auf die Furkeln gehänget werden, und man damit fertig ist, wird an eine jede Leine ein Pferd oder Ochse, vermittelst eines Ortscheites angespannet. Derjenige, so auf dem Pferde sitzet, oder den Ochsen regieret, ziehet sodenn mit der Leine, welche von der dabey stehenden Person abgewunden wird, allmählich fort, und die dazu gestellten Jungen schleppen, in gewisser Entfernung voneinander, die Leine nach, sowohl dem Pferde oder Ochsen den Zug zu erleichtern, als auch der Leine, wenn sie etwan wo hängen bleiben sollte, nachzuhelfen. Sind die Leinen auf beyden Seiten völlig abgewunden; so wird denen Personen, die bey dem Zugviehe sind, ein Zeichen gegeben, oben im Bogen zusammen zu rücken. Wenn solches geschehen, spannt man die Pferde oder Ochsen ab, hängt beyde Leinen zusammen, und fänget bey den Netzen an, dieselbe wieder aufzuwinden, die ringsherum an der Leine ausgetheilte Jungen gehen erstlich Fuß vor Fuß fort, damit die Lerchen nur sachte aufstehen, und 30 auch mehr oder weniger Schritte sich wieder niedersetzen; und also treibt man sie oft gemächlich auf, bis sie ungefähr 40 bis 50 Schritte sich gelagert haben; alsdenn läßt man die Treiber stärker gehen, und endlich gar auf sie loslauffen; so schiessen sie vor Furcht, und der hereinbrechenden Nacht geblendet, mit Hauffen in die Garne, daß man, wo es einen guten Strich hat, etliche hundert auf einmal fängt.

Weil hierbey das meiste daran gelegen ist, daß man die Treibezeit recht treffe, indem die Lerchen, wenn das Treiben zu frühe oder zu spät geschiehet, entweder sich zurücke begeben, oder in die Höhe fliegen, folglich alle angewandte Mühe und Unkosten umsonst und verlohren sind; so ist es gut, wenn man bey diesem Fange, indem man mit denen Leinen eintreibet, eine Person dabey hat, die es verstehet, und den Treibern entweder mit einem Hörnlein, oder mit einem lauten Pfeiflein zu rechter Zeit ein Merkzeichen zum Stillstehen giebt, damit die Lerchen sich setzen, und nicht zu hoch, oder wohl gar sich über die Garne schwingen, sondern noch vor denenselben nieder-

der-

derfallen mögen, um hernach, wenn sie nahe genug dabey sind, desto eilfertiger in gedachte Garne gejaget zu werden. Sie verwickeln sich so harte darinnen, daß sie übel auszulösen sind; das vornehmste aber ist, die Füsse recht auszuledigen, da denn der Leib schon hernach gehet. Bisweilen kommen auch Wachteln, Schnepfen und Rebhüner hinein, wovon die beyden letztern einen grossen Riß in das Garn zu machen, und wo man nicht bald herzu kommt, sich gar loszureissen pflegen.

Dieses Weydwerk will ein stilles heiteres Wetter haben; denn wenn solches windig ist, muß auch diese Uebung vergeblich seyn seyn, weil die subtilen Gärnlein von den Winden gar zu leichtlich aufgehoben werden, daß die Lerchen unten durchfliegen, und also nicht gefangen werden können. Wenn Frauenzimmer, oder sonsten etwa ansehnliche Zuschauer vorhanden sind; so können sie wohl beyderseits etliche 20 bis 30 Schritte von den Netzen stehen oder sitzen bleiben: denn also sehen sie nicht nur, wie die Lerchen in die Netze einfallen, sondern es können auch die Lerchen sich destoweniger seitwärts begeben. Wenn die gefangenen Lerchen gewürget, und aus den Garnen mit Bescheidenheit ausgenommen worden; so muß man diese wieder zusammen ziehen, abnehmen, und in die dazu gehörigen Säcklein stecken, die leinen vollends aufwinden, und alles zusammen, bis auf die Furkeln und Gestelle zu den Leinen, welche bis zu Ende des Lerchenstreichens auf dem Felde stehen bleiben können, auf dem grün angestrichenen Lerchenwagen, wieder nach Hause an behörigen Ort schaffen.

Die Bauren in Frankreich bedienen sich noch eines andern Mittels, dadurch sie mit geringer Mühe und Kosten *bisweilen* eine grosse Menge Lerchen fangen. Sie geben nemlich Achtung, wo sich selbige am meisten aufhalten, und, um sie desto mehr anzulocken, streuen sie Haber, und schlagen 3, 4 und mehr Reihen kurze Pflöcker in die Erde; knüpfen oben an die Ecken 26 bis 30 Ellen lange Stricke, und an denselben, nahe an der Erden, viele Schlingen von doppelten Pferdehaaren, 4 bis 5 Zoll weit von einander entfernt. So bald nun die Vögel des Habers gewahr werden; fallen sie gierig darauf zu, da sie sich denn in den Schlingen verstricken, und zuweilen auch nebst andern Vögeln gefangen werden.

γ) Ist aber endlich noch etwas, welches das Vergnügen des Lerchenfanges vermehren kann; so ist es gewiß durch Beyhülfe eines sogenannten **Lerchenspiegels**. Diesen nun wohl einzurichten, ist zu wissen nöthig, daß die eingesetzten Spiegel von reinem und hellem Glase seyn müssen, indem sonst die Lerche nicht darauf fällt; und wenn selbiger recht soll gemacht seyn, kommt er auf zwey Thaler. Hierzu gehören auch Netze und Schlagwände, welche also zu verfertigen: Man fängt mit einer Masche an, und stricket selbige fort bis auf 380, alle auf einen

einen Bindfaden, und stricket nach diesem in die Breite auf 180 Maschen, welche 1 und ein Viertel Zoll, von einem Knoten zum andern, weit sind. Sodenn wird die Wand rund herum mit 3 drätigem Zwirn oder feinem Bindfaden vermaschet. Hierzu müssen die Oberleinen, fast eines Fingers stark, von feinem ausgehecheltem Hanf, und auf 17 Klastern Lang, die Unterleinen aber kaum halb so stark, und 13 und einer halben Klafter lang seyn. Zu den Saumleinen nimmt man nur starken Bindfaden. Weiter gehören hierzu feine lange Rückleinen, damit der Lerchenfänger nicht so lange bey den Wänden sitzen darf. Wenn nun das nöthige fertig ist; so geschiehet der Fang selbst. Vorher aber ist noch zu merken, daß der Fang bey hellem Sonnenschein geschehen, und durch Beyhülfe des Spiegels und dessen Glanzes die Lerche angereitzet werden muß. Es wird aber der Spiegel mitten gegen den Wänden also angebracht: Man schlägt eine Spindel in die Erde, daß sie kaum zwey Zoll heraus bleibe, setzet den Spiegel darauf, machet an das eiserne Häcklein das dazu gehörige Leingen an, und nimmt es der Lerchenfänger, wo er sitzet, zu sich. Siehet man nun, daß Lerchen gezogen kommen; so muß der Spiegel mit der Leine beständig gedrehet werden. Wird denn eine Lerche solches gewahr; so nähert sie sich, und mit ihr auch der ganze Schwarm. So bald sie herunter nach dem Spiegel fallen, muß man auch fertig seyn, die Wände über sie zu rucken, und die Lerchen bald auszulösen, auch selbige sofort wegzuschaffen. Der Lerchenfänger muß nicht frey, sondern in einer in die Erde gegrabenen Grube verborgen sitzen. s. a. **Lerche, Lerchenfalke, Lerchengarne, Vogelheerd.**

Nach den gemeinen Rechten sollte zwar einem jeden, wenigstens auf seinem Acker, frey stehen, Lerchen zu fangen. In Sachsen aber ist es dennoch, wie schon bemerket worden, ziemlich eingeschränkt.

Lerchenzuchtmeister, s. **Schmerl.**

Leseholz, heisset man bey der Holzung die dürren Zweige, Späne, Gewürzel von Stöcken, und anderes kleines Holz, so denen Holzhackern und andern armen Leuten aufzulesen, und nach Hause zu tragen, erlaubt ist, wobey jedoch dieselben weder Axt noch Beile führen dürfen, damit sie nichts von grünem Holze abhauen können. Ueber dieses aber ist dabey wegen allerhand anderer Waldbeschädigung und Holzdieberey sowohl, als damit nicht einer oder etliche arme Leute alles, die andern aber nichts bekommen, eine gute Ordnung zu halten. Man weiset nemlich die Revier an, wo, und wo nicht gelesen werden soll. Es werden auch gewiesse Tage dazu bestimmet. Jeder, der lesen will, muß sich bey gewiessen darzu verordneten Bedienten melden, einen Zettel holen, darauf der Name des Lesers, der Wohnungsort, die Tage und Lesezeit, und das Revier benennet ist, welchen sie hernach denen visitierenden Forstbedienten vorzeigen, oder aber in deren Ermang-

Ermanglung im Holze nicht geduldet werden müssen. An einigen Orten müssen sich auch die Holzleser alle zu gewiesser Zeit an dem Lesetage versammeln, werden eingeschrieben, und von einem Aufseher angeführt, andere aber nicht zugelassen. An andern Orten wird auch von denen, so Holz lesen wollen, ein gewiesses Geld, entweder überhaupt oder Tageweise, erleget. Endlich muß sonderlich nicht verstattet werden, daß die Weibsleute Sicheln und Beile mit sich nehmen, ingleichem, daß an denen jungen Schlägen und Sommerlatten gelesen werde. Denen Holzhackern wird auch darinne nichts voraus verstattet; sondern sie müssen mit andern Lesern in der Ordnung, nur aber umsonst nicht aber nach ihrer Willkühr, lesen. Denn dieses ist eine Gelegenheit zu vieler Holzdieberey.

Lesse, s. **Strick**,

Leyer, heisset bey dem Meisenfang die Walze, worein die Leimruthen gestecket werden. An derselben ist eine doppelte Leine; wenn man eine an sich ziehet; so wickelt sich die andere auf.

Liberæ Venationes, s. **Freybürsche.**

Librare in altum, s. **Schwingen.**

Lieben, nennen die Jäger, wenn sie dem Leithunde, da er im Anhalten richtig auf der Fährte stehet, mit freundlichen Worten zusprechen, mit dem eichenen Bruch um die Augen streichen, und andere Liebkosungen erweisen, um dadurch zu erkennen zu geben, er habe seine Sache recht gemacht, und man seye mit ihm zufrieden.

Lier, wird bey den französischen Falkenierern von dem Falken gesagt, welcher seinen Raub in der Luft davon führet, da er ihn vest in seinen Klauen hält, oder da er denselben, nachdem er ihn zu Boden geschlagen hat, zusammen drückt, und vest an der Erde hält; welches von denen deutschen Angreifen genennet wird. s. Falke. Sonst aber brauchen die französischen Falkenierer dieses Wort auch auf den Fall, wenn zwey Vögel in Gesellschaft fliegen, und sich zusammen halten, um den Reiger zu verfolgen, und ihm so nahe zu kommen, daß sie ihn anzugreifen, und in ihren Klauen zu halten, scheinen.

Lierre, s. **Epheu.**

Lievre, s. **Hase.**

Lignatio, s. **Holzungsgerechtigkeit.**

Lignum, s. **Holz.**

Lignum sectum, s. **Scheitholz.**

Ligustrum, s. **Rheinweiden.**

Limier, s. **Leithund.**

Limites, s. **Grenzen.**

Limitrophi, s. **Marksteine.**

Lince, s. **Fuchs.**

Linde, lat. Tilia, franz. *Tillau*, *Tilleul*, *Tillot*, ist ein groswachsender, breitästiger, und einen starken und dicken Schatten machender Baum, und gehöret mehr unter die Bäume der Vergnügung und Sommerannehmlichkeit,

keit, als zum Gebrauch des Holzes. Linden, wenn sie auf einem guten Boden stehen, tragen nicht allein ein sehr angenehmes großblätterichtes und schattenreiches Laub, sondern sie schiessen auch über sich eine schöne Krone, und breiten ihre prächtige Aeste auf allen Seiten aus. Sie lassen sich auf vielerley Art unter der Scheere ziehen; ja wer Lust hat, kann sich mit der Zeit auf denen Aesten eine angenehme Sommerlaube, oder Lust- und Schattenhütte bauen. Die Lust- und Ziergärtner machen mancherley Bogengänge und schöne Alleen davon. Ingleichem mancherley Arten Pyramyden. Um einige grosse Städte findet man zu den Promenaden auf beyden Seiten solche angenehme Linden in grosser Anzahl, welche kühle und Schattenmachende Gänge zur Sommerszeit niemals allein sind, sondern alltäglich von vielen Menschen beyderley Geschlechts betretten werden. Ja nicht nur allein grosse Lust- und Ziergärten und grosse Promenadeörter prangen mit diesen schönen Bäumen, sondern man findet an theils Orten Dorf- und Landstrassen damit gezieret. In den Dörfern und auf denen Auen stehen in vielen Gegenden die allergrösten Linden.

Es giebt zweyerley Art Linden, die weiche und Stein- oder die Ost- und späte Linde. Die weiche oder Ostlinde blühet eher als die andere; beyde aber sind sowohl an Blättern als Holz und Blüthen einander gleich. Die Blüthe von beyder Art ist den Bienen einer der allerbesten und gedeyhlichste Genuß. Wenn diese blühen, so sind die Bienen nicht nur am Tage bey gutem Wetter in unzählicher Menge auf den Linden, sondern sie bleiben zum Theil gar in der Nacht darauf. Die Bienen bekommen von den Linden nicht allein das dienliche zu ihrem Gewirke, sondern auch viel Honig. Zu der Zeit riecht es von dem starken Geruch der Lindenblüthe um die Bienenbruten recht süsse und angenehm. Wenn die Linden blühen, und solche die Bienen recht geniessen können, schwärmen sie um diese Zeit am meisten, und es sind auch die besten Schwärme, die um diese Zeit gesetzt werden. Ferner ist das sehr kühlende Wasser, welches von den Lindenblüthen sowohl in den Apothecken, als auch von vielen andern Personen gemacht wird, bekannt.

Das Lindenholz ist nicht vest, es ist aber sauber weiß; dahero wird es, wenn sie stark gewachsen sind, zu Brettern, wovon Tische gemacht werden, geschnitten; auch brauchen es, wegen des gelinden Schnittes, die Bildhauer, Drechsler und Tischler zu vieler Art Arbeiten.

Wenn Linden im Frühling gehauen werden, so schälet sich eben, wie von allem Holze, die Rinde am besten. Die Rinde wird in ein reines stillstehendes Wasser geworfen, darinnen röstet sie ab, und wird davon ein vortreflicher vester Bast, welcher innerlich schön weiß, nach der äusserlichen Rinde zu aber immer etwas bräunlichter und geringer wird. Dieser Bast wird sehr zu Matten und Einpacken bey Kauf- und Fuhrleuten gebraucht, und

durch Beyhülfe dieses Bastes werden mit den Dohnen in einem Jahr lang viele tausend Schock Vögel, mancherley Art, nur in einem einzigen Fürstenthume gefangen. Auch die Lustgärtner und viele andere Leute brauchen solchen Bast zum Oculiren und zum Verbinden der Bäume, als auch zu mancherley andern Sachen.

Auf den Linden wachsen nach der Abblühung viele runde, erbsengrosse Kügelchen. Ich habe wohl noch niemals gesehen, daß von diesen abgefallenen Kügelchen unter oder neben den Linden, junge Linden aufgewachsen wären. In denen Hecken oder Büschen aber, wozu weder Vieh noch Wildpret kommt, wenn solche Kügelchen von Mäusen, Vögeln oder Eichhörnchen hineingetragen werden, wachsen sie. Hernach aber werden die Linden auf dem Lande oder in den Gärten, am Wege und Alleen, ordentlich wie Obstbäume gesetzt, und oben verstutzt, Es kostet aber, wenn eine Linde soll aufgebracht werden, gleiche Mühe, als bey einem Obstbaume. Im Gefilde, auf Reihnen und in Büschen, allwo Vieh und Wild zukommen kann, kommt eine junge Linde wegen des schönen breiten wohlschmeckenden Laubes niemals auf. Das Laub von Linden ist ein vortreflich Futter zum Füttern der Lämmer; solche lernen davon fressen; auch streiffen es sogar manche Dorfleute, und brühen es wie Kraut mit vor vor die Kühe.

Aus den alten Linden wächset der bekannte Lindenmistel, mit knotichten Stengeln, länglichten bleichgrünen dicken Blättern und weissen Beerlein, aus welchen der Vogelleim bereitet wird. Dieses Gewächse ist ein gutes Mittel wider die fallende Sucht, und wenn die Beerlein mit Essig gesotten eingenommen werden, stillen sie allerhand Blutflüsse, gepülvert aber dienen sie wider die rothe Ruhr. Der an den Linden wachsende Schwamm bewahret das Vieh für anfallenden Krankheiten, wenn man ihn in das Wasser leget, daraus solches getränket wird. Die Lindenblätter zerknirscht und aufgelegt, sind gut wider den Krampf und die geschwollene Füsse. Aus der Blüthe wird ein Wasser gezogen, welches eine gute Hauptstärkung ist, das Herzklopfen stillet, und wider Ohnmachten, Schwindel, Schlag, fallende Sucht, Stein, Bauchgrimmen und geronnenes Geblüte im Leibe dienlich ist; äusserlich aber die Flecken des Angesichts vertreibet, und die Schmerzen der Augen stillet. Die von der Lindenblüthe bereitete Latwerge ist ein treflichés Mittel wider die Hauptflüsse und fallende Sucht, als welches auch der Spiritus aus der Lindenblüthe verrichtet, welcher zugleich das Haupt und das Gedächtniß stärket, den Schwindel vertreibet und dem Schlag wehret. Die Knospen und Blätter, insgleichem auch die mittlere Rinde in Wein gesotten und getrunken, ist gut wider das Bauchgrimmen, befördert den Harn, und treibet den Stein und monatliche Zeit. Die innere Rinde in kleine Stücken zerschnitten, und eine Zeitlang ins Wasser geleget, giebt einen zähen Schleim von sich, wel-

welcher auf ein Tüchlein gestrichen und übergelegt, den Brand gewaltig kühlet und löschet, auch die podagrischen Schmerzen lindert. Wenn man die Linde im Frühling anbohret, wie man mit denen Birken sonst zu thun pfleget, läuft ein Saft heraus, welcher den Stein treibet, das Geblüte reiniget, und täglich dreymal, nemlich des Morgens früh, zu Mittage und Abends, zu drey bis vier Unzen eingenommen, ein bewährtes Mittel wider die fallende Sucht ist. Der Saft kann entweder allein oder mit Lindenblüthe vermischt, an der Sonne destilliret werden. Die lindenen Kohlen annoch glüend mit mit Essig abgelöscht, und mit zerstossenen Krebsaugen eingenommen, zertheilen das von einem harten Fall im Leibe geronnene Geblüte, und stillen das Blutspeyen.

Linote, s. **Hänfling.**

Linotte, s. **Hänfling.**

Linx, s. **Luchs.**

Livia, Taube.

Locha, s. **Rennthier.**

Lochbaum, Loche, Lauche, heisset ein an der Grenze zum Mahl oder Markung dienender, und mit einem eingehauenen oder gebohrten Loche bemerkter Baum, welcher gemeiniglich zwischen Wald und Wald, oder zwischen Holz und Feld den unterschied anzeiget; wiewohl man auch einige findet, die Feld von Feld, oder Feld von Wiesen abmarken oder abmalen. Hiezu nimmt man Bäume, die in Wind und Wetter dauerhaft genug sind, z. Er. Eichen, Linden rc. und an sumpfichten Orten Erlen. Dergleichen Bäume werden von gewissen dazu verordneten und verpflichteten Leuten gezeichnet, und gewöhnlicher massen auch wohl des Grundherrns Wappen, oder nur ein Kreutz hineingehauen; deshalben man sie ouch **Kreutzbäume** nennet, zugleich aber in deren Mitte vorgedachter massen ein Loch gebohret. Sie sind entweder eigen oder gemein. Die eigenen **Lochbäume** stehen zwar am Untermark, aber ganz auf des einen Eigenthumsherrns Boden; weswegen sie demselben allein zugehören, und hat der anstossende Nachbar keinen Theil daran. Sie werden aber eben daher also gezeichnet, daß die Lachen nur auf der einen Seite gegen den angrenzenden Nachbar sich befinden, auf der andern Seite hingegen die Bäume undemerkt und frey gelassen seyn. Die gemeinen **Lochbäume** aber stehen mitten auf dem Unterziel, und sind beyden Eigenthumsherren gemeinschaftlich, oder theilsamlich zuständig, dergestalt, daß einem jeden der halbe Theil daran gehöret; dahero sie denn auch billich hinten und vornen, in der Mitte des Baums, dem geraden Untermark nach, gelochet werden sollen. Wenn sich aber die Markung wendet, und nicht straks für sich gehet; so wird ein **Ecklochen** gemacht, und also gezeichnet, daß sie einen Winkel beschliesset. Doch ist überhaupt bey dieser Mark und ihrer Bezeichnung zu merken, daß es hiebey vornemlich auf eines jeden Orts Gewohnheit ankomme. Sothane Lochen sollen aufs wenigste in fünf Jahren ein-

einmal erneuert, und ausgehauen werden, immassen sie sonst verwachsen, absonderlich wenn die Bäume gesund und nicht alt sind, an denen die ausgehauene Kreutze durch die Länge der Zeit, so sie nicht verneuert werden, dermassen verwachsen und verwimmern, daß man gar kein Zeichen von aussen her mehr sehen kann, und oft wohl etliche Zoll tief in den Baum hinein hauen muß, bis man dieselben antrift. s. a. Grenze.

Loche, s. Lochbaum.

Loche, s. Schmerl, Steinbeisser.

Locheiche, s. Eiche.

Lochette, s. Schmerl.

Lochtaube. s. Taube.

Lock, **Locken**, lat. Allicere, Allectatio, franz. *Allecher*, *Allechement*, heissen bey dem Vogelgelsange die verschiedenen Erfindungen, die vorüberziehenden Vögel desto eher auf den Heerd, oder in die gelegten Fallen und Schlingen zu bringen, und geschiehet solches vornemlich auf zweyerley Art, entweder durch besondere darzu dienliche Pfeiffen, oder aber durch gewiesse darzu abgerichtete Vögel; welche letztere daher bisweilen selbst auch der Lock, oder Gelock heissen. s. Gelock und Lockvogel. Bey den Fischen und wilden Thieren aber geschiehet das Locken oder Ankirren derselben inescare oder Inescatio, franz. *Amorcer*, oder *Amorce*, durch verschiedene Arten von Ködern, oder aber durch Luder und andre Lockspeisen.

Lockenten, s. Entenfang.

Lockpfeiffe, lat. Fistula Aucupis, franz. *Apeau d'un Oiselenr*, ein Werkzeug, welches man zum Vogelsange brauchet, und von mancherley Art, nachdem es auf diese oder jene Art von Vögeln, als Wachteln, Hüner, Lerchen, Nachtigallen rc. gerichtet ist, und womit man derselben Stimme, mit welcher diese Geschlechter der Vögel einander locken, nachahmen kann.

Lockspeise, lat. Esca, franz. *Amorce*, heißt allerhand Futter oder anderes Speißwerk, womit man die Vögel, Fische und andere Thiere anzulocken und zu kirren suchet, um sie desto eher und leichter zu fangen. s. Lock, Köder, Körner, Luder.

Lockvogel, **Lock**, **Gelock**, lat. Illex, franz. *Apellant*, *Apeau*, *Appeau*, *une Chantelle pour servir d'Apeau*, heißt ein Vogel, welcher entweder auf einem ordentlichen Vogelheerde, oder bey einem Feldbaume, oder einer Leimstange, in seinem Häuslein, Bauer oder Käfich hingestellt wird, um durch seinen Gesang, Ruffen und Geschrey die fremden und vorüberziehenden Vögel seines gleichen auf den den Heerd, oder in andere denenselben gestellte Fallstricke zu locken. Solcher Lockvögel giebt es vornemlich zweyerley Sorten, singende und schreyende; beyde aber werden wieder in grosse und kleine. eingetheilt. Unter den grossen singenden Lockvögeln sind die vornehmsten der Mistler, die Weißoder Zippdrossel, und die Amsel. Die grossen schreyenden

enden sind der **Krammetsvogel** oder **Ziemer**, und die **Roth-** oder **Weindrossel**. Die kleinen singenden Lockvögel sind, der **Gögler** oder **Quäcker**, sonsten auch **Buchfinke** genannt; der **Kernbeisser**, der **Grünitz** oder **Krumschnabel**, so auch anderer Orten **Kreutzvogel** heisset; der **Gimpel** oder **Buchfinke**, welchen einige auch **Haylen**, andere aber einen **Rothschlegel** zu nennen pflegen; der **Grünling**, **Grünzling** oder **Wohnitz**, von etlichen auch **Schwanschel** genannt; die **Lerchen**, die **Meisen**, der **Emmerling** und die **Wachteln**, von welchen allen unter ihren eigenen Benennungen ein mehreres nachzusehen.

Verhaltene Lockvögel sind, welche bis um Jacobi, d.i. kurz vorher, ehe der Vogelstrich angehet, im Finstern gehalten, und dadurch an ihrem Gesange verhindert worden, damit sie solchen ausser der Zeit, wenn man ihrer auf dem Heerde, und sonsten benöthigt ist, von sich hören lassen. Will man grosse oder Halbvögel zur Lock verhalten; so nimmt man zur Herbstzeit die Wildfänge, so viel man deren benöthiget ist, stellet sie in ihre Gebauer, die um und um, ausgenommen an dem Orte, wo das Fressen zu suchen, mit leinem Tuch müssen vermachet seyn, weil die Vögel sonst wegen ihrer wilden Art sich ihrer Köpfe gar bald zerstossen, und ihren Tod gar bald befördern würden; man bindet ihnen auch zu mehrerer Vorsorge anfänglich die beyden Flügel mit Faden, daß sie sich nicht zu sehr verflattern; hierauf schüttet man ihnen ihr Gefrässe, welches in Milch und Hirsekleyen bestehet, in das dazu bereitete Freßtröglein. Kann aber der Vogel solches Fressen nicht leicht gewohnen; so pfleget man es mit Wachholder- oder Hollunderbeeren zu vermischen, um es desto lieber zu sich nehmen zu lernen. Wenn sie nun das ordentliche Gefrässe gewohnet sind; so stellet man sie an stille und finstere Oerter, da sie weder das Tageslicht sehen, noch das Geschrey der Vögel vernehmen können, und lässet sie also bis auf Jacobi stehen. Und eben auf solche Weise muß man auch mit denen kleinen **Lockvögeln**, als Finken, Quäckern und dergleichen, so viel man sich deren bey dem Fange bedienen will, umgehen, und sie im Finstern aufbehalten. Kömmt hernach der Vogelstrich, und die Zeit zum Fange herbey; so bringt man solche Lockvögel zwey oder drey Wochen vorhero auf den Heerd, um desselben zu gewohnen, da man denn mit Verwunderung hören wird, wie diese bishero im Hause gleichsam stumm gewesene Vögel ihren Lockgesang anstimmen werden. Die Krammets- und andere zum Locken dienliche Halbvögel lassen sich auch über Winter gut erhalten, wenn sie in einem dunkeln Gemach herum lauffen können.

Alle **Lockvögel** aber wollen fleißig gewartet, sauber und reinlich gehalten, sorgfältig gespeiset, und zuweilen mit Schutzmitteln wider die ihnen gemeine Zufälle verwahret seyn. Denen Mistlern, Amseln und Dros-

seln giebt man folgendes Geässe: Man nehme Gerstenmehl oder Grieß, und Weitzenkleyen, mische es untereinander und hebe es in einem saubern Topfe auf, damit die Mäuse nicht dazu kommen können. Hiervon macht man so viel, als man auf einmal bedarf, mit einer süssen Milch an, doch nicht zu dünne, und giebt ihnen dergleichen des Tages dreymal zu essen. Denen Amseln kann man auch öfters klein zerhacktes Ochsenherz, als welches sie gerne fressen, und dabey tapfer fortsingen, vorgeben; denen Krammetsvögeln hingegen mengt man ihr ordentliches aus Weitzenkleyen und groben Gerstengrieß bestehendes, mit Wasser und Milch abgerührtes Geässe mit rothen Vogelbeeren oder Wachholderbeeren; man macht ihnen auch zu Zeiten eine Veränderung mit der Speise und mischet ihnen Hollunderbeere, Weinschierling oder Berbisbeere und Mehlbeere mit ein; es schneiden auch etliche Obst, und ohne Salz gekochte Möhren oder gelbe Rüben unter ihre Speise, oder geben ihnen gedörrte, und wieder im Wasser gequellte Heidelbeere vor, bisweilen auch Hiersen und Mohn, legen ihnen zu Zeiten Fenchel in das Trinken, und versehen ihr Quartier öfters mit frischem Sande. Der **kleinen Lockvögel** Speise ist Hanf, Hiersen, Riebensaamen und Lein untereinander, Mohn, Flachs- oder Leindotter, Erlen- und Birkensaamen, und dergleichen; insonderheit giebt man denen Finken Hanf, Fenich- und Leindotter; denen Emmerlingen oder Goldammern, Hänflingen und Grünlingen, Hanf und jährigen Haber darunter. Der Hanf muß vor die kleinen Vögel auf der Hanfmühle gemahlen, und von heurigem Saamen seyn; so mausen und singen sie gut.

Die Lockvögel so man im künftigen Herbst auf die Heerde und Leimbäume brauchen will, soll man im Anfange des Mayen auf folgende Art **purgiren**: Erstlich giebt man ihnen Mangoldsaft mit reinem Wasser vermischt zu trinken; den andern Tag darauf giebt man ihnen ein Mangoldblatt zu essen; den dritten Tag setzet man sie mit ihrem Häuslein auf die Erde, daß sie zehen Tage ihr gewöhnliches Geässe fressen, und bringet sie nach und nach vom Lichten in das Dunkle, und aus diesem in das Finstere. Nach diesen zehen Tagen lässet man sie wieder Mangold essen, und wo man ihnen ihr Geässe und Geträuke giebt, nimmt man sich dergestalt mit dem Lichte in Acht, daß sie solches nur etwas weniges erblicken; man putzet ihnen ihre Käfiche auch Eß- und Trinkgeschirre sauber aus, und wechselt von acht zu acht Tagen den Hanf mit Mangoldblättern ab, giebt ihnen auch allezeit über den fünften Tag den Saft davon im Trinkwasser, sonderlich denen Finken, die gerne erblinden. Mit dieser Wartung und Pflege continuiret man bis auf Laurentii, d.i. den 10 August purgiret sie sodenn wieder, wie Anfangs, und bringet sie von Tage zu Tage an einen lichtern Ort, und nicht gleich jähling an das Sonnenlicht; so werden sie den Herbst über fein gesund bleiben, und wohl singen. Mittlerweile, da man die Ge-

gesang

sangvögel auf dem Heerde braucht, soll man ihnen allezeit am dritten Tage gar klein gehackte hart gesottene Eyer, nebst ein wenig gestossenem Zucker, oder klein gehackten Zirbelnüssen (Pinien) auf ihr Geässe, auch zum öftern frische Hünerdärmer geben. Von untereinander gehackten Eyern, Petersilien und Mangold singen sie desto besser, und sie dabey zu erhalten, giebt man ihnen bisweilen unter ihr Geässe ein wenig Rübensaamen, und 5 oder 6 Senfkörnlein. Wenn die Lockvögel erblinden wollen; so giebt man ihnen Wasser, welches in einem Topfe mit Kühkoth und Schellkraut wohl durcheinander gerühret, und, nachdem es eine Zeitlang gestanden, und sich das Dicke an den Boden gesetzet, und von demselben abgegossen worden, zu trinken; oder man menget ihr ordentliches Trinkwasser mit klein geschabter venedischer Seife, oder mit Mangoldsaft: man giebt ihnen auch Melonenkerne, zwey oder drey Tage zu fressen, sie vor Augenweh zu verwahren. s. ai Laufer, Vogelheerd, Braunellein.

Loden, heissen die zarte Stämmlein, welche sich zeigen, wenn die Bäume aus der Erde anfängs aufzuwachsen. Jedoch ist dieser Name nur von denjenigen Holzgattungen gebräuchlich, welche nicht allein durch den Saamen, sondern auch durch den Ausschlag von der Wurzel des abgehauenen Stammes fortgepflanzet werden. Hat ein Holz einen sehr flüchtigen Saamen, welchen der Wind in ziemliche Entfernung forttreiben kann; so nennet man die kleinen und zarten Stämmchen Anflug. Werden die Loden, welche aus dem Saamen kommen, stärker; so nennet man sie einständig Holz, weil nur ein Stamm aus dem Saamen erwächset: dagegen aus einem abgehauenen Stamme oft 30, 40, und mehrere Stämme zugleich ausschlagen. Wenn also das junge Holz aus der Wurzel oder Stamm eines abgehauenen Holzes wächset; so nennt man es Stammloden. Man sagt z. Ex. Eichen- Büchen- Birken- Saamenloden, zum Unterschied der Stammloden, weil diese Gattungen sowohl vom Saamen, als Stämmen fortgepflanzet werden; hergegen sagt man niemals Tann- Fichten- Kiefern- Saamenloden, weil sie vom Stamme niemals wieder ausschlagen; sondern nur allein vom Saamen auswachsen; und also dieser Unterschied hier keine statt findet. Die zarten Keimen oder Stämmchen von Birken, Ehren, Lehnen, Espen, Tannen, Fichten, Kiefern ꝛc. werden Anflug genennet, weil der Saamen dieser Bäume mit Flügeln versehen, und vom Winde weit fortgetrieben wird. Von Eichen und Rothbüchen saget man dieses niemals, weil ihr Saame schwer ist, und deswegen nahe bey den Bäumen niederfällt, und liegen bleibt. Kommen nach mehreren Jahren beyde Gattungen von Loden zu einer grösseren Länge und Stärke: so heisset es Stangenholz, wie solches schon durch den Namen selbst deutlich ausgedrückt wird.

α) Die besten Stammloden sind, welche zwischen der Wurzel und dem Stamme, oder auch aus den Wurzeln selbst hervorbrechen: daher findet man, daß das Stangenholz in stehenden Oertern, welches aus den abgehauenen Stämmen wieder erwachsen, mehrentheils in einer Weite von ein, zwey, drey auch wohl fünf bis sechs Fuß um den abgehauenen Stamme hersteht. Man findet oft zwanzig, dreyssig, vierzig, sechzig und mehr Stangen, die aus einem solchen Stamme und dessen Seitenwurzeln ausgeschlagen sind, und nennet man diese kleine mit einer solchen Holzdickung bestandene Plätze, Horsten, welcher Name aber auch gebräuchlich ist, wenn kleine Plätze mit Holz, das aus Saamen erzeuget ist, bestanden. Es ist auch gewieß, daß solche frischausschlagende Stammloden, denen darzwischen aufkommenden Saamenloden zum Schutze gegen allerhand Zufälle dienen. Sehr selten kommen Eichen, Rothbüchen, Eschen, Ehren, und Lehnensaamenloden in rauhen gebürgigten Gegenden, welche die Natur fast lediglich zu Holz bestimmet hat, fort, wenn sie nicht zwischen Stammloden stehen.

Man kann Oerter in Gebürgen zeigen, die mit lauter dergleichen Saamenloden vom Jahre 1731 bis 39. (dergleichen zum Holzanwachs bequeme Jahre höchstselten unmittelbar hintereinander vorfallen) bewachsen sind; demungeachtet sind diese Saamenloden, weil sie von Stammloden keinen Schutz gehabt, in jedem Frühjahre von den Nachtfrösten, vielleicht auch mancherley andern Zufällen, als Hagel, Ungeziefer, &c. so beschädiget worden, daß unter vielen tausenden fast kein tüchtiges Laßreiß daselbst zu finden.

Dahergegen an andern Oertern, wo viele Stammloden vorhanden, ob solche gleich zum Theil in einer viel rauhern Gegend, zum Theil auch zwischen diesen oberwehnten Oertern gelegen, und schlechtern Boden haben, dennoch die schönsten Laßreiser von obbenannten Gattungen gesehen werden. Sehr grosse Hitze, welche im ersten und zweyten, auch dritten Jahre, binnen wenig Wochen, oft ganze mit Laubtragenden Saamenloden bestandene Oerter verderbt, wird vornemlich durch die Horstweise stehenden Stammloden abgehalten. Diese erhalten nemlich aus tiefliegenden starken Wurzeln ihren Saft, welcher durch die ungewöhnlichste Hitze und Trockniß nicht verzehret werden kann.

Ob nun zwar der Anwuchs der Saamenloden von den Stammloden befördert und geschützet wird; so können jene dennoch durch diese wiederum verdorben werden, wenn man solche Oerter über die Zeit stehen läßt; denn, weil die Stangen von ausgeschlagenen Stämmen weit schneller wachsen, als das einständige Holz

Holz aus dem Saamen; so verbuttet und verdirbet das letztere entweder ganz und gar, oder schiesset so hoch zwischen dem ersten in die Höhe, daß seine Länge und Dicke in keinem gehörigen Verhältniß bleibet. So bald ein solcher Ort abgetrieben wird, beuget sich ein solches langes, dabey schwaches Stämchen von sich selbst, oder wenn ein Regen auf das ausgebrochene Laub fällt, zur Erde nieder. Ist es ja etwas stärker; so wird es den nächstfolgenden Winter, wenn der Reif, Schnee, oder das Glatteis sich an die Gipfel setzet, gar abgebrochen.

Alle Loden, so aus abgehauenen Stämmen, die nicht zu alt und verhärtet gewesen sind, sondern noch einen ziemlich starken Trieb an den Wurzeln und Aesten, in den letzten Jahren vor der Hauung, gehabt haben, ausschlagen, wachsen weit geschwinder, als die Saamenloden; es kommen sodann nicht selten aus einem abgehauenen Stamme zehn, zwanzig, ja vierzig, funfzig und mehr Loden hervor; sie sind den oberwähnten Zufällen bey weitem nicht so sehr unterworfen, und setzen in einer Zeit von zwanzig, dreyßig bis vierzig Jahren mehr Holz auf, als ein Saamenlode in funfzig, sechzig, achzig und mehr Jahren. Man siehet demnach gar leicht, daß, wo vieles Brenn- und Kohlholz nöthig, man hauptsächlich auf den Ausschlag der abgehauenen Stämme sehen müsse, und da hierzu keine Hofnung ist, wenn das Holz zu alt wird; so hat man solches alsdann wegzunehmen, so bald man gewahr wird, daß der Trieb des Holzes sich merklich zu vermindern beginnet.

β) Die Saamenloden wachsen insbesondere in den ersten Jahren gar langsam, sind überaus zart, die meisten leiden gar leicht durch Frost und Hitze, Trocknis, und allzugrosse Nässe, durch Ungezieser und dergleichen Schaden. Oft werden sie durch dickstehendes und langes Gras erstickt. Weil sie sehr zart, sind sie meistens dem Verbeissen, sowohl durch das Wildprett, als zahme Vieh sehr unterworfen. Aus welchem allen man ersiehet, daß es gar schwer sey, einen Ort nur allein mit Saamloden geschlossen in Bestand zu setzen. Geschlossen nennen wir, wenn die Loden so dichte an einander stehen, daß sie sich nicht in viele Aeste ausbreiten können, sondern in einen geraden und hohen Schaft auswachsen müssen; denn es ist zu merken, daß, sobald die Aeste einander erreichen, derselben Ausbreiten aufhöre, und der Stamm einen stärkern Trieb in die Höhe bekomme, welches allerdings nöthig ist, weil ein Holz, das sich in viele Aeste ausgebreitet, von weit geringerm Nutzen ist, als ein hochstämmiges.

γ) Endlich redet man auch von Wasserloden, die im Anfange des Sommers, zumal wenn er warm und feucht ist, oft $1\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen hoch in die Höhe schiessen. Sie werden von solchen Stämmen insgemein getrieben, da das Holz in der Saftzeit gehauen worden, und sich also die Stämme verblutet haben, dergestalt, daß der Saft

verschiedene Tage lang tropfenweise herausgelaufen. Man erkennet diese Wasserloden gar bald an ihren ungewöhnlich grossen, ungestalten, rauhen, und fast unkenntlichen Blättern; sie brechen auch meistens ganz nahe unter dem abgehauenen Stamme oder Stocke hervor. Nach Ablauf etlicher Jahre verlieren sich diese Loden wieder; denn der Kopf des Stockes, oder Stucke bekommt Risse, und vertrocknet, oder das hinein ziehende Regen- und Schneewasser verursachet darinnen gar bald eine Fäulnis; sodann werden die Loden, so daraus erwachsen sind, auch trocken, und verderben; sehr selten bleibt eine beständig. Von Heynbuchen, Linden, Ahorn, wie auch, wenn die andern Holzgattungen noch schwach sind, und über einen Fuß hoch von der Erde abgehauen werden, und die Loden etwas tief unter dem Kopfe des Stammes herausgebrochen sind, wachsen sie zwar viele Jahre; selten aber schlägt ein solcher Stamm wieder aus, wenn er nach Verlauf von dreyßig bis vierzig Jahren abermals gehauen wird. Er wird knorricht, stockigt und hohl, und bewächset dicke mit Moos, welches ein Zeichen ist, daß man nach abermaliger Hauung auf Stangenholz wenig Rechnung mehr zu machen habe. Es ist aber hier nicht die Rede von Anziehung der sogenannten Kopfheynen, Kopfweiden, ꝛc., welche alle fünf, sechs bis acht Jahre zu Wasen abgeköpfet werden.

Löffelgans, lat. Platea, ist ein Vogel, nicht so groß wie eine Gans, mit einem langen Halse, und einem Schnabel, der an dem Ende platt und rund, wie ein Löffel, gestaltet ist, und mit hohen Füssen, wie ein Reiger. Seine Federn sind Schwanenweiß; der Schnabel aber und die Füsse schwarz. Er hält sich mehrentheils an dem Meer auf, lebet von Fischen, Gewürm und Wasserkräutern. Er soll um Engelland häufig angetroffen, und als ein Leckerbißlein geachtet werden. In Böhmen soll er sich auch, aber wenig, finden lassen.

Lösen, wird von dem Wildpret gesagt, wenn es sich erleichtert. Der Hirsch hat gelöset, d. i. seine Nothdurft gethan, s. a. **Losung, Loßbinden.**

Lösung, s. **Losung.**

Locheiche, s. **Eiche.**

Loheschälen, heißt bey dem Forst- und Holzwesen, wenn von Eichen, Fichten, oder Birkenbäumen die zu Bereitung der bekannten **Lohe** dienliche Rinde abgeschälet wird. Es muß aber die Rinde oder Schale, welche man zur Lohe brauchen will, keineswegs von stehenden, und zum Umschlagen noch nicht gewiedmeten, oder gleichen und schönwächsichten, sondern von unartigen, und zum Scheitholze zu brauchenden Bäumen genommen, und hievon gehörig abgeschälet, in Bündlein gebunden, und verkauft werden, wenn man nicht seinen Wald durch unwirthschaftliches Loheschälen ruiniren will. s. a. **Birke, Eiche, Fichte, Bastschälen.**

Lonce, s. **Luchs.**

Longe, heißt bey den französischen Jägern ein langer lederner Riemen, s. **Rieme**. Insbesondere aber brauchen dieses Wort die Falkenirer von dem **Wurfriemen** am Geschühe eines Falken.

Longer le Chemin, heißt bey den französischen Jägern, wenn sie von dem Wilde reden, so viel, als bey den Deutschen fliehen, s. **Fliehen**. Wenn es aber wieder umkehrt, und eben den Weg wieder zurücke kommt; so nennen sie solches: *Ruse*, *Retour*.

Loriot, s. **Emmerling**.

Lorve, ist bey der Jägerey ein Stücke Holze an dem Strauche eines Vogelheerdes, welches am geschwindesten also zu verfertigen: Man schneidet einen Hestel vierecktigt, 4 Zoll breit, und 3 Zoll stark, bohret von oben herunter, auf zwey und einen halben Zoll herunter gemessen, quer durch ein Loch, wodurch die eiserne Bolzen, eines kleinen Fingers stark, können gestochen werden. Die Lorven schlägt man also, daß sie auf jeder Seite einen halben Fuß voneinander stehen. Wenn die Hestel eingeschlagen sind; so spaltet man selbige recht in der Mitten, und schlägt einen Keil hinein, so tief, daß er unter das Loch komme. Hierzu setzt man endlich die Schlagstäbe, welche 3 ein Viertel Fuß lang, und woran unten eiserne Hülsen, mit unten dran befindlichen Löchern sind, welche denn in die Lorve gebracht, und ein eiserner Bolzen durch die Lorve und des Stabes Hülse gestochen werden, daß sie auch gar leichte dran auf- und niedergehen.

Loßbinden, Loßkuppeln, Loßlassen, Lösen, franz. *Laiser*, *Delier*, *Decoupler*, *Desaccoupler*, *Detacher*, heißt bey der Jägerey, wenn die Hunde von den Kuppeln losgemacht, und frey gelassen werden, um das Wild zu verfolgen und demselben nachzusetzen. Sonst aber wird das Wort **Loslassen**, oder vielmehr **Werfen**, auch bey der **Falknerey** gebraucht, wenn man einen Falken in die freye Luft lässet, um desto ungehinderter auf die Vögel oder anderes Federwildpret losschiessen, und dieselben stossen zu können, welches letztere denn insonderheit bey der französ. Falknerey in Ansehung des Falkens selbst *Eschupper* oder *Echaper*, bey der deutschen aber **Steigen** und **Schlagen** heißt, s. **Falke**.

Loßkuppeln, s. **Loßbinden**.

Loßlassen, s. **Loßbinden**.

Losung, Lösung, Geloos, lat. Stercus, Excrementa ferarum. franz. *Lesses*, *Fumées*, und wenn sie recht gut verdauet sind, insbesondere *Deliées* genannt, heisset bey den Jägern so viel, als der **Koth** oder **Mist** der wilden Thiere, daraus die Jäger sowohl, als aus der Färthe, das Geschlechte, oder die Gattung und Beschaffenheit eines jeden Wildes zu erkennen pflegen, wie davon bey der Beschreibung eines jeden unter seiner eigenen und sonderlichen Benennung, als z. Exempel der Bären bey dem Worte **Bär**, der Hirsche bey dem Worte **Hirsch**, u. s. w. mit meh-

mehrerm zu ersehen. Nur ist hierbey noch überhaupt zu gedenken, daß die Tageslosung, das ist, die Losung, welche das Wild bey Tage fallen läßt, besser verdauet ist, als die Nachtlosung, oder die, so es in der Nacht fallen läßt.

Loutre, s. **Fischotter.**

Louve, s. **Sackgarn.**

Loxia, s. **Krinitz.**

Luchs, Lux, lat. Lynx, franz. *Linx*, *Lince*, *Leonce*, *Lonce*, ein wildes reissendes Thier, das von man zweyerley Arten hat, nemlich die **Indianischen** und die **Europäischen.** Der Luchs ist überhaupt grösser, als eine Katze, deren Eigenschaft er im Klettern auf die Bäume, und sanften in vielen Stücken hat, aber kleiner, als ein Tieger; hat einen gelinden lichtgelben Balg, mit röthlichten Flecken gesprenget, einen weissen Bauch, einen Bart von weissen harten Haaren um das Maul, wie eine Katze, und ein starkes Gebis. Seine Ohren sind kurz und dreyeckigt, auswendig mit schwärzlichten Haaren bewachsen; die Klauen aber, deren er an den Vorderläuften fünfe, an den Hinterläuften aber nur viere hat, sind scharf, krumm und spitzig, welche er jedoch, ausser im Fangen und Klettern, meistens eingezogen hat. Der Schwanz ist kurz, gleich dicke, am Ende schwarz, und kann von dem Luchse auch krumm getragen werden. Er hat unter allen Thieren das schärfste Gesichte, und wenn er aus dem Finstern siehet, sehen seine Augen ganz feurig. Seine Spur ist als einer Katze, und die Grösse, als eines Jagdhundes. Die Luchsin, oder das Weiblein von dem Luchse ist kleiner, auch bleicher von Haaren, und nicht so schön, als der Luchs, oder das Männlein; wiewohl es in den steinfelsichten Gebürgen eine weit schönere, und spieglichtere Art von Luchsen giebet, als die in ebenen grossen Wäldern wohnen. Sie halten sich in grossen Gebürgen, und hohen Wäldern, und des Tages über in Klüften und dunklen Dickichten, ausser solchen Wildnissen aber sonst nirgend auf; dahero es auch kommt, daß sie nur in den grossen Gebürgen und hohen Wäldern, wiewohl auch selten, gefangen werden.

Ihre **Ranz**- und **Brunftzeit** ist im Februar um Fastnachten, und trägt alsdann die Luchsin, gleich einer Katze, auf neun Wochen, welche hierauf ihre Jungen, und zwar mehrentheils drey, selten viere im Monat May, zwischen Ostern und Pfingsten, in Felsen, Hölen und Klippen setzet. Die Jungen sind anfangs weiß, und 9 Tage blind, werden aber im Wachsen bald gelber, und bleiben die Männlein allezeit weisser, als die Weiblein. Die Alte ziehet ihre Jungen mit ihrer Milch so lange auf, bis sie sich selbsten mit Schnecken, Fröschen und anderm Ungeziefer ernähren können. Sonst aber richtet sie dieselben zeitig auf den Raub ab, indem sie ihnen zu Zeiten etwas Lebendiges, als anfangs etwa nur einen grossen Vogel, oder jungen Haasen, und wenn sie grösser werden, ein junges Reh, oder Wildkalb bringet, wel-

welches sie, wenn die Jungen herzu springen, loslässet, damit sie es würgen, und desto begieriger werden, selbst nachzuschleichen, und auf den Raub loszugehen. Wenn sie erwachsen sind, schleichen sie dem Wilde, zumal dem kleinern auf dem Boden, und zwischen den Sträuchen, so lange nach, bis sie es nahe genug beschlichen haben, da sie ihm denn mit starken Springen auf den Hals fallen, oder aber, sie kriechen auf einen Baum, setzen sich auf einen Ast, lauschen und passen auf, wo das Wildpret, sonderlich das grosse, wechselt und so eines vorbey gehet, springen sie ihm geschwinde auf den Rücken, halten sich veste mit ihren Klauen an, beissen es in das Genicke, würgen solches so lange, und saugen ihm erstlich das Blut aus, das Thier laufe, wie sehr und wie weit es wolle, bis es umfället, da sie dann auch das Fleisch davon anfressen. Doch werden sie auch von dem Wilde zuweilen abgestrichen. Ein Hirsch kann zwar den Luchs nicht so leichte abstreifen, weil das Geweihe, dahinter er sitzet, demselben vor dem Abstreifen der Aeste und Sträucher im Wege ist. Hingegen wird er noch eher von dem Thiere, am besten aber von den wilden Schweinen, wenn sie mit grosser Ungestümmigkeit durch die dicken Sträucher fahren, abgestrichen. Weil aber die Schäden, oder die Wunden dem Wildpret von oben einwärts gehen; so heilen sie schwerlich, sonderlich in der Wärme des Sommers.

Der Luchs fängt seinen Riß insgemein am besten Wildpret, als am Zimmel, an den Keulen, oder im Dünnen an; doch thut er daran nicht so viel Schaden, als ein Wolf, suchet auch den Riß nicht über ein, oder zweymal, und zwar die erste Nacht, und ist ihm daher mit dem Eisen bey dem Risse nicht sowohl, wie dem Wolfe, beyzukommen, weshalben er auch vor schädlicher, als jener, gehalten wird, weil er immer frischen Fraß haben muß. Jedoch ist der Luchs, weil er, wenn er sich einmal gestecket, eher und vester als der Wolf hält, auch eher zu kreissen, das ist zu umziehen, und wird mit dem kleinen Zeuge, gleich jenem, gemeiniglich gefangen. Es formiret derselbe seinen Tritt gleich einer Katze, nur daß er ungleich grösser, als ein Katzentritt ist, fast wie eine Wolfsspur, schreitet auch so weit weg (schreitet aber doch accurat), wie ein Wolf, und sind in seinen Tritten, wenn er bey wenigem Schnee die Ballen austritt, in jedem Tritte die vordersten äussersten von beyden mittlern Klauen, jedesmal kürzer und kleiner, als die innwendigen. Sonst wollen einige erfahrene Weydleute behaupten, daß es zweyerley Arten von Luchsen gebe, nemlich **Katzenluchse** und **Kälberluchse**. Die **Katzenluchse**, oder wie sie sonst auch von einigen genennet werden, die **Luchskatzen** sollen meistens in steinfelsichten hohen Klippen und Gebürgen sich befinden, deren Balg von weichen, gelinden, lichtgelben Haaren mit rothen Flecken, und weissem Bauche, die Luchse selbst aber niedriger vom Leibe, auch kurz und dicke seyn. Die **Kälberluchse** hingegen, welche in grossen

sen ebenen Wäldern, wo keine Gebürge sind, sich aufhielten, hätten keine so schöne Farbe, auch nicht so viel Haare, als jene, jedoch auch, gleich denenselben, Katzenköpfe mit hohen spitzigen Ohren, sehen aber wie erstgefallene Kälber, falbicht, ziegelroth, mit weissen Flecken, geschlank und hochbeinigt.

Denen Luchsen wird der meiste Abbruch im Winter gethan, da man sie bey dem Schnee einkreisset, und sodenn mit dem leichten Jägerzeuge, als halben Tüchern, Wolfs- oder Rehgarnen, welche leicht fortzubringen sind, einstellet. Lässet man alsdenn die Jagdhunde hinein; so laufen sie entweder in das Garn oder zum Baume, da man sie denn herunter holen kann. Geräth aber ein Luchs unter die Hunde, da man ihn auch mit Zwittern von Sauhunden hetzet; so machet er mit seinen Waffen die Hunde zunichte; daher es denn besser ist, man erschiesse ihn. Er wird am besten in Luchsfallen gefangen. Diese sind, wie die **Schnepfenfalle**, von Holz, doch stark und groß, und werden an dicke Bäume bevestiget. An die Zunge der Falle stecket man ein Stück rohes Wildpret; dieses wird er, wenn er sogleich nichts fangen kann, und doch dahin seinen Wechsel hält, leicht leicht gewahr werden, solches abreissen wollen, und sich darüber fangen. Wenn der Luchs etwas gefangen hat, und man solchen Fang oder Riß findet, welches man leicht durch die Krähen, Raben und Heher oder Holzschreyer gewahr wird; so lege man nur ein paar Tellereisen dabey: denn er kömmt gewiß den andern Tag wieder zu dem Risse, und besuchet selbigen, da er denn vom Eisen gefangen wird. Es müssen aber die Eisen gut verdeckt, und an Ketten geleget werden. Auch wird mancher Luchs geschossen, wenn man auf einer Vogelpfeife, wie bey dem Drosselfange, pfeifet, auch solche reitzet, oder als ein Haase schreyet. So bald der Luchs solches höret, wird er sich bald einfinden, da man denn zum Schusse gleich fertig seyn muß, weil sie schnell kommen, aber auch, ehe man es sich versiehet, wieder ausreissen.

Weidmännisch redet man vom Luchse: der Luchs **trabet**, anstatt gehet. Der Luchs **baumet**, wenn er von denen Hunden auf einen Baum gejaget wird. Der Luchs hat ein **Lager**. Der Luchs **frisset** vom Raube. Der Luchs **schleichet**. Der Luchs hat **Waffen** oder **Krallen**, nicht Klauen. Der Luchs **begehret**, oder **ranzet**, wenn er prunstet. Der Luchs **bringet Junge**. Der Luchs hat einen **Balg**. Der Balg wird ihm **abgestreift**, nicht abgezogen, der Luchs thut **weite Sprünge**. Er hat eine **Ruthe**, nicht Schweif; **Fänge**, nicht Zähne. Er **würget** das Wild; hat **Läufte**, keine Füsse. Die Klauen der der Luchse, sonderlich die ihnen weil sie noch leben, abgezwicket werden, sind in der **Medicin** zu vielen Sachen dienlich. Wenn die Pferde den Augstall haben, oder Felle über ihre Augen bekommen, werden sie mit grossem Nutzen damit gerissen. Man pfleget

get sie auch in Silber oder Gold einzufassen, und für den Krampf anzuhängen. Die größte Klaue auf dem vordern rechten Fuß soll auch für die fallende Sucht helfen. Sein Balg wird wird in unsern Ländern für eines von den schönsten und theuersten Futtern gehalten.

Luchsfalle, s. **Luchs.**

Luchsfang, s. **Luchs.**

Luchskatzen, s. **Luchs.**

Lucio, s. **Sander.**

Lucius, s. **Hecht.**

Luder, s. **Aas**, **Lock.**

Lodern, wird 1) in der Jägerey von einem Wild, und besonders von einem Raubthier gesagt, welches durch ein etwas stark riechendes Aas, oder durch eine andere Art von Luder, welches man an einen gewiessen Ort hingeleget hat, wo man vermuthet, daß es hinkommen werde, gelocket und geätzet wird, um es hernach desto besser fangen oder schiessen zu können. So wird der Wolf durch das Aas eines todten Pferdes oder Rindes, der Fuchs durch weisses in Schweinsfett geröstetes Brodt, oder durch einen gebratenen Häring geludert. 2) Sodann heißt es insonderheit in der Falknerey so viel, als den Vogel oder Falken ätzen, oder ihm einen Theil von dem gewöhnlichen Geässe geben, um ihm dadurch Lust zum Fressen zu machen, oder aber es bedeutet auch, einen Falken mit Werfung des Vorloses oder Federspiels, welches auch von einigen Luder genennet wird, oder durch Schwingung eines Handschuhes zu sich locken. s. Falke.

Luderplatz, ist eine Grube auf einem Hügel, wo man die Füchse und Wölfe, oder auch andere Raubthiere mit Luder kirret, oder herbey locket, und sie allda todt schiesset.

Luftschiessen, s. **Flugschiessen.**

Luftfischfang, s. **Rummel.**

Lückennetze, **Lauschnetze**, eine Gattung leichter und geringer Jagdnetze; welche zwar, wenn sie an die rechten Wege und Oerter, wo die Haasen ihren gemeinen Lauf haben, aufgestellet werden, zum Haasenfang sehr bequem sind, weil man damit ohne Anwendung grosser Mühe, und sonderbaren Jagens, und gleichsam nur mit Lauschen, dieses angenehme Wildpret fangen kann; Sie werden aber nur vor ein unweidmännisches Jagdzeug gehalten, und blos zur sogenannten Aasjägerey mit gezählet; weil sie gar dünne, und etwan nur auf fünfzig Schritte zu stellen gemacht, und ohne Hacken zusammen gehoben werden, daß man ein solches Netze unvermerkt in einem Ranzen tragen kann: wiewohl man dieselben vor einen Landedelmann oder Pachter adelicher Güter, welcher nicht viel Unterthanen oder Frohner auf der Jagd zu Hülfe hat, oder wegen Ungeschicklichkeit nicht gar wohl mit Schiessen umgehen kann, allenfals noch eher, als vor einen Jäger, passiren läßt.

Den Namen **Lückennetze** führen sie deswegen, weil sie in denen kleinen Feldhölzern oder Ge-

Gesträuchen in eine Lücke, oder in ein Loch und Schlupfwinkel gestellet werden, um die von denen Feldern herbeykommende, den Federlappen ausweichende, und in die Lücke, welche offen zu seyn scheinet, hüpfende Haasen, oder trabende Füchse, vollends hinein zu schröcken, und also im Garne zu fangen. Sonst wird ein solches Netze von vestem doppelten Zwirne, und zwar am besten von grünem, daß man es nicht erkennen, noch gewahr werden kann, fein subtil, und weil man es nicht hoch stellen darf, nur neun Maschen hoch gemachet. Welche aber nicht einmal so viel darauf wenden wollen, lassen solches nur von recht klar ausgehecheltem Hanfe verfertigen. Zu Furkeln braucht man nur dünne, etwan anderthalb Ellen hohe, und als starke Spiesruthen dicke Stellreiser. Dergleichen Lausch- oder Lücknetze muß man ein Paar haben, um in den Winkel zu stellen. Weil man auch öfters im Herbste bey langen Nächten, da der Haase im Finstern sehr spät zu Felde, und frühzeitig wieder zu Holze gehet, nicht sehen kann, ob etwas einfällt; so gehören an die Oberleine etliche kleine Schellen, damit, wenn dieselben im Fange und Abschlagen klingen, man alsbald zugreifen, und das Gefangene herausnehmen könne.

Lunze, Geräusche, nennen die Jäger von dem rothen und schwarzen Wildpret das Geschlinke, nemlich Lunge und Leber. Bey den Wölfen und Füchsen aber behält man die gewöhnliche Benennung der Lunge und Leber bey, wie bey andern Thieren.

Luscinia, f. **Nachtigall.**

Lutra, f. **Fischotter.**

Lutris, f. **Fischotter.**

Lux, f. **Luchs.**

Limitrophi, f. **Marksteine.**

Lynx, f. **Luchs.**

Lytra, f. **Fischotter.**

M.

Maalhammer, f. **Waldeisen.**

Maasholder, **Weißbaum**, **Weißeper**, **Weißlöber**, lat. Opulus, ein Staudengewächse, welches unter den Stauden den Bäumen in der Grösse am nächsten kommt. Die gewöhnliche Stärcke am Stammende ist im Durchschnitt 4. bis 6 Zoll. Sie wächßt gar selten, auch niemals aus dem abgehauenen Stamme, sondern nur aus dem Saamen, welcher mit dem Ahorn- und Lehnensaamen viel Aehnlichkeit hat, zu einer Dicke von 8, 10 bis 16 Zoll, und dabey zu einer verhältnißmäßigen Höhe. Der abgehauene Stamm, wenn er nicht zu alt geworden, schlägt wieder aus, und setzet in den ersten Jahren viel Holz auf, im 8ten oder 10ten Jahr aber hören diese Stammloden auf, zu wachsen. Dem Ansehen nach giebt es von der weissen Eper 2 Gattungen, an deren einer die Zweige sehr sperrigt und rund sind, und fast auf Dornenart stehen, weswegen sie auch zu Hecken sehr gut sind, an der andern Gattung stehen die Zweige mehr in die Höhe, haben 5 bis 6 Ecken, und die Jahrsschösse scheinen davon gleichsam als abgebunden. Die Weißeper wird ziem-

ziemlich alt; die Rinde ist gelbbraun und rissig, das Holz weiß, zähe und vest; dienet, wenn es noch jung ist, den Fuhrleuten besonders zu Peitschenstielen, weswegen es auch an einigen Orten den Namen Schweppstock-Holz führet; giebt sehr schöne und gute Pistolen- und Flintenschäfte, Ladestöcke, auch eingelegte Tischler- und feine Drechslerarbeit, weil es, so bald es zu ziemlicher Stärke kommt, maserigt wird, und dabey sich wohl beitzen läßt. Es bekommt einen braunen Kern, welcher aber nicht faul, sondern gar hart und vest ist.

Madduje, s. **Morene**.

Madrier, s. **Maser**.

Madrirter Herr, s. **Falke**.

Madrure, s. **Maser**.

Maduve, s. **Morene**.

Männchen, **Männlein machen**, sagt man von dem Haasen, wenn er sich auf die Hinterläufte setzet, und die vordern Läufte in die Höhe hält, ingleichem von dem Bären, wenn er sich in die Höhe bäumet.

Märkerdingl, lat. Judicium finium in Wetteravia, wird in der Wetterau das Forst- und Waldsgerichte genennet, so jährlich an einem gewissen Tage von dem Landgrafen in Hessen, der Homburg an der Höhe besitzet, als auf welchem Orte dieses Recht haftet, gehalten wird. Es hat seinen Namen von **Mark**, d. i. Grenzen, und **Ding**, welches so viel, als Gerichte bedeutet, weil in selbigem nicht nur von Forst- und Waldsachen, sondern auch von Grenzstreitigkeiten, und was zur Sicherheit der Strassen gehöret, gehandelt wird.

März, s. **Merz**.

Mäusegeyer, s. **Geyer**.

Magister Venatorum, s. **Oberjägermeister**.

Magna Bestia, s. **Elend**.

Magnolia, s. **Tulipanenbaum**.

Mahlbaum, **Markbaum**, **Grenzbaum**, ist ein starker Baum, welcher vornemlich in den Wäldern und Wiesen zum Mahl oder Markung dienet. Hiezu werden insonderheit die Eichen und Linden genommen, weil sie nicht allein in den Winden und Wettern, sondern auch sonsten vor der Fäule sehr dauerhaftig sind. s. a. **Lochbaum**, **Grenze**, **Marksteine**.

Mahlgräben, **Mahlgruben**, sind lange oder runde ausgegrabene Tiefen, welche an Feldern, Wiesen und Hölzern zur Grenz- oder Markscheidung dienen. Dergleichen Gräben sind entweder gemeinschäftlich, und alsdann muß der Auswurf, oder die aus dem Graben geworfene Erde auf beyden Seiten liegen; oder sie sind nur einem Theile zuständig, und alsdann muß der Auswurf auf desjenigen Seite liegen, dem der Graben gehöret.

Mahlgruben, s. **Mahlgräben**.

Mahlhauffen, sind grosse zusammen geworfene Erdhauffen, welche gleichfalls zur Unterscheidung der Grenzen dienen.

Mahlsäule, ist eine entweder von Stein oder von Holz aufgerichtete Säule, welche man zur Vermarkung gebrauchet. Die steinernen werden gemeiniglich an denen Grenzen eines Landes oder einer Gerichtsbarkeit gesetzet, und des Landesherrn oder der Obrigkeit Wappen daran gehauen. Die hölzernen Säulen braucht man zu Vermarkung der Hölzer, ingleichem der Jagd- Hasen- und Fasanengehäge, welche letztere insonderheit Jagd- oder Hägesäulen genannt, und durch der Forstherren Amtleute gesetzet werden. s. a. Hägesäule.

Mahlstein, s. **Markstein.**

Mai, s. **May.**

Mailing, s. **Aeschleng.**

Mains, ein Wort, welches die französische Falkenirer auf gleiche Art, wie die deutschen das Wort **Hände**, von den Klauen der Falken gebrauchen.

Maintenir, s. **Bestätigen.**

Mais, s. **Gehau.**

Maise, s. **Meise.**

Maisen fang. s. **Maisenfang.**

Maisenhütte, s. **Meisenhütte.**

Maisenkönig, s. **Meisenkönig.**

Maisenschlag, s. **Meisenkasten.**

Majus, s. **May.**

Mal Menée, s. *Menée.*

Mal semé, heißt bey den französischen Jägern eben das, was die deutschen übel oder ungleich gezeichnet nennen. s. **Ende.**

Mal subtil, heißt in der französischen Weydmannssprache eine Art der Schwindsucht oder eines Catharrs, welcher denen Vögeln in das Eingeweyde fället, und an der Dauung hindert, sie ganz unvermerkt auszehret, und macht, daß sie für Mattigkeit dahin sterben.

Malter ist ein an vielen Orten übliches Holzmaas, darnach man die Scheite zu setzen pfleget. Die Höhe und Weite desselben ist unerschiedlich. An manchen Orten hat das Malter eine Elle zur Höhe, und 3 Ellen zur Weite; an andern ist ein Malter anderthalb Ellen hoch, und 3 Ellen weit, folglich so hoch, als eine halbe Klafter; Wieder an andern Orten machen 5 Malter so viel, als 3 Klaftern aus. Die geschlagenen Scheite in Malter zum Verkauf setzen zu lassen, ist einem Hausvater oder Herrschaft nicht vorträglich. Denn weil ein jedes Malter frischer Scheite einen Zusatz in der Höhe bekommen muß; so wird damit mehr Holz verwendet, als in Klaftern, da man bey jeder Klafter nur einen Zusatz brauchet. Und so ist es auch mit denen Unterlagen, daß solchemnach am schicklichsten ist, wenn man die geschlagenen Scheite in Klaftern setzen lässet.

Malterbänke, s. **Holzschlag.** B) α) B) 4)

Malterstöcke, s. **Ebendaselbst.**

Malus, s. **Apfelbaum.**

Mandelkrähe, **Mantelkrähe**, **Blarack**, **Blabrack**, **Blarock**, **Blaukrähe**, **Blaurock**, **Garbenkrähe**, **Grünkrähe**, ist ein Vogel, in der Grösse

Grösse eines Nußhähers, oder Holzschreyers, mit welchem er mehr Verwandschaft, als mit der Krähe hat, ob er gleich fast wie diese schreyet. Sein Schnabel ist schwarz, und wie der Schnabel eines Nußhähers gestaltet; am Leibe hat er eine schöne bleichblaue Farbe, am Rücken aber siehet er bräunlicht, und auf den blauen Fittigen ist er etwas schwarz gesprengelt. Es ist ein Zugvogel, welcher im Frühjahre, nicht zeitig, kommt, doch im August schon wieder wegziehet. Er brütet hier zu Lande in holen Eichen, hat 4 bis 5 Junge, welche in 14 Tagen ausgebrütet werden. Seine Nahrung ist allerhand Gewürme und Getraide; wie er denn in der Erndtezeit sich auf die zusammengebrachte Getraidhauffen, oder Mandeln und Garben zu setzen pfleget, und ganze Kornähren hineinschlinget, daran er sich in etlichen Tagen so fett frisset, daß er, wie mit Speck überzogen, aussiehet; daher er auch sehr zart und delicat zu essen ist. Immittelst aber ziehet er auch gleich nach der Erndte fort.

Manteleures, wird bey den französischen Jägern von einem Hunde gesagt, wenn er auf dem Rücken ein ganz anderes, und von dem an seinem übrigen Leibe verschiedenes Haar hat.

Mantelkrähe, f. Krähe.

Manubrium, f. Häft.

Marcassin, f. Frischling.

Markbaum, f. Mahlbaum.

Marken, f. Gränzen.

Markscheidung, f. Marksteine.

Marksteine, Mahlsteine, Gränzsteine, lat. Termini, Lapides finales, Limitrophi, Lymitrophi, nennet man überhaupt alle diejenigen Steine, welche zu einem gewissen Zeichen im Felde gesetzet, und nach dessen verschiedener Bedeutung auch verschiedentlich zubenahmet werden. Insgemein werden die Mark- oder Mahlsteine zu Ausmarkung der Güter, Flüsse und Weiten gebraucht, und an manchen Orten auch **Weichbild** genennet; insonderheit aber hat man der Mark- oder Mahlsteine zwölferley Gattungen, als 1) Baumsteine, welche Zwing und Bann, oder die hohe Obrigkeit scheiden, dahero man sie auch an theils Orten Obrigkeitssteine nennet; an einigen Orten aber heisset man sie auch Landsteine, Landgränzen und Landmarken; dahero sie denn gemeiniglich das Wappen ihrer Herrschaft eingehauen haben, oder sonst mit sich führen. Und wo man an den Gränzen keine solche Steine setzet, sondern dagegen Graben aufwirft, und dicke starke Haage ziehet, werden solche Landgräben und Landwehren genennet. 2) Geleitsteine, welche das Geleit und die geleitliche Obrigkeit bemerken; angesehen die Geleitungsgerechtigkeit auch wohl in einem fremden Gebiete ausgeübet werden mag. 3) Freyungssteine, welche sonderbare Freyheiten, deren man sich in einem gewissen Bezirke gebrauchen kann, bedeuten. 3) Forststeine, so die forstliche Obrigkeit, und das Jagen unterscheiden. Diese heissen auch 5) Jagdsteine, wiewohl die eigentlich sogenannten

steine etwas mehreres auf sich haben. 6) **Markungssteine**, so einer Stadt, oder eines Dorfs Zwing und Bann, die man eben gar oft die **Markung** nennet, absondern. 7) **Zehendsteine**, die den Zehenden, und das Zehendrecht ausweisen. 8) **Weidsteine**, welche den Viehtrieb, und die Weidgerechtsame bedeuten, und sonst auch Trattsteine genennet werden. 9) **Gütersteine**, welche die Gärten, Aecker, Felder, Wiesen, Weinberge, Wälder, und andere liegende Güter voneinander absondern, und sonst auch **Scheidesteine** heissen. 10) **Wegsteine**, so die Wege und Weite der Strassen verzielen. 11) **Wassersteine**, welche die Flüsse, Bäche und Fischwasser untermarken. 12) **Lochsteine**, die in denen Bergwerken die Fund- und Erzgruben mit ihren Maassen und Wehrzielen unterscheiden, und sonst auch **Schnursteine** genennet werden, weil man die Gruben und Gänge mit angeschlagenen Schnüren markscheidet und versteinet.

Unter denen Marksteinen giebt es zuweilen zwey- drey- und viereckigte Steine, die man daher auch **Zwie- Drie- und Viermark** nennet, dadurch denn eben so viele Herrschaften abgetheilet werden können. Denn wenn z. Ex. dreyerley Herrschaften zusammen gränzen; so kann man zwar drey besondere Marksteine setzen. Allein es ist viel förmlicher und gebräuchlicher, daß man einen dreyeckigten Stein dazu nimmt, und denselben also richtet, daß eine jede Ecke auf ein gewisses Untermerck oder eine Untermark weise. Und eben also ist es auch mit dem Viermark beschaffen. Es kommen aber bey einem jeglichen nach einer ordentlichen Form gearbeiteten **Mark** oder **Gränzsteine** folgende Stücke zu bemerken vor, als: der **Kopf**, dieses ist der oberste Theil; die **Seiten**, welche nebenzu von diesem abgehen, der **Fuß** ist das dickere Theil, so in den Boden zu stehen kommt; das **Gefäß**, ist das ganz untere Theil, darauf der Stein sitzet und ruhet; und endlich das **Lager** oder die **Grube**, darein er gelassen wird. Hiernächst sind auch die gedachten Mark- oder Mahlsteine mit einem gewissen Zeichen, als z. Ex. mit einem Kreuzschnitte, oder Runsen, (so man eine Schlaiffe nennet), mit Buchstaben, oder etwas anderm bemerket, damit solchergestalt die rechten von den unrechten unterschieden werden können.

Was die **vorsetzliche und boshafte Veränderung oder Verrückung** der **Mark- und Gränzsteine** anbelangt; so ist selbige ein so grosses Laster, daß nicht nur in der heiligen Schrift, und zwar im 5ten Buch Mose XVII. v. 17. derjenige verfluchet wird, welcher seines Nächsten Gränzen engert; sondern auch vor diesem in den deutschen Centordnungen eine Lebensstrafe von abscheulicher Art auf dieses Verbrechen gesetzet worden, welche Andr. Knich, de Sublim. Jur. Territ. c. 4 n. 258 mit nachfolgenden Worten beschreibet: „**Wo einer wissentlich Marksteine ausgräbet, den soll man in die Erde graben bis an den Hals, und soll denn nehmen vier Pferdte, die des Akerns nicht gewohnt sind, und einen Pflug, der neu „ist**

„ist, und sollen die Pferde „nicht mehr gezogen, und „der Enck nicht mehr geäh„ren, noch der Pflug„halter nicht mehr den „Pflug gehalten haben, „und ihm nach dem Halß „ähren, bis so lang er ihm „den Hals abgeähret hat." Jedoch ist diese Strafe heut zu Tage nicht mehr gebräuchlich; sondern anstatt derselben in der **peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung** Kaiser Karl V. Art. 114. nur eine peinliche Leibes-strafe, nach Gefährlichkeit, Grösse, Gestalt und Gelegenheit der Sachen gesetzet. s. a. **Gränzen, Gränzsteine.**

Markung, s. **Marksteine.**

Marcolphus, s. **Häher.**

Marder, Marter, lat. Mus Martius, Marles, Gainus, Foina, franz. *Martre, Marte, Fouine, Foine*, ein wildes Raubthier, etwas kleiner als eine Katze, wovon es 2 Gattungen giebt, nemlich **Baummarder**, und **Steinmarder.**

1) Die **Baummarder** sind viel kleiner, als die wilden Katzen, aber grösser als die Iltisse, von schöner Castanienbrauner Farbe, unter der Kehle gelblicht, ihre Haare sind weich, zart, gelinde und dick zusammen gewachsen, daher auch ihr Balg weit höher, als der Steinmarder gehalten, und ihnen um dessentwillen der Name **Edelmarder** beygeleget wird. Sie halten sich gerne in Buchen-Tannen- und Fichtenwäldern in holen Bäumen auf, worinnen sie so hartnäckig stecken, daß sie öfters die Bäume mit sich umfällen lassen, ohne sich zu regen, bis sie aus Noth heraus müssen. Des Tages pflegen sie sich auch in wilden Taubennestern, Raubvögelnestern und Eichhörnleinsnestern zu verbergen. Ihre Nahrung sind Mäuse, Eichhörner und Vögel, welche letztere sie insonderheit des Nachts auf denen Bäumen, wo sie ihre Nester haben oder schlafen, überschleichen und fressen. Sie trachten auch dem Honige sehr nach, und scharren dahero denen Hummeln ihre Nester aus, wiewohl ihre Bälge von dem vielen Honigessen nicht so gut bleiben; sondern Flecken bekommen, welche man **Honigflecken** nennet. Sie streichen des Nachts weit herum, springen auf die Bäume, und gleich denen Eichhörnern, in der Höhe fort, also, daß man ihrer öfters auf dem Boden auf etliche hundert Schritte, nicht gewahr wird. Wenn sie einen grossen Vogel, der ihnen zu stark ist, z. Ex. einen Auerhahn, Birkhuhn oder Fasan erwischen, und der Vogel fleugt davon; so bleiben sie ihm auf dem Rücken sitzen, und beissen ihn so lange, bis sie mit ihm zur Erden fallen. Sie pflegen den Vögeln in der Brutzeit ihre Eyer, ohne daß sie solche zerbrechen, nur durch ein kleines darein gebissenes Löchlein, auszusauffen. Ihre Brunst geschiehet im Jenner, und setzen sie im Merzen nach neun Wochen, drey oder vier Junge auf einmal, welche von den Alten mit jungen Vögeln auferzogen werden, wobey jene sich insonderheit wohl wahrzunehmen wissen, daß sie an dem Orte, wo sie ihre Junge liegen haben, nicht leichtlich etwas rauben werden, um da-

dadurch sich nicht ausspüren oder merken zu lassen. Ihre Losung ist wider die Natur aller andern, so wilden als zahmen Thiere, dem Menschen sonderlich angenehm, und riecht fast wie Bisam.

2) Die **Steinmarder** sind etwas kleiner, und falbigter, haben eine weisse Kehle, und halten sich in Felslöchern und Steinritzen, auch in alten Gemäuren, und unter den Dächern der Häuser, Scheunen, Ställe und anderer Gebäude auf. Sie sind sonderbare Liebhaber von jungen Tauben, Hünern und anderm Geflügel, welches die Hausmütter öfters mit ihrem größten Schaden gewahr werden, massen sie in denen Hünerhäusern, wenn sie einmal darein gerathen, dergestalt fleißig arbeiten, daß sie, so sie nicht erschrecket, und davon gejaget werden, vielmals kein Huhn beym Leben lassen, sondern so lange würgen, bis sie alle erleget sind, und, welches das verwunderlichste ist, so beissen sie den Hünern allen im Genick die Köpfe entzwey. Was sie würgen, schleppen sie nach ihrem Lager ins Heu, Stroh, oder sonsten in ein Loch. So sie nichts anders bekommen können, saufen sie dem Geflügel die Eyer aus, und gehen denen Mäusen nach. Sie bleiben nicht allein beständig an der Erde, und lassen sich spüren, sondern sind auch durch weniges Klopfen in Scheunen, Ställen, Häusern, alten Gemäuren und dergleichen, leichtlich rege und flüchtig zu machen. Sie brunsten im Februar, tragen 9 Wochen, und haben im April ihre Jungen.

Sowohl die Baum- als Steinmarder pflegen in der Brunst einander zu beissen, und sehr zu schreyen, daß es bey der Nacht weit zu hören ist; ihre Jungen aber werden blind gebohren. Wenn die jungen Baummarder bey den Leuten mit Milch erzogen werden, so spielen sie gerne, sonderlich wenn man sie mit einem jungen Hund erziehet. Sie werden im Spielen nicht leicht böse gemacht, aber wenn sie fressen und Schlafen, muß man sie zufrieden lassen. Man pfleget die Marder mit Falleisen, **Marderfallen**, und **Mardergarnen** zu fangen, aber nicht gerne zu schiessen, weil der Balg dadurch verderbet wird. Es giebt aber dieser Balg ein treflich Rauchwerk ab, so man entweder gefärbt oder ungefärbt zu Frauenzimmermüffen, Palatinen und mancherley Gebrehme vielfältig verbrauchet.

3) Ausser den obigen beyden Mardergattungen zehlet man noch den **Feldmarder** oder **Wildmarder**, der von jenen in vielen Stücken unterschieden ist, theils an der Farbe, Grösse und Lebensart, theils auch wegen des Aufenthalts. Die Farbe ist viel dunkelbrauner, und an der Brust gelb; dahingegen jene eine viel hellere Farbe auf dem Rücken, und dabey eine weisse Brust haben. Sie sind auch von denen Dach- und Hausmardern merklich an der Grösse unterschieden. Denn diejenigen Marder, so sich in Kirchen, grossen Gebäuden oder Scheunen aufhalten, sind um ein merkliches kleiner, als die Feldmarder; ja es übertreffen auch diese jene an der

der Geschwindigkeit und giftigem Wesen. Ihren **Aufenthalt** zeiget gleich ihr Name an. Sie wohnen nemlich im Felde, in Wäldern und Wildnissen, und sind so wilde und scheu, daß sie, wenn sich auch nur ein Blatt reget, von einem Baum auf dem dem andern sind, und alle Gemeinschaft meiden. Sie kriechen öfters in hole Bäume, auch in die Hölen der Erde; anbey aber bleibet ihr Balg doch so schön, und die Haare so fein gerade, daß sie mit Lust anzusehen sind.

Marderfalle, s. **Marderfang.**

Marderfang, geschiehet mit Eisen, Fallen und Garnen. Die Baummarder fängt man am leichtesten in einem **Schwanenhals**eisen; in Ermangelung aber dessen, muß man ein **Fuchseisen** dazu gebrauchen; man nimmt auch **Tellereisen**, und bindet gebacken Obst darauf, welche aber wohl bedeckt seyn müssen, jedoch darf die Witterung nicht zu stark seyn, sonst scharren sie, wie die Füchse, solches auf. Folgende Witterung ist die beste: Ungesalzene Butter oder Gänsefett, Allfrankenschaalen, Fenchelkraut, Marum, Verumkraut, Baldriankraut, Kampher. Wird der Marder dieses inne, so waget er sein Leben daran. Die Marder werden auch in **Schlagbäumen** oder **Fallen** auf der Erde gefangen, welche also gemacht sind: Man nimmt 4 Stück Stangen eines Arms stark, und 4 Fuß lang; bohret an einem Ende durch alle 4 Stangen ein Loch, dadurch kömmt ein Nagel eines Daumes dick: die 2 mittelsten Stangen müssen sich am Nagel leicht drehen können, und sind diese etwas kürzer am andern Ende, daselbst werden sie auch beyde mit einem hölzernen Nagel an einander bevestiget. Die beyden Seitenstangen werden auch mit einem dergleichen Nagel zusammen verbunden. Auf jede Stange wird eine kleine Säule 12 Zoll stark, und oben mit einem Querholze veste zusammen gemachet. In und durch den Schlagbaum gehet ein Stock Fingers stark, und an einem Ende angebunden, vorne wird eine Kerbe eingeschnitten, dazu ein Stellholz 6 Zoll lang, und an diesem eine dünne Leine gemachet, welche an die oberste Bäume angebunden ist, womit sie aufgezogen werden, und eine Rattenfalle vorstellen. An die Zunge streichet man ein wenig Witterung, und bindet einen Vogel oder Brocken daran. Auch leget man auf die Mittelbäume einen Stein, und wirft an den Seiten herum etwas reissig, daß es wildrich aussiehet. So nun der Marder an die Zunge stösset, so schlagen die Fallbäume herunter, und wird solchergestalt der Marder gefangen.

Eben also werden sie auch, wenn frischer Schnee fället, mit dem **Garn** berücket, denn da gehet der Marderfänger durch die breiten Wege oder Alleen der Waldung; spüret er einen Baummarder, so folget er der letzten Ferte im Schnee nach, und giebet acht, ob er wieder zu Baume ist, und bedienet sich eines Garns, welches aus dünnen Bindfaden bestehet, und werden dieser Garne 3 bis 4 und so enge gestricket, daß sie nicht mit dem Kopfe durchfahren mögen. Die Höhe muß Busenreich 3. Schuh hoch und

die Länge 25 Schritte stellen. Hat man nun, wie gedacht, beym Schnee ein Mardergebäude ausgemachet, so umstellet man den Baum, die Scheune, Stall oder Ort, wo man merket, daß er hinaus kommet. Wenn auch der Baum umgehauen und die Höle grösser gemachet wird, bleiben sie doch noch wohl darinnen, wenn sie aber entwischen wollen, fallen sie ins Garn. Letztlich sind sie auch durch Selbstschüsse zu bekommen: Man machet nemlich eine Drathsaite von 10 bis 12 Schritte an einem Pfahl; zu beyden Seiten wirft man Brocken, oder gebacken Obst, wenn er nun herüber oder hinüber nach dem Gekörne will, trift er an den Drath, und erschiesset sich selbst.

Mardergarn, s. **Marderfang.**

Marene, s. **Morene.**

Marentacken, s. **Mistel.**

Margot, heißt eine Atzel oder Elster, s. **Elster.**

Margoter, wird von Wachteln gesagt, welche erst einen heisern Laut durch die Kehle von sich geben, ehe sie ordentlich schlagen.

Marquise, wird das obere Theil von einem Jagdschirm genennet.

Mars, s. **Merz.**

Marte, s. **Marder.**

Martellées, heißt bey den französischen Jägern die Losung des Rothwildes, welche am Ende kleine Spitzen hat.

Martes, } **Marder.**
Marter, }

Martinet, s. **Eisvogel.**

St. Martinsvogel, s. **Eisvogel.**

Martius, s. **Merz.**

Martre, s. **Marder.**

Maschenschleiffen, s. **Donen.**

Maßeller, **Maßerle**, **Maßholder**, **Meßeller**, Anerle, lat. Platanus, franz. *Platain*, ist ein Baum, welcher einen dicken, aber nicht sonderlich hohen Stamm treibet, und unter das harte Holz gerechnet wird. Weil er vielfältig in den Forsten und Waldungen als ein Gebüsche anzutreffen ist, pfleget er von denjenigen, die keinen haubaren Stamm von ihm gesehen, allein unter das Buschholz gezehlet zu werden. Er hat einen sehr langsamen Wuchs, und treibet höckericht und krum, sowohl am Schaft, als an Aesten. Die Blätter sind breit, dreytheilig, tief ausgeschnitten, und weitläuftig, und gekerbt, wie das Eichenlaub, und hängen an dünnen Stielen, die eines kleinen Fingers lang sind. Der Saamen ist etwas kleiner, als der Ahornsaame, hart, flüchtig, und in Form eines Zweyfalters. Das Holz ist vest und hart, und wird, weil es schön fladericht und masericht in einander wächset, zu Büchsen- und Pistolenschäften, ingleichem zu Einlegung derer Fußböden und Schränken, nützlich gebrauchet. Dieses Holz taugt insonderheit gut in die Hecken zu pflanzen, und zu denen Brahnen zu ziehen, weil es sich sonderlich vor anderm Holze stark ineinander flicht, und dauerhaftig ist. s. a. **Lebendige Hecken.**

Maser, **Maserícht**, **Fladerholz**, lat. Lignum venulis crispantibus ven-

vendulatum. franz. *Bois madré*, *Madrier*, *Madrure*, wird von einem und dem andern Holz gesagt, welches dergestalt in sich zu wachsen pfleget, daß es, wenn es durchschnitten worden, allerley Flecken, Wolken und Züge vorstellet, so, daß es, nachdem es verarbeitet und poliret worden, durch sein abwechselndes fladrichtes Wesen dem Auge eine Belustigung zuwege bringet. Es ist aber nur einiges Holz dieser Art, und wird auch der Maser in einem Holz mit vielem Unterscheide angetroffen. Der beste ist allemal an dem Stammende bey der Wurzel, und an den ästigen, knorrichten Theilen. Dergleichen Eigenschaft hat der Nußbaum, die Maßeller, und einige fremde sogenannte Pfundhölzer.

Maßerle, s. **Maßeller**.

Maßerlen, s. **Ahorn**.

Maßholder, s. **Ahorn**, **Maßeller**.

Massacre, s. *Fraize*.

Mast, **Fehm**, lat. Glandatio, ist die Nutzung von Eich- und Buchwäldern, da, wenn die Eicheln und Büchlein oder Buchecker wohl gerathen, eine gewiesse, und nach der Grösse des Forstes proportionirte Anzahl heimischer Schweine, gegen Erlegung des sogenannten **Mast-** oder **Fehmgeldes** darein getrieben, und eine Zeitlang darinnen gelassen, damit aber alles ordentlich zugehe, in gewiesse Stallungen geschlagen werden, damit sie der Mast geniessen, und wenn sie fett worden, von dar an andere Oerter getrieben, und mit Nutzen verhandelt werden mögen. Es ist diese Mast eine von den besten Nutzungen, indem der Forst- oder Eigenthumsherr darauf nicht einen Heller, geschweige etwas mehrers, wie bey andern Nutzungen, verwenden darf; sondern hier eine Erndte (obgleich nicht alle Jahre, jedoch, wenn die Mast geräth, desto reichlicher) geniesset, wo er doch nicht ein Körnlein gesäet. **Volle Mast** wird genennet, wenn entweder Eicheln und Buchecker zugleich, oder auch nur eine Sorte davon geräth. **Halbe Mast**, wenn die obgedachten Mastbäume, nemlich Eichen und Buchen, mittelmäßig getragen. **Sprengmast**, wenn nur hier und dar einige Bäume Früchte gehabt. Wenn die bestimmte Mastzeit aus ist, die Mastschweine ausgefehmet, und noch mehr Mast vorhanden; so pflegt man wieder frische Schweine darein zu schlagen, und ihnen die **Nachmast** angedeyhen zu lassen. Sonst ist auch die Mast entweder **eigene** oder **Dienstmast**; da dieses letztere in der Gerechtigkeit bestehet, in eines andern Walde die Mast zu geniessen, welche denn nicht weiweiter, als auf die Schweine, auszuziehen ist. Indessen gehöret doch die Nachmast öfters dabey dem Eigenthümer, welcher gegen ein leidliches Mastgeld Schweine einschlagen lässet. s. a. **Eichellesen**.

Wo Mast ist, muß man auch zu derselben Erhaltung, von Bartholomäi an, den Ort mit der Hütung verschonen. Einige verstehen auch durch die **volle** oder **ganze Mast** diejenige, welche ganz zureichet, daß ein Schwein

fett wird; und dazu wird denn eine gewiesse Zeit bestimmet. Die Mast ist auch unterschieden in Ansehung der Eichen und Buchen, weil nicht alles gleich gut mästet. Denn Eichelmast ist überhaupt besser, als Buchmast, indem diese ein zwar süsses, aber trahnichtes Fleisch und Fett machet, wenn sie alleine ist. Eichen- und Buchmast aber zusammen geben ein süsses, körnichtes und derbes Fett und Fleisch. Unter den Eckern der Eichen sind die länglichte Dachseicheln von der Steineiche die besten, wie auch die von Zirneichen. Die kurzen runden Harzeicheln sind schlechter, und füttern auch schlechter. Endlich so pflegt man auch an einigen Orten die Eicheln um die Helfte lesen zu lassen, da man sie denn verkauft, oder selbst zur Mast brauchet. Weil sie aber dürre sind, müssen sie alsdenn erst geschroten werden. S. a. **Eichel, Eichellesen, Buchmast, Buchecker**n. Nebst der Eichel- und Buchmast folget die **Castanien- und Haselnußmast.**

Wegen der jetzt bemeldten Arten der Mast sind in vielen deutschen Herrschaften verschiedene gute Einrichtungen gemachet worden, unter denen die nutzbarste ist: daß ein jeder Forstbedienter in seinem ihm anvertrauten Revier, zu Ausgange des Augustmonats die Bäume genau in Augenschein nehme, auch sie besteige, weil man nicht allemal, wegen des Laubes, die Frucht von unten auf sehen kann. Er muß 1) untersuchen, wie weit die Mastung sich erstrecke, und wie viel Schweine man damit von Michaelis bis Martini, ohne Abbruch der Nahrung des Wildes, zu erhalten gedenke. 2) Soll er einen Anschlag und ordentliche Eintheilung machen, in alte **Schweine, Grobfasel** und **Kleinfasel**, und alsdenn einem jeden die Taxe setzen; denn dieses ist nöthig, weil ein grosses Schwein mehr, als ein kleines frißt, ehe es fett wird. 3) Schreibe er jedes Schwein ordentlich nach seinem Zeichen, und ob es ein Grob- oder Kleinfasel, oder gar ein Altes sey. Des Eigenthumsherrn Name muß gleichfalls angemerket werden; vor welche Mühe er von jedem Stück 3, 2, oder 1 Groschen bekömmt, und auf solche Weise erhält ein jeder das Seinige wieder. 4) Vor Michaelis nehme er keine Schweine an, und lasse sie nicht in den Wald treiben, denn um diese Zeit fänget erst die Mastung an, zu fallen. Er gestatte auch den Hirten nicht, die Mast überflüßig von den Bäumen zu werfen; denn auf solche Art werden die Schweine überstänkert, und die Mast in die Erde verwühlet, und wenn denn bey entstandener Kälte die Schweine am besten fressen möchten, ist nichts mehr vor sie übrig. 5) Ist die Mast in grossem Ueberfluß vorhanden; so kann wohl, gegen Abtragung eines gewiessen Geldes, den armen Leuten erlaubet werden, wöchentlich einen Tag Eichel oder Buchecker zu lesen; doch muß man nicht zugeben, daß sie beständig in den Wäldern liegen, und dem zahmen Vieh die Mastung entziehen. 6) Nach Martini ist die Mastung aus, und muß über acht Tage nachher, und wenn auch gleich kein

kein Schnee fiele, nicht erlaubet werden, mit dem zahmen Vieh in die Wälder zu treiben; denn dem Wilde, sonderlich dem Schwarzwildpret, muß ja auch etwas zur Nahrung im Winter bleiben, als welches bey gefallenem Schnee die Eicheln schon unter selbigem, ja selbst aus der Erden heraus zuscharren weißt, um sich damit zu erhalten. 7) Die Mastschweine brenne man mit einem gewiessen Zeichen, daß, wenn ja aus seinem Forste sich eines verliefe, und zu einer andern Heerde käme, man doch dasselbe wieder finden, und daran kennen möge. Davor wird ein gewiesses Brenngeld bezahlet.

Hieher gehöret auch die **Masttaxe**, welche, wenn es Eichel- oder Buchmast giebt, jedem Schweine, so man in die Mast zu thun gesonnen, muß erleget werden, als: von einem grossen alten Schweine, einen Thaler, zwey oder vier Groschen; von einem Grobfasel, zwanzig Groschen; von einem Mittelfalsel sechszehn Groschen; von einem Kleinfasel neun bis zwölf Groschen. Dem Forstbedienten bleibt seine Schreibegebühre besonders, und bekommt er von einem jeden Schweine ein bis zwey Groschen. Wenn volle Mast vorhanden; so wird zweymal Mast gemacht, als die erste volle Mast vierzehn Tage nach Aegydii, und stehet bis Martini, auch wohl acht Tage darnach; nach dem wird zur Nachmast wieder eingeschlagen; von selbiger aber wird nur die Helfte am Gelde, ja bewandten Umständen nach, noch weniger gegeben, welche denn ebenfalls auch zehn bis eilf Wochen stehet. In der ersten Mast müssen die Schweine vollkommen fett zum Schlachten werden; sie werden aber auch in der andern Mast noch so ziemlich. An Oertern, wo viel Buchmast, Hasselnüsse und Castanien sind, wird die letzte Mast so gut wie die erste. Wenn viel **Erdmast** vorhanden, welches dicke weisse Maden sind, die in der Erde theils Orten häufig beyeinander liegen, und stark mästen und kühlen, ist die Mast desto vollkommener. An einigen Orten giebt man den Leuten Lesezettel, die Eichel- und Buchmast vor ein gewiesses Geld selber zu lesen. Man siehet also daraus nicht nur, wie man mit dieser Sache wirthschaftlich zu verfahren, sondern auch, wie wichtig dieselbe sey. s. a. **Eichellesen.**

Masteiche, s. **Eiche.**

Mastgeld, s. **Mast.**

Masttaxe, s. **Mast.**

Mauerepheu, s. **Epheu.**

Mauerewich, s. **Epheu.**

Mauerpfau, s. **Epheu.**

Mauerspecht, s. **Specht.**

Mauerschwalbe, s. *Apos*, **Schwalbe.**

Maus, Mause, Mausen, heißt bey den Vögeln die alte Federn fallen lassen, und neue dagegen ansetzen. Unter allen Vögeln brauchen keine, Zeit ihres Mausens, so sonderbare Wartung, als die zur Vogelbaitze abgerichtete Raubvögel. Die **Habichte** und **Sperber** werden zu

zu Ende des Februars ein jedes Geschlecht in ein besonders Zimmer gethan, worinnen es ausserhalb der Fenster zwey grosse und vergitterte Käfiche oder Vogelhäuser hat, eines gegen Morgen, das andere gegen Abend. Im Zimmer muß ein erhöhetes sauberes Brett seyn mit ledernen Nesteln, daran man ihr Geässe binden kann; es müssen auch etliche Sitzstangen darinnen seyn, nebst einem Geschirre mit frischem Wasser, und etwas Sand. Giebt man ihnen Tauben, so muß man weder Kopf, Füsse noch Federn daran lassen, und sie überhaupt zu solcher Zeit wohl speisen. Vierzehn Tage hernach, wenn sie die Federn alle geworfen haben, muß man ihnen ihr Geässe waschen, ihnen den Appetit zu erwecken, daß man sie vierzehen Tage oder drey Wochen hernach wieder heraus nehmen kann; vorhero aber reiniget man sie mit einer gelinden Purgation.

Auf diese Weise wird es auch mit denen Falken, die man aus dem Neste von Jugend auf erzogen hat, gehalten, ausser daß man mit ihnen meistentheils zu Ende des Merz den Anfang macht. Man giebt ihnen vor der Maus Schaaffleisch in Baumöl genetzet, das in frischem Wasser ein wenig abgeschlagen worden; diese muß man alle Tage drey oder viermal besuchen, zu sehen, ob sie zu fressen haben, dabey muß man sie gar reinlich halten, ihre Kammer oft aussäubern lassen, und allezeit acht haben, welche Speise sie am liebsten verdauen. Wenn man ihnen frisches Geässe giebt, muß man dasjenige, was sie von dem alten übergelassen, auf die Seite schaffen. Die Falken, insonderheit aber die Gerfalken, wollen eine dunkle, aber warme und trockene Kammer an einem stillen Orte, wenig Luft, und sowohl auf, als unter dem Tische, viel Sand haben. Zweymal in der Wochen soll man ihnen frisches Wasser geben, damit sie sich baden mögen, und nicht öfter, sonst wird ihr Gefieder weich vom Baden. Von dem Röhrwasser mausen sie eher ab, als von einem andern. Das Geschirre, darinnen man ihnen solches giebt, soll ziemlich breit und tief seyn, doch daß der Vogel mit den Füssen den Boden durch das Wasser erreichen könne. Wenn man ihnen einen Tag um den andern Fleisch von einem Spanferkel giebt; so reinigen sie sich wohl davon; desgleichen Tauben, Mäuse und junge Hunde; oder auch eine Natterhaut klein zerhackt, und unter ihr Geässe vermischt, befördert die Mausung. Solches thut auch das Pulver von grünen an der Sonne gedörrten Eyderen, so man ihr Geässe, sonderlich Schweinefleisch, damit bestreuet; ingleichem wenn man einer Schildkröte, so an einem trockenem Orte gefangen worden, die Schale abziehet, und sie rücklings dem Vogel zu fressen vorlegt; denn der Saft und das Fleisch dieses Thiers ist dem Vogel gut, und macht, daß die Maus bald vorüber gehet.

Das Mausen wird auch befördert, wenn man sie anfänglich nur mit lebendigen Mäusen, währender Mausezeit aber mit jungen

jungen Schwalben, oder andern jungen aus den Nestern genommenen Vögeln, zum öftern speiset. Wann ein Vogel etliche alte böse Federn in die Maus gebracht hätte, und solche nicht fallen wollten; so mag man sie ihm ausziehen, jedoch dabey sich in Acht nehmen, daß sie nicht gedrehet, sondern gerade ausgezogen werden, sonst wird der Vogel verderbt; ausser diesem aber muß man den Raubvögeln, sonderlich denen Falken, keine Federn, in der Meynung, daß sie desto eher mausen sollen, ausziehen lassen, weil sie dadurch zum Fliegen ganz und gar würden untüchtig gemachet werden.

Die Vögel, so in Zimmern, unter der Menschen Obsicht, ihre Maus verrichten, kriegen viel stärkere und vollkommnere Federn, als die sich in der Wildniß mausen. Denn diese müssen in der Maus zugleich brüten, und ihre Jungen aufziehen, daß sie also beyde Arbeiten auf einmal zu verrichten, nicht Stärke und Vermögen genug haben; dahero auch diejenigen Vögel, die mehr als einmal vermauset haben, daran zu erkennen sind, daß ihre Federn allezeit kürzer und schmäler werden. Man muß die Vögel nicht eher aus der Mause nehmen, als bis die Schwing- und lange Federn genugsam erstarket sind; denn sonst kommt das noch in den Adern befindliche Blut, dadurch die neue Federn sollen nutriret werden, nicht in die Kiele, wie es die Natur verordnet hat; sondern verfaulet, oder trocknet gar ein, und verursachet denn eine Ausblähung und Geschwulst der Flügel, welche sie hindert, daß sie nicht hurtig fliegen können, und endlich gar verderben, es wäre denn, daß sie in der Maus krank würden; so müßte man sie wohl nothwendig auf die Faust nehmen, sie zu besichtigen, was ihnen fehlen möchte.

Alle Raubvögel, so von Jugend auf in kalten Ländern, und auf hohen Bergen auferzogen worden, vermausen sich eher als die, so gegen Mittag, oder Aufgang gefangen werden; denn je kälter ihr Land ist, darinnen sie auferzogen sind, je eher vermausen sie. Keinen Raubvogel soll man sogleich, als man ihn aus der Mause genommen, fliegen, sondern vorhero ein wenig magerer werden lassen, dahero man ihnen zwanzig Tage zuvor nicht mehr, als zwey Drittel ihrer ordentlichen Fütterung, und zehen Tage in ihrer Maus, ihr Gewölle oder Quelle geben soll.

Mausen, Vermausen, französ. *Muer*, eine Redensart die von den **Falken** gebraucht wird, welche auch daher vermaußte und madrirte Falken heissen. s. **Falke.** Sonst wird dieses Wort auch bisweilen von **Hirschen** gesagt, wenn sie ihr altes Gehörne abgeschlagen haben, und ein neues aufsetzen.

Mauser, Mutter, nennet man diejenigen Krebse, welche die alte Schale abgeleget, und welchen die neue noch nicht erhärtet, sondern ganz weich ist.

Mauviette, s. **Drossel.**

Mauvis, s. **Drossel.**

May, Maymonat, lat. Majus, franz. *Mai*, *May*, der fünfte Monat im Jahr, welcher wegen seiner vielen Annehmlichkeiten der berühmteste und beliebteste unter allen ist. In diesem Monat, welcher 31 Tage hat, gehet die Sonne um den 21sten desselben in das Zeichen der Zwillinge. Die Arbeiten dieses Monats bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

α) **In den Forsten und Wäldern** hat der Förster 1) die besäeten Gehaue, wo es wegen des Wildprets oder des zahmen Viehes nöthig, und noch nicht geschehen ist, verhägen und umzäunen zu lassen. 2) Auf den besäeten Gehauen wegen der Mäuse, der Vögel, der zahmen und wilden Tauben, besorgt zu seyn, und ihnen, z. Ex. den Mäusen durch Aufstellung der Fallen zu wehren, als die sonst dem Saamen grossen Schaden zufügen. 3) So wohl wegen des verderblichen Abhauens der sogenannten Mayen oder Birken, als auch 4) auf die Viehhirten in diesem und folgenden Monaten sorgfältige Aufsicht zu haben, daß sie nicht an solche Orte der Waldungen, wo Schaden geschehen kann, und das junge Holz zu Grunde gerichtet wird, hüten, oder durch angemachte Feuer einen Brand in den Wäldern veranlassen mögen. 5) Die Blüten der Kiefern, Fichten, Tannen, Buchen, Eichen, der Ahornbäume, der Erlen, Eschen und Rüstern zu bemerken; gleichwie auch jetzo die schwarzen Brombeere, Himbeere, der Wasserflieder oder Hollunder u. a. m. blühen. 6) Auf die spaten Nachtfröste und die vorfallende Sonnenregen, oder sogenannte Mehlthaue hat er nicht weniger zu achten, indem durch dergleichen Witterungsvorfälle die Blüten und Zapfen der wilden Bäume öfters Schaden leiden, und wir den von ihnen gehoften Saamenertrag in solchen Jahren einbüssen müssen. Er soll 7) aufmerken, ob es viele sogenannte Mayenkäfer giebet, und ob in dem nächstfolgenden Monat die kleine Käfer häufig sich einstellen, und von solchen, wie sie in manchen Jahren zu thun pflegen, die Eichblüten ab- und die birkenen Saamenzäpfgen angefressen, und wir also einer gehoften reichlichen Saamenerndte dieser beyden Holzarten verlustig werden. 8) Wenn er noch Saamenzapfen vorräthig hat, soll er solche in diesem und den folgenden Sommermonaten bey schönen, warmen Tagen vollends ausklingeln. Man kann auch in diesem Monat, wo das Tannen- und Föhren- oder Kiefernholz zu dicke stehet, Latten und Stangen schlagen lassen, damit das andere desto besser fortwachsen möge; denn da solch übriges Holz nicht angeschnitten wird, stehet ohne dem viel davon ab, und erstocket.

β) Bey der **Fischerey** ist folgendes zu beobachten: Weil jetzo die Krebse beginnen gut zu werden; so gehet auch nunmehro ihr Fang an, und sollen die in vollem Monden gefangene sonderlich leibig und gefüllet seyn. Nun gehet auch der Aal- und Lachsfang recht an, und dauret also bis nach Pfingsten. In diesem Monat fängt man an, mit Regenwürmern, Käfern, kleinen

Kreb-

Krebsen, oder auch mit Gerstengraupen in Fenchel gekocht, zu angeln. Auf die Teiche muß man fleißig Obacht haben, daß sie nun den Sommer über ihr Wasser behalten mögen. In die Teiche, welche von Feldfluthen entlegen, und spröden Grund und Boden haben, soll man kurzen Schaafmist führen, weil solcher denen Karpfen sehr wohl bekömmt. Nach einiger Meynung soll in diesem Monat, wenn der Apfelbaum blühet, die beste Zeit seyn, Streichkarpfen, und den zweyjährigen Saamen auszusetzen, weil nemlich das Wasser nun ein wenig laulicht zu werden, und das grosse Gewässer abzunehmen beginnet. In diesem Monat fangen auch die Karpfen in den Teichen an, das erstemal zu streichen, ingleichem auch die Kärauschen und Pärsche; item die Näßlinge und Grundeln.

γ) Bey dem **Weydewerk und Jägerey** muß man nun mit dem Leithunde ausziehen, und das Behängen fleissig abwarten; auch noch die Wildpretsulzen verneuen. Ingleichem denen jungen Raubthieren, als Wölfen und Füchsen, welche in diesem Monat geworfen, nachtrachten, und solche, wie auch die Raubvögelnester äusserten Fleisses zu vertilgen suchen. Die heimischen Katzen aber, die man um diese Zeit in den Feldern findet, soll man gleich tod schiessen, weil sie die jungen Haasen und alles Geflügel abfangen. Insgemein ist jetzo das Vogelfangen verboten, weil sie zu dieser Zeit nisten und brüten. Jedoch weil bey etlichen Vögelarten der Männlein so viel, daß sie mehr verderben als befördern, sonderlich bey den geilen Wachteln, welche dem Weiblein, wenn sie brüten, oft die Eyer verderben; als können dieselben wohl abgefangen werden. Zwischen Waldpurgis und Jacobi muß man die Raubvögel, die man im Herbst zum Baitzen brauchet, ausmausen lassen. Jetzo ist es Zeit, allerhand junge Vögel, die man entweder zahm zu machen, oder zu einem gewiessen Gesange zu gewöhnen, verlanget, auszunehmen. Junge Hänflinge findet man zu dieser Zeit an Orten, wo Wachholdergebüsche und Föhrenholz stehet, häufig, und diese werden mit nichts besser, als mit eingeweichtem Rübsaat oder Rübsen aufgeätzet. Ingleichem giebt es um diese Zeit junge Finken, welche man auf Bäumen zu suchen, und mit Semmel und Milch aufzuätzen hat, welche Speise man ihnen auf eine ziemliche Zeit, wenn sie schon erwachsen, lassen muß, bis man sie hernach allgemach an trocknen Rübsen gewöhnet. Zu Ende dieses Monats giebt es auch schon junge Stieglitze, welche man mit Milch und Semmel, oder eingeweichtem Rübsen, oder Ameisevern ausbringen und zahm machen kann. Wer sonst einen wohlsingenden Vogel haben will, der darf nur sein Nest suchen, und ihn bey den Jungen mit Leimspindeln, oder mit einem Maisenschlage zu fangen trachten, unter welchem man in einem besondern Hause die Jungen setzet, daß sie die Alten nicht anders, als durch den Maisenschlag ätzen können, und also selbigen nothwendig sich über dem Kopfe zuwerfen müssen.

Mayen, Mayenbäume, lat. Arbores majales, franz. *Mays*, also werden an den meisten Orten in Deutschland die Birkenbäume genennet, womit man am Heil. Pfingstfest die Kirchen auszuschmücken pfleget; vielleicht weil vor Zeiten die Birken eben wie die Eichen vor heilig geachtet wurden, oder weil ihr Laub von angenehmen Geruche ist. Wieder dieses Mayenhauen wurde im Jahr im 1715 folgendes Mandat im Churfürstenthum Sachsen publicirt: Nachdem befunden worden, daß das Abhauen der Mayen, so alle Jahr zu zwey, auch mehrmalen in die Kirchen und Häuser, auch für die letztern, zumal an denen Schenken und Wirthshäusern gesetzt, und sogar ganze Sommer durch Lauberhütten davon gemacht werden, zur Verwüstung der Gehölze nicht wenig contribuirt, indem mehrentheils nur die jungen Stammhölzer und Wispel ab, und denen Birken das Herzblatt abgehauen worden, davon hernach selbige nicht mehr über sich wachsen, sondern nur verfladern, dadurch denn denen Waldungen und Gehölzen ein grosser Schade, und noch mehr Abgang zugezogen wird; als wird hierdurch anbefohlen, daß in Zukunft niemand, wer der auch sey, sich unterstehen solle, dergleichen Mayen zu obigem Ende, weder in denen Churfürstlichen Waldungen, noch auch der Vasallen und Unterthanen, oder Pfarr- oder Gemeindehölzern, und Büschen abzuhauen, oder andern es zu verstatten, bey einem Neuschock Strafe, welche vor jedes Stück, so wider diese Verordnung gehandelt zu haben, betretten, oder sonst überführt würden, unnachbleiblich eingebracht werden soll.

Es ist ganz billich, daß *aller* Orten dergleichen Mandate wider diejenigen ertheilet werden, die im Frühling, wenn die Birken Laub treiben, so viele, im besten Wachsthum stehende Bäume, zu denen sogenannten Maybäumen umhauen. Die üble Gewohnheit war an einigen Orten so stark eingerissen, daß viele tausend Stück der schönsten jungen Birken zu besagter Zeit einer unnützen Mode aufgeopfert worden. Man bedenke nur, was durch einen so gering scheinenden Aufwand in einigen Jahren den Wäldern für ein grosser Schade zugefüget wird? Die besten, geradesten, und in gutem Wachsthume stehende Birken werden dazu genommen. Und ob man gleich denken möchte: Schlagen doch diese Stämme wieder aus; so vergehen doch viele Jahre, ehe die Loden wieder so stark werden. Und zum andern, so werden ja die Loden von dem umstehenden Holze meistentheils unterdrückt; und wenn dieses auch nicht geschiehet; so entstehet doch eine grosse Ungleichheit zwischen denen aus denen Stämmen aufgeschossenen Loden, und dem umstehenden Holze; denn wenn dieses haubar ist, so sind jenes noch schwache Reiser, und doch müssen sie der Ordnung wegen schon wieder gehauen werden. Kurz, es

es gereichet das Aushauen der jungen Birken denen Wäldern zu zu grossem Nachtheil.

Was das ärgste bey dieser eingerissenen Gewohnheit ist; so werden die wenigste solcher Mayen mit Vorbewußt, oder auf Anweisung der Forstbedienten gehauen; sondern sie werden meistens denen Wäldern auf eine unerlaubte Art entwendet. Die Herrschaften haben also sehr wenig oder gar keine Einkünfte, und doch grossen Schaden davon. Derowegen wird es noch in Zukunft eine besondere Pflicht eines Forstbedienten ausmachen, dieses Uebel, so viel möglich, durch fleissige Aufsicht von ihren untergebenen Revieren abzuwenden.

Die Fürstliche Hessen-Darmstättische F. O. §. 48. und die Fürstliche Sachsen-Gothaische c. 10. §. 6. verbieten eben dieses Mayenhauen. Andere Verordnungen machen hie und da eine Ausnahm, z. Ex. die Waldordnung für das Land Rheingau, §. 4. will: Es soll niemand die Mayen grösser hauen, als Bohnenstecken, jedoch an unschädlichen Orten, durchaus aber sollen hiezu keine Erdstämmlein genommen werden. Die Herzogliche Würtembergische F. O. p. 66. zählet solches Hauen unter die Waldverwüstungen. Und in einem Churbraunschw. Lüneb. Edickt den 8ten Decembr. 1718. ist geboten: Es sollen keine Mayen, um selbige in die Kirchen und Häuser zu setzen, oder Sommer- und Laubhütten daraus zu machen, bey Strafe 10 Thaler vor jedes Stück, gehauen werden: Worunter wir doch dasjenige, was zu pfleglicher oder unumgänglich nothwendiger Nutzung des Hauswirths gebraucht wird, nicht verstehen. Massen wir auch dieserwegen sowohl an unsere Oberjägermeister, damit sie das nöthige an die Forstbediente verfügen, als auch an unser Consistorium, um sich ihres Orts darnach zu achten, und denen Küstern oder Schulmeistern, welchen dadurch etwas von ihren Accidentien entgehet, etliche Groschen, als ein Aequivalent, aus dem Kirchenvermögen jedes Orts, oder von denen Eigenthümern der Holzungen, in welchen vorher die Mayen unentgeltlich gehauen worden, reichen zu lassen, bereits Befehl ertheilet haben.

Mayenhauen, s. Mayen.

Mayenkäfer, s. Käfer.

Mayfische, s. Häselin.

Mayn, also haben einige die kleine grüne und rothe Kätzgen der Tanne genennet, welche man an dem vorigen Jahrwuchs gewahr wird, und welche bald reiffen, und ein gelbes Mehl abstieben.

Meeradler, s. Adler.

Meeramsel, s. Amsel, Seeamsel.

Meerkatzen, s. Affe.

Meerkrebs, s. Krebs.

Meerküttel, s. Blackfisch.

Meerschwalbe, s. Apos, **Meve.**

Meerspinne, s. Blachfisch.

Meerzeislein, s. Gräßlein.

Mehlbaum, **Schlingbaum**, lat. Arbor farinifera, Viburnum, Spiræa Theophrasti, ist ein Baum, welcher an ungebaueten Orten, Gesträuchen, Dornbüschen, in leimigem und vesten Grunde wächset. Die Blätter sind ziemlich groß und breit, rund um zerkerbet, und dem Erlenlaube in vielen Stücken gleich. Die weissen Blümlein stehen Cronenweise beyeinander; darauf folgen breite Beeren, die Anfangs grün sind, hernach roth, und endlich, wenn sie zeitigen, schwarz werden. Die Blätter und Beere dienen mit saurem Weine zu einem Mund- und Gurgelwasser, für Flüsse, Geschwulsten, und Entzündung der Mandeln, des Halses und Zahnfleisches, Wackeln der Zähne, und gefallenen Zäpflein. Die Blätter, in Lauge gesotten, machen das Haar wachsen. Einige andere ausländische Arten dieses Gewächses werden nur in Gärten gehalten. Also findet man eine Art vom **Mehlbaum** auf den Inseln Ternate, Banda und Amboina, welcher nach dem Berichte vieler Reisebeschreibungen, etwan eines Menschenfusses oder Schenkelsdicke, und bis 10 Fuß hoch wird, auf dessen Gipfel ein rothes Gewächs, wie ein Krautkopf, ansetzet, welches ein schönes, weisses und zartes Mehl in sich hat. Dieses wird von denen dasigen Einwohnern, wie anderes Mehl, mit Wasser eingesprenget und geknetet, und wenn es ein wenig gesäuert hat, in ziegelsteinerne Formen einer Hand lang, und eines Daumens tief gedruckt, über Kohlen gebacken, und hernach also warm, oder wenn es gekaltet, mit warmen Wasser zu einem Brey gemacht, genossen. Es ist ohne Geschmack, und nur armer Leute Kost, es sey dann, daß es mit ein wenig Pfeffer oder Zucker und Zimmet gewürzet werde, da es denn ungemein annehmlich seyn solle.

Mehlbeerbaum, s. Ebreschenbaum.

Mehlbeerstrauch, s. **Weißdorn.**

Mehrbraten, werden bey den Hirschen und wilden Schweinen die über den Nieren und am Rückgrad liegende 2 Stücke Wildpret genennet.

Meise, **Maise**, lat. Parus, Parix, Aegithalus, Fringillago, franz. *Mesonge*, *Mezenge*, ist ein kleiner Vogel, welcher sich gerne in Wäldern und Gärten aufhält, und in alten holen Stöcken oder Bäumen hecket. Wir wollen ihre Gattungen und Eigenschaften kürzlich anzeigen.

A) Man zehlet **sechserley** Gattungen von Meisen, die in Deutschland bekannt sind:

1) Die **Pickmeise**, **Großmeise**, **Kohlmeise** oder **Spiegelmeise**, lat. Parus major, Carbonarius major, ist die größte und schönste von diesem Geschlechte, hat einen kohlschwarzen Schnabel, und oben auf einen kohlschwarzen Kopf, zu beyden Seiten aber ist der Kopf mit dem schönsten hellen Weissen gezie-

zieret. Wo der Kopf aufhöret, und der Hals anfängt, und zwar gleich oben von dem Genicke an, kommt eine Farbe, die man weder grün noch blau nennen kann; sondern sie ist das Mittel von beyden Farben, und hat doch mehr vom Grünen, als vom Blauen. Sie reichet den ganzen Rücken hinab bis zum Schwanze, jedoch wird sie, noch ehe der Schwanz angehet, in etwas heller. Der Schwanz selbsten hat oben auf fast eben die Farbe, wird aber zuletzt hinaus etwas dunkel und schwärzlicht. Untenher gleich an der Kehle fängt sich ein schwarzer Strich an, der zwischen denen zu beyden Seiten sich befindenden unvergleichlich schön hochgelben Federn, bey denen Männlein bis unten hinaus zum Schwanze sich erstreckt, und Fingers breit ist. Die Flügel haben eben solche grünblaulichte Federn, die Füsse aber sind blau. Das Weiblein ist am Kopfe von dem Männlein nicht zu unterscheiden, und das Gelbe am Unterleibe giebt des Männleins Farbe so wenig nach, daß auch darauf nicht zu trauen ist; der unten durchgehende schwarze Strich aber ist nicht so breit, als bey dem Männlein, und erstrecket sich nicht hinab bis zum Schwanze, sondern verlieret sich noch weit oben am Bauche, und macht das Männlein von dem Weiblein also wohl kenntlich. Dieser Vogel ist lange nicht so groß, als er nach der Vielheit seiner Federn aussiehet; denn wenn diese hinweg sind, und man ihn in eine Schüssel zu gebratenen Finken leget, siehet man bald, wie viel kleiner er ist, da er sonsten, wenn man ihn noch in den Federn neben einem Finken betrachtet, selbigem an der Länge nichts, und nach der Dicke wenig nachgiebt. Uebrigens ist die Meise am ganzen Leibe wohl gestaltet, hat mittelmäßig hohe und mit solcher Stärke begabte Beine, wie ihr nöthig sind, sich überall anhängen, und die Würme zwischen dem Laube und den Rinden heraus hauen zu können; zu welchem Ende auch der Schnabel, welcher doch nicht länger, als ungefehr einer Nachtigall Schnabel ist, eine so besondere Stärke hat, daß die Meise einem Menschen damit auf einen Hieb den Finger blutig hauen kann.

2) Die **Blaumeise, Pimpelmeise**, lat. Parus coeruleus, ist am Kopfe blau; wo die Kohlmeise schwarz ist; und wo diese weiß ist, siehet jene auch weiß; am Rücken hat sie fast Federn, wie die Kohlmeise, doch in etwas blaulichter; die Fliegfedern aber und die Schwanzfedern sind überaus schön blau, hingegen das Gelbe am untern Leibe ist nicht so schön und hochfärbicht, als bey der Kohlmeise; in der Mitten gehet zwar auch ein blauer, wie bey jener ein schwarzer Strich durch; er ist aber nicht so breit, als der andern ihrer, und reichet nicht bis hinunter zum Schwanz, so wenig bey denen Männlein, als bey denen Weiblein. Der Schnabel ist bey dieser auch blaulicht, doch vornen hinaus etwas schwärzlicht; die Füsse aber sind blau. Das Weiblein hat die Farben und deren Eintheilung, wie das Männlein, nur daß es nicht so hochfärbig, und also, wenn man es nebst einem Männlein besiehet,

leicht zu erkennen ist. Der Blaumeise Leibesgrösse ist gar geringe, massen sie noch kleiner, als ein Zeißlein; im übrigen ist sie am Schnabel, Füssen und andern Gliedern mit eben den Gaben versehen, welche bey der Kohlmeise, (der sie an Schönheit den Preiß disputirlich machet, an Lieblichkeit der Stimme aber gerne weichet) schon gemeldet worden.

3) Die **Waldmeise, Holzmeise**, lat. Parus silvestris, hat gleichfalls einen schwarzen Kopf und weissen Backen, wie die Kohlmeise, das Weisse aber ist nicht so helle, sondern gleich als wenn es kothig wäre, und das Schwarze gehet zwar, gleich als ob sie ein Ringlein um den Hals hätte, bis an die Kehle; es reichet aber doch nicht weiter, und ist die ganze Brust und Bauch nur mit solchem dunkeln Weiß eingenommen. Der Rücken und die Flügel sind dunkelgrau, und am Ende der Fliegfedern finden sich, wie bey dem Baumhäcklein und Stieglitzen, weisse Pünktlein, welche man nur siehet, wenn man die Flügel voneinander thut. Das Weiblein hat gänzlich einerley Farbe. An der Grösse ist diese Meise wie eine Blaumeise, fast noch kleiner, und am Schnabel, Füssen und andern Eigenschaften, hat sie eben die Gaben, welche die andern Meisen besitzen.

4) Die **Hanfmeise, Schwarzmeise**, lat. Parus ater, carbonarius, hat ebenfalls einen schwarzen Kopf, von welchem sich aber kein Ringlein um den Hals herum ziehet. Die Backen und der ganze Unterleib ist auch dunkelweiß, jedoch etwas heller, als bey der Wald- oder Holzmeise; der Rücken ist Aschenfarbig, so, daß er in etwas zur bräunlichten Farbe sich neiget, und also sehen auch der Schwanz und die Flügel aus, welche letztern aber mit keinen Pünktlein versehen sind. Wie viel ähnliches sie mit der der Holzmeise hat, so wohnet sie doch nicht bey derselben im Schwarzholze, oder doch selten, und nur aussen herum; sondern sie enthält sich lieber im Laubholze bey der Kohlmeise. Die Grösse ist beynahe einer Mehl- Schnee- oder Schwanzmeise gleich, und ihre Eigenschaften an Kräften im Schnabel und Füssen sind wie der andern Meisen.

5) Die **Kuppmeise, Kupfmeise**, Schopfmeise oder **Haubelmeise**, lat. Parus cristatus, ist von gleicher Grösse; wie die Holzmeise, hat auf dem Kopfe ein kleines spitziges Schöpflein oder Kuppen, von blau und weißgesprengten Federn, und der vordere Theil von dem Schnabel an, bis an solche Kuppe, ist von gleicher Farbe, auch ist der Kehle von solcher Farbe etwas mitgetheilt, im übrigen ist der untere Leib bis hinab zum Schwanze dunkelweiß, und der Rücken sammt denen Flügeln und Schwanzfedern sind Mausfarbe. Sie hat, wie die Hanfmeise, ingleichem die Holzmeise, so gar einerley Farbe mit ihrem Weiblein, daß dessen Gestalt nicht absonderlich beschrieben werden kann. Auch hat sie alle übrige Eigenschaften mit denen andern Meisen gemein. So viel aber den Ort ihres Aufenthaltes betrift,

trift, so hält sie es mit der Holzmeise.

6) Die Schneemeise, Mehlmeise, Pfannenstiel, Zahlmeise, Schwanzmeise, Bergmeise, lat. Parus montanus, caudatus, ist die kleinste unter allen, hat aber den längsten Schwanz, der bey ihrem kleinen Körper nicht anderst aussiehet, als ob der Vogel daran gespießt wäre. Sie ist am Kopfe ganz weiß, als ob sie mit Mehle bestäubet wäre, (daher ihr obgedachter massen der Name Mehlmeise von einigen beygeleget worden) ausser daß sie über denen Augen, und unten an dem Kinnbacken braune und schwärzlichte Streiflein hat; der Rücken ist auch mit braunen und schwarzen Flecken, darunter etwas Weisses hervorschiesset, überzogen, und die Flügel sind gleich also. Die sehr langen Schwanzfedern aber sind meistens schwärzlicht, und nur mit zweyen weißgestriemten Federn untermischt. An der Grösse wird diese Meise schwerlich einen Zaunkönig übertreffen, so gar ihr schwarzes Schnäblein ist viel kürzer, und dennoch hat sie mehr Stärke darinnen, als der Zaunkönig in dem seinigen. Wie klein dieser Vogel seyn, kann man daraus abnehmen, daß seine Eyer, deren er 13 und mehr auf einmal in seinem Neste ausbrütet, nicht grösser sind, als die gröste Art von von denen gemeinen Erbsen. Man darf aber sein Nest nicht in hohlen Bäumen und Stämmen suchen, wie aller anderer Meisen; sondern auf starken an dem Stamm anstehenden Aesten; daselbst träget er so viel Moos und Federn, mit welchen das Nest innwendig ausgemacht ist, zusammen, daß man es nicht in einen Hut fassen kann; und in solchen zusammengetragenen Klumpen, der so verwunderlich geschlichtet ist, daß es eine Menschenhand nicht nachmachen kann, macht die Meise ein kleines Löchlein, zu dem sie kaum hineinkriechen kann; daher abzunehmen, weil es innwendig von nichts, als Hüner- und andern Federn, bereitet ist, wie warm es seyn müsse; doch siehet es auf dem Baum nicht anderst aus, als wie ein Büschlein Moos, der von sich selbst allda gewachsen seyn möchte.

B) Von den Eigenschaften der Meisen verdienet folgendes angemerket zu werden: Alle Meisen lecken ihr Fressen; denn ob sie die Nußkerne und anderes schon hacken, so lecken sie doch alsdenn die kleinen Stücklein mit der Zunge hinein. Ihr Aufenthalt ist, wie oben erwähnet, in Wäldern und Gärten. Die Schopfmeise, wie auch die Wald- und Holzmeise aber bleiben im schwarzen Holze, da die übrigen allein das Laubholz lieben. Ihren Strich betreffend; so ist bekannt, daß man die Kohlmeise, die Holzmeise und die Blaumeise im Striche von einem Gehölze zum andern, (denn über weite Felder zu reisen, vermeiden sie, so viel als möglich) zu hunderten streichen siehet; sie halten aber nicht beysammen, sondern theilen sich, nach Veranlassung der Lage eines Ortes, gar leicht in geringere Hauffen; wiewohl die Holzmeise endlich noch mehr die Trennung scheuet, und noch eher unter

unter die Vögel, welche in grossen Hauffen streichen, gezählet werden könnte. Mit denen übrigen Meisen aber hat es eine andere Beschaffenheit: denn die Hansmeise streichet gar nicht mit Hauffen, auch nicht über Feld, wie jedoch die obbemeldten drey Arten thun; sondern die gehet dem Gebüsche nach, und folget immer einer der andern, als ob sie einander jagen wollten, und also macht es auch etwas tiefer im Walde die Kupp- oder Schopfmeise; die Schwanzmeise aber pfleget nur bey der Zahl zu bleiben, die ein jedes Paar selbsten gebrütet; doch waget sie sich über weite Felder, allwo sie, wenn sie Bäume antrift, ein grosses Geschrey macht, und in der Kälte schlagen sich öfters zwo auch mehr Bruten zusammen.

Alle Meisen, die einige Schnee- oder Schwanzmeise ausgenommen, brüten in die Löcher. Die Kohlmeise brütet gern in hohle Bäume, das Loch mag weit oben, oder nahe unten bey der Erden seyn, und machet sich ein sehr grosses Nest von Wollen, Moos und Federn. Die Blaumeise brütet eben auch auf Bäumen, jedoch nicht gerne niedrig, sondern in einem Löchlein, das hoch oben ist. Daselbst träget sie erstlich das faule Holz aus dem Löchlein heraus, hernach, wenn der Platz gereiniget ist, fängt sie erst an, was sie zum Nest brauchet, hineinzutragen; dieses thun zwar andere Meisen auch, doch ist es von der Blaumeise am leichtesten wahrzunehmen. Die Holzmeise brütet selten in Bäumen, sondern in abgehauenen Stöcken, die Löcher haben, und eben also macht es auch die Kupp- oder Schopfmeise, welche beyde das schwarze Gehölze gar zu lieb haben, als daß sie solches das ganze Jahr hindurch auf eine lange Zeit verlassen sollten. Die Hansmeise aber durchwandert alle Gärten, wie die Kohlmeise, und brütet oft nur in Löchern niedriger Pflaumenbäume, also daß die einzige Schnee- oder Schwanzmeise obgedachter massen es dießfalls nicht mit ihren Gesellen hält, weil sie in einem Neste, worinn sie jedoch ein überaus kleines Löchlein macht, zu brüten pfleget.

Die Meisen haben vor vielen andern Vögeln dieses besonders, daß sie sehr fruchtbar sind, und auf einmal, sonderlich die Kohlmeise und die Schneemeise 15 bis 19 Eyer legen, die übrigen bleiben bey 10 bis 12. Weil sie aber gemeiniglich zweymal brüten, sonderlich, wenn sie das erstemal um die Eyer oder Junge gebracht werden, so kommt doch eine grosse Zahl heraus, und ist dahero sich nicht zu verwundern, daß sie, zumal die Kohlmeise und die Holzmeise, im Herbst so häufig gefangen werden. Im Frühlinge werden sie wohl etwas schöner, man kann aber doch nicht eigentlich sagen, daß sie ihre Farben verändern; wie man ihnen auch keinen Gesang zuschreiben kann.

Sie pflegen sich im Wasser zu baden, und ihren Jungen das Geässe im Schnabel zuzutragen. Ihre Nahrung bestehet in lauter Würmern und Raupen, deren Nester sie auch im Winter,

zu

zu der Gärtner Vergnügen, zerstören. Die Kohlmeise geniesset zur Herbstzeit auch Beere, und flieget Winterszeit an das Luder, wenn es nemlich trocken oder gefroren ist, um davon zu nagen. In den Zimmern nehmen sie wohl mit Hanf und Nüssen vorlieb; aber sie dauren dabey nicht, sondern wollen andere Abwechslungen, von süssem Käse, Semmel in Milch gewaicht, Regenwürmer, Mayenkäfer, und anderes dergleichen Gewürme, zu der Zeit, da man es bekommen kann, sonderlich Heuschrecken, ingleichem Haberkörner haben, oder aus- und einfliegen, wann sie frisch bleiben sollen. Doch ist dieses nur von denen Kohlmeisen zu verstehen; denn die Blau- wie auch die Hanf- und Holzmeisen sind dauerhafter. Wer eine Kohlmeise um Jacobi, da sie noch nicht gemauset sind, fängt, und sie anfänglich mit Heuschrecken, süssem Quark und frischen Ameiseyern fortbringet, bis sie Nüsse und Hanf ertragen kann, der wird erfahren, wie viel besser eine solche in dem Herbst zum Fange und Lock seye, als eine, die man alsdenn erst fänget. Die Meise bringet ihr Geschrey von Natur, ohne nachzudichten, hervor, befleissiget sich auch auf ihren Gesang nicht, und ist dahero von Natur ungeschickt, von andern Vögeln etwas zu lernen. Ihr Fleisch ist zwar geringe, aber doch gesund, und vor arme Leute eine gute Kost. Sie können auf die Art, wie die Finken, vorbereitet und zugerichtet werden.

Meisenfang, ist der allerlustigste unter allen Arten des Vogelfanges, und wird auf verschiedene Weise angestellet.

1) Zuförderst ist hierzu eine **Meisenhütte** nöthig, die nach Beschaffenheit des Orts entweder im Walde auf der Erden, oder daselbst in der Höhe, auf drey nicht weit von einander stehende grosse Bäume, oder auch unweit einem fliessenden Wasser, wobey viel Weyden anzutreffen, zu erbauen. Die erste auf dem Erdboden wird am bequemsten rund, in der Breite, oder über dem Diameter 6 Ellen weit, also angeleget: Erstlich werden Pfähle nicht weit von einander eingeschlagen, und mit grünen Sträuchern sehr dichte, damit man nicht durchsehen kann, eingeflochten, darauf sodann eine dergleichen Decke zu liegen kommen muß; gegen Südosten aber wird die Thüre zum Aus- und Eingehen angeleget, und wenn ein Windofen hineingesetzet werden soll, muß solche Hütte innwendig mit Brettern ausgeschlagen seyn. Nach dem Morgen, oder gegen des Vogels Zuge zu, läßt man ein Guckloch, und etliche Löcher an den Seitenwänden, dahinaus die Kloben gestecket werden; besonders aber müssen grüne Bäume um die Hütte stehen, weil die Meise diese mehr, als die dürren besusset.

Eine Art, die Meisen zu fangen, geschiehet vermittelst eines **Klobens**, wovon dieser Artikel nachzusehen. Die Zeit zum **Meisenfang** gehet um Aegidi an, und der beste Zug ist auf Creutzerhöhung, wiewohl auch eine ziemliche Zahl dieser Vögel den ganzen Winter hindurch

durch hier bleibet. Wenn nun der Zug angehet; so muß man frühe mit anbrechendem Tage schon in der Hütte seyn, die Kloben aufspannen, und zu denen Löchern aus der Hütte bis an die Hülse hinausstecken. Unter denen Kloben auswendig an der Hütte werden die Baure gehangen, darinn der Vogelsteller nachmals Lockmeisen stecket. Vor die Kloben wird ein Stock, der oben eine Gabel hat, jedoch etwas niedriger, als diese liegen, gestecket, an den Spitzen soll eine krumm gebogene Stecknadel an einem Stücke Zwirnsfaden angebunden, und am Stocke ein Bindfaden veste gemacht seyn, welcher in die Hütte gezogen wird, woran die Ruhr- oder Rohrmeisen angebracht werden. Um nun diese, weil man sie Anfangs nicht gleich hat, zu erlangen, bindet man einen Fuchsschwanz an einen Stock, pfeiffet auf der Pfeiffe, die locket sie heran, und wenn sie bey der Hütte angekommen, fähret man mit dem angebundenen Fuchsschwanze schnell zur Hüttenthüre hinaus, ziehet ihn aber auch bald wieder zu sich hinein, worauf die Meisen, so bald sie dieses gewahr werden, ihrer angestammten Neugierigkeit nach, sehen wollen, wo der Fuchsschwanz geblieben, setzen sich demnach auf die Kloben, die ziehet man sogleich zusammen, und zurücke in die Hütte, fängt sie also an den Zehen und Klauen der Füsse, und stecket die zuerst gefangene theils in die Bauer, theils hänget man sie an die Lockruthen, wenn ihnen die gebogene Stecknadel durch den Schnabel gespiesset worden. Sind nun Lockvögel vorhanden; so gehet der Fang gut, indem sie es bald melden, wenn ihres gleichen gezogen kömmt, dabey das Locken mit der Pfeiffe vieles hilft. Buschen dann welche an, so rühret man die am Ruhr hangenden Meisen, sie mögen todt oder lebendig seyn; da denn diesen die angefusseten zu Hülfe kommen wollen, sich auf die Kloben setzen, und also hiemit erzählter massen gefangen werden. Je mehr die gefangenen schreyen, je mehr setzen sich von denen noch vorhandenen auf die Kloben, und ziehet man öfters auf einen Zug 5 bis 6, manchmal auch nur 2 bis 3. Fliegen die Meisen stark; so können drey bis vier Personen auf diese Art in einem Vormittage 8, 10 und mehr Schock fangen.

2) Anbey kann der Klobenfang durch den sogenannten Meisentanz, wenn man diesen daneben errichtet, verbessert werden. Solcher Tanz nun, dazu jedoch mehr Arbeit und Leute gehören, wird bey der jetzt beschriebenen Hütte also angeleget: Man stecket vier Stangen, jedoch zu vier und einem halben Fuß lang, die oben Gabeln haben, zwölf Schritte von der Hütten, quadratweise in die Erde, und beleget drey Seiten mit dünnen Stängelgen, die Seite aber nach der Hütte zu bleibet offen. Hiezu müssen 2 bis 3. Schock Sprenckel vorräthig gefertiget seyn; diese werden alle dergestalt an die Stängelgen gehangen, daß der eine mit seinem Stell- oder Klippholze innwendig, der andere auswendig komme. Mitten in dem Meisentanze, oder zwischen denen Sprenkeln, stecket man einen lan-

langen Stock, der eine Gabel hat, woran zwey Meisen zum Rühren angemacht werden. Wenn nun der Fang angehen soll, muß man frühe vor Tage anfangen, die Sprenkel aufzustellen, die Lockmeisen in die Hütte und auf den Tanz zu setzen, anbey eine gute Parthie Stell- oder Klipphölzer vorräthig haben, daß drey und vier Personen bey glücklichem Fange ungehindert arbeiten, und die vorhandenen Kloben zugleich auslegen können. Auf das Rufen der Lockmeisen und fleißige Pfeiffen fliegen sodenn die in der Freyheit seyende Meisen herzu, und buschen an. Nach dessen Erfolg rühret man an der Ruhrruthen, welches die Meisen genau besehen wollen, setzen sich demnach auf die Stellhölzer der Sprenkel, und werden hierdurch an den Füssen gefangen.

3) **Meisen auf dem Leime und der Leyer zu fangen** kann bey vorher beschriebener Hütte, oder nur einer von grünen Reisern zusammen gemachten, also veranstaltet werden: Man schlägt zwey, 6 Fuß lange Pfähle, vier Ellen auseinander, in welchen oben grosse Löcher durchgebohret sind, machet sodenn eine Walze, eines guten Armes stark, mit Zapfen an beyden Enden, die in die Löcher der Pfähle also passen, daß sich die Walze drehen lässet. In die Walze werden Löcher 8 Zoll weit aus einander, also gebohret, damit 2 und 2 übers Kreuz kommen, worein ungeschälte haselne Stöckg, von 3 Fuß in der Länge, gestecket werden können. In diese werden 2 Paar kleine Löcher 2 Zoll weit aus einander, so, daß ein Paar etwas drunter, denen andern gegen über stehen, in solcher Ordnung gebohret, damit die Leimruthen vom andern gegen über seyenden Stocke nicht berühret werden. Hiezu macht man Leimruthen von 9 Zoll in der Länge, und eines Tabackpfeiffenrohres stark, am einen Ende zum Einstecken in die gedachte Löcher spitzig. In die Walze wird ein hölzerner Nagel geschlagen, daran eine doppelte Leine also bevestigt wird, daß die eine, wenn sie aufgewickelt, im Anziehen die Walze drehet, und sich ab-, die andere aber aufwindet. Nach dieser Verrichtung setzet man sich in die Hütte, pfeiffet fleißig, rühret die Ruhrruthen, welche gleichfalls gedachtermassen besorgt seyn müssen; worauf die Meisen bald ankommeu, und auf die Leyer fallen, die auch, wenn solches nicht nach Wunsch geschehen sollte, gedrehet werden muß, welches viel helfen wird. Weil nun die Meisen öfters mit denen Leimruthen von der Leyer fallen, ist nöthig, unter dieser, gleichwie unter dem Meisentanz, das Gras abzuschneiden, und alles rein abzukehren, auch um die Leyer herum ein dichtes Zäunlein zu verfertigen, damit die Vögel nicht wegfliegen, und sich verkriechen können.

4) Sowohl andere kleine Vögel, als auch die **Meise, wird ferner mit dem Kautz und der Leimstange also gefangen**: der Kautz oder Steinkautz ist das beste Mittel zum Maisenfang. Den zu erlangen, muß man vor die Gemäuer und Thürme, da sich dieses Thier aufhält, Schleiffen von Pferdehaaren, oder Leimruthen legen, darinnen sie sich beym Aus- und Einfliegen

am Morgen und Abend fangen. Die Leimstange hierzu muß glatt, lang und mit Löchern durchbohret seyn, darein die Leimruthen gestecket werden, und wenn dieses geschiehet, ist zu beobachten, daß zwar auf allen Seiten der Stange Leimruthen stecken müssen, jedoch nicht eine dichte und gerade über der andern. Ferner muß man noch eine glatte Stange haben, worauf oben ein rundes Scheiblein gemacht, und der Kautz aufgebunden wird. Mit diesem Zeuge ziehet der Liebhaber deß Vogelsanges aus in die Büsche oder Wälder, stecket die Stange mit dem Kautze an einem bequemen Orte auf, und stellet die Stange mit den Leimruthen darneben. Wie nun alle Vögel das Eulengeschlechte sehr verfolgen; also fangen bald diejenigen, darnach der Vogelsteller strebet, wenn ihnen der an die Stange aufgebundene Kautz vor die Augen kommt, an, zu schreyen, und ihn zu verfolgen, fliegen nach dem Kautz, an dessen Behältniß sie kein Anhalten haben, dahero sie sich auf die Leimruthen setzen, und kleben bleiben. Will an einem Orte der Fang nicht nach Verlangen glücken, so nimmt man die Stange, gehet damit weiter, und stecket selbige auf, wo mehrere Hofnung zu einem guten Vogelschmause vorhanden ist.

Meisenhütte, s. **Kloben, Meisenfang.**

Meisenkasten, Meisenschlag, ist eine Art des Kinderspiels. Sie nehmen eine alte Schindel, schneiden sie in der Mitten entzwey, und machen daraus ein Käfigen. Das eine Theil giebt den Fußboden dazu, das andere den Deckel. Auf den Boden stecken sie vier Hölzer in die vier Ecken, auf solche schrenken sie Hollunderäste, bis es einer Querhand hoch wird, und machen den Deckel mit Faden an, stecken in der Mitte des Bodens ein Holz; so ist der Kasten fertig. Soll nun damit gestellet werden, so nehmen sie ein dünnes Reis von drey Zäckgen, und binden es zusammen, streuen in den Kasten Kürbiskerne, oder geschälte Welschnüsse, bevestigen ihn auf einem Baume, und stellen ihn mit einem fingerlangen Hölzgen auf. Wenn nun die Meisen die Nüsse sehen, springen sie auf das Stellholz, wodurch der Deckel über sie fällt, und sie also gefangen werden.

Meisenkönig, Meisenmönch, ist ein kleiner Vogel, vom Geschlechte der Dornreiche, in der Grösse einer Blau- oder Hanfmeise, welcher letztern er sehr gleich siehet, nur daß er in etwas länger und hochbeinigter seyn mag. Seine Farbe ist am Rücken Aschenfarbig, der Kopf ist oben kohlschwarz, und die Backen um die Augen sind weiß, wie der Meisen Kopf auf beyden Seiten ist. Sein Gesang ist viel schöner, als des eigentlich sogenannten Dornreichs, ob er gleich um ein merkliches kleiner ist. Er brütet auch nur im Gestäudig, nimmt aber nicht mit einer oder zwo Stauden vorlieb; sondern suchet grosse Hecken und Gebüsche, wo selbst er sein Nest ganz nieder von Laubwerk, wie die Nachtigall, oder von Moos, machet. Er brütet auch zuweilen mitten in die dicken Eichenwälder, und da der ordent-

ordentliche Dornreich beständig im Gebüsche bleibet, und gar selten auf hohen Bäumen seinen Gesang verrichtet, erwählet hingegen dieser zu seinem Singeplatze meistens hohe Bäume, flieget aber nicht in die Höhe, um in dem Fluge zu singen, wie jener. Dieser Vogel, gleichwie er einer der spätesten ist, die im Frühlinge kommen; also singet er hingegen bis nach Johannis, und verlieret sich im September ganz und gar wieder. Er hat vier oder fünf Junge auf einmal, und brütet zweymal im Jahre; seine letzte Brut continuirt bis in den Augustmonat, bis dahin er auch während seiner Brutzeit am leichtesten bey seinem Neste zu fangen ist.

Wer aber im Herbst um Michaelis, oder kurz zuvor, da er zu streichen pfleget, einen fangen will, der kann ihn vermittelst eines Meisenschlages in dicken Stauden bekommen, wenn er nur Hollunderbeere in den Meisenschlag streuet, mit welchen er doch keinesweges in seinem Gefängnisse vorlieb nimmt. Wenn man einen fängt, muß die ersten Tage über das Vogelhaus an einem hellen Orte mit einem Tuche bedeckt, und mitten in dem Bauer ein Tröglein, mit lebendigen Würmern oder frischen Ameiseyern, gesetzt werden; hernach fängt man an, klein zerdruckten Hanf, gehackte Hünereyer, oder auch in Milch geweichte Semmel, oder auch Milch und Kleyen darunter zu mischen, und ihn also allmählich an andere Speisen zu gewöhnen.

Es giebt noch ein Geschlechte von diesem Vogel, welcher einen ganz hellbraunen Kopf hat, aber nicht so helle singet, als der schwarzköpfigte, jedoch an zierlichen Abwechslungen demselben nichts nachgiebt. Dieser wird zum Unterschiede des erstern der **braunköpfigte Meisenkönig** oder **Mönch** genennet. Viele Vogelsteller stehen zwar in der irrigen Meynung, diese braunköpfigte seyen nur der schwarzköpfigten ihre Weiblein; allein man weißt aus der Erfahrung, daß beyderley Mönche ihre Weiblein haben, so aber, weil keines weder einen schwarzen noch einen braunen Kopf hat, sondern alle nur über und über am Rücken, wie am Kopfe, dunkel oder Aschenbraun, und am Bauche weißlicht aussehen, fast nicht zu unterscheiden sind, zu welcher Gattung sie gehören. Der braunköpfigte Meisenmönch beschlieset seine Brut schon vor den Hundstagen, und ist in der Zeit, da er brütet, am leichtesten bey seinem Neste, welches er in das dickeste Gebüsche machet, oder auch zur Zeit seines Strichs, gleich zu Anfange des Herbstes, mit dem Meisenschlage zu fangen. s. a. Dornreiche.

Meisenmönch, s. Meisenkönig, Dornreiche.

Meisenschlag, s. Meisenkasten.

Meisentanz, s. Meisenfang.

Melanætus, s. Adler.

Melden, sich melden, sagt man, wenn ein alter Hirsch sich mit einem lauten Ruf hören läßt, so bald er einen Menschen, oder sonst was merket.

Meles, s. Dachs.

Meleze, s. Lerchenbaum.

Melis, s. Dachs.

Melo, s. Dachs.

Melotus, s. Dachs.

Melus, s. Dachs.

Menée, bedeutet den geraden Lauf eines fliehenden Hirsches, welchem man beständig nachfolgen muß. Hingegen *Mal-Menée* wird von einem Wild gesagt, wenn es allzulange verfolget und gejagt, und dadurch so müde geworden, daß es einen ganz nahe an sich kommen läßt.

Mergus, franz. *Merge*, s. Taucher.

Merl, franz. *Merle*, s. Amsel.

Merops, s. **Meve**.

Merula, s. **Amsel**.

Merula novalium, s. **Brachvogel**.

Merula saxatilis, s. **Häher**.

Merz, Märtz, März, Märzmonat, lat. Martius, franz. *Mars*, ist nach unserer Zeitrechnung der dritte, in den 4. Jahrszeiten aber, nach welchen auch die Römer ihre Jahre zu zehlen anfiengen, der erste Monat, und hält 31 Tage. Er ist nicht allein von dem Frühling, dessen Anfang er machet, sondern auch von der Tag- und Nachtgleiche (Æquinoctium vernum) berühmt, da nemlich die Sonne in das himmlische Zeichen, des Widders tritt, welches in gemeinen Jahren den 11ten, in Schaltjahren aber den 21sten dieses Monats geschiehet. Die Arbeiten dieses Monats bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen sind folgende:

α) In den Forsten und Waldungen hat der Förster 1) die Gehaue in den Schlag- oder lebendigen Hölzern völlig räumen zu lassen. 2) Auch die Räumung der Gehaue in den Schwarz- und Tangelhölzern, woferne sie in dem vorhergehenden Monat nicht durchaus bewerkstelliget werden können, vollends *eifrig* zu betreiben. 3) Wenn es die Witterung zuläßt, die Gehaue zu der Frühjahrsaat zu bereiten, und nach Beschaffenheit des Holzbodens, und anderer einschlagenden Umstände, solche in dieser Absicht aufhacken, oder pflügen und umackern zu lassen. 4) Ebenfalls nach Beschaffenheit der Witterung auf die dazu bestimmte und bereitete Gehaue den Fichten- Kiefern- und Lerchenbaumsaamen zu säen. 5) Blößen und mit Gras und Unkraut verwilderte Gegenden seiner Waldung, die durch die Holzsaat, ihrer Lage, Bodens u. s. w. wegen, nicht bebauet werden können, mit jungen Erlen, Eichen, Buchen, Ahornen, Linden u. d. g. zu bepflanzen. 6) An dazu schicklichen Orten, z. Ex. an Bächen und Wassern, in diesem und folgenden Frühlingsmonat Weiden anzupflanzen. 7) Wenn sich warme Tage und Sonnenscheine einstellen, an solchen die eingesammelte Zapfen in den Buberten auszuklingeln. 8) Zu verbieten, daß die Ziegen, wie auch die Schaafe und anderes Vieh, nicht in die Forst- und andere Gehege getrieben werden, wofern es anderst mit dem letztern nicht ein altes Herkommen ist.

β) Bey der Fischerey muß man nunmehro die Teiche, so lei-

keine beständige Quellen oder andern Zufluß haben, sondern allein von Schnee und Regenwasser angefüllet werden, wenn Wassergüsse von dem abgehenden Schnee kommen, so hoch als es die Dämme ertragen, voll anlaufen lassen, damit sie hernach den Sommer durch wohl dauren können. Gleichfalls muß man nach den Teichen sehen, worinnen die Brut und der Satz stehet, um das Schneewasser abzulassen. Im Fall der Karpfensatz den Winter über nicht in Behältern gewesen, auch im verwichenen Monat nicht versetzet worden; so muß man in diesem Monat die Teiche, darinnen der Satz oder die Brut ist, fischen, und die Setzlinge in die Teiche versetzen, die übrigen aber verkaufen. Die Besetzung der Teiche mit eigener Brut kann sonsten am füglichsten im Herbst, mit fremder Brut aber im Frühlinge geschehen, damit die junge Fische den Sommer über des Wassers desto leichter gewohnen. Die Fischfässer, darinnen man Fische verführet, müssen sauber ausgewaschen seyn, und etwas Luft haben. Sonsten kann man auch die Leichkarpfen aus den den Teichen oder Hältern fischen und versetzen, wenn das Wetter zu Ende des Monats sich wohl und warm anlässet, auch kein sonderlicher Frost mehr zu besorgen ist. In der Laichzeit soll man das Fischen unterlassen, und etwan nur einige Fischreussen legen. Indessen kann man der Fischerey auf den Seen und grossen Wassern desto emsiger und ernstlicher abwarten. In diesem Monate streichen die Hechte, Pärse, Lachse, Neunaugen, Häßlinge, Grundeln, und insgemein, von Ostern bis Jakobi laichen alle Fische.

v) Bey der Jagd und dem Weydwerke gehet nunmehr die Rammelzeit der Haasen an; daher an den meisten Orten von Fastnachten bis Bartholomäi Haasen zu jagen und zu schiessen, verbothen ist; und so ja etwan nach einem sogenannten Fasten- oder Osterhaasen zu schiessen, erlaubet ist, soll doch das Weiblein geschonet, und nur der Rammler, oder das Männlein, zu fällen gesucht werden. So gehet auch anjetzo die Auerhahnen- und nach diesem die Birkhünerfalz an; und sollen sonderlich die Auerhähne in diesem Monate am besten seyn. Diesen Monat durch fängt man auch die Haselhüner; wiewohl sie nunmehr am besten zu schiessen sind. Denn jetzt paaren sie sich, und gehen sehr gerne auf ihr Falzpfeiflein, wenn man recht damit locken kann. Die Entenpürsch ist in diesem Monate auch sehr lustig, jedoch schiesset man nur die einzelnen Enteriche hinweg, und lässet die Enten zufrieden. Nunmehr kommen auch die wilden Gänse, Trappen, welche man mit der Karrenbüsche schiessen kann, Kybitze, Schwanen, Kraniche, Störche, Rohrdommeln, Drosseln, Amseln, Nachtigallen, Bachstelzen, Schwalben, ingleichem die Kernbeisser und Lerchen. Die Schnepfen haben jetzo ebenfalls ihren Wiederstrich, welche man auf denen etwas sumpfichten Wiesen, da viel Kuhfladen liegen, mit Steckgarnen, Hochnetzen, oder, welches noch besser, in Schnepfenpantheren, oder in Klebgarnen, die von subtilem, doch starkem Zwirn

Zwirn gemacht sind, fangen kann. So kommen anjetzo auch die wilden Tauben, und halten sich gerne bey denen neu angebauten Haberäckern auf, allwo sie denn auf den Ruf, oder, wenn man Locke hat, wohl zu schiessen sind. Die andern Vögel aber soll man, wie bereits obgedacht, wegen ihres Wiederstrichs, und des darauf folgenden Brütens billich frey lassen. Itzt kann man auch Einbast zu Vogeldonen sammeln, insgleichem die abgeworfenen Geweihe oder Hirschstangen, so in denen Hölzern gefunden werden, brennen, und zur Arzney brauchen.

Merzhechte, s. Hecht.

Mesange, s. Meise.

Meßeller, s. Maßeller.

Meßkette, **Meßschnur**, lat. Pertica mensoria, Funis mensorius, franz. *Verge*, *Ligne a mesurer*, ist ein Maaß, welches sonst im Feldmessen zu Messung der Länge einer Linie gebraucht wird. Man bedienet sich aber derselben auch, das Holz zu messen. Nemlich in einigen Waldungen wird das Holz entweder nach dem Fuß, oder nach der Spanne verkauft. Hiezu hat man von dünnem Drat eine Kette, welche in Füsse oder Spannen abgetheilt ist. Mit dieser Kette wird das Bauholz rund umgemessen, zwar nicht ganz unten auf dem Stock, sondern fünf Fuß vom Boden; sodann ist ein ordentlicher Tax gesetzet, wie von dieser oder jener Sorte Holz, der Fuß oder die Spanne bezahlet werden muß; jedoch kostet allemal vom starken Holze, der Fuß oder die Spanne mehr, als vom schwachen, und je stärker der Baum, je höher ist der Preiß. Auch werden die Hauptbäume, wo das Holz ziemlich beynöthig ist, nicht nur nach der Stärke des Baums, sondern auch nach der Länge gemessen, sodenn ein Fuß lang, und so viel Fuß oder Zoll stark, um die gesetzte Taxe verkauft. Gefällete Bäume kann man oben und unten quer über die Circumferenz messen, beyde Diameter weden addirt, mit 3 multiplicirt, das Quantum halbirt, so kommt der ganze Innhalt des Baums heraus, nachdem sich 6 Fuß Circumferenz, gegen 3 Fuß viermal so viel verhält. Dieses läßt sich am deutlichsten demonstriren, wenn man das Verhältniß eines Baums gegen den andern, der Stärke nach, jetztgedachtermassen ausrechnet; zum Exempel: Wenn ein Baum mit einer darzu nach dem Fußmaaße eingetheilten Schnure, oder feinen Kettlein ummessen würde, und hätte 3 Fuß, darneben stünde ein anderer Baum, welcher 4 Fuß dick wäre; so ist die Frage: was letzterer gegen dem erstern, dem Gehalt nach, werth seyn? fac. $1\frac{7}{9}$ mehr.

Dieses wird also gerechnet:

Der erste Baum 3. Fuß. 4 Fuß der andere, beyde quadriret 9, 16 diese 16 mit 9 divid, fac. $1\frac{7}{9}$ mal. Wenn nun der erste Baum vor 12 Groschen taxiret ist, was kostet demnach der andere mehr.

Aus-

Ausrechnung.

Baum	Gr.	Baum		
1	12	$1\frac{7}{9}$		
9		16	1ß	
		12	192	21 $\frac{3}{9}$ Gr.
			99	oder 4. Pf.
		32		
		16		
		192		

Oder:

Der erste Baum 3 Fuß, 5 Fuß der andere, quadrirt 9. 25 dieses mit 9 divid.

$2\frac{7}{9}$

Baum

1 vor 12 Groschen was $2\frac{7}{9}$

9 25

33	79	mit 12 multiplicirt
300	33	300
99	24	1. Rthlr. 9 Gr. 4 Pf.
12		
36		

36 | 4 Pf.
9 |

Auf diese Art kann man alle Bäume, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, gegen einander vergleichen. In der Holz-Taxation aber ist dieses auch vornemlich mit zu beobachten, daß in einem noch 3 bis 4 mal stärkern Baum, gegen dem schwachen, der Preiß dem Fuß nach mehr gesetzet wird. Anerwogen, wenn ich 2. schwache Bäume ummesse, und nehme einen dagegen, so noch einmal, oder die Circumferenz von beyden hat, also nach vorgezeigter Rechnung 4mal so stark, als so ein schwacher ist; so muß man bedencken, daß in 2 schwachen Bäumen die Rinde ein mehrers, und also weniger Holz austräget, als am starken. Ferner, so ist auch ein alter oder starker Baum körnichter, und also nutzbarer; dahero auch selbiger dem Fuß, oder Spanne nach mehr werth ist, wie nemlich die Einrichtung eines jeden Ortes beschaffen, und darnach man sich bey der Ausrechnung richten muß. Vermittelst gedachter Kette und Rechnung, kann auch, was die Bäume nach ihrer Circumferenz, Runde, oder Stärke an Quadrat in sich halten, ausfündig gemacht werden,

den, jedoch muß man dabey des Archimedis Regel zum Grund setzen, die also heißt: Wenn der Diameter circuli 7 hat, so hat die Circumferenz 22.

Mettre Bas, heißt in der französischen Jägersprache so viel, als Junge setzen, welches insonderheit von dem Wilde gesagt wird.

Meuler, Miehler, heißt der auf der Kohlstätte aufgerichtete Holzstoß, der zum Verkohlen bestimmet ist. Man hat bey demselben 2 Hauptverrichtungen vorzunehmen, nemlich das **Richten** und **Decken** des Meulers.

A) Mit dem **Richten** gehet es also her: Nachdem die Kohlstätte gehörig zubereitet worden, werden 2 Stangen, eines Arms dicke, fünfzehn bis sechzehen Fuß lang dergestalt auf die Kohlstätte einen Fuß tief in die Erde gepflanzet, daß solche gegen einander über sechs bis acht Zoll vom Quandelpfahl stehen, und werden die **Quandelstangen** genennet. Sechs oder acht Fuß über dem Boden bindet man beyde Quandelstangen mit einer **Wede**, oder zusammen gedreheten Ruthe aneinander, alsdenn wird der zwischen beyden Stangen stehende Quandelpfahl aus der Erde gezogen, und zwey kleine keilförmige Klötze, zwölf bis sechzehen Zoll lang, sechs bis acht Zoll hoch, vor und hinter die Quandelstangen, dergestalt gesetzet, daß die scharfen Seiten in die Höhe stehen. Auf diese Klötze werden dünne Splittern von sehr trockenem Holze, oder, welches besser, von gespaltenen Bränden, oder wo dergleichen nicht zu haben, trockenes Reisholz geleget, und bis in den Winkel der zusammen gebundenen Stangen aufeinander gehäufet. Die Länge dieser Splittern oder Reisholzes ist etwan anderthalb Fuß, damit solches auf beyden Seiten der Klötze einer Querhand breit hervor liege. Es dienen aber die beyden Quandelstangen, die Späne oder Reisholz zu halten; ferner das erste auf die Kohlstätte zu richtende Holz daran zu lehnen. Die beyden Klötze sind nöthig, damit die Splittern oder Reisholz auf selbigem hohl liegen, leichter Feuer fangen, und schnell in starke Flammen gerathen mögen; auf dieses letztere kommt es bey einer guten Auskohlung sehr an. Ist das angelegte Feuer in den ersten Stunden zu matt, und breitet sich nicht in etlichen Stunden unter der ganzen Haube gleichförmig aus; so muß man den errichteten Miehler zu lange unbeworfen brennen lassen; es entstehen daher um den Quandel grosse Hölungen, welche das zu matte Feuer, da man ihm zu lange Luft lassen muß, ausfrisset, und welche Hölungen demnächst mit vielem Holze wieder vollgefüllet werden müssen; wannenhero wenig und schlechte Kohlen, wie aus dem folgenden deutlich erhellen wird, erfolgen.

Nun lege einen geraden, eines Armes starken Knüppel aus dem Malterholze, dergestalt an den Quandel, daß solcher mit einem Ende zwischen die beyden Klötze, welche die Splittern tragen, zu liegen komme; mit dem andern Ende aber gerade gegen

gen den Umfang der Kohlstätte ziele. Dieser Knüppel heisset der **Richtsteck**, auch **Quandelknüppel**, und dienet dazu, daß eine Oefnung in gerader Linie von dem Mittelpunkte, woselbst die Spähne und Splittern liegen, bis gegen den Umfang des zu errichtenden Miehlers bleibe, und heisset diese Oefnung das **Ansteck- oder Zündloch**; weil dadurch vermittelst der **Zündstange**, an deren Ende Harz, Birkenrinde, welche man **Tabbert** heißt, oder andere brennende Materie bevestiget ist, obbesagte trockene Splittern und Späne angezündet werden. So wie demnächst das Holz um den Quandel in Kreisen gesetzet wird; so ziehet man den Steckknüppel in einer geraden Richtung gegen den Rand dergestalt hervor, daß solcher beständig einer halben Spanne lang vor dem gesetzten Holze hervorstehe.

Unter den Holzvorräthen suche zwey, drey oder vier Malter von geringem und trockenem Holze aus, und wenn verschiedene Gattungen untereinander müssen verkohlet werden; so wähle hiezu diejenigen, an welchen am wenigsten gelegen ist; dahin gehören Espen, Sohlweiden rc. und wo dergleichen unter den Holzvorräthen nicht vorhanden, muß es angeschaft werden; setze dieses Holz so gerade aufgerichtet im Cirkel um die Quandelstangen, daß es nur nicht umfalle; je weiter die Kreise von den Quandelstangen abzustehen kommen, je flacher muß das Holz gerichtet werden. Die zweyte Schicht wird wie die erste, jedoch noch flacher gerichtet, damit die Erde, womit demnächst der Miehler beworfen wird, nicht herab schurre. Je mehr demnach die Erde bindet, je steiler, je lockerer solche ist, desto flacher müssen die äussersten Kreise stehen. So wie die Kreise der untern Schicht sich von den Quandelpfählen entfernen, so folget man mit Setzung der obern Schicht dergestalt nach, daß die Kreise der obern Schicht 1 bis anderthalb Fuß breit, so weit nemlich ein Mann mit den Händen bequem reichen kann, zurück bleiben, weil eine unmittelbare Folge den Stand der untern Kreise aus Mangel der Widerlage leicht verrücken würde. Nachdem nun solchergestalt beyde Schichten fertig, machet man die Haube oben drauf, welche erstlich aus gewöhnlichem sehr schräge liegenden Malterholze bestehet, worauf kleine Klötze, und die etwan von der vorigen Verkohlung übrig gebliebenen Brände, geleget werden; daß also die Haube das Ansehen eines flachen Gewölbes hat. Endlich suche das allerschwächste Holz aus den Malterbänken zusammen, welches kaum 1 oder 2 Zoll stark seyn darf, und fülle damit, rund um den Miehler her, alle grössere Zwischenräume aus. Dieses heisset **den Miehler schlichten**, oder **ausschmalen**, und ist deswegen nöthig, damit die demnächst auf den Miehler geworfener Erde und Stübbe nicht so leicht zwischen dem Holze durchlaufen könne.

Die Regeln, die man insbesondere bey dem Richten eines Meulers zu beobachten hat, sind folgende:

1) **Es muß kein gröber Holz, als 6, 8, höchstens 10 Zoll stark,** in

in den Miehler gesetzet werden. Ist das Holz stärker, so bleibt es entweder inwendig roh, als ein Brand, oder es muß so stark mit dem Feuer angegriffen werden, daß das auswendige, auch das umherstehende schwächere Holz ausgemergelt, oder wohl gar zum Theil verzehret wird. Es ist auch kein Fall zu erdenken, da gröbere Kohlen nöthig wären. Wo grobes Knorrenholz vorfällt, welches sich in der gewöhnlichen Malterlänge gar schwerlich spalten läßt, da wird solches in halbe Längen geschnitten, die Klötze aufgerichtet, und darein die Keile von oben nieder getrieben, auf welche Weise man solche gar leicht gehörig zertheilen kann. Beym Richten des Miehlers setzet man dieses Holz in die Mittelschicht, und zwar, weil es nur die halbe Länge hat, doppelt über einander. Es können auch ganze Miehler davon gemacht werden, und es giebt eine sehr gute Auskohlung. Wenn sich der Fall ereignet, daß Rumpf- oder Knorrenholz aus Mangel der Arbeiter nicht klein genug gemacht werden kann; so muß es in die unterste Schicht kommen, und zwar in die mittlern Kreise zwischen dem Quandel und Umfange, und weil solches Holz, wenn es mit seinem breiten Ende auf die Kohlstätte gesetzet wird, bis zur Helfte seiner Höhe ein Brand bleibet, indem das Feuer, aus gänzlichem Mangel des Zuges, nicht nieder kommen kann; so leget man unter jede solche starke Kluft einen Stein, einer starken Faust groß, so kohlet es völlig nieder. Zwar würde solch Knorrenholz in der Mittelschicht weit besser auskohlen, weil daselbst das Feuer ob zwar gedämpfter, doch von längerer Dauer ist; allein es ist nicht leicht ein Köhler dahin zu bringen, solches zu thun, weil es weit mehr Mühe macht, als man glauben sollte, solch ungeschicktes Holz in die Höhe zu bringen, und gehörig, und so zu setzen, daß nicht der ganze Miehler dadurch in Verwirrung gebracht werde.

2) Bey Errichtung eines Miehlers muß das gröbere Holz in jedem Kreise gleich vertheilet werden; denn, wenn es auf eine Stelle zusammen gesetzet wird; so bricht das Feuer daselbst nicht so leicht durch, es wird im Miehler ungleich, oder wie der Köhler sagt, es ist in keinen Cirkul zu bringen; wo hergegen das schwächere Holz stehet, thut es seine Wirkung weit geschwinder und stärker; und wenn dieses völlig verkohlet ist, hat das stärkere Holz bey weitem noch nicht durchgekohlet. Man darf also den Miehler noch nicht kühlen, und also werden die Kohlen von dem mittlern und schwächern Holze zu sehr ausgebrannt. Kurz zu sagen, es bekommt entweder das schwächere Holz zu viel, und das stärkere zu wenig Feuer, und erfolget allezeit eine schlechte Kohle, wenn die Vertheilung des starken Holzes nicht gehörig beobachtet wird. Geschiehet es überdem, daß der Wind von derjenigen Seite herwehet, wo das schwächere Holz stehet; so ist der Schaden desto grösser, weil sich das Feuer in einem Miehler gegen dem Wind ziehet, wie im folgenden deutlicher wird erkläret werden. Jedoch giebt es einige Fälle, wo man

man von dem stärksten Holze etwas mehr auf die eine Seite, als auf die andere, setzen muß; wenn nemlich die Kohlstätte an dem Einhange eines Berges liegt; so ist der Zug der Luft von der Thalseite her stärker, als auf den übrigen Seiten. In diesem Falle ist es gut, wenn etwas mehr grobes Holz an die Thalseite gesetzet wird. Ferner, wenn muthmaßlich der Wind, bey beständiger Witterung, nur auf eine Seite des Miehlers stossen wird; so setzet man daselbst etwas mehr grobes Holz hin. Thut man das Gegentheil; so ist es ein sehr grober Fehler, zumal, wenn man bey anhaltenden Nord- und Ostwinden zu viel geringes Holz an die Windseite setzet, welches oft die Ursache der schlechtesten Auskohlung ist.

3) Weil grobes Holz grosse Zwischenräume machet, darinnen das Feuer zu viel Luft hat, und, anstatt das Holz zu verkohlen, es gar zu Aschen brennet; so müssen diese Zwischenräume mit kleinem Holze ausgefüllet werden, welches zu dem Ende in kleine Stücke gehauen wird: dieses nennet man Ausstümpeln.

4) Eichene Zacken, und überhaupt alles krumm gewachsene Holz, wird in kurze Stücke geschnitten, weil es sonst die gröste Mühe machen würde, den Miehler dichte genug zu richten. Bey dem Setzen aber solches Holzes ist zu vermeiden, daß nicht etwan dessen Enden über die Schicht hervor stehen, weil dadurch in der darüber stehenden Schicht neue schädliche Hölungen gemacht werden, wodurch man aber eben den Fehler, den man durch das Verkürzen des Holzes zu vermeiden sucht, auf eine andere Art veranlassen würde.

5) Es ist kein geringerer Schade, einen Miehler zu dichte zu richten, als in solchem zu grosse Zwischenräume zu lassen. Beym laubtragenden Holze fällt dieser Fehler nicht leicht vor; desto öfter aber bey dem nadeltragenden Holze, weil dieses gerader gewachsen, auch wenigere und geradere Höllenden und Zackenholz hat, als jenes. Denn dadurch wird das Feuer bisweilen ganz erstickt, wozu die übermässige pechigte Materie im Tannenholze gleichfalls vieles beyträgt; oder findet es irgendwo, es sey an einer Seite oder oben, eine Oefnung; so bricht es daselbst durch, überläuft den Miehler am Umfange, machet daselbst in der Geschwindigkeit die Kohlen gahr; da indessen das Holz in dem mittlern Kreise noch roh ist. Soll dieses nun gehörig durchkohlen; so gehet das auswendige Holz verlohren; wie dann ein solcher Miehler drey, vier, ja bisweilen fünf Wochen, im Feuer stehen muß, anstatt, daß die völlige Verkohlung binnen zehen, zwölf, höchstens vierzehen Tagen, hätte geendiget seyn müssen.

6) Ganz frisch gehauen Holz, wenn es einigermassen zu vermeiden steht, muß man so lange zurücke lassen, bis es wenigstens welck worden. Ist es aber nicht zu vermeiden; so muß ein ganzer Miehler davon errichtet werden, und gehöret sodann auf dem Quandel mehr trockenes Holz, als gewöhnlich. Es erfolgen auch

aus solchem grünem Holze, wenn die Arbeit recht in Acht genommen wird, gute, wiewohl wenige Kohlen, weil man das Feuer anfänglich gar zu sehr überhand nehmen lassen muß, wodurch um den Quandel alles zu Asche brennet. Ist unter dem vorräthigen Holze nur ein Theil grünes; so setzet man solches an die Untere, das trockene aber in die Mittelschicht. Dieses nimmt das Feuer leichter an, welches langsam gegen die untere Schicht fortschleichend, die Nässe aus dem grünen Holze vor sich her gegen die Kohlstätte treibet; woselbst das Wasser, wenn der Boden kalt, das ist, zähe und schwer ist, Fingers stark abläuft, und sich am Rande umher in kleine Sümpfe sammelt. In solchem Fall giebt zwar das grüne Holz sehr gute Kohlen, allein eine Spanne hoch über der Stätte bleibt es Brand.

7) **Aus sehr trocknem, besonders Tannenholze, sind bey trockenem und heissem Wetter gar schwer gute Kohlen zu machen, sie werden leicht, und sind von schlechter Wirkung. Am schlimmsten ist es, wenn das Holz schon einige Jahre im Wetter gelegen hat, in welchem Falle, wenn anderst hinlänglich Wasser zu haben, sehr dienlich ist, daß solches Holz vorhero wohl angefeuchtet werde; denn indem das Feuer die Feuchtigkeit aus dem Holze treibet, feuchtet der Dampf die Decke, nebst der ausgeworfenen Erde und Stübbe durchaus gleich an; da man denn das Feuer nach Erfordern der Umstände regieren kann, welches durch Ansprengen der Decke mit Wasser nicht so gut** möglich zu machen stehet. Hiebey ist zu merken: daß einmal ausgetrocknetes Holz, ob es schon von anhaltendem Regen, oder aufgegossenem Wasser durchaus angefeuchtet ist, mit keinem grünen in der Verkohlung zu vergleichen seye; massen dieses das Wasser, weil es mit den Bestandtheilen des Holzes genau verbunden und gemischet ist, weit stärker an sich hält, als ein dürres und wieder angefeuchtetes Holz, dergestalt, daß ein dürres Stück Holz, ob es schon lange Zeit im Wasser gelegen, in einem Tag an der Luft mehr austrocknet, als ein grünes vom Stamme gehauenes Stück, in einer ganzen Woche.

8) Da über dem Ansteck- oder Zündloche bis zur zweyten Schicht eine Hölung im Miehler bleibt; so muß solches niemals seinen Ausgang an der Thal- sondern allezeit an der Bergseite haben; und wenn die Kohlstätte auf einer Ebene liegt; so muß bey beständig von einer Gegend anhaltendem Winde, dasselbe nach der gegenüberstehenden Seite gerichtet werden. Im zweifelhaften Falle, richtet man das Steckloch gegen Mittag, weil, wie schon oben erwehnet worden, die Mitternachts- und Morgenwinde die schädlichsten sind.

9) Da die Holzhauer gern angefaultes Holz, sonderlich, wenn der angefaulte Theil verborgen liegt, mit in die Holzmalter legen; so hat ein Köhler genau darauf Acht zu haben, damit nichts davon in den Miehler komme, sondern ausgeworfen werde. Am gefährlichsten sind die Zacken von alten anbrüchigen Eichen, welche innwendig oft faul sind,

sind, alte Espenstämme, an welchen das Innwendige so weich als Gork zu seyn pfleget, u. s. w. Diese halten das Feuer zwey, drey und mehr Tage verborgen in sich, und es haben sich Fälle ereignet, daß das Feuer nach dem vierten Tag erst ausgebrochen ist. Dieses geschiehet gern bey stillem und warmen Wetter, wodurch manche Kohlenschuppe mit den anliegenden Hütten und andern Gebäuden in die Asche geleget worden. Wie denn auch sehr gefährlich ist, solche Kohlen, durch stehende Tannenörter zu fahren. Ein entstehender Wind bläset das verborgene Feuer leicht auf, das ganze Fuder geräth in Brand, und die Forst ist alsdann in größter Gefahr. Wenn es mit dem Verkohlen solches faulen Holzes am besten abgeht; so äussert sich das Feuer, wenn die Kohlen noch am Rande des abgekühlten Miehlers liegen, woselbst die herausgelangten Kohlen, daferne sie in Brand gerathen, mit Wasser, oder darauf geworfener Stübbe leicht gelöschet werden können. Sie verlieren aber auch dabey ihre Güte, und die besten verderben mit den schlechten. Diesem Uebel kann vorgebeuget werden, wenn verdächtiges Holz nochmals gespaltet, und das Faule abgesondert wird.

10) Endlich siehet man gar leicht ein, daß die schwachen Quandelstangen, einer solchen daran gelehnten Last Holzes die Widerlage zu geben, nicht vermögend sind; daher setzet man die innersten Kreise der ersten beyden Schichten des Holzes, welche unmittelbar an die Quandelstangen gelehnet werden, in einer so senkrechten Richtung, daß sie nur nicht wieder zurückfallen; auch muß ein jeder Kreiß rund umher vollführet werden, ehe ein neuer angefangen wird. Auf diese Weise wird der Druck von den gegenüberstehenden Kreisen gleich, und ist nicht zu besorgen, daß die Quandelstangen verschoben werden. Würde man hergegen viele Kreise auf einer Seiten anfangen, und nicht vollführen; so würde die Widerlag auf der gegenüber stehenden fehlen, und der angefangene Miehler übern Haufen fallen. Dieses trägt sich alsdenn am ersten zu, wenn sehr viel starkes Klufthol; in den Miehler zu stehen kommt, zugleich auch, wenn der Miehler, wegen lockerer Erde, womit er demnächst beworfen werden soll, ein wenig flacher als gewöhnlich, gerichtet werden muß.

B) Nachdem nun der Meuler solchergestalt gerichtet worden; so schreitet man zum Decken desselben.

α) Man überdecket ihn aber mit Hecken, wozu die Tannen, Fichten und Kiesern am besten sind. In laubtragenden Orten nimmt man auch abgefallenes trocknes Laub. Ist Wassermoos in der Nähe vorhanden; so kann auch dieses hierzu sehr wohl gebrauchet werden. Ist aber keines von allen oberwehnten zu haben; so muß man sich mit Gelster, Fahrenkraut, Schilf, Stroh und dergleichen behelfen. Des Ortes Gelegenheit wird zeigen, was unter diesen zu wählen ist. Die Decke muß nicht dicker auf dem Holze liegen, als ein paar quer Finger, oder

queren Hand hoch, damit man zu Regierung des Feuers mit dem Stiele der Stechschaufel leicht kleine runde Oefnungen machen könne.

Sodann werden die Küsten folgendergestalt verfertigt: Wenn es ein Tannenmiehler ist; so werden vier bis sechs Zoll dünne Klötzgen rund am Fuße des Miehlers umher gelegt, dergestalt, daß die Zwischenräume etwas kürzer bleiben, als die Länge des Malterstockes ist; auf diese kommen eines guten Armes starke Klüfte, welche Reißhölzer heissen; der Zwischenraum zwischen selbigen heisset der Wechsel, über welche Wechsel man andere Klüfte leget, die Wechselklüfte oder Wechselklötze heissen. Ist die demnächst darauf zu werfende Erde und Stübbe sehr locker, oder wohl gar sandig, und zu besorgen, daß solche von der untersten Schicht des Miehlers ablaufen möchte; so ist diesem Fehler leicht dadurch abzuhelfen, wenn auf die Wechselklötze zwey bis drey Fuß lang geschnittene Malterknüppel gestellet, und auf diese abermals Küste und Wechselhölzer geleget werden.

Bey hartem oder laubtragendem Holze pfleget man die Küsten etwas anderst zu machen. Es werden nemlich krumm gewachsene Knüppel, zwey bis drey Zoll dicke, ausgesucht, und so zurechte gehauen, daß sie fast das Ansehen eines Schwengels bekommen; diese legt man an dem Fuße des Miehlers, einen neben den andern, dergestalt umher, daß die Krümmen in die Höhe stehen, um damit das Nachschiessen der Stübbe und Erde, wenn demnächst daselbst aufgeräumt wird, zu verhindern: selbige werden Fußknüppel genannt. Zwischen diese werden die Küstegabeln gestellt, welche aus Knüppeln bestehen, die zwey Fuß lang, und ein paar Finger dicke sind, und die oben einer halben Spanne lang die Form einer Stütze oder Gabel haben.

Auf diese Küstegabeln kommen die Küsteknüppel zu liegen, wozu man aus den Malterbänken, oder aus der Hecke, armsdicke gerade Klüfte, oder runde Knüppel zusammen sucht. Auf die Küsteknüppel werden abermals Gabeln gestellet, die Oberküstegabeln benennet werden, und auf die Oberküstegabeln die Oberküstehölzer, welche beyde denen Unterküstegabeln und Küstehölzern gleich sind, ausser daß man die Oberküstegabeln um so viel länger macht, daß die Oberküstehölzer bis an die zweyte Schicht reichen. Die Ursache, warum die Tannenmiehler nicht so stark gerüstet werden, als die vom laubtragenden Holze, ist, weil die Tannenhecke, damit jene bedecket werden, einer so starken Unterstützung nicht bedarf, als das Laub und Moos, damit man in laubtragenden Oertern die Miehler gemeiniglich zu decken pflegt.

Nach dieser Zubereitung muß ein Vorrath guter Erde angeschaffet werden, wozu sich diejenige am besten schickt, welche grösstentheils, oder ganz aus Ofenleimart bestehet, und von den Köhlern gelbe Erde genannt wird. Wenn schon gebrauchte Kohl-

Kohlstätten nicht gar zu weit entfernet sind; so kann man sich der bereits gebrauchten gahren Erde, wenn man etwas davon mit der frischen Erde vermengt, mit grossem Vortheil bedienen. Die zum Decken bestimmte Erde wird am Rande der Kohlstätte rund umher vertheilet. Hiermit bewirft man die Haube bis an die zweyte Schicht; auf gleiche Weise bewirft man den Miehler an der untern Schicht, rund umher zwey bis drey Fuß hoch, jedoch dergestalt, daß der Raum am Fusse des Miehlers unter den Fußknüppeln, oder unter den Rüstehölzern frey bleibe, und der Luft einen Zugang verstatte.

Das Bewerfen des Mielers geschieht einer queren starken Hand dicke. Ist aber die Erde locker oder kirschicht; so wirft man sie etwas dicker. Wenn sie hingegen bindender oder zusammenhängender ist, etwas dünner auf. Nasses und starkes Holz wird anfänglich nicht so dicke beworfen, als schwaches und trockenes, damit das Feuer Luft genug behalte, und gehörig überhand nehmen könne; besonders wenn bey starkem und anhaltendem Regenwetter die Splittern zwischen den Quandelstangen naß geworden sind; widrigenfalls lauft man Gefahr, daß das Feuer ersticke. Wo wenig gehörig bindende, hergegen viele lockere, kirschichte oder grandige Erde zu haben; da bewirft man damit den Miehler gleich anfänglich; und wenn das Feuer in gehörigem Gange ist, macht man eine dünne Decke von guter Erde darüber.

β) Es ist nöthig, den Grund dieses Verfahrens zu zeigen. Ueberhaupt ist das Decken nöthig, um den Zugang der Luft zu hemmen, oder durch gemachte kleine Oefnungen, die man Räume, vom Aufräumen, nennet, die Luft an den Orten, wo es erforderlich ist, in gehöriger Maaße zuzulassen, Zu dem Ende belegt man,

1) den Meuler entweder mit Tannenhecke, Laub, Moos, oder andern schon oberwähnten Dingen, wodurch verhütet wird, daß die übergeworfene Erde nicht in die Zwischenräume des Holzes fallen kann, als wodurch die Regierung des Feuers nicht nur gehindert, sondern auch solches ganz und gar ausgedämpfet werden würde: dieses Belegen ist also nicht dicker nöthig, als daß besagte Zwischenräume verstopfet werden.

2) Weil aber in den Meulern die Holzklüfte in der untern Schicht beynahe senkrecht stehen müssen; so würde die Erde, wenn solche sogleich auf die Decke geworfen würde, herunterlauffen, und dieses um so viel eher, je lockerer, sandichter, und daher um desto weniger bindend sie ist; denn ob man zwar, um dieses zu verhüten, wo keine hinlänglich bindende Erde zu haben ist, die äussersten Klüfte etwas flächer richtet; so wird doch diesem widrigen Umstande dadurch nicht ganz abgeholfen: wannenhero man die Rüsten leget, und zwar nur lediglich, so weit die untere Schicht gehet, weil solche beynahe senkrecht gerichtet ist. Damit nun die obere Erde, womit dem-

demnächst der Miehler beworfen werden muß, nicht auf der untern liege, und durch ihren Druck die untere nachgebend mache, wodurch der Miehler in der Mitte geöfnet, und in hellen Brand gerathen würde, unten hingegen allzudichte wäre, und kein Feuer dahin gebracht werden könnte; so ruhet selbige auf diesen Rüsten. So lange auch die Rüsten liegen, kann beständig ein sanfter leichter Luftzug unter den Querrüsten erhalten werden, welches ohne selbige nicht geschehen kann, daher solche auch ohne Noth nicht dürfen weggenommen werden.

3) **Es wird der Miehler, ehe solcher angesteckt wird, nicht ganz beworfen, damit Luft genug bleibe, selbigen erst in Brand zu bringen. Er muß aber auch nicht ganz blos gelassen, sondern zum Theil beworfen werden, damit die Flamme den Köhler nicht so schnell übereile, und er mit dem Bewerfen nicht zeitig genug fertig werden könne; welches besonders bey trocknem Tannenholze, und bey windigtem trockenem Wetter sich gar leicht ereignet. Besonders läßt man den Fußraum offen, wodurch die Luft am stärksten eindringet, und welcher doch erforderlichen Falls am geschwindesten zugeworfen werden kann.**

4) Die Vermischung frischer, mit der auf alten Kohlstätten schon gebrauchten Erde, ist alsdann, besonders nöthig, wo schwerer thonichter Boden ist. Bewirft man blos mit solcher schweren Erde einen Miehler, so bäcket sie in veste Schalen zusammen, und da sie schwindet, bekommt sie zugleich Risse, und bleibt also gleichsam ein Gewölbe, welches hin und wieder zerrissen ist, und der Luft einen Zugang gestattet, auch, da sie dem schwindenden Holze nicht folget, Höhlungen verursacht. In solchem Falle brennt das Holz entweder zu Asche, oder die Kohlen werden so ausgemergelt, und leicht, daß sie fast zu nichts nütze sind. Es muß also kein grosser leerer Raum unter der Decke seyn, sonst ist das Feuer nicht zu dämpfen. Vielmehr muß die Decke, nebst der aufgeworfenen Erde, so wie das Holz sich in einen engern Raum zusammenzieht, folgen. Es zieht sich aber das meiste laubtragende Holz, wenn es zur Kohle gebrannt wird, bis zur Helfte, das nadeltragende auf zwey Fünftheile zusammen, eine schwere zusammentrocknende Erde hergegen ungefehr nur den achten Theil. Wannenhero man oft wahrgenommen, daß die Decken eines solchen Miehlers, gleich einem gewölbten Ofen, stehen bleiben, darunter das Holz zusammengefallen, und in dem allzuweiten Raume meistens zu Asche verbrannt ist.

5) So wie der **Meuler** zirkelrund gerichtet seyn **muß**, so **muß** auch das Bewerfen, *wenn* kein Luftzug eine *Ausnahme* macht, nach Zirkeln *geschehen*; sonst giebt sich das Feuer gleich anfänglich von da, wo am meisten beworfen ist, weg, und ziehet sich nach der gegenüberstehenden Seite. Daher dann eine ungleiche und schlechte Auskohlung erfolget, indem das Holz von

von dem Feuer auf einer Seite zu viel, und auf der andern zu wenig angegriffen wird. Von dem Ort und der Stätte des Meulers s. **Kohlstätte.** Von dem Verkohlen desselben s. **Kohlenbrennen.**

Meve, Mewe, Fischmeve, Meerschwalbe, Seeschwalbe, lat. Larus, Merops, Hirundo marina, franz. *Guepier*, *Hirondelle de Mer*, ist ein Wasservogel, dessen verschiedene Arten sich nur an der Grösse und Farbe unterscheiden. Die kleinsten sind am Leibe kaum so groß, als eine Amsel, sehen aber im Fliegen wie eine recht grosse Taube aus; die grössesten aber sind noch weit grösser, und werden, weil sie Fische fangen, **Fischer** genennet. Sie haben einen langen, am Ende ein wenig gekrümmten Schnabel, grosse Augen, lange und starke Flügel, und kurze Füsse. Sie sind leicht im Fluge, sehr gefräßig, und dicke mit Federn bedeckt, welche, sonderlich die um den Hals und unter den Flügeln sitzen, vortreflich zu Unterbetten und Hauptküssen zu füllen taugen, weil man darauf vor andern weich liegen und sanft ruhen kann. Ihre Farbe ist gemeiniglich grau, deren einige lichter, einige dunkler, um den den Kopf und an dem Rande der Fittige etwas schwärzlicht, unten am Bauche aber und oben gegen dem Schwanz zu weiß. Ihr Wildpret taugt nichts: denn ob sie wohl unter der Haut sehr fett sind; so ist doch ihr Fleisch schwarz, übelriechend und ungeschmack, so, daß es zur Speise so wenig, als zur Arzney taugen kann. Sie halten sich an den Ufern des Meeres, um die Seen und Flüsse auf, allwo sie die mehreste Zeit fliegen, und meistens darneben in Sümpfen brüten; im Winter aber gehen sie weg. Ihre Nahrung sind Fische, und allerley Wassergewürme. Man hält es für ein Zeichen eines innstehenden Sturmes und Ungewitters, wenn sie hauffenweise und mit starkem Geschrey herumfliegen. Sie werden entweder mit einem an einem Angelhacken gesteckten Fischlein, der an einem langen Faden hängt, gefangen; oder man macht von zweyen spannenlangen Spänen ein Kreutz, bindet in der Mitten ein Fischlein an, steckt an allen vier Enden Leimruthen ein, und lässet es also auf dem Wasser treiben; wenn nun die Mewe auf das Fischlein fället, bleibet sie an den Leimruthen hängen, und fängt sich also selbsten.

Mevte, heißt bey den französischen Jägern ein Trupp Jagdhunde.

Mewe, s. **Meve.**

Mey, s. **May.**

Meye, s. **Birke.**

Mezenge, s. **Meise.**

Mies, s. **Moos.**

Migratio avium, s. **Streichen.**

Milan, s. **Geyer.**

Miliariæ Varronis, s. **Ortolan.**

Milvius, s. **Geyer.**

Milvus, s. **Geyer.**

Mire, s. **Absehen, Korn.**

Mistel, Affolter, Renster, Rin-

Kinster, Künster, Marenstacken, lat. Viscum, Viscus, Boxus, franz. *Gui*, *Guy*, ein Gewächse von ganz besonderer Beschaffenheit, so wie auch der Wachsthum desselben von den meisten andern Pflanzen ganz verschieden ist. Da der berühmte Herr *du Humel de Monceau*, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris, mit dieser Pflanze in Ansehung ihres Wachsthums die genauesten Versuche angestellet; so werden wir dessen Beschreibung meistentheils folgen, und ihn zum Gewährmanne dieser Betrachtungen angeben.

Das Geschlechte Mistel, begreift verschiedene Gattungen unter sich, unter welchen die einzige in Europa wächßt, von der wir hier handeln, und die unter dem Namen Viscum baccis albis in den meisten Schriften vorkömmt. Der sonderbare Wachsthum dieser Pflanze, die niemalen in der Erde, sondern allezeit einzig und allein auf andern Bäumen wächßt, hat schon vorlängst die Aufmerksamkeit aller derjenigen, die solche betrachtet, auf sich gezogen, und eben dieses Sonderbare scheint auch eine hauptsächliche Ursache zu seyn, warum sie von den alten Galliern in heiligen Ehren gehalten worden, und auch noch heut zu Tage zu allerhand abergläubischem Gebrauche angewendet wird. Denn ungeachtet die Kräuterkenner in den heissen Ländern, und besonders in America, verschiedene Pflanzen, z. Ex. die Tilandsiam, Renealmiam, u. d. g. angetroffen, die ebenfalls sonst nirgends, als nur blos auf andern Bäumen wachsen; so ist doch in unsern europäischen Ländern der Mistel die einzige Pflanze, die diese Eigenschaft hat, indem die Cuscuta zuerst wirklich aus der Erde hervorsproßt, ob sie gleich nachhero, wenn ihre Wurzel in der Erde abstirbt, ihren Nahrungssaft blos aus den Pflanzen, welche sie umschlingt, herziehet.

Es wächßt aber der Mistel fast auf allen unsern Bäumen, und selbst vielen Gesträuchen, sowohl auf dem Nadel- als Laubholze, nur diejenigen laubtragenden Bäume ausgenommen, die im Winter ihre Blätter nicht verlieren. Aristoteles glaubte, der Mistel käme nicht aus Saamen, sondern er hielt diese Pflanze blos für einen aus dem ausgetrettenen Safte entstandenen zufälligen Auswuchs der Bäume. Plinius, Theophrastus und andere, erkennen zwar, daß der Mistel aus Saamen komme, sie waren aber in der Meynung, in welcher heut zu Tage noch viele stehen, der Saame könne nicht keimen, wenn er nicht zuerst von Vögeln verschluckt, und wieder mit dem Unrathe ausgeworfen worden. Es haben aber schon vor Herrn du Hamel verschiedene Naturkündiger durch wiederholte Versuche erwiesen, daß dieser Saame gar wohl kleine und junge Pflanzen hervor bringe, ohne dieser besondern Zubereitung, und Herr du Hamel hat durch seine Erfahrungen hinlänglich bestätiget, daß der Saame des Mistels, um zu keimen, nur blos eine hinlängliche Feuchtigkeit erfordere, und, wenn er nur an einen bequemen

Ort

Ort gebracht worden, allezeit eine neue Pflanze hervor bringe. Es scheinet aber auch dieser Saame allzuweich zu seyn, als daß er nicht sollte in dem Magen der Vögel, der noch viel härtere Saamen verdauet, aufgelöset, und zum Keimen untüchtig gemacht werden, und wir zweifeln, ob eine zuverläßige Beobachtung vorhanden sey, welche erweiset, daß aus dem von Vögeln verschluckten und wieder ausgeworfenen Saamen eine junge Pflanze entstanden sey. Wir werden aber in dem folgenden sehen, was zu dieser Meynung möge Anlaß gegeben haben, wenn wir vorhero von der Beschaffenheit dieser Pflanze, ihrer Blumen und Saamen eine hinlängliche Beschreibung gegeben haben.

Der Mistel ist ein sehr ästiges niedriges Staudengewächs, dessen Aeste sich fast mehr in die Breite, als Höhe, erstrecken. Seine Blätter sind dicke, vest, glatt, an dem Rande ungezähnt und länglichteyförmig, so daß der schmälere Theil an dem Ursprunge des Blattes ist, und finden sich meistens nur an dem Ende der Zweige, weil die untern immer abfallen; sie bleiben den Winter sitzen. **Herr von Haller**, **Tournefort** und andere rechnen die Mistel unter diejenigen Pflanzen, wo die männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze, aber doch besonders an verschiedenen Stellen wachsen, da **Herr du Hamel** und **Herr Linnäus** in seinen neuern Schriften vorgiebt, sie gehöre zu denjenigen, wo auf der einen Pflanze lauter männliche, und auf der andern lauter weibliche Blumen sich finden, und ersterer versichert, daß er wenigstens niemalen einen Mistelstrauch, der männliche und weibliche Blumen zugleich getragen hätte, gesehen habe. Die Blumen, sie seyen männliche oder weibliche, kommen verschiedene, fast Buschweise beyeinander, aus dem Winkel zwischen dem Zweige und dem Ursprunge des Blattes, oder an den Enden der Zweige, und die männliche Blume bestehet aus einem Kelche, der bis zur Hälfte in vier Einschnitte getheilet ist. An der innern Breite dieser vier Einschnitte sitzen vier dicke Staubfächer ohne Staudfäden. Bey der weiblichen Blume sitzt auf der Frucht ein Kelch, der aus vier besondern kleinen Blättern besteht, in dessen Mitte man einen etwas rauhen erhabenen Körper siehet, der das Stigma ist, welches ohne Staubweg auf der Frucht selbst sitzt. Die Frucht wird endlich zu einer runden Beere, die mit einem klebrichten Safte angefüllet ist, worinnen ein länglichtes, meistens dreyeckigtes Saamenkorn steckt. Mittelst dieses klebrichten Saftes bleibt dieser Saame an den Zweigen der Bäume kleben, und zwar um so stärker, wenn selbiger trocken worden, indem er sich nicht leicht anderst, als im warmen Wasser, auflöset. Weil aber zur Zeit, wenn diese Beeren reif sind, nemlich im October, die heftigsten Regengüsse sich finden; so wird der Saame doch meistentheils ganz von den Bäumen abgewaschen, wenn die Rinde nicht runzlicht, oder mit Moose hie und da bedeckt ist, wo der Saame hängen bleibt. Und dieses ist die einzige Ursache,

warum

warum man den Mistel mehr auf alten, als jungen Bäumen, die noch eine glatte Rinde haben, findet, da diese sonst dem Wachsthume dieser Pflanze viel beförderlicher seyn würde; oder es wird der Saame von dem Regenwasser an die untere Seite des Astes gestößt, wo er mehr Schutz hat, und also auch leichter anklebt. Eben dieser Umstand nun zeiget hinlänglich, wie es geschehen könne, daß der Mistel so oft an der untern Seite der Blätter heraus wachse, wohin er sonst weder von den Vögeln, noch durch eine andere Ursache hätte können gebracht werden.

Es ist aber hiebey noch vielen schwierig, wie der Mistelsaame von einem Baume zu dem andern könne geführet werden, da selbiger weder mit Flügeln, noch mit einem wollichten Wesen besetzt ist, dergleichen sich bey vielen andern Saamen, die von dem Winde weggetrieben werden, findet, und also dieser Saame nur gerade herunter fallen sollte. Diese Schwierigkeit läßt sich auf verschiedene Weise heben. Erstlich sind eben zu der Jahrszeit, wenn der Mistelsaame reif ist, die grossen Sturmwinde, wodurch der ganze Strauch abgerissen, und auf einen andern, oft ziemlich weit entfernten Baum, geworfen wird, wo sich die Saamen anhängen können. Hiernächst kann aber auch dieses durch die Vögel geschehen, obgleich auf andere Weise, als sonst angegeben wird. Es sind verschiedene Vögel, als Krammetsvögel, Drosseln, u. d. g. die diesen Beeren sehr nachgehen. Da nun der Saame ihnen an ihrem Schnabel kleben bleibt, so bringen sie auf diese Weise selbigen fort, wenn sie ihren Schnabel auf den Zweigen anderer Bäume abstreichen, weswegen man in denjenigen Wäldern, wo viele dergleichen Vögel sind, allezeit mehr Mistel finden wird, als an solchen Orten, wo dergleichen sich minder finden.

Wenn nun der Saame einmal an einem Zweige anklebet; so fängt er leicht an, zu keimen, wenn er von Regen oder Thau gehörig befeuchtet wird; und die Feuchtigkeit allein ist hinlänglich, dieses Keimen zu verursachen, der Saame mag liegen wo er will, ob er gleich nur alsdenn zu einer Pflanze erwächßt, wenn er einen Körper antrift, in dessen Rinde er, seiner Natur gemäß, seine Wurzeln treiben kann. So hat der Herr du Hamel Mistelsaamen keimen gesehen, welchen er an einem schattichten und feuchten Orte, auf altes Holz, auf Scherben und Steine, und auf die Erde gelegt hatte. Es ist also nicht nöthig, daß der Saame wieder auf den Baum komme, auf welchem die Mistelpflanze, von der er genommen worden, wächßt; sondern der Saame von einer Pflanze kömmt auf allen den verschiedenen Bäumen, die sonst zu dem Wachsthume dieser Pflanze geschickt sind, überall gleich gut fort. Doch braucht dieser Saame ziemlich lange Zeit, ehe er zu keimen anfängt, und es ist dieses bey den Saamen, die Herr du Hamel im Febeuario auf die Bäume geleget hatte, nicht eher, als zu Ende des Junii, geschehen.

Man

Man siehet alsdenn, wenn der Saame dreyeckigt ist, zween, oder wenn er mehrere Ecken hat, bisweilen drey bis vier kleine runde Körner hervordringen, die an einem kurzen Stiele hängen, der aus dem fleischichten Wesen des Saamens entspringt. Doch dringt auch bisweilen nur ein einziger solcher runder Körper hervor, wenn der Saame nur länglicht und ohne Ecken ist. Diese Art, zu keimen, ist dem Mistelsaamen ganz allein eigen, und es ist sonst kein anderer Saame bekannt, der mehr als eine Wurzel treibe. Diese kleinen Stiele verlängern sich mehr und weniger; je nachdem der Theil des Saamens, aus welchem solche hervordringen, von der Rinde mehr entfernt ist, bis der kleine runde Körper die Rinde erreicht, wo er sich bevestigen kann.

Der Mistel unterscheidet sich in Ansehung seines Keimens auch sonst noch von allen übrigen Gewächsen, daß seine junge Wurzeln ohne Unterschied nach einer jeden Richtung wachsen, und also, je nachdem der Saame an einem Orte liegt, entweder aufwärts oder unterwärts gehen, da sonst bey allen übrigen Gewächsen die Wurzel sich allezeit nach unten hin wendet, so daß, wie Herr du Hamel durch viele Erfahrung bestätiget, wenn ein Saame z.Ex. einer Nuß, oder Castanie, bey einem umgekehrten Blumentopfe auf die Oberfläche der Erde, die man feucht erhält, geleget, und auf irgend eine Weise bevestiget wird, die Wurzel nicht aufwärts nach der Erde zu, gegen den in die Höhe gekehrten Boden des Topfes, sondern unterwärts geht, und indem sie sich von ihrer Erde entfernt, bald verdirbt. Die junge Wurzel hingegen des Mistelsaamens geht nur alsdenn unterwärts, wenn das Saamenkorn auf der obern Seite des Astes liegt, da sie hingegen aufwärts steigt, wenn der Saame an der untern Seite des Zweiges hängt. Wenn nun dieser kleine runde Körper, der mit einem Stiele an dem Saamen hängt, nemlich die Keimwurzel, die Rinde erreichet; so klebet er vest daran, indem er innwendig aus einem saftigen Fleische besteht, aus welchem ein zäher kleberichter Saft hervordringt, da die äussere Haut dieses Körpers sich über die Rinde des Zweiges hin ausbreitet. Wenn dieses geschieht, so fängt dieser junge Keim nun an, aus dem Baume selbst Saft an sich zu ziehen. Aus diesem saftigen kleberichten Fleische entspringen nun die kleinen Wurzeln des Mistels selbst, die in der Rinde des Baumes eindringen. Wenn man die Rinde an dieser Stelle genau betrachtet, so sieht man, daß in der Rinde sich fast eben das ereigne, was da vorgehet wenn ein Insect in die Rinde gestochen. Wenn nämlich ein Insect eine Rinde irgendwo verletzet; so werden dadurch einige von den Saftröhren geöfnet, aus welchen der Saft dringet, der in das herumliegende schwammichte Wesen austritt, sich daselbst anhängt und verhärtet, andere Saftröhren zusammen drücket, und eine Geschwulst verursachet, welche man französisch *Galles* nennet; wie Herr von Reaumür

wür durch die sorgfältigsten Untersuchungen gezeiget hat. Auf eben diese Weise entsteht um die Wurzeln des Mistels, die die Saftröhren der Rinde drücken, eine Art einer dergleichen Geschwulst, die immer zunimmt, je dicker und grösser die Wurzeln des Mistels werden.

Von diesen Wurzeln des Mistels lauffen einigen zwischen den zärtesten und weichesten Theilen der Rinde hin, da andere durch die verschiedenen Lagen endlich bis an das Holz durchdringen, und sie breiten sich nach allen Seiten hin um so leichter aus, da die Rinde zu der Zeit, wenn der Saft in den Bäumen ist, und wo der Mistel am stärksten treibt, nicht so stark an das Holz anhängt. Von den grösten Wurzeln, und auch von dem Stocke des Mistels selbst entspringen andere Wurzeln, die in den Lagen der Rinde untereinander hinlauffen, und Herr du Hamel glaubet, versichert zu seyn, daß die Wurzeln des Mistels eigentlich weder den Bast noch das Holz durchdringen. Es ist wahr, man findet Wurzeln, die oft einen quer Finger und noch drüber, in dem harten Holze selbst stecken. Wenn man mit Behutsamkeit die Rinde einer jungen Mistelpflanze ablöset, und auch zugleich die Rinde des Zweiges, der den Mistel trägt, wegnimmt; so siehet man oft, daß die Mistelpflanze auf ihren Wurzeln, die in dem Holze stecken, stehen bleibt. Stellet man die gleiche Untersuchung bey alten Mistelstöcken an; so findet man öfters, daß sie ganz in dem Holze stecken, welches fast einen Wulst darum macht.

Ob nun also gleich diese Beobachtungen zu erweisen scheinen, daß die Wurzeln des Mistels das Holz, ungeachtet seiner Härte, durchdringen; so glaubet doch Herr du Hamel, daß die Sache sich ganz anderst verhalte. Es ist gewiß, daß die erstern Wurzeln sich nur bloß *in der Rinde des Baums ausbreiten*, wo sie zarte saftige Lagen, aus denen sie ihren benöthigten Nahrungssaft ziehen können, und ein feines Gewebe, welches ihrem Wachsthume nicht widerstehet, antreffen. Wenn sie auf Holz kommen, so beugen sie sich von demselben ab, wie die Wurzeln anderer Pflanzen thun, wenn sie auf einen harten Körper, der ihnen im Wege steht, kommen. Es lauffen also die Wurzeln des Mistels zwischen den Lagen der Rinde hin, gehen wieder nach dem Holze hin, und beugen sich von neuem ab. Wenn aber nun nach Herrn du Hamels Meynung die innern Lagen der Rinde nach und nach erhärten, und holzig werden; so werden die zwischen denselben hinlauffende Wurzeln auf diese Weise mit Holz endlich umgeben, und stecken um so tiefer in dem Holze, je mehrere Lagen der Rinde nach und nach holzicht geworden. Hiernächst verursachen auch noch die Wurzeln des Mistels *an der Stelle*, wo sie eindringen, einen dicken Höcker in dem Holze, wo die Fibern unordentlich fortlauffen, wenn nemlich die in der Rinde durch diese Wurzeln verursachte Geschwulst zu Holze geworden, und die Dicke dieses Höckers macht, daß die Wurzeln noch

noch tiefer in das Holz zu stehen kommen.

Wenn man endlich noch einen Ast, auf welchem ein Mistelstock stehet, gerade von der Stelle, wo die Wurzeln in das Holz eindringen, der Länge nach spaltet; so sieht man um den Kern des Astes viel hölzerne Lagen, die in ihrer natürlichen Lage und Richtung liegen, und die Dicke, welche der Ast hatte, da der Mistel einzudringen angefangen, anzeigen. An diesem Orte wird man niemalen Wurzeln des Mistels finden. Ueber diesen innern ordentlichen Lagen ist das Holz, welches die Wurzln umgiebt, knoticht und höckericht, dessen Fibern sehr unordentlich und verschiedentlich hinlauffen, und dieses ist also der Theil des Holzes, der sich erst nachhero erzeuget hat, nachdem der Mistel darauf gewachsen.

Da die Wurzeln, die in dem Holze selbst stecken, daraus wenig Nahrungssaft ihrer Pflanze zuführen können; so wird dieser Abgang durch andere jüngere Wurzeln, die sich in der Rinde ausbreiten, ersetzt, und es scheint, daß in der Verhältniß, als die vorigen Wurzeln mit dem Holze umgeben werden, aus dem Mistelstocke neue Wurzeln entstehen, die in die Rinde hineinlauffen. Wenn aber alle Wurzeln in dem Holze stecken; so stirbt meistentheils die Mistelpflanze nach und nach bald ab. Denn es geschieht gar selten, daß die Wurzeln so genau mit dem holzigen Theile des Stammes sich vereinigen, daß sie, wie eingepfropfte Pflanzen, von dem Aste ernähret werden, und Herr du Hamel hat bey seinen vielfältigen Untersuchungen nur zween dergleichen sich eingepfropfte gefunden. Wenn ein starker Mistelstock mit seinen Wurzeln einen kleinen Ast völlig umringt; so entsteht an der Stelle, wo er eindringt, rings herum ein dicker Wulst, und der obere Theil des Astes stirbt nach und nach ab; bald darauf wird auch der untere Theil dieses Astes kränklich, und verdirbt endlich mit dem Mistel selbst.

So beträchtlich auch gleich vom Anfange der Wachsthum der Wurzeln des Mistels ist; so wenig wächßt hingegen der Stamm selbst, indem das erste, und auch bisweilen noch das zweyte Jahr, der neue Stamm sich nur aufzurichten sucht. Es gehet nämlich damit folgender massen zu: Wir haben schon oben erinnert, daß die Saamen des Mistels sich mittelst des klebrigen Saftes, der sie umgiebt, vest an einem Zweig anhängen; daß die Wurzelkeime von verschiedenen Stellen des Saamens entspringen, sich verlängern, umbeugen, um sich an dem Zweige zu bevestigen, so daß auf solche Art der kurze Stiel, indem das Saamenkorn, und der kleine runde Körper selbst, mit dem sich der Stiel endiget, vest ankleben, einen kleinen Bogen macht. Wenn nun dieser runde Körper in die Rinde des Baums einige Wurzeln getrieben, und durch dieselbe Saft einzusaugen anfängt; so suchet der junge Keim, oder welches eben das ist, der erstbesagte Stiel, der sich in den neuen Keim oder Stamm verwandelt, sich aufzurichten, und also das Saamenkorn, an welchem er hängt, los zu reissen. Es geschieht aber dieses gar oft nur

nur sehr schwerlich, wenn der Saame, besonders bey trocknem Wetter, mittelst seines klebrichten Saftes gar zu vest an dem Zweige anklebt. Das Saamenkorn mit seinem Stiele bleibt also in einem Bogen stehen, und verdirbt in dieser Lage; oder der kleine runde Knopf geht gar von der Rinde los, und die junge Pflanze muß also ebenfalls verderben; bey denen Saamenkörnern aber, die zwo, drey oder vier Keimwurzeln haben, stehen diese Wurzeln öfters so um den Saamen herum, daß sie gegeneinander ziehen, wenn sie sich aufrichten wollen, und also einander selbst hindern. In diesem Fall geschieht es sehr oft, daß alsdenn das Saamenkorn sich in drey Stücke theilet, so daß jeder einzelne Stiel ein besonders Stämmgen macht.

Auch dieses Theilen des Saamenkorns ist dem Mistel wieder allein eigen, und es ist keine andere Pflanze bekannt, bey deren Saamen sich dieser Umstand ereignete. Denn obgleich bisweilen aus einem Kerne oder Nuß einer Frucht, z. Ex. einer Mandel, zwey Pflänzgen hervorkommen; so findet sich doch in diesem Falle allezeit, daß alsdenn zween Saamen in dieser Nuß steckten, da hingegen hier ohne Hülse nur ein Saamenkorn erscheint. Wenigstens müssen, wenn dieses Saamenkorn aus mehrern besteht, diese verschiedene Theile so mit einander verbunden seyn, daß die Theilung auf keine Weise zu sehen ist, und die Natur allein diese verschiedene Stücke trennen kann. Wenn aber nur eine Keimwurzel vorhanden ist; so zieht sie, wenn sie sich umbeugt, und aufrichtet, das ganze Saamenkorn in die Höhe, welches aber bald darauf verschwindet. Dieser aufgerichtete junge Keim verlängert sich nach und nach, und endigt sich mit einem kleinen Knöpfgen, oder Auge, in welchem einige junge Blätter stecken, und verbleibt in diesem Zustande das erste, und auch bisweilen in das zweyte Jahr. Den nächsten Frühling entspringen aus diesem Knopfe zwey Blätter, und es zeigen sich in dem Winkel dieser Blätter mit dem Stamme zwey Knöpfe, aus deren jedem einer oder mehrere Aeste kommen, die sich mit zwey oder drey Blättern endigen. So weit der Wachsthum des dritten oder vierten Jahrs. Das fünfte, sechste und die folgenden Jahre kommen immer noch mehrere Aeste aus den Winkeln der Blätter, und der Mistel wird also ein kleiner sehr ästiger Strauch, der eine ziemliche regelmäßige, kugelförmige Gestalt hat.

Bey dem Wachsthume des Mistels ist dieses noch besonders merkwürdig, daß seine Zweige nicht so, wie bey allen andern Pflanzen, besonders bey Bäumen und Sträuchen geschieht, in die Höhe zu wachsen suchen. Man kehre einen Gartentopf, in welchem ein kleiner Strauch, oder irgend eine andere Pflanze steht, völlig um, so daß der Boden zu oberst komme; so werden, wenn er anderst in dieser Lage noch treibt, alle seine Zweige, so bald sie aus ihren Knöpfen hervorbrechen, sich gleich umbeugen, um aufwärts in einer senkrechten

rechten Richtung zu wachsen. Bey dem Mistel aber verhält sich die Sache ganz anderst. Wenn er auf der obern Seite eines Astes steht; so wachsen seine Zweige ordentlich auswärts: wenn er aber aus der untern Seite eines Astes hervorwächßt; so treibt er seine Zweige unterwärts gegen die Erde hin, und wächßt also in einer der vorigen ganz entgegen gekehrten Richtung.

Wir haben oben schon erinnert, daß der Mistel zwar fast auf allen Bäumen wachse; doch sieht man leicht, daß er nicht auf allen gleich gut und munter bekomme. So kommt er z. Ex. am besten fort auf dem Birnbaume, Apfelbaume, Weißdorn, Linde, u. d. g. Er geräth aber nicht so gut auf der Eiche und dem welschen Nußbaume. Obgleich verschiedene Schriftsteller versichern, den Mistel auch auf dem Wachholder gesehen zu haben; so hat es doch Herrn du Hamel niemals gelungen, auf diesem Strauche einen Mistel aufzubringen. Er hat es endlich noch auf alle Weise versucht, ihn aus der Erde wachsen zu machen. Er hat deswegen den Saamen auf verschiedene Arten von Erde, die in einigen Blumentöpfen sehr vest gestampfet, in andern aber ganz locker war, gesäet, und die Erde immer feucht erhalten, doch ohne sie zu begiessen, um den Saamen nicht aus seiner Lage zu bringen. Die Saamen haben auch alle wohl gekeimet, und ihre junge Wurzeln getrieben; wenn sich aber die Keime aufrichten wollten; so haben sie allezeit den kleinen Knopf, aus welchem die Wurzeln entspringen, losgerissen, weil das Saamenkorn wegen seines klebrichten Saftes viel vester an der Erde klebt, und sind also verdorben.

Aus dem sehr zähen Saft dieses ganzen Gewächses wird der bekannte Vogelleim gesotten, an welchem alle Arten von kleinen Vögeln hängen bleiben. Es hat dieser Vogelleim das ganz besondere an sich, daß er sowohl in der Kälte, als Wärme von einerley Klebrigkeit und Dicke bleibet. Da hingegen der aus Leinöl gesottene in der Kälte durch Zuthuung frischen Oeles verdünnet, bey heissem Wetter aber durch mehreres Kochen verdicket werden muß. Am besten ist der Mistel zur Herbst- und Winterszeit zu gebrauchen.

Mistelbeere, s. **Mistel.**

Mistler, s. **Schnarr.**

Mitjagd, s. **Jagd.**

Mitjagen, s. **Jagd.**

Mittelhecht, s. **Hecht.**

Mittelhörner, s. **Hifthorn.**

Mittelholz, wird dasjenige Holz genennet, welches in seinem Mittelwuchs ist. Weil das Holz zu solcher Zeit mehr Saft an sich ziehen kann, als wenn es noch klein, und daher wegen der vollkommenen Wurzeln, am Stamm und Aesten in die Länge, Höhe, Dicke und Breite in einem Jahre mehr, als sonst in 4, 6, 8 und 10 Jahren wächset; so soll es auch billich so lange, bis es vollwüchsig ist, geschonet, und nicht eher angegriffen wer-

gen. Siehe auch **Holzschlag**, B) α) B) c).

Mitteljagd, s. **Jagd.**

Mitteltücher, s. **Jagdtuch.**

Modr, s. **Holzerde.**

Mönch, s. **Münch.**

Moineau, s. **Rohrsperling**, **Sperling.**

Monchen, nennen die Jäger das Gehörne der Hirsche, wenn die Enden noch jung sind. s. **Hirsch.**

Monedula, s. **Dohle.**

Moos, **Mos**, **Mies**, lat. Muscus, Usnea, franz. *Mousse*, *Usnée*, ist ein kleines Kraut, welches an den Stämmen der Bäume, alten Blöcken, Steinen, und auf der Erde wächset. Es giebt dessen verschiedene Arten. Das **Baummoos**, lat. Bryon, Muscus arboreus, welches häufig auf Eichen, Espen, Rüstbäumen, Birken und andern mehr gefunden wird, ist weiß und kraus; und hat insonderheit das eichene, lat. Muscus quernus, eine trocknende und zusammenziehende Eigenschaft, stillet die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse, das Nasenbluten und Erbrechen; unter die Mundwasser genommen bevestiget es die wackelnde Zähne; in Laugen gesotten macht es ein schönes Haar, und wird auch unter den Haarpuder genommen. Das **Lungenmoos**, sonst auch **Baum**- **Lungen**- und gemeines **Lungenkraut** genannt, lat. Muscus pulmonarius, Pulmonaria arborea, wächset sowohl an denen Eichen und dergleichen wilden Bäumen in den grösten Dickigten, als auch an den Steinen und Felsen, ist breit, dürre und trocken, oben grün und unten gelb, mit weissen Flecken bezeichnet und löcherigt, als wäre es von den Würmern durchfressen; wird gepülvert und mit Honig vermischt als ein besonderes Mittel wider die Lungensucht und andere Brustkrankheiten eingenommen; es stillet die rothe Ruhr und andere Durchbrüche, und wird pulverisirt in frische Wunden gestreuet, welches sie bald und sauber zusammenheilet. Es kommt auch mit unter die Arzneyen wider die Lungengebrechen des Viehes, und wird insonderheit den Schaafen und dem Rindvieh zum öftern mit Salz vermenget gegeben, sie vor dem Faulen der Lunge zu bewahren. **Erdmoos** finden sich auch verschiedene Gattungen, in deren Beschreibung wir uns aber hier einzulassen, nicht vor nöthig befinden.

Das **Moos** ist den Bäumen überhaupt, sonderlich aber den fruchttragenden schädlich, und wo es sich häufig findet, ist es ein Zeichen eines feuchten und sauren Bodens. In den Wäldern, und auf den Wiesen hindert das Moos, wenn es dicke auflieget, den Wachsthum des Grases sowohl, als des Wiederwachses. Daher ist das **Moosrechen** bey weitem nicht so schädlich, als insgemein geglaubet wird; wenigstens in bestandenen Hölzern wird es keinen Schaden thun. Siehe davo **Moosrechen.**

Moosemmerling, s. Rohrsperling.

Mooskuhe, s. Rohrdommel.

Moosrechen, wird insgemein schlechterdings für eine Holzverwüstung angesehen, indem man glaubt, die Wurzeln der Bäume werden dadurch entblösset, und der Sonnenhitze also ausgesetzet, daß sie verdorren müssen, im Winter aber dem Frost also blos gestellet, daß die junge Pflanzen von demselben verdorben würden. Zudem reisse man mit dem Rechen die Wurzeln aus, daß nachgehends das Stämmlein in seinem Wachsthum sehr gehindert werde. Ein Ort, in welchem Saamloden stehen, mag allerdings dieser Beschädigung durch das Moosrechen ausgesetzet seyn; aber wo das Holz ein wenig erwachsen, und geschlossen stehet, dürfte es mehr Nutzen, als Schaden bringen. Es halten zwar manche das Moos für einen Walddünger, ingleichem das abgefallene Laub und Tannennadeln, Waldunkraut, Gras, Schrootspäne, faul Holz, Gräsle, Abholz, Stöcke, Stumpen u. d. g. Allein es möchte wohl diese Meynung einen grossen Abspruch leiden. Ein Schriftsteller des bekannten und berühmten Forstmagazins liefert hierüber folgende Betrachtung:

Mich dünket, man rede und schreibe von diesen Dingen vieles, welches in der Erfahrung keinen Grund hat. Als vor einem Jahr meine Bauren klagten, daß in denen vollen Tannen- und Forchenwaldungen kein Gras für das Vieh wachse, wohin sie doch mit der Weide angewiesen waren; so gab ich ihnen den Rath, daß sie den Streuling, oder die jährlich, vom Augusto an, abfallende Tangeln oder Nadeln in ihren Forchenwäldern fleissig abrechen sollten, weil sie durch ihre Bedeckung verhinderten, daß der Boden wenig Gras geben, und also das Vieh sich niemalen satt fressen könnte. Allein man legte denenselben das Handwerk gleich nieder. Weitsichtige hielten solche Streu, wie oben gedacht, für die Düngung des Waldes, mit dem bedenklichen Zusatz, daß dieses Baumes ohnehin flachlauffende Wurzeln im Winter für der Kälte, und im Sommer für der Hitze bedeckt seyn müßten.

Dieß ist, meiner wenigen Einsicht nach, ein Irrthum. Dann für dem Frost hat man sich im geringsten nichts zu beförchten. Wann Bäume erfrieren, so geschiehet es an dem Stamm und Zweigen, die Wurzeln hingegen bleiben mehrentheils grün. Da nun das Forchenholz in denen kalten Ländern niemalen leicht erfrieret; so ist die Sorge für die Wurzeln ganz vergebens, massen diese in der Erde viel wärmer stehen, als die hoch in der Luft befindliche Zweige.

Wegen der Sonnenhitze darf man auch nicht bekümmert seyn. Die Wurzeln haben unter diesen geschlossenen Bäumen Schatten genug, und stecken noch darzu in der Erden. Wann nun die Zweige nicht verdorren, werden es die Wurzeln noch weniger thun: sie gehen vielmehr der Feuchtigkeit nach und wurzeln

desto tiefer, wann die Erde in der Oberfläche ausgetrocknet. Dann wo die Wurzel Nahrung findet, da wächßt sie auch hin, zumal wann die Erde warm ist. Hingegen unter denen Nadeln oder Tangeln, sonderlich wann sie von unten zu faulen anfangen, hält sich die Feuchtigkeit in der Oberfläche der Erden zu lange, und die Wärme kann wegen dieser Bedeckung nicht tief genug eindringen. Daher ist es kein Wunder, daß die Wurzeln in in der Oberfläche bleiben und keinen Trieb bekommen in den Boden einzugehen. Je flacher nun die Wurzeln liegen, je leichter reißt der Wind die Bäume um. Es muß also dieses Abrechen gleich von Jugend an in Forchhölzern geschehen, ehe die Bäume durch diese Bedeckung verwöhnet sind.

Mit der Düngung, die der Sträuling denen Bäumen verschaffen soll, kommt es eben so heraus, als wann man das eine Düngung nennen wollte, wann man Stroh über ein Land herbreitet. Es merket vielmehr Herr Döbel in der Jäger-pract. p. 3. aus der Erfahrung an: daß der blosse Streuling vor sich keine Düngung gebe. Daß hingegen die Oerter gedünget werden, wo das Vieh fleissig hinkommt, ist auch dem bekannt, der die Ochsen mit der Peitsche treibet. Es ist also mehr schädlich, als nützlich, wann die abgefallene Nadeln lange unter denen Bäumen liegen bleiben.

Und was werden endlich die Tannennadeln, Heide, Moos und Farnkraut ꝛc. dem Walde für einen Dung geben? Dann entweder sind diese Waldgewächse saftreich oder mager? die saftreiche nähren, die trockene aber machen mager, wie man sowohl an Thieren, als Menschen siehet. Eben so verhält es sich mit der Erde. Eine mit Moos oder Heide bewachsene Wiese wird nicht fetter, wohl aber magerer, wann gleich das Vieh *nichts* davon hinwegfrißt.

Niemalen wird ein Acker durch Farnkraut oder Schaftheu gedünget, wann es immer stehen bleibet; und eine mit Tannen bewachsene Heide bekommt keine Verbesserung von denen abgefallenen Nadeln. Dahingegen düngen die saftvollen Erbsen, Bohnen und der Buchweizen ꝛc. die Erde, mit ihren saftigen Wurzeln, Stengeln und Blättern. In Engelland werden die Aecker mit Rüben besäet, und nachhero als Mist in die Erde verscharret. Die Natur selbst hat saftvolle Gewächse auf denen Bergen und harten Klippen gepflanzet. Z. Ex. Sedum, Sempervivum, Crassula, &c. um daselbst die magere Erden fett zu machen und sie mit schwarzer Erde zu bedecken. Es ziehen daher die saftvollen mehr Nahrung aus der Luft, die trockenen hingegen zehren nur die fette Erde aus. Hieraus folgere ich: daß Tannennadeln, Heide, Farnkraut, Schaftheu, Moos ꝛc. und andere dürre Gewächse die Erde nicht düngen, wohl aber kann dieses durch einige Blätter und andere saftvolle Dinge geschehen, wann sie nemlich verscharret und verwahret werden, daß sie nicht trocknen, wie in denen Dunggruben geschiehet. Man

Man lässet in vielen Gegenden die Tannenstumpen stehen, in der Meynung der Wiederwachs der Tannen werde dardurch befördert, indem, wenn solche in Fäulung giengen, sie hernach den eigentlichen Boden abgäben, worinnen der Tannensaamen gerne fortkäme, zumalen sie eben durch dieselben noch einigen Schutz vor dem Wetter hätten. Obwohlen ich nun nicht läugnen kann, daß der Tannensaamen in in faulen Stöcken gerne aufgehe und wurzle; so wird man mir doch nicht widersprechen, wann ich behaupte, daß oft viele Jahre vorbey gehen, bis die Stumpen wirklich in solchen Stand kommen, daß ein solcher Saamen darinnen aufgehen kann. Und was kommen zuletzt für Bäume zum Vorschein? Gewiß sehr krüppelhafte. Vernünftiger wird man handlen, wann man in Zeiten die Stöcke ausgraben läßt, und die Holznutzung nicht versäumet.

Ich führe hiebey ein Zeugniß aus dem pracktischen Herrn Beckmann an, welcher in seiner Holzsaat S. 148. folgende Gedanken äussert: „Wo ordentlich wieder Holz gesäet wird, halte ich für sehr rathsam, wann die Stöcke heraus gethan werden, massen dardurch nicht nur mehreres Land zu nutz gemacht werden kann, sondern es ist auch deren Meynung im Grunde falsch, die da behaupten wollen, daß der Stock dem Saamen viele Nahrung geben soll. Dann, wie bekannt, so stehet der Kiefern- und Tannenstock wohl 20. Jahr, und noch länger, ehe selbiger eine Fäulniß annimmt: nicht zu gedenken, daß deren Kiel, so in die Erde gehet, gar nicht faulet. Wie könnte also dem jungen Anflug viele Nahrung von ihme zuwachsen? Es bleibet eine ungegründete Einbildung, und folglich im Gegentheil wahr, daß es besser gethan ist, wenn die Stöcke vor dem Säen herausgethan werden. Und S. 230. „Man hat sich durch das Verfaulen der Stöcke wenig Nahrung vor sein junges Holz zu versprechen, weil es mit dieser Fäulniß, wie gedacht, sehr langsam zugehet. Dann wer weiß nicht, daß ein Stock, der 2. 3. und mehr Ellen im Umfang hat, besonders wann es ein kieferner ist, wohl 50 und mehr Jahre zubringet, ehe er verfaulet. In solcher Zeit aber ist das junge Holz bereits schon alt geworden und ziemlich heran gewachsen, daß also der Dünger von solchen Stöcken ihm sehr spät erst zu Nutzen kommt; daß sie unterdessen selbst durch den Platz, den sie einnahmen, vielen Schaden verursachet haben.

An einigen holzreichen Gegengenden ist heut zu Tag gewöhnlich, daß man nicht nur die Windbrüche oder Windwürfe, sondern auch den sämmtlichen Abraum der gefällten Stämme, die Gipfel und das Reißholz, auf denen gemachten Gehauen und Holzschlägen als unnütz liegen und verfaulen lässet. Man nimmt dessen wenig wahr und achtet es geringe, weil man überhaupt das Holz, als etwas schlechtes ansiehet, und weil man an solchen Orten den dummen Glauben hat, es könne und werde denen dortigen Innwohnern nie-

niemalen daran fehlen. Man läßt es liegen, weil solches nicht so theuer als das Bau- Säg- und Scheiterholz bezahlet wird, oder weil zu dessen Aushauen und Zusammenbinden einige Mühe und Arbeit erforderlich ist. Aus diesen faulen Gründen, muß es ohne Nutzen verfaulen, und endlich zu einem sogenannten **Holzmist** oder **Walddünger** werden. Allein wie viel könnte nicht durch den Gebrauch und Anwendung desselben, jährlich an anderem Holze erspahret werden. Wie viel schöne Stämme, die solchergestalt, zu der nöthigen Feurung anzuwenden sind, worzu doch jenes so gut, als diese dienen könnten, würden nicht durch selbiges, zum besten der kommenden Zeiten, zu erhalten stehen!

Gedachte unabgeraumte Holzschläge werden endlich öde und von Holz ganz entblößte Plätze seyn und bleiben.

Warum? Wer das zu fragen hat,
Der ist nicht werth, es zu erfahren.

Doch ja, mancher wird es mit Kummer und Schauer erfahren. Dann solches liegend bleibende und erst spät und nach geraumer Zeit verfaulende Holzwerk verhindert nothwendig allen jungen Anflug. Sollte man solche Oerter, nach Herrn Beckmanns wohlgemeynten Vorschlägen, durch die Holzsaat wieder anbauen wollen; so ist doch selbige unter diesen Umständen ganz ohnmöglich. Dann wo das Holz gesäet werden soll, da muß vorhero erst das Gehaue von allem Unrath geräumet und der Erdboden frey gemacht werden, weil sonsten der Saame nicht keimen, in ihm aufgehen und Wurzeln schlagen kann.

Es haben nicht umsonst so viele Forstordnungen auf die Ausräumung derer Waldungen gedrungen. Wir wollen daraus einige Stellen anführen:

Die **Herzoglich-Würtembergische Forstordnung** S. 70. will: daß die Asterschläge und Gräte in denen Hölzern und Wäldern vor dem frischen und gesunden Holz weggeraumet werden sollen. S. 36. Die Häue sollen in der bestimmten Zeit geräumet werden, damit das Gewächs nicht gehindert, und mit dem Ausführen des Holzes, die junge Schoß verderbet würden. Zu Folge eines **Generalrescripts dd. 22. Julii** 1718. sollen denen, welche Holz aus denen Wäldern zu geniessen haben, förderist die darinn liegende Fallbäume assigniret, und das Gute erst hernachmals angewiesen, auch ein jeder dahin angehalten werden, jedesmalen etliche Fuhren Reissach zugleich mit aus dem Walde abzuführen, damit die Waldungen dardurch gesäubert und bey denen jungen Häuen der Wachsthum befördert werde.

Nach der **Braunschweig-Lüneburgischen Forstordn.** c. 2. §. 3. Sollen die Heyen von Verfall- und Lagerholz rein, und aller Enden gleiche Heyen gehalten werden. Die **Gräflich-Stollbergische** *de Anno* 1642. §. 5. will: Wann auf denen Hauungen, wegen abgelegener

gener Oerter und anderer Ungelegenheit das Reissach niemand haben wollte, soll es jdoch auf einen Weg, oder auf einen wüsten Platz zusammen getragen und geschaffet werden, damit, da es, liegen bleiben sollte, es nicht die Wachsungen der jungen Lathen, wie es die Erfahrung giebet, verhindern mögen. Und §. 7. Es soll auch ein jeder Holzkäufer dahin bedacht seyn, daß von Bartholomäi an bis auf Walpurgis die Hauungen gänzlich geräumet werden, und wer dasselbe übertritt, der soll seines Holzes verlustigt seyn.

Die Churfürstl. Maynzische Forstordnung *de An.* 1744. spricht: Es sollen auf denen Floßschlägen, und wo Bauholz gefället wird, das dürre Reißholz, Späne, Abgänge und Afterschläge, dem jungen Nachwuchs zum besten, weggeraumet werden. *conf.* Churpfälzische Forstordnnng, Art. 18.

Nach der Churfürstlich-Bayrischen Forstordnung, Art. 29. ist allen Unterthanen auferleget, daß sie das Gipfelholz, Aeste und Stauden, vor Verführung des ihnen abgegebenen Zimmer- Schneid- oder Brennholzes sauber ausräumen und wegführen, auf daß es an dem Wetter nicht vergeblich verfaule, unnützlich verderbe; und das junge Holz an dem Wachsen dardurch verhindert werde, damit sie sich auch, sonderlich Winterszeiten, als ob es verschnieben, und sie es nicht mehr finden, oder Schnees halben ausbringen möchten, desto weniger zu entschuldigen haben, sollen die Uebertretter, welche den Stamm vor denen Aesten und dem Ob- und Gipfelholz verführet, von eines jeden Stammes wegen, um 1 Pf. und Pfennig, unnachläßig gestraft werden. Nach Art. 53. sollen die Förster und Holzmeister mit allem Fleiß aussehen, damit auch in denen Gebürgen das Gipfelholz, an Orten wo es beschehen kann, vor dem Stamm hinweggebracht werde, damit das junge Holz an diesen wieder aufkommen könne. Art. 64. Wo aber das Gipfelholz nicht ausgebracht werden kann, sollen es die Bauersleute an einen Ort, da es dem jungen herwachsenden Holz nicht Schaden thun kann, auf einen Hauffen zusammen legen, und nicht zerstreuet und dem jungen Holz zum Nachtheil liegen lassen.

Herrliche Gesetze, vortrefliche Verordnungen!
Glückseelige Bürger, die solche befolgen!

Moosreiger, s. **Rohrdommel.**

Moosschnepfe, s. **Schnepfe.**

Moquette, heißt bey den französischen Jägern ein bey uns sogenannter **Lockvogel.**

Morceau du Bois fendu, s. **Scheit.**

Morene, Marene, Muräne, Murene, lat. Nuraenula, ein Fisch von dem Geschlechte der Weißfische, oder Ukeleyen, welche insonderheit in der Mark Brandenburg, wie auch in Pommern in unterschiedlichen Seen in grosser Menge gefangen werden. Seinen Namen soll er von einem fünf bis sechs Meilen von Berlin

lin gelegenen Städtlein, **Morin** genannt, bekommen haben, weil sie in dem dabey gelegenen grossen See häufig anzutreffen, und etwan von dort aus am ersten bey uns hier zu Lande bekannt worden sind. Denn derjenige Fisch, welchen die alten Römer Muræenam genennet, ist ein Meerfisch, und ihrer Beschreibung nach, kein anderer gewesen, als den wir heut zu Tage eine **Lamprete** nennen. Unsere **Morene** aber ist ein weißlichter Fisch, mit ganz silberfarbenen Schuppen, einem länglichten Kopf, und grossen Augen, wird aber nicht leicht über 8 bis 10 Zoll lang. Dieser Fisch laichet um Martini, und wird um solche Zeit des Nachts mit einem Netze, welches die dasigen Fischer eine **Klippe** heissen, auch hernach zur Winterszeit unter dem Eise bey Tage mit einem grossen Garne, oder Eisnetze, gefangen. So bald er ausserhalb Wassers Luft schöpfet, stehet er ab, also, daß selbiger in andere entfernte Gewässer nicht lebendig fortgebracht und versetzet werden kann. Sein Fleisch ist wohlschmeckend und zart, fast wie die Forellen. Man pflegt sie entweder blos aus Salzwasser zu sieden, wenn sie erkaltet, mit Weinessig zu begiessen, und mit grüner Petersilie zu bestreuen, oder auch mit einer Zwiebelbrühe zuzurichten. Man kann sie auch einsalzen und räuchern, doch dürfen sie über ihre gebührende Zeit nicht hängen, weil sie sonsten, wegen der Fettigkeit ihres zarten Fleisches, bald übelschmeckend werden.

Eine andere und grössere Art Morenen findet man nur in einem einzigen grossen See in Pommern, die **Madduje** oder **Maduwe** genannt, unweit dem Pommerischen Städtlein **Werben**, im Amte Colbatz. Sie sind so groß, wie ein Lachs, und, weil sie diesem Fische auch an Gestalt ziemlich gleich kommen, nur daß sie weisser, und nicht so buntfleckicht sind, auch mehr und grössere Schuppen, als der Lachs haben, pflegen sie von einigen, zum Unterschiede der vorher beschriebenen, **Lachsmorenen** genennet zu werden. Diese fänget man des Jahres zweymal, nämlich im Februar unter dem Eise, und im November bey offenen Wasser. Frisch schmecken sie fast wie die Forellen, gedörret aber wie ein Lachs. Man kann sie in Stücken zerschnitten auf einem Rost braten, oder mit Steckrüben, wie die trocknen Hechte, zurichten. Man hat noch zwey kleinere Arten, deren die gröste so lang, als die Lachsfohren, fast wie ein grosser Hering gestaltet, und mit silberweissen Schuppen besetzt, die andern aber um ein weniges grösser, als die gemeinen Heringe sind, welche letztern insonderheit in einem See, die **Pölz** genannt, so im Arnswaldischen Kreise an der Pommerischen Grenze lieget, gefangen werden. Von diesen beyden sowohl, als der kleinen erstern Sorte ist zu merken, daß sie ausser dem Rückgrade und Gerippen keine Gräten haben, so, daß man das Fleisch nur abstreifen und sicher essen kann. Denn wenn dasselbe abgerissen ist, bleiben alle Gräten und Rippen am Rückgrade veste sitzen. Je kleiner sie sind, je wohlschmeckender und niedlicher sollen sie zu essen seyn.

Morphnus,

Morphnus, s. Adler.

Mos, s. **Moos**.

Mosente, s. **Ente**.

Mot, *Sonne un ou deux Mots*, heißt bey den französischen Jägern, einen oder zwey lange Töne in das Horn stossen, welches das Zeichen der *Piqueurs* ist, wenn sie ihren *Compagnons* zurufen wollen.

Motacilla, s. Bachstelze.

Moth, s. **Holzerde**.

Motte, *Prendre Motte*, wird von denen französischen Jägern und Falkenierern von einem Vogel gesagt, welcher sich, anstatt, daß er blocken, oder sich auf einen Baum oder Busch setzen sollte, auf die Erde niederläßt.

Moucherole, s. Fliegenschnäpfer.

Mouchet, heißt nach der französischen Jägersprache ein Fliegenhabicht oder Fliegenschnäpfer.

Moude, heißt bey den französischen Jägern eine Vermischung von dem Schweiß oder Blut eines forcirten Wildes mit Milch oder anderer Suppe, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, worein man aber auch einen Haufen klein geschnittenes Brod werfen, und es also den Lauf- oder Parforcehunden vorgeben muß, wenn man ihnen die Curée macht.

Mückente, s. **Ente**.

Muer, s. **Mausen**.

Muette, heißt bey den Franzosen ein Wald- oder Forsthaus, eines Försters Wohnung oder die Försterey.

Mülant, s. **Geyer**.

Münch, **Mönch**, heißt bey einem Teich der Spunt, welcher auf dem Ablaß des Teiches aufrechts in die Höhe gerichtet ist, darinnen die Schutzbretter zu befinden, durch deren Ausziehen dem Wasser Raum gemacht wird, abzulaufen. s. a. Ständer.

Mulm, wird bey dem Forstwesen die Fäule im Holze, und eben daher auch ein Baum, an welchem der Stamm inwendig verfaulet ist, mulmig oder mülmig genennet. Diesem Zufalle ist insonderheit die Rothbuche sehr unterworfen. Denn wenn von selbiger ein Ast abgehauen wird; so pflegt solcher Hieb in wenig Jahren mulmicht zu werden, daß die Spechte den Mulm heraus hacken, und ihre Jungen darinnen aufbringen. Um eben dieser Ursache willen lassen gute Hauswirthe auch ihre Eichbäume nicht schneideln. Denn das eichene Holz ist porös, und ziehet, zumal der Splint oder das Weisse, die Feuchtigkeit gerne an sich, daß also der Baum mit Gewalt von oben hinein faulet und mulmicht wird. Ausser diesem werden auch alle Bäume, so in dem Regen nicht dauren, als Ellern, oder Erlen, Steinbuchen, Aspen u. s. f. leicht mulmicht.

Mummenets, s. Affe.

Mundholz, s. **Rheinweiden**.

Munier, s. Altfisch.

Muräne, s. **Morene**.

Muraenula, s. **Morene**.

Murene, s. **Morene**.

Muscicapa, s. Fliegenschnäpfer.

Muscipeta, s. Fliegenschnäpper.

Muscus, s. Moos.

Muscus arboreus, s. Moos.

Muscus pulmonarius, s. Moos.

Mus Martius, s. Marder.

Mus ponticus, s. Eichhorn.

Mustela, s. Iltis.

Mustela fluviatilis, s. Aalraupe, Steinbeisser.

Mustela rustica, silvestris, s. Frettel.

Mutir, s. Schmeissen.

Mutter, s. Mauser.

Mutterbirke, s. Birke.

Mutterhase, s. Hase.

Myrtilli, s. Heidelbeerstrauch.

Myrtus, s. Heidelbeerstrauch.

N.

Nacheil, s. Nachfolge.

Nachfolge, Folge, Jagdfolge, Nacheil, ist die Befugniß vs der Vergleich mit einem Nachbaren in Ansehung eines Wildes, das wir auf unserm Grund und Boden angeschossen, welches sich aber noch aus unsern Grenzen verlaufen, in wie weit wir nämlich solches auf jenes seinem Grund und Boden verfolgen dürffen. Wo es nun über die Gränze ist; so muß daselbst die Flucht und der Schweiß verbrochen werden. Hierauf ziehet er weiter nach, und löset seinen Hund. Wenn denn das Thier gefangen, oder vollends geschossen ist, muß es alsofort dem Gränznachbar angemeldet, ihm auch die Flucht und der Schweiß, wo es über die Gränze ist, angezeiget werden. Alsdenn ist er befugt, selbiges zu sich zu nehmen, und lässet es ihm der Gränznachbar unverweigert absolgen. Wäre es aber, daß er den Hund in seinem Reviere gelöset, und an das Thier gelassen hätte, und er also den Schweiß und die Flucht auf der Gränze nicht wüßte; so zeiget er dem Gränznachbar den Schweiß und die Flucht auf dem Anschusse an. Sonst wird es auch mit dieser Folge dergestalt gehalten, daß wer in seinem Revier ein Thier angeschossen, auf dem Anschusse auch die Flucht und den Schweiß verbrochen hat, alsdann aber mit seinem Hunde nachsucht, und an die Gränze kommt, er daselbst gleichfalls die Flucht und den Schweiß verbrechen, und davon ablassen, solches aber doch vorhero seinem Gränznachbar melden muß. Entweder gehet selbiger selbst mit heraus, oder erlaubet ihm, das Thier zu verfolgen, und zu fällen; und darf er ihm nur sowohl das Thier, als auch den Schweiß und die Flucht auf der Gränze zeigen, alsdann wird es ihm abgefolgt. Hätte er aber durch Verfolgung seines Hundes das Thier übergebracht, ohne daß er wisse, wo es übergeflohen; so zeiget er auf den Anschuß, Flucht und Schweiß.

Es ist auch sowohl bey dieser, als der oben beschriebenen Folge, Rechtens, daß der Jäger das Thier vier und zwanzig Stunden lang in seines Gränznachbars Revier suchen und fällen darf. Nachhero aber ist es nicht mehr sein,

sein, sondern des Gränznachbars. Wenn aber des einen sein Hund das von ihm in seinem Revier angeschossane Thier in des andern Revier verfolget, stellt oder fängt es gar, und wäre ihm der Hund mit dem Thiere ausser dem Gesichte und Gehöre gekommen; der andere kommt hinzu, fället das Thier, oder nimmt es dem Hunde ab; so überschicket er dem erstern seinen Hund, und meldet, daß er ein Thier, welches so und so beschaffen sey, vor seinem Hunde gefället habe. Dieser aber muß ihm sodenn entweder auf der Gränze, oder auf dem Anschusse, Flucht und Schweiß zeigen; so wird es dem erstern, so ferne es angeschossen gewesen, nicht aufgehalten, sondern er hat Fug und Macht, es wegzuholen; wenn es nemlich aufrichtig und gränznachbarlich dabey zugehet. Thut aber der Gränznachbar dieses nicht, und überschickt auch dem erstern seinen Hund nicht; jagt ihn fort, und nimmt das Thier zu sich, behält es, und läßt seinen Nachbar nichts davon wissen; so ist es unrecht, und so viel als entwendet.

Wo aber Vasallen sind, die von Königen, Fürsten oder grossen Herren mit der Jagd zwar belehnet worden; so findet man gar wenige Oerter, allwo selbigen die Folge in des Lehnsherren Revier verstattet wird, sondern wenn sie ein Thier angeschossen haben, und suchen es bis an die Gränze auf; so müssen sie alsdann abbrechen, und solches demjenigen, so die Aufsicht in des Lehnsherrn Revier hat, anmelden, welcher sodann hinziehet, das Thier verfolget, fället, und solches zu sich nimmt, und seinem eigenen Herren einliefert. Geschiehet es aber, daß das Thier wieder herüber in des Vasallen Revier fliehet, und es wird daselbst gefället oder gefangen; so bleibet es dem Vasallen. Begäbe es sich auch, daß des Vasallen Jäger in seinem Revier ein verwundetes Thier mit seinem Hunde jagete, und in des Lehnsherrn Revier käme; so verfolget jener zwar seinen Hund, und fället auch das Thier, er muß es aber an den Lehnsherrn liefern. Die Vasallen aber unter einander halten auch meistentheils, einer gegen dem andern, die Folge, allwo sodann die Folge so, wie anfangs berühret worden, von ihnen mit- und untereinander gehalten, und alles abgefolget wird.

Mit dem Sauhetzen aber wird es also gehalten, daß, wenn einer in seinem Revier eine Sau aufhetzet, ob selbige gleich nicht angeschossen wäre, solche jedoch abgefolget wird, wenn nur vorhero von jenem auf der Gränze dem Nachbar vorgezeiget worden, wo er mit den Hunden die Sau verfolget und überhetzt. Käme aber der Gränznachbar in währendem Hetzen, und schösse die Sau vor den Hunden, so darf er selbige nicht behalten, sondern er muß sie jenem zustellen. Hätten hingegen die Hunde gänzlich abgelassen; so hat er Macht, sie zu verfolgen und zu fällen, auch zu sich zu nehmen; aus dieser Raison, weil selbige nicht angeschlossen gewesen. Mit dem Rothwildprete aber es nicht statuirt, daß es unangeschossen in des andern Revier gejaget und gefället werden mag. Doch findet man auch

auch einige Oerter, wo Wild- und Rehjagen seyn, und wenn ihnen was sammt der Schleiffe entkommt, daß sie miteinander die Folge halten, und solches gegen einander ausliefern. Bey der Parforcejagd aber, und deren Folge, welche zwar nur von Fürsten und grossen Herren gehalten werden, obgleich einige gegeneinander sonst keine Folge haben, wird ihnen doch nicht gewehret, daß sie die Jagd fortsetzen und den Hirsch, oder was sie sonst jagen, vor den Hunden fangen mögen. Jedennoch aber müssen sie solches ihrem Gränznachbar anmelden, und das gefangene Thier demselben zurückelassen.

" Heutiges Tages ist in Deutschland fast allenthalben angenommen, daß einer dem Wild, welches er auf dem Seinigen geschossen, daß es schweißt, und flüchtig ist, entweder ohne Beobachtung einer gewissen Zeit, oder aber 24 Stunden, ja einiger Orten, als in Bayern gar 2 bis 3 Tage lang, ausser dem eigenen Forst ununterbrochen nacheilen, und demselben auch in einem fremden Forst oder Jagdbezirk nachsetzen, es daselbst fangen, und in sein Gewahrsam bringen darf, und kann solch Wild, so lange es der Jäger verfolget, aus dessen Händen nicht genommen werden.

Webner. Observ. pract. voc. Forst. *Harpprecht*. ad §. 12. Instit. de rer. divis. num. 220. *Ruland*. de Commissar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 48. Senkendorf im deutschen Fürstenstaat. part. 3. cap. 3. regal. 5. 6. pag. 446. *Stryck*. dissert. de via facti princip. Imper. permiss. cap. 1. §. 37.

Wenn nur dieses dabey beobachtet wird, daß der Jäger an demjenigen Ort, wo er dem Wild nachzueilen angefangen, ein Wahrzeichen, als etwa den Hut, oder einen Ast von einem Baum, oder sonst etwas anders niederleget, womit er den Anschuß erweisen kann, und daß er ohne Blasung oder Laut des Jägerhorns die Nachfolge thue, auch die Hunde nicht anhetze.

Besold. thesaur. pract. voc. Jagen. *Richter*. part. 1. decis. 16. num. 4. *Lauterbach*. Colleg. theoret. pract. tit. de aquir. rerum domin. §. 17.

Doch hat man hierinnen, wie in andern Stücken, zuförderst auf die Gewohnheit, Gebrauch und Herkommen eines jeglichen Orts, auch die hierüber errichtete Verträge, zu sehen, und sich vor allen darnach zu richten. Diese Folge und Nacheil aber ist gemeiniglich nur bey denenjenigen üblich, und Herkommens, welche sich entweder in gleichem Stande befinden, oder wenigstens einander nicht unterworfen sind; da hingegen die Nacheil denen Vasallen und Unterthanen, die sonsten des Jagens berechtiget sind, wie schon gedacht, nicht wohl verstattet wird, daß sie nemlich ein geschossen oder mit Hunden gehetztes Thier in die Fürstlich oder Lehensherrl. Wälder verfolgen, und fahen, oder

oder daselbst aufheben dürfen; es wäre denn dieses Recht aus sonderbaren Ursachen jemand vergönnet, oder durch Gewohnheit und undenkliche Verjährung also hergebracht.

Senkendorf im deutschen Fürstenstaat. part. 3. cap. 3. regal. 5. 6. pag. 446. *Gail.* 2. observat 66. num. 3. *Naurath.* de rationar. p. 382. *Speidel.* voc. ferarum persecutio.

Nachhängen, sagt man, wenn man einem Hirsch mit dem Leithunde nachsuchet.

Nachlassen, franz. *Deployer*, bedeutet, wenn dem Leit- oder Spührhund das Hängeseil etwas länger und ihm dadurch zugleich mehr Freyheit, dem Wild nachzuspüren, gelassen wird.

Nachmast, wird genennet, wenn in denen Eich- und Buchwäldern, nachdem die darein geschlagene Mastschweine ausgefehmt sind, noch so viel Mast übrig geblieben, daß man frisches Vieh darein treiben kann. s. Mast.

Nachrecht, heißt ein bestimmter Antheil von gewissen einkommenden Strafen, als etwa der 3te oder 10te Pfennig, so denen Jägern, Förstern, Teich- und Fischmeistern, u. a. d. g. Personen, die auf die Uebertretter der Jagd- Forst- und Fischordnungen Acht haben, und solche anzuzeigen bestellet sind, an manchen Orten gereichet wird, um sie zu desto grösserm Fleiß aufzumuntern.

Nachspüren, s. Spüren.

Nachstellen, heißt bey der Jägerey, vor einem Holze herstellen, damit das Wild da nicht hinein kommen könne; sondern verlangtermassen in ein anders Holz einlaufe.

Nachtangel, s. Angel.

Nachteul, s. Eul.

Nachtgarn, Nachtnetze, Streichnetze, ist ein zum Vogelfange, und besonders zum Lerchenstreichen bey Nachtzeit, (daher es auch seinen Namen hat) gehöriges Netze, welches 60, 70 bis 80. Fuß lang, und bis 24. breit ist, und folgendergestalt verfertiget wird: Es wird mit einer Masche oder Schmaße angefangen, und so lange von beyden Seiten zugegeben, bis es die verlangte Breite erreichet. Hierauf nimmt man auf einer Seite ab, auf der andern hingegen giebt man wiederum eine halbe zu, bis es die nöthige Breite hat. Nach diesem wird von beyden Theilen abgenommen, damit das Netze den 24 schuhichten Triangel, den es anfänglich im Stricken bekommen, wiederum zu Ende bringe, und auf eine Masche, wie es angefangen hat, auslaufe. Damit es aber auch seine vier Ecken erreiche, so wird es gezogen, und also ist das Netze verfertiget. Wobey noch wegen der Maschen zu gedenken, daß solche nicht gar zu enge gemacht werden, damit man die erwürgten Vögel durchziehen könne. An eine jegliche von den schmalen Seiten wird eine lange Stange angebunden, und von ettlichen unten an das Ende, oder den untern Rand des Netzes, besonders wenn es windig Wetter ist,

Lapp-

Lappfedern angemacht, welche ein wenig auf der Erde herfahren, die Vögel damit aufzuschrecken. Des Abends, wenn es finster wird, und der Mond nicht scheinet, breitet man das Netze nach der Länge aus; alsdann fassen es ihrer zweye vorne bey den Stangen, der dritte aber trägt hinten den Sack oder Schweif des Netzes fein niedrig bey der Erden nach. Also schleifen sie das Netze schräge, und mit dem untern Ende dichte an der Erden: und so etwas unter dem Netze aufsladdert, legen sie dasselbe nieder, würgen den darunter gefangenen Vogel, heben ihn nebst dem Netze auf, und gehen weiter. Im lichten Wetter ist es nicht sonderlich zu practiciren, und muß, woferne es geschiehet, viel gerader und schleuniger, als fast im dunklen Wetter, fortgegangen werden. Diese Art Netze wird zwar eigentlich, wie schon erwehnet, nur auf die Lerchen gebraucht. Weil aber auch Wachteln, ja ganze Völker Rebhüner und junge Hasen damit beschlagen, und weggefangen, oder zum wenigsten verjagt werden können; so ist ausser dem Herrn des Wildbanns, oder der Niederjagd, niemand befugt, mit demselben zu gehen. s. a. **Lerche, Lerchengarn, Lerchenstreichen.**

Nachtjagd, s. **Abendjagd.**

Nachtigall, lat. Luscinia, Philomela, Acredula, Aëdon, franz. *Rossignol*, ist dem Gesang nach der edelste Vogel, ohngefähr in der Grösse eines Finkens, jedoch hochbeininigter und langfüßigter, dergestalt, daß eine Nachtigall, wenn sie neben einem Finken stehen sollte, über demselben hoch hinaus sehen würde. So lange die Nachtigall in der Wildniß bleibet, siehet sie ganz lichtbraun oder graulicht aus, und haben Kopf, Rücken und Flügel durchgebends einerley Farbe; wenn sie aber eine Zeitlang eingesperret sitzet, verändert sie ihre Farbe, und wird recht Castanienbraun. Am untern Leib hat sie ebenfalls nur einerley Farbe, indem die Kehle, Brust und Bauch bis ganz unten, wo mehr weißlichte Federn kommen, dunkelweiß sind, wie eines Finkenweibleins, der Schwanz aber ist Ziegelroth. Diese Art führet den Namen **Rothvogel**, zum Unterschied einer andern Art Nachtigallen, welche man **Sprosser** oder **Sproßvögel** nennet. Es ist dieser sogenannte Sprosser oder Sproßvogel der äusserlichen Gestalt nach von denen andern Nachtigallen in nichts unterschieden, als daß er ein klein wenig grösser, und am Schwanz nicht so roth ist; hingegen ist der Unterschied am Gesang desto grösser. Denn ob er wohl gleich einer andern Nachtigall die ganze Nacht ja noch viel fleissiger singet; so ist sein Gesang doch bey weitem nicht so lieblich, als eines Rothvogels oder gemeiner Nachtigalle, sondern lautet fast wie der Gesang einer Zippe oder Weißdrossel. Beede halten sich gerne in kühlen und schattichten Oertern, Dornhecken und laubichten Sträuchern auf, allwo sie sich mehrentheils mit Würmern nähren, welche sie erstlich tödten, und hernach verschlucken. Ihr Gesang fänget sich im Frühjahr gar zeitlich an, so bald nur der Schwarzdornstrauch ausschläget, und währet bis um Johan-

hannis, um welche Zeit sie ihren Ort verlassen, und nach und nach einzeln davon streichen, wiewohlen oft nach Bartholomäi noch einige gesehen werden.

Ihre Brutzeit gehet bisweilen schon im May, gemeiniglich aber im Junio an, da sie eine lange Reihe von hohem Gebüsche suchen, und darinnen ihre Nester auf keine Stauden, sondern auf die Erde zwischen kleine Stöcklein, meistens mit Eichenlaub bauen, welche sie so artig zusammen zu schieben wissen, daß sie länglicht werden, wie Beutel, und mehrentheils auswendig und inwendig einerley Farbe haben, indem sie, erstermeldtermassen, von aussen wie von innen nichts als Laub brauchen; jedoch nehmen sie auch, wo kein Eichenlaub zu haben, anderes Laub, und wenn sie in einem Garten nahe an einem Dorf oder gar darinnen brüten, pflegen sie auswendig dann und wann Stroh mit unterzumengen. Sie bringen mehrentheils vier Junge aus, welche Brut dahero leicht zu finden, weil sie dieselbe, (unweit davon sitzend) mit ihrem Gesange bald verrathen. Man pfleget sie entweder jung aus denen Nestern zu nehmen, oder mit einem Meisenschlag, oder aber mit einem Garn zu fangen. Wer Junge haben will, muß den fünften und sechsten Junii, wenn es aber gar lang kalt geblieben, erst den sechszehenden bis zwanzigsten Junii hin an den Ort, wo er den May hindurch eine Nachtigall singen gehöret, gehen, mit einem Stock in das dort herum sich befindende Gebüsche schlagen, oder gar einen Hund mit sich laufen lassen, so wird er bald hören, daß die alten Nachtigallen, aus Sorg und Zorn der Jungen wegen, sehr heftig zu pfeifen und schnarren anfangen werden; reget sich nur eine, so ist es ein Zeichen, daß entweder das Weiblein noch brütet, und er erst in acht oder zehen Tagen wider kommen muß, oder daß er schon zu spat gekommen, und die Jungen bereits zu stark fliegen können; regen sich aber die Alten beyde, so setze er sich nieder, und gebe Acht, wo sie mit dem Geäse hinfliegen, da wird er die Jungen entweder noch beysammen im Neste, oder zwar schon aus dem Neste, eine da, die andere dort, aber doch alle noch in dem Stande finden, daß er sie mit Händen fangen kann. Weil sie, wie obgedacht, das Nest an der Erde haben, als darf man nur Acht geben, wo die Alten, wenn sie die Würme im Schnabel führen, zu schreyen aufhören: Denn so bald sie nahe zum Nest kommen, werden sie still, damit man sie nicht solle sehen ätzen; so bald sie aber auch dasselbe verrichtet haben, schreyen sie wieder, indem sie andere Würme suchen, und so treiben sie es immer fort, so lange sie jemand sehen, und darf man die Jungen sicher daselbst suchen, wo man in Acht genommen, daß eine oder beyde Alte in ein Gebüsch hinein geflogen, und zu schreyen aufgehöret haben. Andere Vögel, die schon aus ihrem Nest sich begeben, lassen sich nicht mehr mit der Hand ätzen, aber die jungen Nachtigallen nehmen die Speise noch an, wenn sie gleich schon drey oder vier Tage aus dem Neste sind, woferne sie nur nicht schon stark fliegen können, welche Geschicklichkeit sie nicht in dem

dem Neste erwarten, wie andere Vögel, sondern selbiges oft fünf bis sechs Tage eher verlassen, und im Gebüsche herum hüpfen, ehe sie Kräfte bekommen, recht zu fliegen. Wenn man die Jungen ätzet, muß man etliche frische Ameiseyer zusammen an ein spitziges Hölzlein anspiessen, und ihnen also geben, worzu sie anfänglich. wenn sie etwan schon zu groß wären, und nicht gerne aufsperren wollten, durch Voneinanderthun des Schnabels gar leicht zu zwingen sind, bis sie, wenn dieses nur etliche mal geschiehet, alsdann in wenig Stunden selbst aufsperren, und durch Schreyen ihr Fressen begehren. Will man sie aber lieber durch ihre eigene Alte aufziehen lassen; so läßt man sie entweder in einem Vogelbauer, an dem Orte, wo man sie gefunden, stehen, und bedeckt sie mit Gebüsche, daß der Regen nicht schaden thun kann, bis sie groß sind, und selbst fressen können: Oder man fängt die Alte, und läßt sie zu Hause aufätzen; und ist am besten, man schneide denen Alten, man habe gleich einen oder beyde, die Flügel ab, und lege mitten in ein helles Zimmer einen abgehauenen Schwarzdorn oder andern Busch, setze die Jungen hinein, und streue frische Ameiseyer auf der Erde herum, (dabey aber keine Ameissen mehr seyn müssen, damit sie die Eyer nicht vertragen); so wird man bald sehen, wie die Alten nach ihrer Gewohnheit böse zu thun, und die Jungen zu ätzen anfangen werden. Man kann aber die Alten gar leicht fangen, wenn man nur erstlich eine Junge hat: Diese setzt man in ein in die Erde gegrabenes Grüblein, und deckt ein kleines Gitter oder Gärnlein darauf, hernach nimmt man einen Meisenschlag, thut den Boden unten davon hinweg, und stellt ihn aufgerichtet darüber, so wird so bald eine Alte, und, wenn die erste gefangen, auch die andere kommen, und mit einem Schnabel voll Würmer in den Meisenschlag hinein springen, um die Junge zu ätzen, darüber sie aber gefangen werden, so daß man in einer Viertelstunde alle beyde bekommt. Sind alsdann noch Junge im Gebüsche übrig, so verrathen sie sich, wenn sie hungerig werden, und die Alten ausbleiben, durch ihr Schreyen, so daß man sie alle in kurzem finden kann.

Die Nachtigallen zu einer Zeit so leicht als zur andern mit dem Meisenschlage zu fangen, braucht man ein Pfeiflein, welches der Nachtigall Stimme natürlich nachmachet; wenn sie selbiges höret, wird sie, ihrer zornigen Art nach, in das Gebüsche, wo man den Meisenschlag richtet, und sich daneben hinsetzet, herzueilen, mithin den im Meisenschlage angesteckten Wurm, welches auch ein Mehlwurm seyn darf, zu sehen bekommen, und sich fangen. Mann kann sie auch mit einem kleinen Gärnlein, welches in der Länge eines Lerchentagenetzes, aber enger gestricket ist, zwischen und neben den Hecken bey windstillem Wetter hinweg fangen. Es wird nemlich das Gärnlein auf einer Seite der Hecken, oder, wenn man zwey Garn hat, auf jeder Seiten eines an zwey Stäbe aufgehenkt, oder man kann es zwischen der Hecke, wo man ein Loch findet, oder dergleichen durchbrechen will, durch die Hecke durchgehen las-

sen, daß die Helfte des Garns auf der einen Seite, und das übrige auf der andern Seite stehet; da da denn zu beyden Seiten zwey Personen gehen, und die Vögel mit Spitzruthen auf das Garn zutreiben. Da man sonsten mit dem Fang einer einigen Nachtigall oft länger als eine Stunde zubringet, kann man auf diese Art, wenn sie im Strich gehen, welches in denen Hundstagen geschiehet, deren in einer Stunde wohl zehen fangen. Und mit eben diesem Garn, auf gleiche Art, kann man auch andere Vögel, sowohl diejenige, welche sich das ganze Jahr über, so lang sie im Lande sind, in Stauden aufhalten, als anch diejenigen, die nur zu gewissen Zeiten, meistens im Frühling, als da sind die Meisen, u. s. w. dahin kommen, bey und zwischen denen Hecken hinweg fangen.

Wer einen guten Singvogel haben, und gleich das erste Jahr dessen Gesang zu Hause geniessen will, muß dahin trachten, daß er noch vor Georgi eine Nachtigall bekomme, denn die nach dem Georgentag gefangen werden, lassen sich denselben Sommer nicht, sondern erst im Advent, oder gar erst nach dem neuen Jahr hören. Welches doch nicht anderst, als auf Jahre, da die Frühlinge ihre rechte Witterung haben, zu verstehen ist; massen oftmals bey späten Jahren die Nachtigall erst vierzehen Tage nach Georgi zu kommen pflegt. Es kann auch, wer vor Georgi, oder nur wenige Tage hernach, eine Nachtigall fängt, versichert leben, daß er ein Männlein bekomme, weil diese allezeit, wie bey mehr Vögeln geschiehet, voraus streichen, und um vierzehen Tage eher kommen. Wer den Nachtigallengesang vom October an, bis mitten in den Julium, also neun Monat, ununterbrochen hören will, der muß dreyerley Nachtigallen halten, eine, die fünf, sechs oder sieben Jahr alt ist, die fängt erst im April an, und singt fort bis Jacobi; eine andere, die nur ein oder zwey Jahr im Vogelbauer sitzet, diese fängt um Advent, oder, wenn sie eine Junge hört, so sie aufmuntert, auch wohl ehe an zu singen, und continuiret bis mitten im April; nnd denn eine junge, die aus dem Nest genommen, oder, so bald sie abgelauffen, gefangen und aufgezogen worden, diese dichtet zwar immerfort, so wird aber doch nicht eher recht laut, als im October, und fährt alsdann mit ihrem Gesang fort bis zu Anfang des Aprils: Alsdann das andere und dritte Jahr fängt sie um Advent an, und continuiret bis zum Anfang des Mayen; das vierte und fünfte Jahr aber fängt sie erst im Martio oder April an, und dauert bis in den Junium oder Julium, vor welcher Zeit eine Nachtigall, die sechs bis sieben Jahr innen sitzt, niemals aufhöret. Kurz, je älter eine Nachtigall im Vogelhaus wird, je später fängt sie an zu singen, und je länger singt sie hingegen immer fort. Wenn man eine gefangene Nachtigall in einen Vogelbauer thut, denselben mit einem Tuch oder Papier rings herum vermacht, daß sie sich nicht stossen kann, dabey aber doch an einen hellen Ort setzet, daß sie, so viel nöthig, siehet, fängt sie zwar gleich den ersten Tag an, frische Ameiseneyer, und

und Mehl oder andere Würmer zu fressen, die man ihr in einem gläsernen Schälgen mitten in den Vogelbauer zu setzen pfleget, damit sie die Würmer sein sehen, und selbige doch nicht heraus kriechen können; so bald man aber anfängt ihr die Speise zu entziehen, und ihr dürre Ameiseyer mit klein zerschnittenem oder gehacktem Schaafsherz, oder zu was man sie gewöhnen will, vorsetzet; so fängt sie an, betrübt auszusehen, woran man sich doch nicht kehren, sondern derselben nur unterweilen etliche lebendige Würmlein mit untermengen darf, bis sie das Herze ganz allein zu fressen gelernet. Wenn sie angefangen zu singen, und sie verrichtet ihren Gesang nur bey Tage; so setze man sie zu der Zeit, wenn die Nachtigallen in der rechten Begierde zu singen begriffen sind, (als welche bey denen Jungen aus dem Nest genommenen im Februario, bey denen andern im Martio stark zu werden anfängt), den Tag über an einen stockfinstern Ort, daß sie weder sehen noch fressen kann, und hänge hingegen bey Nacht, nächst ihrem Freßtröglein ein Licht; so wird sie, wenn sie dieses drey oder vier Tage lang gewohnet, so bald anfangen, ihren Gesang, den sie sonst bey Tage hören lassen, bey Nacht zu verrichten, ohne daß es ihr an der Gesundheit Schaden bringet. Wenn man ihnen im Winter geflossene Pinien oder Zirbelnüßlein giebt, und in ihr Trinkwasser ein oder zwey Zäserlein Safran legt, oder wenn man ein wenig in Baumwolle gewickelten Bisam in ihr Häuslein hängt; sollen sie frühzeitiger singen. Wenn sie zwey oder drey Jahr im Käfig leben, bekommen sie das Podagra, dann soll man ihnen die Füsse mit Butter oder Hünerschmalz salben, welches auch geschehen muß, wenn sie um die Augen oder um den Schnabel Geschwüre bekommen. Eine Nachtigall, wenn sie recht gehalten, und wohl in Obacht genommen wird, soll in die acht bis zehen Jahr, und noch länger leben können.

Nachtlauschen, s. **Wildbann.** A) 10)

Nachtlerchen, s. **Lerchen.**

Nachtloßung, s. **Losung.**

Nachtnetze, s. **Nachtgarn**, **Lerchengarn.**

Nachtrappe, s. **Eul.**

Nachtschnur, ist eine mit vielen Angeln behängte starke Schnure oder Seil, so zum Fischfange, bey wilden Fischereyen, gebraucht wird. Man nimmt eine Leine oder ein dünnes Seil von beliebiger Länge, knüpfet an solches allemal, einer halben oder ganzen Elle weit voneinander, einen ellenlangen Bindfaden mit dem einen Ende, an dessen ander Ende eine Angel, welche ungefehr einen Zoll lang, und oben mit einem Löchlein versehen ist, angebunden seyn muß. Alsdann nimmt man kleine Weiß- oder andere Fischlein, oder aber Regenwürmer, und macht an jede Angel einen Wurm oder ein Fischlein; hierauf wird an denjenigen Ort, wo man zu fischen verlangt, das eine Ende der Leine oder des Seiles an einen Baum, Stock oder Staude, so am Ufer vorhanden, oder an einen in das Wasser eingeschlagenen Pfahl,

ves

vest gebunden, das andere Ende aber um einen drey oder vier Pfund schweren Stein gewickelt, und mit der Hand so weit, als möglich, in das Wasser geschmissen. Solchergestalt kann man einen mäßigen Fluß quer über fast ganz mit Angeln belegen, daß nicht leicht ein Fisch durchpassiren kann, ohne den Köder ins Gesicht zu bekommen, und wenn er anbeisset, und den Köder mit der Angel verschlucket, sich also zu fangen. Man bedienet sich dieser Nachtschnüre insonderheit, Aale, Barben, Pärsche, und andere Flußfische damit zu fangen. Doch ist wegen der Aale zu merken, daß der Ort, wo die Nachtschnure hingeworfen wird, mit keinem Graß oder Gebüsche bewachsen seyn dürfe, weil der Aal, wenn er merket, daß er gefangen ist, sich um solches herum schlinget, und leichtlich die Angelschnure von der Leine abreisset. Man pfleget sie des Abends einzulegen, und des andern Tages Frühmorgens wieder darnach zu sehen, um die gefangenen Fische davon abzunehmen, und wenn die Angeln mit frischen Ködern versehen worden, solche wieder zu gehöriger Zeit zu legen. f. Angel.

Nachtstellen, heißt eben so viel, als **Nachstellen**, und wird so genennet, weil das Herstellen um das Holz in der Nacht geschiehet, da das Wildpret aus dem Holze heraus in die Felder gezogen ist. f. Nachstellen.

Nachtvogel, ist eine allgemeine Benennung aller derjenigen Vögel, welche sich zur Nachtzeit sehen und hören zu lassen pflegen. Insbesondere aber geben einige diesen Namen nur dem sogenannten Käutzlein, f. Eul.

Nachwachs, alter, heißt alles struppichte verbissene Buschwerk, welches seit der Zeit, daß ein Ort zu einem ziemlichen Alter gelanget, aus dem Saamen erwachsen ist, wegen des herumstehenden starken Holzes aber nicht hat in die Höhe kommen können; sondern verbuttet, und vom Vieh und Wildpret verbissen worden. Dieser Nachwachs muß nebst denen durch die umstürzenden Bäume etwa beschädigten Laßreiser im Frühjahr, ehe noch die Knospen anfangen auszubrechen, sämmtlich weggehauen werden. Es ist ein grosser und oft zusehender Fehler, daß dergleichen in vergeblicher Hofnung des Wachsthums stehen bleibt. Es kommt dieser alte Nachwachs niemals zu einem gehörigen Wachsthum, sondern wird struppigt, und nach vielen Jahren ein knorrichtes und fast unbrauchbares Holz, welches nicht anderst, als durch sehr mühsame Arbeit, viel leichter aber durch Zersprengen mit Pulver kann klein gemacht werden. Das Abhauen dieses struppichten alten Nachwachses geschiehet am besten im Frühjahre, und zwar im Monat März, oder höchstens im April, weil die meisten dieser Stämme schwach zu seyn pflegen. Hauet man solche im Herbst ab; so leiden die annoch schwachen Wurzeln im Winter durch das eindringende Schneewasser und darauf fallenden harten Frost gar leicht Schaden, und schlagen alsdann nicht wieder aus, welches beym Stangenholze von gewöhnlicher Stärke nicht zu befürchten ist;

ist; weil neinlich die nächst am Stamme nicht tief liegenden Wurzeln noch nicht verhärtet sind, und die frischesten auch häufigsten Stammloden treiben können; so muß man den Ausschlag an dem über der Erde stehenden schwachen Stocke zu vermeiden, solchen tiefer, als bey Stangenholze von gewöhnlicher Stärke, abhauen, weil sonst der Saft dahinein tritt, und daselbst weder so viele noch so gute Loden treibet, welches tiefe Hauen vor dem März nicht geschehen darf. Aus diesem abgehauenen alten Nachwachse, welches man erfrischen heisset, kommen die besten Stammloden hervor, deren man oft vierzig, fünfzig bis sechzig, bisweilen noch weit mehrere zählen kann, welche aus einem Stamme und dessen Wurzeln hervorbrechen. Erfordern besondere Umstände, daß dieses Erfrischen im Herbste und Winter geschehen muß; so ist nöthig, daß die jungen verbissenen Stämme einen guten Spann hoch, oder wohl noch höher über dem Boden abgehauen werden, wobey gar scharfe Aexte, und ein schräger Hieb, ohne Zersplittern des Stammes, anzubringen. s. a. Holzbau lit. B) 2) δ)

Nadel, Tangel, nennet man die Blätter an dem Tangelholz, als Tannen- Fichten- Kiefern- Wachholder- Tax- und Lerchenbäumen.

Nadelholz, s. Tangelholz.

Nadelle, s. Schmerle.

Näschlein, Näßlein, heißt bey dem Hirsch, wenn er die Hinterschaale in die vordere rechte bringet, und etwas vom Boden in die Höhe zwinget, wie ein Laubblättlein.

Näßlein, s. Näschlein.

Näßling, s. Nase.

Näßen, heißt in der Jägersprache, wenn das Rehe sein Wasser von sich läßt.

Nagmaul, s. Sander.

Nape, s. *Nappe*.

Nappe, Nape, heißt bey den französischen Jägern die Hirschhaut oder Wildhaut welche man ausbreitet, den Hunden ihren Theil zu geben, und sie also, statt eines Tischtuches, gebrauchet.

Naschwildpret, s. Grenzschütze, Wildpret.

Nase, Näsling, ein Fisch, welcher von dem hinter sich gebogenen Obertheile seines Maules also genennet worden, und gerne in mittelmäßigen Flüssen wohnet. Seiner Gestalt nach kommt er denen Alten, und Mayfischen oder Häslein bey, ist grösser, als ein Hering, und wird zuweilen über ein Pfund schwer. Er hat ein weisses, weiches und sehr grätiges Fleisch, so nicht gar gesund, und daran man sich leicht ein Fieber essen kann; ist daher o besser gebraten, als gesotten zu geniessen, sonderlich im Hornung, da dieser Fisch sehr fett ist. Wenn er im Frühjahre laichet, werden dieselbe in der Birs, nahe bey Basel, wie auch in dem Teynfluß in Niederösterreich, u. s. w. eine grosse Menge gefangen, und lösen die Fischer in der Fasten öfters eine ansehnliche Summe Geldes daraus. Die man nicht sogleich frisch wegkochet

kochet und verzehret, werden eröfnet, ausgenommen, eingesalzen und geräuchert, da man sie den vor den Gesindtisch auf ein halbes Jahr, oder auch länger gebrauchen kann. Nach dem Strich fängt man ihrer wenig mehr.

Nase, sagen auch die Jäger vom Hund, als: der Hund hat eine gute Nase, wenn er nemlich die Fährte bald findet, und richtig verfolget.

Nassa, s. Fischreusse.

Nasse, s. Fischreusse.

Natterwindel, Wendehals, Drehehals, ein Vogel, in der Grösse einer Kornlerche, die in Strich gehet. Seinen Namen hat er daher, weil er, wenn man ihn in der Hand hält, seinen Kopf ganz und gar, daß der Schnabel recht verkehrt zu stehen kommt, herum drehet, und sich anstellet, als ob er sterben wollte. Er hat eine breite Brust, Füsse, in der Grösse wie Meisenfüsse, an welchen hinten und vorn, von aussen zwey lange, von innen aber zwey kurze Krallen oder Zähen stehen, und einen langen Schwanz; der Schnabel ist auch länglicht, aber weder so lang, noch so spitzig und so stark, als ihn die Baumhacker haben. Seine Federn sind wie die lindeste Seide anzugreifen, an welcher Zärtlichkeit der Federn es ihm wohl kein Vogel gleich thut. Seine Kuppe auf dem Kopfe kann er in die Höhe recken, wie ein Nußhäher. Am Rücken ist er braun und weißscheckicht, und eben so ist der Kopf und Schwanz; am Bauche ist er weis, mit braunen Punkten, am Halse aber gelblicht, und schwarz eingesprenget. Unter dem Schnabel hat er weisgesprenkelte zwey Striche, als ein Bart anzusehen, die Fittige aber sind braun und gelb punktiret, gleich einer Waldschnepfe. Der Schnabel ist bräunlicht, und so sind auch seine Füsse.

Er brütet in holen Bäumen, und hat auf einmal sieben, acht, neun, bis dreyzehn Junge, wie die Spechte, denen er im Fluge bisweilen so gleich, als ungleicher ihnen hingegen an dem Schnabel und sonsten ist. Nach der Art sich zu nähren, kommt er gleichfalls denen Spechten bey, hat auch eine Zunge, wie dieselbe, die er lang herausstrecken, und wieder hinein ziehen kann; vornen ist sie scharf und spitzig, die Würmer in denen Bäumen, ingleichem die Fliegen und Ameisen daran zu spiessen, insonderheit sind die letztern seine liebste, und gemeinste Speise, welche er folgendergestalt berücket: Er strecket seine Zunge lang heraus in ihre Hauffen, und wenn sie von Ameisen voll angekrochen ist, zuckt er die Zunge eilend wieder hinein, und verschluckt sie. Er ziehet gleich andern Vögeln, jedoch sehr zeitlich hinweg, und kommt erst im April, kurz vor der Nachtigall, wieder zurücke, da er denn, nach Art des Blauspechts, in denen Wäldern sich hoch zu setzen pfleget, und seines gleichen zu ihrer Paarung mit lautem Ruf herbeylocket, welcher Ruf fast mit dem Geschrey eines Rittelgeyers überein zu kommen scheinet, und zu solcher Zeit nur darum angenehm ist, weil er gemeiniglich bald darauf folgendes gelindes Wetter andeutet. Dieser

ser Vogel soll ein wohlschmeckendes Fleisch haben, und wider die schwere Noth gut seyn, die Galle aber denen Augen zur Arzney dienen.

Naturlehre, Physic, ist eine Wissenschaft, welche man bisher bey dem Forstwesen wenig geachtet, und erst in unsern Zeiten dabey zu Hülfe genommen hat. Wenigstens war es unter denen, die da Forstverständige heissen wollten, nicht Mode, darinnen bewandert zu seyn. Es wird aber, wie man wohl eingesehen, eine gründliche Forstwissenschaft, ohne Kenntniß der Physic, nimmer statt finden. Die Natur läßt sich nicht zwingen. Wer sie nutzen will, muß sich nach ihr richten, ihr Fuß vor Fuß folgen, und auf diese Art die Wege entdecken, deren sie sich zur Hervorbringung ihrer Gaben bedienet. Das geschiehet durch Hülfe der Physic, wenn sie sich auf Betrachtungen und Versuche gründet, wodurch man die Wirkung der Elemente, sowohl für sich selbst als gegen einander, und die Veränderungen, die das eine oder andere in den natürlichen Körpern verursachet, erforschet. Ein Naturforscher wird bey seinen Waldbesuchen, Kräuter, Stauden, Sträucher und Bäume ganz anderst untersuchen, als sie ihm bisher von empirischen Forstverständigen beschrieben worden. Er wird

1) eines jeden vorkommenden Baumes innere und äussere Structur, dessen besondere Eigenschaften, dessen Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit andern Bäumen, dessen Wachsthum, Erzeugung und den darzu gehörigen mächtigen Einfluß der Witterung u. s. w.

2) Dessen Blüte, Früchte, Saamen, Blätterbildung; den den Trieb seines Saftes u. s. w. Und

3) aller Gewächse eigentliche Namen und Nebenbenennung genau möglichst bemerken, sie in gewiesse Classen setzen, und mit einem Wort, eine richtige Forstbotanick zu Stande bringen. Er wird noch weiter gehen, und

4) den vorkommenden Boden, die Erdarten, die Vermischung derselben, und verschiedene Schichten und Strata, und daher die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit derselben zu beurtheilen, durch Hülfe der Chymie aufs möglichste erforschen, so wie es nach der Anweisung zu dem Feldbau von einem klugen Landwirth geschehen soll. S. Begrif des gesammten Feldbaues, 8 Stuttgard. 1764.

Sein Lehrschüler wird sofort in kurzer Zeit mehr Gründliches aus seinem Unterrichte schöpfen, als wenn er die halbe Zeit seines Lebens mit einem empirischen Forstverständigen die Waldungen durchgelaufen hätte. Wie viele von sogenannten practischen Büchern wird er, als ein junger Naturforscher, ohnerachtet sie von alten Männern geschrieben worden, als Schriften, die mit ungegründeten Grillenfängereyen angefüllet sind, ganz freymüthig beurtheilen, und den thörichten Satz beständig widersprechen: daß die blose Praxis, ohne Theorie

Theorie, die beste Lehrmeisterin in allen Sachen seye.

Nebelkrähe, s. Krähe.

Nest, Vogelnest, lat. Nidus Avis, franz. *Nid d'Oiseau*, ist das Gebäude oder Behältnis, so die Vögel von Reisern, Moos, Bast, Grasstengeln, Laub, Stroh und Koth verfertigen, und mit Federn, Haaren oder Wolle ausfüttern, ihre Eyer hinein zu legen, und Junge darinnen auszubrüten. Bey der Beschreibung eines jeden Vogels ist auch angezeigt, wenn, wie und wo er sein Nest mache.

Nestling, heissen die Falkenierer einen aus seinem Nest oder Horst genommenen jungen Raubvogel, welcher zur Baitze abgerichtet werden soll. Ein solcher Nestling tauget nicht so gut zum Abtragen, und wird auch nicht so würgisch, als ein abgestrichener Vogel, welcher bereits geraubet hat; zu geschweigen, daß ein solcher Nestling von denen alten Vögeln in seiner Freyheit besser erzogen wird, weil schönere Federn bekommt, und zu einem vollkommenerm Wachsthume gelanget, als wenn er eingesperret und gefesselt, von einem Menschen aufgezogen wird, welcher, wenn der Vogel schreyet, oder kränklich ist, nicht weißt, was derselbe haben will, und was zu solcher Zeit nöthig seyn möge. Es ist daher allezeit besser, wenn man schon erwachsene oder pflücke Vögel zum Abtragen an sich erhandelt, ob sie schon mehr Mühe und Arbeit machen, als die Nestlinge. Wer aber nichts destoweniger einen solchen Vogel haben, und erziehen will, der soll denselben nicht eher aus dem Horste nehmen, ehe und bevor ihm wenigstens der Schwanz oder die Decke zur Helfte gewachsen sey, der Vogel auch seine, obwohl kurze, doch vollkommliche Federn habe. Hierauf muß man ihn in eine Kammer, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, und der Vogel Luft und Sonne nach Bedürfnis geniessen kann, bringen, und ihm allezeit frisches Fleisch von jungen Tauben und Waldvögeln geben, welches nicht über einen Tag alt sey, ihn nicht überladen, und denselben also neun Monate alt werden lassen, ehe man ihn auf die Hand sitzen lässet. Wenn man ihn zum Aufsitzen gewöhnen will, muß man ihn erst auf Stangen, oder Aesten von Bäumen, aufsitzen lernen. Alsdann gewöhnet man ihn, die Hauben zu tragen, und zwar durch wachen, welches denselben zahm und kirre macht, und kann ein solcher Vogel wohl drey Nächte nacheinander wachen. Endlich gewöhnet man ihn zu dem Luder, und auf das Weydewerk; indem man ihm daselbst allerley Thiere zeiget, darauf er soll geübet werden. s. a. **Habicht**, **Beitzvögel**.

Netz, lat. Rete, franz. *Filet*, *Piege*, heisset ein gewiesses von zartem oder starkem Zwirn, Bindfaden, oder hänfenen Leinen, mit weiten oder engen Maschen oder Schmasen verfertigtes Gestricke, allerley Arten Thiere, Vögel und Fische darinnen zu fangen. Sie erlangen aber ihre Stärke und Gestalt, wie auch die Weite der Maschen nach demjenigen Gebrauch, darzu sie bestimmet sind. Bey der Jagd

des hohen Wildes bedienet man sich starker Netze, um sowohl das Wild darinnen zu fangen, als auch absonderlich der Tücher zu schonen. Dahero sie auch innwendig, wo des Wildes Gang und Lauf ist, vor die Tücher auf die Furkeln gerichtet werden, damit bey dem Anfallen der Hirsche oder wilden Säue die Tücher nicht durchbrochen werden mögen. Wenn aber das Wild ohne Tücher und ohne sonderbare Vorbereitungen soll gejaget werden; so müssen diese Netze ihre besten Dienste, im Niederfallen und Bedecken des Wildes, beweisen. Dann bey dieser Gelegenheit werden sie gerade aufgerichtet, doch dergestalt, daß, wann ein Schwein oder Hirsch einlauft, sie alsdann bald niederfallen und das Wild also verstricken. Hierzu gehören nun die Hirschnetze, Saunetze, Spiegel- und Prellnetze, Wildgarn, Kuppelnetze, Wolfs- und Rehenetze. Zur Niederjagd aber: Haasennetze, Lausch- oder Lückennetze, Dachs- Hauben- Biber- und Fischotternetze, Marder- und Iltisnetze. Beym Vogelfangen hat man: Rebhünerzeug mit Hamen und Flügeln, Hoch- Hang- und Ziehnetze, Spinneweben, Tirasse, Schneegarn, Stecknetze, Wachtelgarn, Nachtnetze, Klebenetze, Born- und Bügelgarn, allerhand Schlagwände auf Vogelheerde u. s. w. Zum Fischfange gehören allerhand grosse und kleine Wathen und Ziehnetze, womit die Fischer in stehenden und fließenden Wassern zu ziehen pflegen: Als Fischwathen, Streichwathen, Eisnetze, unter dem Eise damit zu fischen, Lichttreibgarn, oder Reutelnetze, Wurfnetze, allerhand Hamen und Säcke u. d. g. wovon unter ihren Specialbenennungen ein mehrers.

Damit sich die Netze weder weiter ausdehnen, noch enger einziehen mögen, als die behörige Breite und Länge erfordert, soll man dieselben nach der Breite, die sie haben sollen, nehmen, dieselben öfters auf einem grossen Platz ausbreiten, und dann mit Lohwasser besprengen, jederzeit aber wieder wohl austrocknen lassen, da sich dann das Geflechte an denen Maschen so vest an einander schlinget, und zusammenhält, daß es grosse Mühe braucht, wenn sie sich über die gehörige Breite oder Länge ausdehnen sollen. Die Netze lange Zeit gut zu erhalten, soll man sie Sommerszeit, sonderlich bey grosser Hitze, niemals über eine Nacht im Wasser ungetrocknet liegen lassen, indem sie gleich morsch und dünne werden; im Winter hingegen, wenn es nicht so sehr gefriert, und sonst bey kühlen Zeiten, schadet es ihnen nichts, wenn man sie gleich zwey Nächte und einen Tag darinnen liegen läßt, wenn sie nur nachgehends wohl ausgetrocknet, und an solchen Oertern, wo es kein Ungezieser von Ratten und Mäusen giebt, aufbehalten, auch, wo möglich, an keine Wand, sondern in die Mitten, an Stricken und Stangen aufgehänget werden. Ehe aber solches geschiehet, soll man das Zerrissene wieder auszubüssen, und auch die geringste Schmaßen, so ungefähr aufgegangen,

gegangen, wieder zu fassen, nicht vergessen, massen solchergestalt die Netze um die Helfte, oder noch eins so lange, als sonsten, halten werden.

Netzjagen, ist eine von den allerältesten Arten, zu jagen, welche mit Netzen oder Garnen, ohne Tücher, folgendergestalt geschiehet. Erstlich wird das Wildpret entweder mit Besuch des Leithundes, oder durch Reif und Thauschlag, Schnee, weiche Spurwege, oder andere Kennzeichen gespüret, vorgegriffen, und eingekreiset. Darnach werden die Netze dem Wilde entgegen angebunden, und von beyden Flügeln abgeführet, rund herum zugestellet, doch daß die Furkeln innwendig im Jagen an den Netzen stehen, und diese abfallen und fangen können. Darauf werden auf einem Querflügel etliche Netze durchgestellet, (daß zwey Jagen daraus werden) auch die Jagdhunde in dem einen Fache gelöset, und zum Heraussjagen angetrieben. Was dann flüchtig ist, fället in die Netze, worinnen es entweder lebendig gefangen, und in die Kästen gethan, oder mit Genickfängen erleget wird. Wenn das eine Fach leer geworden, muß das andere auch gejaget, und auf dem Querflügel umgefurkelt werden.

Nach geendigter Jagd werden die Jagdhunde angekuppelt, das Wildpret aufgebrochen, und die Netze aufgeladen und abgeführet. Solches geschiehet mit Hirsch- und Saunetzen eben sowohl, als mit Wolfs- Kuppel- Rehe- und Hasennetzen. Nur ist der Unterschied dabey, daß die grossen geführet, die letztern aber getragen werden. Eine solche Stallung wird, so viel möglich, fanghaft gestellet, daß die Netze abfallen können, worinnen sich das Wildpret verwickeln muß. Es werden dergleichen Stallungen sehr viele in einem Walde, nachdem viele oder grosse Dickichte und Behältnisse darinnen sind, nach der Anzahl solcher Netze, und deren Umfang, mit Stellflügeln gehauen. In welchen Stallungen nun etwas vermerket und gespüret wird, dasselbige wird alsbald mit Netzen umstellet, und darinnen das vermuthete Wild gefangen. Wobey zu merken, daß die Netze mit ihren Schlagleinen in gleicher Linie gestellet werden müssen.

Neuntödter, Dorndreher, Dorntreter, ist ein Raubvogel, von welchen man viererley Arten hat:

1) **Der grosse Neuntödter**, welcher auch **Wild- Krick- Krück- Kruck-** oder **Krauselster** genennet wird, ist ein sehr schädlicher Vogel, schwarz und weiß, fast gänzlich wie eine Elster; doch ist das Schwarze nicht so glänzend schwarz, und das Weisse nicht so hellweiß. Es trift auch die Eintheilung der Farben wohl oben, aber nicht unten mit den Elstern überein, indem des Neuntödters Brust und Hals nicht schwarz, sondern weiß, der Schwanz auch nicht, wie der Elster, schwarz gestaltet ist, sondern wie ihn andere Vögel haben. An der Grösse kommt dieser Vogel einem Krammetsvogel gleich; sein Schna-

Schnabel ist vornen etwas gebogen, und sehr scharf, damit er andere Vögel halten kann; der Schwanz ist von einer mittelmässigen Länge; die Füsse, welche schwärzlicht und geschupt, sind wohl stark, doch nicht mit Fängen, wie die Habichte haben, versehen.

2) **Die andere Art** ist etwas kleiner, und am Kopf und Rücken, wo der Grosse schwärzlicht ist, an statt dessen blaulicht, am untern Leibe aber ebenfalls ganz weiß.

3) **Der dritte** ist am Kopf und Rücken auf das schönste hellbraun, und hat zwar an denen Flügeln auch etwas Weisses, aber keine solche denen Elstern gleichkommende Abtheilung desselben, wie der Grosse; am untern Leibe ist er ebenfalls weiß.

4) **Die vierdte Art** ist merklich kleiner, als die erstgemeldten beyde; sie ist aber die schönste. Denn wo der letzterwehnte Neuntödter braun ist; hat dieser eine kohlschwarze Farbe, mehr Weisses als der braune, und die Eintheilung beyder Farben, fast wie der grosse schwärzlichte Neuntödter; am untern Leib ist er viel schöner weiß, als die andern, und sonsten nicht viel grösser, als ein Haussperling, an allen Eigenschaften aber denenn ander Neuntödtern gleich.

Die grossen, die im Winter bey uns bleiben, greiffen allerhand kleine Vögel, ja wohl auch Lerchen, Amseln, Drosseln, Krammetsvögel und Wachteln an, ob sie gleich nicht vermögend sind, dieselben hinwegzutragen, welches sie ohnedem nur allein bey denen allerkleinsten Vögeln ins Werk zu stellen pflegen. Dann sie fangen nicht mit den Klauen, auch selten in der Luft, sondern mit dem Schnabel mitten in Bäumen und Stauden, auf deren Gipfeln sitzende, sie aller Vögel Geschrey, sie zu betrügen und herbey zu locken, nachmachen. Sie pflegen die Vögel, die sie fangen, am Kopfe, nach dem Gehirne zu, anzufressen. In Nachahmung des Geschreyes anderer Vögel, werden sie von der kleinen Art, die am Winter nicht bey uns bleiben, und am Rücken obgedachter massen hell oder rothbräunlicht sind, übertroffen. Diese machen nicht nur das Geschrey, wie die andern; sondern auch das Gesänge aller anderer Vögel so verwunderenswürdig nach, daß sie alle Augenblicke die Vögel betrügen. Denn diese begehren vor denen Neuntödtern nicht zu fliehen, als welche sie für keine fürchterliche Feinde ansehen, daß sie vor ihnen ausreissen sollten; denn sie haben keine Habichtsgestalt, eilen auch denen auffliegenden Vögeln nicht so schnelle, wie ein Habicht, nach, sondern nur wie Vögel, die scherzen, und die andern in der Luft herumjagen wollen. Es geschiehet dahero öfters, daß derjenige Vogel, den der Neuntödter verfolget, zumal wenn er höher in der Luft ist, als der Neuntödter, selbst auf diesen herunter stösset, und ihn zu jagen vermeynet, da denn dieser auch ein wenig fliehet und sich, als ob er sich fürchte, stellet, ehe man sichs aber versiehet, hat er den

den Vogel, der ihm doch leicht hätte entgehen können, beym Kragen, und fällt mit ihm in die nächste Staude. Man zweifelt aber nicht unbillich, daß die von der kleinen Art, es treibe sie denn ein grosser Hunger dazu, einen andern Vogel fangen. Zum wenigsten ist solches weder von den rothbräunlichten, noch von denen, die blaue Köpfe haben, bekannt; welche beyde in Oesterreich **grosse Dornleich** genennet werden, weil sie in denen Dörnern brüten, da sie doch dem Schnabel, Fluge und allen übrigen Eigenschaften nach, unter die Neuntödter gehören.

Die meiste **Nahrung** der kleinen Neuntödter, zumal zur Sommerzeit, bestehet in allerhand Ungezieser, als Käfern, Buttervögeln, grossen Fliegen, und dergleichen, und wollen etliche, wiewohl ohne genugsamen Grund, davor halten, es geniesse dieser Vogel nichts, er habe denn neunerley todt gemacht, als wovon er eben den Namen **Neuntödter** erhalten haben solle. **Dorndreher** aber soll er deswegen genannt werden, weil er die von ihm gefangene May- und Kuhkäfer und anderes Geschmeisse vielmal auf Weiß- und Schwarzdorn an die Stacheln anspiesset, und herumdrehet. Die Grossen sind vor ihren Weiblein nicht zu erkennen; die kleinen aber gar leicht, und brüten diese in grossen dicken Stauden, allwo man in ihren Nestern vier, fünf und sechs Junge findet. Die andern machen ihr Nest auf hohe Bäume, jedoch nur auf die untersten Aeste, und östers auf Birn- oder Aepfelbäume, die in den Feldern weit von andern Bäumen entfernet stehen, und haben gleichfalls 5 bis 6 Junge. Wenn man sie aus dem Neste aufziehet, werden sie zahm, und lassen sich die von der kleinen Art zu allerhand Speise, die grossen aber nur zu Fleisch gewöhnen. Wenn es aber trocken und ohne Blut ist, müssen sie zu trinken dabey haben. Sie halten sich das ganze Jahr hindurch an einem Orte auf, nemlich in einem Bezirk von zwey bis drey Stunden, welchen ein jeder genau beobachtet, von einem Orte zum andern flieget, und auf dem Gipfel der Bäume anderer Vögel Geschrey nachahmet, welche er obgedachter massen betrüget und fänget.

Im Frühlinge, so bald der Neuntödter junge Vögel bekommt, fliegt er nicht so sehr zu den Häusern, und ist dahero zu solcher Zeit, es müßte denn ein später Schnee fallen, nicht leicht lebendig zu bekommen. So bald er aber im May selbst Junge hat, oder wenn man ihn in einem Vogelhause das Geschrey junger Vögel hören läßt, ist er leicht zu fangen. Denn man darf nur Leimspindeln, oder Schlingen von Roßhaaren an das Vogelhaus machen, worinne die junge Vögel sind, so erwischet man ihn gar leicht. Im Herbst und Winter zumalen, wiewohl auch öfters im Sommer, reisset er die unter den Fenstern hängenden Vögel aus dem Vogelhause heraus, und kann darüber artlich betrogen werden, wenn man das Vogelhaus in eine gewisse Steige setzet, und vermittelst eines Stellholzes machet, daß, wenn er

er das Vogelhaus ergreiffet, die Thüre solcher Steige über ihm zuschmeisset. Das bequemste ist, man richte dem Neuntödter mit einem solchen Meisenschlage, der einen Unterschied habe, durch welchen der Neuntödter den Vogel von oben hinein sehen kann, welches ihn reitzet, wenn er erstlich gewahr wird, daß er auf denen Seiten ihm nicht beykommen kann, oben schnell und begierig hinein zu fahren, und dadurch den Schlag sich über den Kopf zu werfen.

Niais, s. **Falke.** Sonst wird aber dieses Wort auch von einem jeglichen erst ausgekrochenen oder aus dem Neste genommenen jungen Vogel gebraucht.

Nicher, s. **Nisten.**

Nicht weiter gehen, französ. *N' aller plus de tems*, wird in der Jägersprache gesagt, wenn bereits 1 oder 2 Tage, oder wohl noch mehrere Zeit verstrichen ist, da ein Stück Wild übergewechselt hat, oder einem aus dem Gehäge entwischet ist, und da es also ganz vergebens wäre, demselben weiter nachzuspüren.

Nickawitz, s. **Buchfinke.**

Nidificare, s. **Nisten.**

Niedergethan, sagt man, wenn sich ein Hirsch oder ander wildes Thier niedergelegt hat.

Niederjagd, s. **Jagd.**

Niederländischer Kautz, s. **Eul.**

Niederweidwerk, s. **Weidwerk.**

Nisten, zu Neste tragen, sein Nest machen, lat. Nidificare, franz. *Nicher*, wird von den Vögeln gesagt, wenn sie ihr Nest zu rechte machen, darein sie ihre Eyer legen und ausbrüten wollen. Bey den Raubvögeln aber nennet man es Horsten, s. **Horst.**

Nisus, franz. *Nise*, s. **Sperber.**

Nitela, s. **Eichhorn.**

Noctua, s. **Eul.**

Noier, s. **Nußbaum.**

Noissettier, s. **Haselstaude.**

Nothbau, s. **Fuchs**, **Bau.**

Nouées, nennen die französischen Jäger die Losung der Hirsche, welche sie von der Mitte des Maymonats bis zu Ende des Augusts fallen lassen.

November, Wintermonat, lat. November, franz. *Novembre*, ist der eilfte Monat vom Jenner, und der neunte vom Merz gerechnet, wovon er auch seinen Namen hat. Er hat 30 Tage, und den 22ten dieses Monats geschiehet der Sonnen Eintritt in das Zeichen des Schützens. Die Arbeiten, die in demselben bey dem Forst-, Fisch- und Jagdwesen zu verrichten, sind folgende:

α) In den Wäldern und Gehölzen hat der Förster noch ferner, wenn es nicht im vorhergehenden Monat damit zu Stande gekommen, das dieses Jahr bestimmte sowohl Schlag- als Tangelholz hauen und schlagen zu lassen; insonderheit aber kann man vom Mittel dieses Monats bis zu Ende des Januarii bey gutem trockenem Wetter, und, wie

wie einige wollen, allezeit im Abnehmen des Mondes, das benöthigte Bauholz fällen, weil es solchergestalt am besten und dauerhaftesten bleibet. Eben so läßt man in diesem Monat das zu Ausbesserung der Mühlengebäude benöthigte Holz, Böttcher- und Schirrholz fällen und einführen. Die Latten, Leiterbäume und Hopfenstangen muß man allein an den Orten, wo das Holz allzudicke wächset, aushauen, damit dem andern Lnft gemacht, und doch auch nichts ausgeödet werde. In den Gehölzen, wo man Wild hat, soll man etwas Dickes gegen die Strassen stehen lassen, damit das Wildpret seinen Stand haben möge. 2) Auf den Gehauen, die in diesem Herbste noch, und also gleich wieder besäet werden sollen, hat man die Stöcke sammt ihren starken und grossen Wurzeln herauszuthun, und die Gruben, wo sie gestanden, wieder zu- und eben zu machen. 3) Bey dem Holzmachen selbst hat der Förster die im vorigen Monat weitläuftig bemerkte Aufsicht auf die Holzmacher fortzusetzen. 4) Noch ferner Fichten- Kiefern- und Lerchenbaumzapfen brechen zu lassen; auch 5) den Saamen der Ahornen, Eschen, Linden, Birken, Erlen, Weißbuchen, und Tannen, wie nicht weniger die Eicheln und Bucheckern aussäen zu lassen. 6) Endlich ist auch mit den Verpflanzungen junger Laubholzstämmgen nöthigen Falles fortzufahren.

β) Bey [illegible] Fischerey kann man noch [illegible] Teichen den [illegible] fischen lassen [illegible] gute Winterbehältnisse in Verwahrung bringen. Nach geendigter Fischerey soll das gebrauchte Zeug fleissig gewaschen und gescheuret, und wenn es an der Luft wohl getrocknet, in die gehörigen Zimmer gebracht und verwahret werden. Die Teiche, welche bereits gefischet, und nicht über Winter besetzet werden, soll man völlig ablassen, damit sie austrocknen; auch die Rinnen, Ständer, Rechen, Fluder und dergleichen besehen, und was da eingegangen, wieder zurichten und ausbessern lassen. Nach Simonis und Judä soll man keine Forellen, sie seyen groß oder klein, jedoch die Laichsohren ausgenommen, den ganzen Monat durch weder fangen, einsetzen noch verkauffen. In den Bächen kann man, so bald es gefroren, die Tümpfel ausfischen lassen. Auf den besetzten Teichen und Hältern aber muß man, so bald es vonnöthen ist, fleissig aufeisen, und die Rinnen räumen, damit das Wasser ungehindert ablauffen könne. So kann man auch alsdann das Geröhricht auf dem Eise abstossen.

γ) Bey der Jagd und dem Weydwerk gehet nunmehro die Schweinhatze vollkommen recht an, weil das schwarze Wildpret oder die Sauen von der vielfältigen Mast des vorigen Monats in der besten Feiste begriffen, nachmals aber im Christmonat in die Brunst tretten. Sie werden, wenn alle Mast aus denen Wäldern von zahmen und wilden Thieren verzehret worden, bey langen Nächten, mit aufgehobenen und in Vorrath gesammelten Eicheln, Buchecken,

eckern, wildem Obst, Malz und Fischgen, von weitem her zusammen gekörret, und einige Zeit erhalten. Wenn es nun gefällig, wird, ehe sie es merken, entweder vorher auf denen Kirrplätzen recognosciret, oder bey frischem Schnee eingekreiset, mit Zeuge eingestellet, und entweder mit Tüchern auf den Lauf vorgejaget, dieselben mit dem Fangeisen anlauffen zu lassen, oder sie werden nur mit Saunetzen umstellet und gefangen, meistens aber einzeln im Streifjagen mit flüchtigen Hunden und Saurüden gehetzet, von diesen angepackt und gehalten, und mit dem Hirschfänger gefangen. Die Rehe, welche anjetzo auch feiste sind, werden theils bey solchen umgestellten Tüchern mit auf den Lauf gejaget, im Lauffen geschossen, mit Windhunden gehetzet, oder in Rehnetzen besonders gestellet und gejaget. Bey Lieferung der Rehe aber wird von einem hauswirthlichen Jäger nur der Bock geschossen, weil die Ricke jedesmal sich einen andern Bock holet. Das Fuchsfannen mit dem Eisen durch die Witterung wird im vorigen und diesem Monat, weil es noch nicht sonderlich in die Erde gefroren, und der Balg bereits gut ist, mit Nutzen vorgenommen. Man kann sie auch auf den Grenzen gleich den Hasen mit Nutzen fangen; denn nun ist die beste Zeit den Hasen zu jagen, weil er weiter nicht mehr setzet, aber von dem Sommergetraide und anderer vielfältiger Nahrung feiste worden, und gut ist. Die wilden Katzen, Märder, Iltisse, Otter und Biber, werden nun auch mit Falleisen, wie die Füchse, gefangen; sie müssen aber mit grosser Vorsichtigkeit gebraucht und gelegt werden, damit kein Mensch oder zahmes Thier darein kommen und sich verderben möge. Die Wölfe werden jetzt mit starken eisernen Fallen oder in Wolfsgruben gefangen. Nach vollbrachtem Jagen wird das Jagdzeug, Tücher, Garne, Netze, und Lappen jedes an gehörigen Ort und seiner Stelle aufgehoben, wenn es vorher getrocknet und ausgebessert worden.

Diesen Monat werden die Rebhüner mit dem Treibezeug gefangen, bisweilen fängt man sie auch noch mit dem Nachtgarn, so aber selten geschiehet. Man kann nun den Fasanen schütten und räuchern. Ingleichem kann man auch noch in diesem Monat die Schnepfen an moosichten Orten bekommen, so bald es aber anfängt zu schneyen, so verlieren sie sich alsobald, und streichen davon. Bis auf Martini fänget man noch die Lerchen mit dem Nachtgarne, denn mit den Klebenetzen ist es nicht mehr der Mühe werth. Die Zippdrosseln und Amseln sind fast verstrichen; hingegen fänget man jetzt mit den Laufbögen Krammetsvögel, Mistler und Weindrosseln. Man machet auch viereckigte, dicht in einander geflochtene Hecken oder hohle Büsche von Wachholderstauden, und lässet nur einen oder den andern Zugang darinnen alleine offen, die überziehet man mit einem starken Bindfaden, und hänget etliche Maschen daran, hinein aber in die Mitten streuet man häufig Wachholderbeere; wann diese der Vogel

gel siehet, und drauf los gehet, wird er im hineinpassiren gefangen. Jetzo ist auch eine grosse Lust mit dem Mistlerstrich zu haben, und kann man leicht eines Tages über zwanzig Stücke fangen.

Noyer, s. Nußbaum.

Nuces Fagi, s. **Buchecker.**

Nucifragus, s. **Häher.**

Numenius, s. **Brachvogel.**

Nußbaum, lat. Nux, französ. *Noyer*, *Noier*, ist ein vor andern sehr nutzbarer Baum, den man billich mit zu oberst unter die fruchttragende Bäume des Laubholzes setzet, weil er sich an vielen Orten Deutschlands unter den Waldbäumen befindet. Er wächset zu einer grossen Höhe und Stärke, mit vielen sich weit ausbreitenden Aesten und Zweigen. Und da er eine starke Wurzel führet, entziehet er denen andern neben ihm stehenden Bäumen vielen Saft. Seine Rinde ist weißbräunlicht und glatt, das Holz maserig, und von schönem Ansehen, besonders wenn es poliret wird. Daher auch die Wurzel zu vielerley sauberer Holzarbeit, den Tischlern und andern zu statten kömmt. Die Blätter sind groß, hellgrün, und von gutem Geruch. Die Fortpflanzung geschiehet am besten durch die Nuß. Wenn man sie drey bis vier Zoll tief in gutes Erdreich stecket; so treibet selbige in drey Jahren einen zur fernerweiten Versetzung tauglichen Stamm hervor. Es wächset dieser Baum schnell, und setzet jährlich viel Holz an, daher er auch dem Frost sehr unterworfen ist; weswegen er zur Winterszeit an der Wurzel mit Stroh oder Mist zu verwahren ist. Sollten aber die Zweige dennoch verlohren gehen; so darf man nur das todte Holz abhauen, und da schlägt er leicht am Stamm wieder aus, trägt auch gar zeitlich wieder. Dieser Baum ist ungemein nutzbar, weil er selten ein Jahr vorbey lässet, daß er nicht Frucht tragen sollte; denn die Raupen und anderes Ungeziefer thun seinen Früchten und Blättern, wegen ihrer Härte und Bitterkeit keinen Schaden.

Einige Medici behaupten, daß das Nußbaumholz dem Sassafras in der Arzney an Wirkung gleich komme. Die Bäume wollen grossen Raum haben, weil sich die Zweige weit ausbreiten, daher man sie allezeit 30 und mehr Fuß voneinander setzen soll. Die Löcher oder Gruben, darein man pflanzen will, müssen tief und weit seyn, und soll man sie 4 Wochen lang offen lassen, hernach die Bäume einen halben Fuß hoch von der Wurzel hinein setzen; Wenn der Baum krank wird, darf man nur zur Wurzel graben, dieselbe aufreissen, und im Wasser zerlassenen Kühmist hinein giessen; so kömmt er bald wieder zu sich selbst. Die grünen Nußschaalen, Wurzeln und Blätter werden zum braunfärben gebraucht.

Nußbicker, s. **Specht.**

Nußhacker, s. **Häher.**

Nußhäger, s. **Häher.**

Nußhäher, s. **Häher.**

Nußpicker, s. Specht.

Nutzholz, heißt dasjenige Holz, welches von allerhand Handwerkern, als Böttigern, Wagnern, Drechslern, Moldenhauern, Müllern u. d. g. gebraucht wird. Wenn ein Landwirth eigene Holzungen besitzet, und den jährigen Gehau im November anfängt, abzutreiben, und abzuhauen; so thut er wohl, wenn er solches vorgedachten Handwerkern kund macht, und denselben einige nutzbare Bäume oder Stücke davon, im Ganzen verkauft; noch besser aber, wenn er es einrichten kann, daß er selber allerhand Nutzholz lässet ausschneiden, und aus dem gröbsten aushauen, und solches 100 oder Schockweise verkauft; es gehöret nun zwar anfangs ein Verlag, und Geld, des Abgangswegen dazu, wenn es aber nur erst einmal in Schwang kommt; so ist vieler Nutzen daraus zu ziehen, und kann er beym Holzschlage Stückgen und Stangenweise vieles zum Nutzholze aussortiren, welches sonst doch ins Feuerholz kömmt. Man möchte zwar gedenken, wenn man also Stücken u. d. g. aussondern und solches dann verkauffen will; so biethen die Handwerker wenig darauf, und sie bekommen es nicht immer, wie sie es haben wollen, mithin bleibet es liegen, stocket an, und verdirbet. Allein ist es nur aus der Rinde zu rechter Zeit gebracht, und ausgehauen, und zum Trocknen aufgesetzt; so kann es etliche Jahre dauren ehe es verderben sollte, und man kann es nach und nach schon anbringen. Ja das allermeiste Nutz- und Schirrholz ist weit besser, wenn es recht ausgetrocknet, und das Phlegma und Säure durch die Luft ausgezogen worden, als wenn es also grün verarbeitet werden soll; denn hievon wird nichts recht dauerhaftes, ja, es wird wohl verarbeitet, demjenigen, so es machen läßt, zum Schaden, und demjenigen, so es verfertiget, zum Nutzen. Denn weil es nicht lange hält, so muß man bald wieder kommen, und aufs neue Geld bringen und arbeiten lassen. Und eben hierdurch macht sich ein Hauswirth in seiner selbsteigenen Haushaltung einen Vortheil, wenn er, im Vorrath, auf allerhand Nutz- und Schirrholz bedacht ist, und so er auch dergleichen nutzbares Holz nicht in seinem Eigenthum hat; so thut er doch wohl, wenn ers bey Zeiten sich durch Kauf anschaft. Wir wollen nun die nöthigsten Nutzhölzer, zu einer Landwirthschaft, der Reihe nach, hier anführen, als:

1) **Zu Mühlwerken.** Viele Ritter- und Landgüter haben eigenthümliche Mühlen, verpachten solche, und machen dem Pachter auch Mühlenschirrholz mit im Pacht aus. Meistens geschiehet es, daß die Pachtmüller gewisse Bäume hierzu bekommen, einen Theil davon in die Mühle anwenden, das übrige aber andern Eigenthumsmüllern verkauffen, oder so dieses so verbehalten worden, mit ins Feuer werfen. Besonders aber wird gar selten ein Pachtmüller in Wasser- und Windmühlen eingehen, zu den Wellen und Räderncränzen auf seine eigene Kösten Holz zu kauffen; es sey denn,

daß er auf 12, 15 oder mehr Jahre gepachtet; derowegen ist nützlich, daß, wo man ein gutes Stückholz zu Wellen haben kann, solches beschlagen lasse, und zum Vorrath hinlege; denn die Wellbäume machen sich jetziger Zeit mehr und mehr rar. Desleichen lasse man auch Pfosten zu Mühlencränzen schneiden, und solche ins Trockene bringen; so können sie etliche Jahre dauren. Es findet sich oft von ungefehr, ehe man sichs versiehet, daß dergleichen zum Mühlenbau nothwendig seyn, ingleichem sind auch zu Oel- und Walmühlen, Stampfstöcke, und auch zu Pressen vonnöthen. Alle solche Stückenholz können 6, 8, und mehr Jahre zum Vorrath aufbehalten werden. Zum kleinen Schirrholze könneu dann ebener massen Kamm- und Triebstöcke vorräthig seyn, daß sie fein austrocknen, und alsdenn desto vester und länger halten.

2) An **Böttigerholz**. Wenn bey einem Landguthe, Brauwesen and Branteweinbrennen ist; so ist immer Böttigerholz nöthig, und thut ein Hauswirth wohl, wenn er sich selbst gut Böttigerholz anschaffet, trocken werden lässet, und dann dem Böttger nur sein gehörig Lohn vor die Arbeit bezahlet, oder ein Geding mit ihm macht; so hat es länger Dauer, als wenn er vom Böttger, die von grünem Holze gemachte Gefässe kauft. In ein Gefäß, das beständig angefüllet stehet oder lieget, ist von grünem Holze noch wohl zu gebrauchen, aber dasjenige, so bald naß, bald trocken und leer wieder ist, will schon abgetrocknetes Holz haben; besonders woraus Bierkuffen, Faß, Viertel und Tonnen, auch Weineymer und Ohmen gemacht werden, so nach jeder Landeseinrichtung ihr völliges Maas halten müssen, so bindet sich dergleichen Gefäß, bey öfterm Abbinden, wenn wieder neue Reifen daran müssen, gar balde ein, und wird also dem Maase nach zu klein, da muß denn bald eine neue Taube oder Faßstab eingezogen werden, dadurch das völlige Maas wieder heraus kömmt, weil sonst, bey zuweilen vorfallender Nachvisirung, von denen von hoher Landesobrigkeit hierzu gesetzten Leuten befunden wird, daß die Gefässe das richtige Maas oder Ohmen nicht haben. Und so wird es denn mehr bestraft, als das ganze Gefäß oder Vorrathsholz werth ist. Ausser dem kleinen Gefässe sind auch zu Bierböttigen, Weinbütten und grossen Weinstücken, von eichenem glatten Holze, Tauben auszuspalten, und wo man auch gute kernigte Kiefernbäume hat, hievon Pfosten zu schneiden, woraus man denn Bottigtauben und Bottige macht. Wann es recht kienichte Pfosten seyn; so dauren sie hiezu fast so lange, als das beste Eichenholz. Mit den Reifen ist es nun wieder anderst, denn die Reifen so ihre Rinde behalten, sind wohl ein Jahr und drüber aufzubehalten, aber gar lange dieselben hinzulegen, taugt nicht, denn wenn sie so sehr austrocknen, so brechen nicht nur viele bey dem Anlegen entzwey, sondern es generiret sich auch gar balde der Wurm unter der Rinde. Zu kleinen Reifen schicket sich am besten Holz von aller-

allerhand Weiden, die Werstweiden aber sind die allerbesten, ferner Eichen, Birken, Patscherpen und Haseln. Hierunter sind nun zwar die Eichen die besten, allein es ist fast Schade drum, jungen Eichen hierzu den Hals zu zerbrechen. Zu Bottigreisen nimmt man junge Eichen, Aschen oder Eschen, Patscherpen und Birken, unter diesen sind die Eichen und Aschen die besten.

Die Zeit zum Hauen ist im Februari und Merz, und im September und October. Denn in diesen Monaten ist der Saft am gemässigsten und zähesten in Hölzern, wiewohl man von einigen Böttgern wahrgenommen, daß sie die Stangen zu den Bottigreisen im May und Junio hauen, und zwar hält man davor blos aus dieser Ursache, daß sich zu der Zeit die Rinde fein glatt und ohne sonder viele Mühe abscheelen lässet, weil die Bottigreisen gescheelet werden müssen. Man hält es aber vor unrecht, dann man betrachte es nach der Natur: zu der Zeit im May und Junio ist der Saft am flüchtigsten und wässerigsten im Holze, wenn nun das Holz vom Stamm abgehauen, und in die Sonne und Luft hingeleget wird; so ziehen diese Elemente nicht nur die wässerige Feuchtigkeit aus, sondern es gehet auch von der öllichten Substanz aus ihnen viel weg, immassen dieselbe zu der Zeit mit dem Phlegmate am meisten conjungiret ist, und wird dergestalt das Holz entkräftet, und also undauerhaft gemacht; es generiret sich auch der Wurm bald in demselben, wird auch bald stockigt. Wenn aber sonst diese Bottigreisen zu rechter Zeit gemacht werden; so kann man solche 2, 3 und mehr Jahre aufbehalten, sie müssen aber im Trockenen und an die Luft gehangen werden. Es ist auch gar nöthig, allemal Bottigreisen im Vorrath zu haben, um in ereignendem Nothfall, solche gleich bey der Hand zu haben. Wo nun zwar das Brauen nicht stark gehet, und nicht starke Gebräude gethan werden, kann ein Böttigreisen wohl etliche Jahre dauren, wo aber stark gebrauet, und Lagerbier gemacht, und im Sommer gar nicht gebrauet wird, und dann bey dem Anfange des Brauens im Herbst, die Bottige zernommen, und visitiret werden müssen, so gehen schon mehrere Reife drauf.

3) An Schirrholz oder Wagnerholz, s. Schirrholz.

4) Noch verschiedene andere Arten des Nutzholzes, s. Schirrholz.

Nutzung der Hölzer und Wälder, s. Wald, Bauholz, Brennholz, Nutzholz, Schirrholz, Holzbau, Holzschlag.

Nutzung der Teiche, gegen die Nutzung der Felder und Wiesen berechnet, s. Teichfischerey, Nro. III.

Nux, s. Nußbaum.

Nycticorax, s. Nachtrabe.

Nysus, franz. *Nyse*, s. Sperber.

O.

Obel, s. **Pappel.**

Oberbaum, s. **Hauptbaum.**

Oberfalckenier, s. **Falckenier.**

Oberfischmeister, **Landfischmeister**, **Oberlandfischmeister**, sind an einigen Fürstlichen und andern grossen Höfen gewisse vornehme Bediente, welche besonders vor das Ausnehmen der herrschaftlichen Fischereyen, und vor die pflegliche Nutzung der Fischwasser zu sorgen, und daher auch alles, was zum besten derselben erforderlich und dienlich seyn kann, zu dirigiren und anzuordnen haben, deren Befehl aber auch sodenn alle andere Fischmeister, Teichinspectores oder Aufseher, Fischer und Teichknechte gehorsamen müssen. Diese Station wird gemeiniglich vornehmen von Adel anvertrauet, welche ein reifliches Einsehen und eine gute Erkentniß von allem demjenigen haben, was sowohl zur Erhaltung und Verbesserung des Fischwesens, als auch zu Abwendung aller dabey besorglichen Schäden gereichen kann, wovon bereits in denen Artikeln, Fisch, Fischer, Fischerey, Fistmeister, Fischordnung u. s. w. mit mehrerm gehandelt worden.

Oberförster, ist ein ansehnlicher Forstbedienter, welcher die nächste Aufsicht über die niedern Forstbedienten, und gemeiniglich noch, wie die Förster, ein besonderes Revier oder Huth in seiner Administration hat. Seine Pflichten lassen sich am besten aus seiner Bestallung und aus seines Landesherrn besonderer Forst- und Waldordnung erkennen. Wo er aber etwas vorzunehmen, vor nöthig findet, wozu er hiedurch nicht angewiesen ist; so müssen deswegen vom Oberforstmeister oder Oberlandforstmeister, da er es anzubringen hat, besondere Verordnungen an ihn ergehen, welche er auch seines Orts zu respectiren und zu befolgen hat, daß das Anbefohlne gehörig ausgerichtet werde. Folgende Instruction und Bestallung eines Oberförsters verdienet ihrer Vortreflichkeit wegen hier billig angehängt zu werden:

Wir Johann Christian, des Heil. Röm. Reichs Graf zu Solms und Tecklenburg, Erbherr zu Baruth 2c Herr zu Münzenberg, Wildenfels, Sonnewalde 2c. Urkunden und bekennen hiemit, demnach Wir, nach Abgang unsers bisherigen Forstverwalters, Johann Caspar Jungen, zum Oberförster anzunehmen gesonnen sind, und demselben nebst dem Paplitzer und Stadt Reviere, die Aufsicht über Unsere Forstungen und sämmtliche Jäger, Förster und Holzknechte anzuvertrauen gesonnen sind; so hat selbiger bey seinem Dienste folgendes in Obacht zu nehmen;

1) daß er sich zuförderst eines Christlichen und anständigen Lebens und Wandels befleissige, sich für aller Unordnung hüte, und dergleichen niemalen von sich spüren lasse, immassen, und woferne er dessen, oder sonst einiger Ungebühr überführet würde,

Wir dergleichen zu dulden, und denselben in Diensten zu behalten, keinesweges gemeynet sind. Demnächst und

2) soll er Uns unterthänig, treu, hold und gewärtig seyn, und Unsern Nutzen und Bestes, nach seinem besten Wissen und Vermögen, in alle Wege befördern, Schaden und Nachtheil aber, so viel an ihm ist, zu verhüten und abzuwenden, sich möglichst bestreben, auch allen Unsern Verordnungen so, wie den Landesherrlichen, in Forst- und Jagdsachen treulich und unverbrüchlich nachleben; insbesondere und

3) auf die ihm anvertraute Waldungen und sämmtliche Reviere, deren Gränzen er sich vor allen Dingen wohl bekannt zu machen hat, wie auch auf die darzu gehörige Wildbahnen, Eckernmast, Fischereyen, Wiesewachs, Aecker, Weyden und Triften, genaue und unverdrossene Aufsicht halten, selbige fleissig begehen, vornemlich aber die Gränzen und Vermaalung derselben, und daß an solcher nichts geändert, oder Uns, so wenig von den Unterthanen, als Fremden, etwas entzogen werde, auf das sorgfältigste in Obacht haben, und, im Fall er dergleichen gewahr würde, solches unverzüglich anzuzeigen schuldig seyn, und niemanden, wer der auch sey, weder um Geschenke, Freundschaft oder Gevatterschaft, noch sonsten um einigerley Ursache willen, nachsehen, vielweniger in Gränz- und andern dergleichen Sachen etwas ohne Unsern Vorbewußt für sich ändern und einräumen; insonderheit auch fleissig Aufsicht haben, damit die Unterthanen das an ihren Feldern stehende Holz nicht einzeln oder heimlich abhauen oder entwenden, und folglich ihre Felder und Wiesen weiter, als es sich gehöret, erweitern, oder das Land, so mit Holz bewachsen, und bisher nicht bestellet worden, ausreissen und zu Felde machen; immassen, und da er dergleichen verspürete; er solche ungesäumet anzuzeigen; diejenigen aber, die sich auf dergleichen Unternehmungen betretten lassen, zu pfänden, auch die abgenommenen Pfänder jedesmal in das Amt zu liefern, dergleichen aber keinesweges für sich und unangezeiget zurück zu geben hat; dahingegen demselben auch jedesmal das gewöhnliche Pfandgeld, so in Ansehung einheimischer 5 Gr. wenn sie nach der Sonnen Auf- und vor derselben Niedergang, sonst aber, und wenn jemand vor der Sonnen Auf- oder nach ihrem Niedergange, desgleichen an Sonn- und Festtagen gepfändet wird, in 10 Gr. besteht. Die Fremden aber sind jedesmal solche doppelt zu entrichten schuldig, und soll ihm solches alsofort, von Unserm Beamten nach geendigter Sache zugestellet werden. Und im Fall Wir die Gränzen zu beziehen für gut befinden sollten, soll er nicht nur solcher Beziehung mit beyzuwohnen, sondern auch, wie alle Gränzschmälerungen oder Aenderungen, also auch überhaupt alle Arten der Eingriffe in Unsere Gerechtsame, zu verhüten suchen, daferne er dessen gewahr würde, selbiges sogleich im Amte anzuzeigen, zu diesem Ende auch insonderheit wohl

Acht

Acht zu haben, verbunden seyn, daß die an denen in der Heyde urbar gemachten Ackerstücken stehende, mit dem Herrschaftlichen Stempel bezeichnete Gränzbäume, nicht unkennbar gemacht werden mögen. So hat derselbe ihm denn auch die beyliegende Holztaxe wohl bekannt zu machen, und dahin sich zu bemühen, wie jede Sorte Holz fürohin mit Vortheil und Nutzen pfleglich, jedoch nicht unter dem gewöhnlichen Holzpreise verkauffet, und nach Gelegenheit der Preis daran erhöhet, und Unsere Einkünfte dadurch verbessert werden: gestalt ihm denn auch, wenn er sich hierunter treu und fleissig beweiset, von jedem Thaler, welcher sowohl in seinem, als der Unterförster und Merzdorfischen Holzknechte Revieren zur Forstcasse einkömmt, 1 Gr. Stamm-Geld in Rechnung passiren soll; worbey Wir ihm jedoch gnädig versichern, daß, wenn solches jährlich 40 Thlr. nicht beträgt, ihm, was daran ermangelt, aus der Forstcasse ersetzet werden soll.

4) **Hat derselbe monatlich, bey Uebergebung der Monatzettel, das Holz genau zu revidiren, und niemals mit seinem Stempel nicht bezeichnetes Holz, es seye denn Lagerholz, jemanden verabfolgen zu lassen. Wobey ihm zugleich mit aufgegeben wird, von jedem Monat eine nach den unterhabenden Revieren eingerichtete Rügenliste in duplo zu fertigen, und ein Exemplar Uns zu eigenen Händen, das andere aber bey Unserm Amte, zur nöthigen Untersuchung und Bestrafung, und zwar mit Angebung** sämmtlicher in sothanem Monat eingebrachten Pfänder, zu überreichen; es wäre denn, daß bey einer oder der andern Pfändung solche Umstände vorkämen, welche eine unverzügliche Beaugenscheinigung erforderten, als in welchem Falle er, der Oberförster, davon sofort, und nicht erst am Ende des Monats, seine pflichtmässige Anzeige zu thun hat. Und nachdem es auch hergebracht, daß die Bürger in der Stadt Baruth sowohl, als die Unterthanen auf dem Lande, gewisse Tage in der Woche im Walde Holz holen dürfen; so bleibet es der Tage wegen an sich selber zwar bey voriger Observanz, jedoch wird er dahin zu sehen haben, daß niemand, es sey Bürger, oder Bauer, mehr als ein Fuder Holz, jeden Holztag zu holen, gestattet werde; daher wird er fleissig und genau Acht haben, daß keinem, wer er auch sey, über die bestimmten Tage, ohne besondere Erlaubniß, auf andere Tage dergleichen zu thun, verstattet werde. Alles, was monatlich für verkauftes Holz sowohl, als sonst von dem Forste einkommt, das wird von ihm, nebst dem Stammgelde, nach Abzug desjenigen Antheils, welcher von Uns ihm davon accordiret worden, mit darüber zu fertigender Rechnung und Belegung der von den Förstern bey ihm abgegebenen Monatszettel, welche er zugleich attestiren soll, zur Hauptforstrechnung Unserm Rentcassen-Administratori Herrn Carl Johann Bremern eingereichet, darüber er bey demselben eine Quittung zu suchen, auch Uns monatlich einen kurzen Ex-

tract erwähnter Forstrechnung zu liefern verbunden seyn soll.

5) Da in den Revieren hin und wieder das Holz sehr abgetrieben und dürre worden, so wird der Oberförster dahin fleissig besorgt seyn, daß alle Jahre etwas von solchen ledigen Flecken mit Früchten besäet, solche auch geschonet, und überhaupt der Forst in guten Stand gebracht werde; wie denn auch nöthig ist, über solche besäete Flecke ein ordentliches Register zu halten, und darinnen insonderheit anzumerken, ob die besäete Flecke herrschaftliche Heyde, oder von den Unterthanen ertauschet, und erkauffet worden, auch was sie dafür erhalten, um dadurch allen sonst künftig zu besorgenden Streitigkeiten vorzubeugen.

6) Ferner hat er wohl Acht zu geben, damit die Unterthanen, denen das Streulingrechen verstattet wird, ihnen an denenjenigen Orten und Flecken, die ihnen dazu angewiesen werden, genügen lassen, die übrigen Holzungen aber, und insonderheit diejenigen, wo junges Holz auswächset, damit gänzlich verschonen; gestalt er diejenigen, die darwider handeln, jedesmal zu pfänden, und solches gehörig anzuzeigen hat. Es ist auch

7) scharfe und genaue Aufsicht von ihm zu halten, damit weder die Unterthanen, noch die Schäfer auf den herrschaftlichen Vorwerken mit dem Viehe in die Gehege, oder sonst auf solche Oerter kommen und treiben, welche geheget werden sollen; widrigenfalls aber, und woferne dieselben sich an solchen Orten mit ihrem Viehe betreten lassen, selbige ohne Unterschied zu pfänden, oder, im Fall er selbige schon nicht auf der That angetroffen, gleichwohl aber gegen selbige ein gegründeter Verdacht obhanden wäre, solches jedesmal ohnverzüglich im Amte anzuzeigen, und in Ansehen derjenigen Flecke und Oerter, woselbst seit einiger Zeit einiges junges Holz aufgewachsen, oder wo künftighin einiger Holzsaame ausgestreuet werden möchte, ein gleiches auf das sorgfältigste zu beobachten, hierinnen niemand zu schonen, noch durch die Finger zu sehen hat. Demnächst und

8) auch sorgfältig in Acht zu nehmen, damit niemand von den Unterthanen und Hirten in den herrschaftlichen Holzungen Feuer anzumachen, sich unterstehe, als welches er, im Fall dergleichen geschähe, jedesmal anzuzeigen, so sich dessen unterfangen, namhaft zu machen, im übrigen aber bey entstehendem Feuer und Brande sich nach aller Möglichkeit dahin zu bemühen, daß die besorgliche Gefahr und Schaden durch gute Veranstaltung ungesäumt abgewendet, das Feuer mit Hülfe anderer, und insonderheit der nächstangelegenen Dorfschaften, gedämpfet und gelöschet, auch bey anscheinender Gefahr, Uns davon unverzüglich Nachricht gegeben werde. Nächstdem und

9) im Fall, daß Wir gesonnen wären, eine Jagd anstellen zu lassen, hat selbiger zu solchem Ende

Ende die Bauren sowohl, als die Förster dazu zu beschreiben, und alles dabey ordentlich zu besorgen.

10) Hat derselbe denn auch die Wildbahn und Jagd auf dem ihm anvertrauten Revier, und daß Uns hierinnen, weder von Frembden noch Einheimischen einiger Eingriff geschehe, wohl in Acht zu nehmen, auch zu solchem Ende selbige wöchentlich viermal, nämlich Montags und Mittwoch den Busch, Dienstags und Donnerstags die Heyde, zu beziehen, nicht weniger auch für seine Person auf die Conservation und Erhaltung der Wildbahne zu sehen, alles Satzwild zu schonen, und sich im Schiessen und Fangen so zu verhalten, daß selbige allenthalben in gutem Stande verbleibe, alles Wild, so geschossen, oder gefangen wird, wie nicht weniger alle gefällte Raubthiere, treulich einzuliefern, und davon nichts zurücke zu behalten, oder zu seinem Nutzen zu verwenden. Wie ihm denn auch erlaubet wird, in der untergebenen Förster Revieren, wenn er bey Gelegenheit der Visitation Wild antrift, solches zu schiessea; doch, daß er nicht expresse darnach ausgehe, es auch richtig liefere, und übrigens an allem von Uns ihm ausgesetzten sich genügen lasse. Dabey er denn übrigens sich zu bemühen hat, die Raubthiere und Raubvögel, so viel möglich, zu vertilgen, und von den letztern jährlich wenigstens fünfzehen Paar Klauen einzuliefern, als dafür ihm denn auch das ausgesetzte Schieß- und Fangegeld jedesmal passiren soll. Wenn die Schweinhetze angehet oder sonst einiges grosses Wild vorhanden, hat er demselben fleissig nachzuspüren, auch wo nöthig, solches in Zeiten anzuzeigen, damit dasjenige was dießfalls dienlich, ungesäumt veranstaltet werden könne. Worbey derselbe auch fleissig Acht zu geben hat, damit die Dorf-Hirten- und Schäferhunde tüchtig geklöppelt, und durch selbige der Wildbahn kein Schade zugefüget werde. Immassen er diese ungeklöppelte Hunde, wo er dergleichen im Felde oder in den Holzungen antrift, sofort auf der Stelle todt zu schiessen, die Schäfer und Unterthanen aber, die dergleichen unterhalten, und in das Feld lauffen lassen, zu behöriger Bestraffung anzuzeigen, hat, und soll ihm für einen dergleichen todt geschossenen Hund zur Heegzeit 12 Gr. aus dem Amte gezahlet werden. Folglich mus er auch

11) den Hüner- und Vogelfang auf seinem Reviere zu gehöriger Zeit in Acht nehmen, und hierbey möglichen Fleiß anwenden, und alles gefangene richtig einliefern. Uebrigens und

12) hat er sich, wenn Wir seiner zur Aufwartung bedürfen, oder sonst ihme etwas anbefohlen würde, darzu jederzeit bereit und willig erfinden zu lassen, auch sich niemalen ohne erhaltene Erlaubniß, zu entfernen oder zu verreisen, vielmehr in Beobachtung seiner Pflicht und desjenigen, was ihm anvertrauet ist, in allen Stücken treu, gewissenhaft, fleissig, und so, wie es einem ordentlichen Diener gezie-

 met,

met, und seine Verrichtung erfordert, zu erweisen; allermassen derselbe sich auch darzu bereits mittelst eines wirklich geleisteten Eydes, und gegebenen Handschlags an Unsern Amtsverweser, allen vorher benannten Puncten treulich nachzukommen, erkläret, und angelobet; dafür Wir ihm zu seinem jährlichen Unterhalt, ausser dem bereits erwähnten, und bis auf vierzig Thlr. versicherten Stamm- und gewöhnlichen Schießgelde

Sechszig Thaler Geld.
Sechs Scheffel Korn
Sechs Scheffel Gerste

nebst freyer Wohnung und nöthigem Brennholz; an seines von Uns ihm anzuschaffenden Pferdes, so künftighin pro Inventario bleibt, Fütterung aber

Dreyssig Scheffel Hafer, Baruthisch Maaß

Drey Frohnfuder Heu, und

Ein Schock Stroh,

hiemit aussetzen wollen, und solches ihm von Michaelis 1752 als dem Anfange seiner Dienstzeit, wollen abführen lassen; wobey Wir aber mit verordnen, daß oftgedachter Oberförster von den Kohlhölzern, welche Er zu den Hammerwerksbedürfnissen anweisen und zu Klaftern schlagen lassen wird, kein Stammgeld zu erhalten habe. Was den Holzschlag selbst betrift, so hat er die, jedesmal geschlagene Klaftern, mit Zuziehung des Factors, aufzunehmen, und demselben zuzuzählen, auch dahin [illegible] daß die Holzschläge [illegible]

ohne Aeste und Zacken einlegen müssen. Urkundlich haben Wir diese Instruction mit Vorbehalt halbjähriger Aufkündigung, welche mehr ermeldten Unserm Oberförster ebenfalls nachgelassen seyn soll, untersiegeln, und Unser Gräflich Handsignet vordrucken lassen. So geschehen Baruth den 20 Novembr. 1752.

(*L.S.*) Johann Christian R. Gr. zu Solms.

Oberforstmeister, lat. Saltuarius Supremus, franz. *Grand Maitre des Eaux & Forets*, ist ein hoher königlicher oder fürstlicher Bedienter, gemeiniglich vom adelichen Stande, welcher über einen grossen und weitläuftigen Forstbezirk, und die dazu gehörige Wildbahne gesetzet ist, und viele Unterforstbedienten unter sich stehen hat, vor sich selbst aber dem *Chef* der ganzen Jägerey eines Landes, oder dem Oberlandjägermeister in der Ordnung folget. Derselbe muß in seiner Wissenschaft, die Forst- und Jagdsachen anlangend, accurat und gewiß seyn, die ihm untergebene Forstbedienten in genauer Aufsicht und guter Ordnung anhalten, auch davor stehen, daß die ihm anvertrauten Forstreviere, Gränzen, Wildbahnen, Heyden, Wälder, Gehölze, Büsche, Brüche, Moräste, Teiche, Mastungen, Fischwasser, und Krebsbäche, auch die dazu gehörige hohe und niedere Jagden, Gehäge und Wildbahnen, in [illegible] Aufsicht gehalten wer[illegible] [illegible] muß sich in [illegible] [illegible]orsthaus [illegible]lten,

und von daraus die zugehörigen Heyden und Wälder öfters fleissig bereiten, und daran nichts schmälern, oder davon entziehen lassen; das benöthigte brauchbare Holz jedesmal an solchen Orten, wo es der Wildbahne nicht schädlich, oder des Wildes Behältnissen, Wechsel, Stand und Dickichten nachtheilig seyn möchte, anweisen; das Brennholz nicht von grünen Masttragenden Eichen und Buchen, oder auch von Saamenbäumen, sondern von dürrem abgestandenem Holze, so ferner zu keiner Frucht oder Mast dienlich, zu gewöhnlichen Küchenklastern schlagen lassen; auf die Brett- und Schneidemühlen, Eisenhämmer, Glashütten, Pechöfen, Kohlstätten, &c. genaue Aufsicht halten; die Grenzen jährlich beziehen und besichtigen lassen, damit hierinnen kein Unterschlaif vorgehen möge, und so sich an denenselben ein Streit ereignen möchte, dieselben zu Handhabung der Jagd- und Forstgerechtsame bey Zeiten bejagen; die Verbrecher, so sich am Holze vergriffen, zur Strafe anhalten; das Wildpret in denen Gehägen zur Winterszeit mit nöthiger Fütterung und Lebensunterhalt bey Zeiten versorgen; keine Ziegen in denen Hölzern dulden; bey dem jungen Wiederwachs das ungebührliche Hüten des Rind- sonderlich des Schwein- und Schaafviehes nicht gestatten; die Lieferung des Wildprets nach Hofe besorgen; bey den Holzmärkten, des Frühjahrs und Herbstes, mit Zuziehung der Amtleute und Forstschreiber, die Gelder einnehmen, hierüber richtige Rechnung führen, und das verkaufte Holz stempeln; des Herbstes bey Zeiten die Mastung bereuten, auch hiervon genugsame Nachricht einziehen, und die Luderplätze ausserhalb denen Gehägen ordnen lassen; hiernächst auch durch seine Untergebenen fleissig Achtung geben lassen, daß kein Mensch ausserhalb der Strassen Büchsen oder Flinten trage, oder hetze, auch nicht gestatten, daß etwan jemand irgendwo heimlich pürsche, oder Gruben, Fallen, Eisen und Schlingen mache und lege, junge Hasen und Rehe in der Satzzeit auffange, oder dem Federwildpret mit Eyerausnehmung, oder in andere Wege Schaden zufüge. Er muß keinem Nachbarn die Folge des Schweißhundes verstatten, sondern wie das angeschossene umgekommen, Bericht erstatten; keinen fermden Jägerpurschen, ohne richtige Kundschaft, den Förstern zu halten, erlauben, auf der Adelichen Vasallenjagden genaue Aufsicht haben; denen Holz- und Wildpretsdieben fleissig nachtrachten, und dieselben auf Betretten verarrestiren lassen, auch sowohl hiervon, als überhaupt von allem, so der Herrschaft zu wissen nöthig, gehörigen Bericht erstatten, und also sich bestmöglich bemühen, seines Fürsten und Landesherrn Vergnügen, Lust und Nutzen allenthalben zu besorgen, und werkstellig zu machen.

Oberholz, Stammholz, lat. Arbor procera, franz. *Haute Futaye*, heißt bey dem Laubholz dasjenige, welches hoch und zu grossen Hauptstämmen erwachsen und gezogen worden. Es bestehet in allerhand Bau- Brett-

Böttger- und anderm Zimmerholze, auch in Mast- und Obstbäumen, als in Eichen, Buchen, Castanien, wilden Aepfel- Birn- und Kirschbäumen, Ebereschen, Ahornen, Aspen, Birken, Eschen, Rüstern, u. s. w. oder mit einem Worte, in lauter guten Laubbäumen, die zu Hauptstämmen bis vierzig, fünfzig, achtzig, hundert und mehr Jahre gezogen werden. Die Eiche ist wohl eines von dem besten Oberholze, sowohl zum Bauen als zur Mast; wo man aber dieses beydes nicht sonderlich in Obacht zu ziehen hat; da ist noch verträglicher, anderes Oberholz, als Ahornen, Buchen, Castanien, Eschen, Ilmen oder Rüstern, Birken, Aspen u. s. w. stehen zu lassen. Denn diese wachsen viel schneller und geschwinder, und daher in einem Jahre mehr, als die Eichen in zwey oder drey Jahren; sie nehmen auch mit den Aesten nicht so viel Raum ein, und verdemmen deswegen weder das Unterholz und die Gräserey, noch sich selbsten, sondern können näher und dichter beysammen stehen, als die Eichen. Das Oberholz soll sonderlich zu einem guten Schaft gezogen werden, und nicht viel ausgebreitete Aeste haben; zuförderst aber sind ihm die Räuber, so unten am Stamm ausschlagen, zu benehmen, damit es desto eher fortschieben, und zum Bauen tüchtig werden, auch das Unterholz besser darunter Raum, Sonne und Saft haben könne; dahero das krumme, niedrige, und verbuttete Oberholz bey Zeiten abzuhauen, und hingegen seine gerade Laßreisser zu lassen, die mit der Zeit einen guten Schaft bekommen mögen.

Ehe das Oberholz gefället wird, muß ein verständiger Forstbedienter diejenigen Stämme zeichnen, welche weggehauen werden. Es geschiehet dieses gewöhnlich mit einem eisernen Hammer, den man eine **Maalbarte**, oder **Stempel** heisset, auf dessen Bahn der Anfangsbuchstabe von dem Namen des Herrn der Forst und die Jahrszahl bezeichnet zu seyn pfleget, indem man die Rinde oder Borke des Baumes einer Hand groß weghauet, und mit der **Maalbarte** oder Stempel auf das frische Holz schlägt, wodurch das oben erwehnte Zeichen eingedrückt wird. Man nennet dieses das **Baumholz anschlagen.**

Nachdem das nöthige Bau- und Geräthholz ausgesuchet, angeschlagen und gefället worden, so wird das übrige Oberholz gleichfalls angeschlagen und weggehauen; nicht aber wie das schwache Holz mit der Axt in Malterlängen zerschrotet, sondern mit der Säge zerschnitten; denn wenn dieses mit der Axt geschiehet, gehet ein Achttheil, ein Sechstheil, ein Viertheil in unnütze Späne, welches, sonderlich, wo man das Holz zu sparen, Ursache hat, eine schädliche Sauerey ist. Zudem erfordert das Zerschroten mit der Axt, je stärker das Holz ist, desto mehrere Mühe und Zeit, und muß man sich an die zu einer üblen Gewohnheit geneigten Holzhauer nicht kehren, sondern sie mit Ernste zu einer bessern, nutz-

nutzbarern, und ihnen selbst leichtern Arbeiten nicht allein durch vernünftige Vorstellung, sondern, wenn diese nicht helfen will, durch Zwang anhalten. Je mehr man Ursache hat, das Holz zu sparen, desto genauer muß hierüber gehalten werden. Gewöhnlichermassen zerschneidet man alles mit der Säge, was sich mit zwey oder drey Axthieben nicht zerschroten lässet, es sey Ober- oder Stangenholz. Es ist auch zu der Ersparung des Holzes kein zu verachtender Vortheil, wenn starkes Oberholz auf der Seite, wo es hinfallen soll, mit der Axt etliche Zoll tief eingehauen, sodann von der gegenüberstehenden Seite her mit einer Säge durchgeschnitten wird, und damit sich die Säge nicht klemme, werden, so bald man dieses merket, kleine Keile in den Schnitt getrieben.

Da es nicht leicht möglich ist, im erstenmale Laßreißer, Oberständer und Bäume mit aller nöthigen Behutsamkeit auszusuchen, weil man sich wegen des dick umherstehenden Holzes nicht wohl umsehen kann; so nimmt man, gleichwie bey den Laßreissern erinnert worden, im erstenmale ein merkliches weniger weg, als nöthig ist, und untersuchet den übrigen Bestand eines Orts zum zweyten auch wohl drittenmale, damit alles, was bis zur folgenden Hauung nicht stehen kann, was übel gewachsen, oder dem Ausschlage des Unterholzes demnächst hinderlich seyn dürfte, in Zeiten, und wo möglich, noch vor ausschlagendem Laube weggenommen werde; indem nichts schädlicher ist, als wenn den folgenden Herbst oder das Jahr darauf das überflüßige Oberholz nachgehauen wird, dadurch sowohl die Stammloden, welche den nächsten Sommer, nachdem das Unterholz abgetrieben worden, hervorzubrechen anfangen, als auch, was von Saamen aufkäumet, zerquetschet und verdorben wird.

Die Anzahl der **Oberständer** und angehenden **Bäume**, die auf einem Waldmorgen müssen stehen bleiben, ist ohngefehr sechs bis acht Stück, oder zwey bis drey Hauptbäume, und kommt es hiebey auf die Gattungen und das Gewächs an. Von hochstämmigen und wenig Aeste habenden Stämmen können mehr stehen bleiben, als von niedrigen und weitausgebreiteten. Sind wenig angehende Bäume und Oberständer vorhanden; so muß man etliche, jedoch gesunde und wohlgewachsene Bäume mehr stehen lassen; hat man von jenen viele von schönem Wachsthum; so lässet man weniger, auch wohl gar keine Hauptbäume stehen, wenn sie von keiner nöthigen Art, oder gutem Gewächse, dabey von keiner gesunden Beschaffenheit sind, denn wenn ein Baum schon zu einer ziemlichen Stärke gekommen, wächst ihm an Holze jährlich bey weitem so viel nicht zu, als einem jüngern Baume.

Hierbey kann man sich zur Regel machen: die **Trauffe** der Oberständer, angehenden Bäume und Hauptbäume, welche stehen bleiben, das ist, die Fläche, welche die Zweige des Oberholzes decket und überschattet, muß ohngefehr ein Viertheil oder Sechstheil des ganzen abgetriebenen

Raumes ausmachen, sonst leidet das Unterholz. Je länger die Zwischenzeit der Hauung ist, je stärker Unterholz man ziehen will, je räuberischer die Art des Holzes, desto genauer ist dieses zu beobachten. Die jährlich sich mehr ausbreitenden Zweige wachsen zu nahe gegen einander, und unterdrücken es, daß es im Wachsthume stehen bleibet, oder wohl gar ausgehet. Auf die schwachen Laßreiser siehet man hiebey wenig, weil solche wenig Schatten geben, und frisch wachsendes Unterholz ihnen bald gleich kömmt.

Wo die Umstände eines Landes eine so grosse Menge Bau- und Geräthe-Nutz- oder wohl gar Schifbauholz nothwendig erfordern, daß dabey kein Unterholz bestehen kann, da sind alle junge Stämme, die unmittelbar aus dem Saamen entsprossen, und zu diesem Endzweck von tüchtigen Wachsthume befunden werden, zu schonen; es sey dann die Dickung so groß, daß der Wachsthum des einen von dem andern gehindert werde. Bey dem Betriebe der Oerter, die geschlossen mit Bäumen bestanden, muß man suchen eine solche Eintheilung zu machen, daß das junge nach der ersten Hauung in in Anwachs gekommene Holz gegen die Zeit wieder zu haubarer Stärke gelanget sey, wenn das letzte abgetrieben wird, damit die Haushaltung von beständiger und ununterbrochener Dauer sey. Ist in Wäldern an solchem Holze ein grosser und alter Vorrath bereits vorhanden; so muß man solchen zwar, wie er hin und wieder abständig zu werden beginnet, zu nutzen suchen, im übrigen dennoch die Hauungen in deu nur erwehnten Abtheilungen, sollte es sich gleich anfangs nicht gar genau thun lassen, durch Näherung zu besserer Ordnung einzurichten sich bemühen.

Bisweilen muß man nach vorgefallenen sehr harten Wintern von seinem Plane abgehen, das erfrorne Eichenholz herausnehmen, und ein oder zwey Jahre lang die Abtheilungen stehen lassen, die man dem Entwurfe gemäß hätte wegnehmen sollen. Bey Abtreibung dieser Oerter ist zu merken, daß sechs bis acht der jüngsten und bestgewachsenen Bäume so gut sie vorhanden, auf jedem Waldmorgen stehen bleiben; kann man diese Bäume dergestalt aussuchen, daß sie ziemlich gleich vertheilet sind, ist es dem jungen Anwachse desto vortheilhafter. Höchst schädlich ist es, wenn in solchen aus lauter Baumholze bestehenden Oertern wenig und grosse Abtheilungen gemacht, jedesmal wenig Bäume mitgenommen, sondern die meisten gelassen werden, folglich die Hauung oft herum kommt, dadurch geschiehet es, daß kein junges Holz in die Höhe kommen kann, und endlich zeiget sich mit einemmal der Mangel, der in etlichen hundert Jahren nicht wieder ersetzet werden kann.

Da das Zuziehen solches Baumholzes fast allezeit in Eichen oder Rothbüchen bestehet, deren Saamen oder Eckern sich nicht lange aufbehalten lassen; so ist sehr dienlich, in denen Jahren, da die Eicheln gut gerathen, etliche Hauungen voraus zu nehmen,

men, das Holz als einen Vorrath aufzubehalten, und nachher einige Jahre mit dem Hauen Halte zu machen. Hauet man in Jahren, da keine Eichelnmast ist; so überziehet sich der Ort mit Gras, dieses unterdrückt die nachher darinnen auskeimende Eicheln, und zarten Loden, welche, wenn das hohe Gras sich lagert, darunter verfaulen; was nicht verfaulet, wird von den Mäusen gefressen; denn diese mehren sich unter dem dicken Graßpelze ohne Zahl, und sind darunter für aller sie vertreibenden Witterung sicher, so daß sie in solchen Oertern häufig anzutreffen, wenn anderer Orten kaum welche zu spüren sind. Will man das Gras abschneiden lassen, kann es ohne Verlust des größten Theils der darunter stehenden Loden nicht geschehen. Am besten ist, das Vieh im Nachsommer hinein zu lassen, wenn es gleich einen kleinen Schaden thun sollte. Es ist diesemnach am sichersten, man bringe den Ort in Anwachs, so bald das Holz herunter. Tragen die Bäume in dem Orte selbst keine Mast; so muß man suchen von andern Orten dergleichen zu bekommen, oder auf vorerwehnte Art zu verfahren.

An einigen Orten, wo grosse, mit geschlossenem Baumholz bestandene Oerter sind, hat man den verderblichen Gebrauch, die Bäume, wie sie zum Gebrauch oder Verkauf vonnöthen, unordentlich, und ohne daß es deren Abständigkeit erfordert, aus blosser Unachtsamkeit hin und wieder heraus zu hauen. Hieraus entstehet der unverantwortliche Schaden für die Nachkommen, daß wegen des annoch zu dick stehenden Baumholzes nichts von dem fallenden Saamen aufkommen kann. So wie nach und nach in Zeit von vielen Jahren das Holz dünne gemacht wird, entstehet eine Verangerung des Bodens, das ist, ein dicker Rasen von Gras. Der Mangel des Holzes kömmt zugleich immer näher; alsdenn will man helfen, aber zu spät; wenn die Besaamung noch so glücklich von statten gehet, so sind dennoch über hundert, ja nach Beschaffenheit des erforderlichen Holzes, mehr hundert Jahre nöthig, ehe das Holz die nöthige Stärke erlangt.

Oberjäger, franz. *Grand Veneur*, ist einer von den obern Jagdbedienten, welcher den Rang über gemeine Jäger und Förster hat, und bey einem Jagen so viel, als ein Oberförster, bedeutet, gestalten ihm alsdann nicht nur die zu dem Jagen erforderliche Jäger; sondern auch die Jagd- und Zeugknechte, und andere gehorsam seyn müssen; wie er denn auch Sorge zu tragen hat, daß das Jagen ordentlich abgehen, und der Jagdzeug wieder an Ort und Stelle kommen möge. Nach dem Jagen ist seine Auctorität meistentheils aus, und stehet derselbe ausser dem Jagen im Jägerhaus unter des Pürschmeisters Inspection, wiewohl sie auch einander zuweilen secundiren müssen.

An theils Höfen aber verrichtet der Pürschmeister zugleich des Oberjägers Dienste, wodurch dasjenige, was man sonst diesem geben müßte, ersparet wird. An

eini-

einigen, und besonders an denenjenigen Orten, wo die **Parforce**jagd vornemlich beliebt ist, und auch am meisten getrieben wird, führet auch wohl, nach des Fürsten und Jagdherrns Gefallen, der Aelteste unter denen Jägern, oder der sonst sogenannte **Oberjäger** den Namen **Erzpiquer** oder **Oberpiquer**, weil er denen andern **Piquers** und Besuchknechten, wie auch denen Hundepurschen vorgesetzet ist, sonst aber, wie schon gedacht, die Anordnungen zur Jagd einzurichten, zugleich aber auch die Befehle des Fürsten oder des Commendanten auszurichten hat, wo er bey denen Hunden und sonsten was unrechtes befindet, es genau untersuchen, selbiges anderst und besser einzurichten ermahnen, und fleißig forschen muß, wo jederzeit gute Hirsche, und dergleichen andere Sorten von Wildpret stehen, damit er wisse, wo die Jagd hin bestellt werden kann, und muß er in allen seinen Sachen, die zu der Jagd-Wissenschaft gehören, besonders ferm seyn, auch die *Relais* an Pferdten und Hunden ordentlich einzutheilen verstehen, insonderheit aber Hirschgerecht seyn, ein gut Horn blasen, und wohl reuten können damit er mit dem Pferdte durch Dickung, wie auch durch das Stangen- und Baumholz hurtig und behende durchzukommen wisse.

Die Arten der Hunde von der ganzen *Meute* sollen ihm also bekannt seyn, daß er sie mit Namen zu nennen, und in Acht zu nehmen wisse, welches die besten, und worzu sie zu gebrauchen sind. Dieser ihre Fütterung und Abrichtung zu besorgen, ingleichem über alles dasjenige, was hierzu nöthig ist, Rechnung zu führen, erfordert ebenfalls seine Schuldigkeit, wozu ihm jedoch andere **Piquers** und nöthige Leute als Gehülfen zugegeben werden.

Oberjägermeister, lat. Magister Venatorum, Præfectus rei venaticæ supremus, franz. *Grand-Veneur*, *Grand-Maitre des Veneurs*, ist das Haupt aller Jagd- und Forstbedienten an grossen fürstlichen Höfen, unter welchem sowohl der Oberforstmeister, als andere niedere Forstbediente stehen, und in Amtssachen Befehle von ihm annehmen müssen. Bisweilen führet er auch das Prädicat: **Oberlandjägermeister**. Er muß selber vollkommen Jagd- und Forstgerecht seyn, damit er die ihm untergebene Ober- und Unterbediente, jeden zu seiner Schuldigkeit, nach Anweisung ihrer Instructionen, pflichtmäßig anhalten könne. Denn was kann wohl widersinnischer und ungereimter seyn, als wenn jemand eine Sache verstehen soll, von der er wenig oder gar nichts versteht?

Oberjagd, s. **Jagd**.

Oberlandfischmeister, s. **Oberfischmeister**.

Oberlandjägermeister, s. **Oberjägermeister**.

Oberleinen, heissen bey der Jägerey die Leinen oder Stricke, welche zu oberst der Tücher oder Netze von einer Furchel zur andern gezogen, und an welche die Tücher oder Netze selbst angebunden, oder sonst befestiget werden. s. **Leinen anbinden**.

Oberrücken, nennen einige Jäger das Geäster oder die Afterklauen eines Hirsches. s. **Afterklauen, Hirsch.**

Oberständer, heißt ein Laßreiß, welches die folgende Hauung überstanden hat. s. **Holzschlag.** B) α) B) c).

Ochse, der wilde, ist derjenige, der sich in Wäldern aufhält, wovon es zweyerley Gattungen giebt, **Büffel** und **Auerochsen**, welche nachzuschlagen.

Ochsenjagd, Knieschneiden, ist eine Art zu jagen, sonderlich auf der Ochseninsul in Amerika, in der Bucht von *Campeche* gebräuchlich, welcher die Spanier gar sehr ergeben, und darzu hurtig und geschickt sind. Einige treiben es das ganze Jahr hindurch, und werden daher in dieser Uebung sehr erfahren. Derjenige, der den Streich verrichten will, muß auf einem guten Pferde sitzen, welches zu dieser Jagd abgerichtet ist, und sowohl vor, als hinter sich, wie es die Gelegenheit erfordert, zu weichen weiß, daß der Reuter fast keine Mühe mit dem Lenken haben darf. Sein Gewehr ist ein Eisen, in Gestalt eines halben Monds, überaus scharf, und von einer Spitze bis zur andern ohngefehr 6 bis 7 Zoll breit. Dieses Eisen wird mit seinem holen Stiele an eine schwanke Stange, die 14 bis 15 Fuß lang ist, veste gemacht. Wenn nun der Reuter auf dem Pferdte sitzet; so leget er den Spieß auf des Pferdtes Kopf, mit dem Eisen vorne hinaus, und rennet damit auf den Ochsen zu. So bald er nahe genug ist, hauet er nach dem Knie, und schneidet ihm, wo möglich, oberhalb desselben die Sennen entzwey. Hierauf thut das Pferd nach der linken Hand einige Sätze, weil der verwundete Ochse alsobald aus vollen Kräften auf den Reuter zulauft, der denn die Flucht geben, und einen weiten Fleck reuten muß, ehe er noch einmal ansetzen darf.

Sind nun gleich die Sennen dem Ochsen vom ersten Schnitt nicht gänzlich entzwey; so zerreisset er sie doch fast allzumahl, indem er den Fuß in der Luft heftig schüttel, daß er hernach nur auf 3 Beinen laufen kann, dem aber ungeachtet laufet er auch hinkend noch seinem Feinde zu, sich an ihm zu rächen. Endlich macht sich der Reuter noch einmal mit sachten Schritten an den Ochsen, und giebt wohl Achtung, daß er ihm mit dem Eisen einen gewissen Streich auf das Knie eines Vorderfusses anbringet, worauf denn der Ochse angenblicklich zur Erde stürzt. Wenn dieses geschehen, steigt jener behende vom Pferdte, und hat ein grosses spitziges Messer bey der Hand, welches er so geschicklich in das Genicke ein wenig hinter den Hörnern einzustossen weiß, daß der Kopf von diesem einzigen Schnitte herunter muß, welches sie **Köpfen** heissen. Hiemit setzt er sich wieder zu Pferde, und sucht einen andern Ochsen zu verfolgen, da indessen schon Leute vorhanden sind, welche diesem die Haut abziehen. Die Spanier tödten niemals was anders, als Ochsen, und alte Kühe, das junge Vieh aber lassen sie fort wachsen, und erhalten also die Heerden völlig. Das rechte Ohr eines

eines solchen Jagdpferdes hänget stets abwärts, welches von der Schwere des Spiesses herkömmt, als welcher im währenden Jagen darauf ruhet, daran auch dergleichen Pferde vor andern zu erkennen sind.

October, **Weinmonat**, lat. Octobris, franz. *Octobre*, ist der 10te Monat vom Jenner an, der 8te aber vom Merz, als dem ersten Monat des alten römischen Mondenjahrs, wovon es auch den lateinischen Namen hat. Er hat 31. Tage, und um den 22sten desselben, tritt die Sonne in das himmlische Zeichen des Scorpions. Die Arbeiten dieses Monats bey dem Fisch Forst- und Jagdwesen sind folgende:

α) In den **Wäldern** und **Holzungen** soll man nunmehro nach geendigter Feldbestellung nicht anfangen, das nöthige Brennholz sowohl an Scheit- als Reißholz in Vorrath zu fällen. Wo man sehr viel Bauholz bedarf, kann man jetzt das schlechtere im Abnehmen des Monden fällen, das andere aber in den Wäldern zeichnen. Denn die starken Bäume, so zu Schwellen, Unterzügen u. d. g. dienen sollen, können besser hernach im December und Januario, jedoch auch im abnehmenden Mond, gehauen werden. Man muß aber auch vorher die Wälder wohl besichtigen, wo das Bau- und Brennholz am besten abzuhauen, damit nicht alles ohne Unterscheid zur Verödung der Wälder und Vertreibung des Wildes abgehauen werde. Auf die Holzmacher hat jetzo der Förster täglich und sorgfältige Aufsicht zu haben, daß sie die Bretklötzer, auch nach Gelegenheit anderes Nutzholz, nicht mit zu Scheiten ausmachen, sondern aushalten, die Bäume nicht etwa auf die im vorigen Jahr gemachten und nunmehro schon wieder besäeten Gehaue, wo sie die aufgegangenen jungen Holzpflanzen in Boden schmeissen und zu Grunde richten würden, fällen, die Stämme nicht *aufschroten*; sondern mit der Säge entzwey schneiden, das Reisholz in ordentlichen Gebunden zu Schocken ausmachen, zwar tüchtige und richtige Klastern, solche aber weder an sich selbst zu weit oder zu hoch, noch auch die Scheite derselben zu lang machen, an denen Scheiten nicht grosse und lange Zacken der Aeste lassen, und sie auf solche Art betrüglich und hohl zu Klastern aufsetzen; die grossen und starken Klippel nicht ganz und ungespalten in die Klastern legen. Die Klastern selbst aber sind ordentlich zu numeriren, u. w. d. m. Weiter soll der Förster Tannen- Fichten- Kiefern- und Lerchenbaumzapfen brechen, auch Eicheln, Buchecker, wie nicht weniger den Saamen der Weißbuche, Ahornen, Erle, Linde und Birke, der spätern oder harten Art, sammeln lassen. Anbey ist auch der Saamen der Tannen, Ahornen, Eschen, Linden, Birken, Erlen, Weißbuchen, ingleichem die Eicheln und Buchecker auszusäen. Allerhand junge Laubholzstämmgen sind auf schicklichen und nicht anderst anzubauenden Blössen der Waldungen anzupflanzen. Wo sich auf besäeten Gehauen viel langes, schilfichtes und nicht leicht verfaulendes Gras eingefunden, soll man solches behutsam herausschneiden lassen,

lassen, damit es nicht im Winter den Mäusen zu Nestern diene. An schönen und noch warmen Tagen sind die bereits eingesammelten Zapfen auf den Buberten auszuklingeln. Und endlich kann man nunmehro auch Kohlen brennen lassen, so viel man in die Schmiedten, oder sonst bedarf.

β) Bey der **Fischerey** fängt man um Galli und gegen Simonis und Judä an, die Teiche zu fischen. Es pfleget dabey die Eintheilung folgendergestalt gemacht zu werden, daß man allezeit die nächst aneinander gelegene Teiche, in der Ordnung, wie sie folgen, fische, und der Fischzeug nicht weit hin und wieder geschleppet werden dürfe. Mit denen Fischen muß man säuberlich umgehen, und sie nicht grob hin- und her werfen, damit sie nicht die Schuppen abstossen, und hernach von denen Fischhändlern unter dem Vorwand, als ob sie nicht vor Kaufmannsgut zu halten, ausgeschossen werden mögen. Was man vor sich selbst zu Wiederbesetzung der Teiche oder in der Küche bedarf, wird in absonderliche Hälter gethan. Wenn in einem Teiche schöne Karpfen gefangen werden, soll man etliche wohlgewachsenen Rögner aussuchen, um solche zu Laichern oder Streichkarpfen zu gebrauchen. Um Galli lässet man auch die Streichteiche ab, und siehet nach, ob die Karpfen darinnen gestrichen haben, und ob es auch Hechtlein darinnen gebe, als welche man, sowohl als die Karpfen, heraus fangen muß. Denn wenn dieses nicht geschähe, so würde das andere Jahr, wenn die Karpfen noch einmal streichen, der einfache Strich und zweyjährige Saamen untereinander vermenget seyn, die Hechte aber, wenn sie sollten darein gelassen werden, den Strich auffressen und zu Schanden machen.

γ) Bey der **Jägerey** und dem **Weydwerke** währet die Hirschbrunst noch, nach deren Endigung die Hirschlecken oder Wildpretsulzen erneuert werden müssen. Nunmehr gehet die Zeit an, die wilde Schweine zu fällen oder zu hetzen, und kann man ihnen bey den Morästen nnd Suhlen, wo sie sich einwühlen, auf den Bäumen unterm Wind aufpassen, und sie von dort aus schiessen. Die Hasen retiriren sich jetzo in die Kraut- und Rübenäcker, und werden sie entweder gehetzet oder gepürschet, oder mit Netzen gefangen. Man kann auch des Nachts die Dachsen mit grossen Spürhunden aufsuchen und hetzen, sonderlich, wenn es viel Obst hat; man muß aber auch starke Gabeln und Dachszangen dabey haben; und endlich kann man auch noch Wolfs- und Fuchsgruben machen lassen; ingleichem mit der Fuchspürsche den Anfang machen, denn nunmehr sind die Bälge gut. Nunmehr kann man auch Vogelbeeren und dergleichen bey schönem Wetter brechen, und an einem trockenen und luftigen Ort aufhängen, und verwahren lassen, um solche im späten Herbst und Winter auf den Heerden und zu den Dohnen zu gebrauchen.

Zum Rebhünerfange muß man nunmehr den Treibzeug gebrauchen, weil die Steckgarne keine Dienste thun. Noch vierzehen

Tage gehen die Haselhüner in diesem Monate gerne auf die Lock; hernach verstreichen sie auseinander, und gehen paarweise in ihr Winterlager, in dick verwachsenen Haselbüsche oder buchbäumene Wälder. Diesen ganzen Monat durch ist auch der beste Schnepfenfang. Denn nunmehr fliegen sie aus den Wäldern um die Abendzeit auf die Sandäcker, wo sie ihre Nahrung suchen, weil sie jetzt mehr auf die Bauäcker als auf die Wiesen, kommen: da muß man denn zu Abend, wenn man zum Gebeth oder Feyerabend läutet, zwischen den Wäldern und Feldern, wo man ihren Strich gewahr wird, den Ort wohl merken, wo sie fliegen, und ein Hochnetze darnach richten; und also kann man, wenn man einen Flug gefangen hat, des andern Tages Abends wieder auf einen andern Strich, wo man etwas vernimmt, richten, weil die Schnepfe ihren ordentlichen Flug hin und wieder in den Wäldern hält. Vor allen Dingen taugt die **Schnepfenpanthera** dazu, welche eine halbe Mannshöhe von der Erde, sonst aber ganz frey hängt, wie die Klebegarne, und die man über Nacht kann aufgerichtet stehen lassen; doch muß die Nacht stille und finster seyn. Vor dem Ende des Monats streichen die Schnepfen auch gerne auf denen Wiesen, wo es viele Kuhfladen giebt, darinnen sie ihre Nahrung suchen, wie auch an sumpfichten Orten, wo röthlichter Schlamm ist, da streichen auch fremde Schnepfen um Mitternacht hin, und kann man an solchen Orten die Panthera überaus wohl anbringen, wenn man etliche Stücke neben einander, nachdem die Wiese breit ist, auf viertehalb Klafter hohen und starken Stangen richtet. Man kann die Schnepfen auch in Wäldern, wo Birkengesträuche stehen, und sumpfichter Boden ist, mit Stecknetzen fangen, oder ihnen Maschen richten.

Nach St. Galli Tag haben die Krammetsvögel, *Mistler* und Kernbeisser ihren Strich, und werden sonderlich mit sechs Klaftern langen Schlagwänden, dazu man Ruhr und Lock gebraucht, oder mit Leimruthen, oder auch in Maschen oder Dohnen gefangen. Ingleichem fänget man in diesem Monat die Amseln und Drosseln am besten. Denn wenn die Wälder und Gebüsche schon blos sind, thut es nicht mehr gut. Hingegen macht man Laufbögen durch die Zäune, und in Mehlbeer Wachholder-Schlehen- und Hundsbeergesträuche, an welchen Orten sie sich sodann am liebsten aufhalten, wenn sie Weyde finden, und nicht mehr in den Wäldern, da sie die Raubvögel mehr fürchten müssen. In diesem Monate fängt man auch auf den kleinen Tennen oder Heerden Stieglitze, Grünlinge, und Hänflinge, bis gegen des Monats Ende der Strich auch ein Ende nimmt; und also hat es auch mit den Finken und Emmerlingen eine gleiche Bewandniß. So wird auch der Lerchenfang diesen Monat durch fortgesetzet. Denn itzt werden sie von Tage zu Tage fetter, und angenehmer zum Essen. Nunmehr ist auch ein lustiger Fang mit den Sperlingen anzustellen, welche jetzt im Striche gehen, und oft etlichen tausenden in nahe bey Städten gelegenen

Feldern, meistens an den Fuhrstrassen einfallen. Wenn sie daselbst aufgejaget werden; setzen sie sich auf die nächsten Stauden, welche man denn nur mit zwey bis dreyhundert guten Leimspindeln belegen, und die Sperlinge auf dem Felde gegen solche Stauden zu austreiben darf; so kann man deren etliche hundert nicht ohne Belustigung auf einmal erhaschen.

Oculi Populi, s. Pappel.

Odeur du Bievre, s. Bibergeil.

Oelbäume. Unter dieser Benennung begreifen wir hier alle diejenige Bäume, von welchen ein Oel erhalten werden kann, ob sie wohl nicht alle diesen Namen führen. Um einige Nachricht von denselben zu ertheilen, bemerken wir mit Recht darunter,

1) den eigentlich und allein sogenannten **Oelbaum** oder **Olivenbaum**, lat. Olea, franz. *Olivier*, dessen Laub allezeit grün, und dessen Frucht in Beeren bestehet, woraus das Oel gezogen wird. Man theilet ihn ab in den zahmen und in den wilden. Den zahmen trift man insonderheit in Portugall, Spanien, Frankreich und Italien an, von dar die Oliven sowohl als das Baumöl in grosser Menge zu uns herausgebracht wird. Von der Zubereitung dieses Oeles in Frankreich S. du Hamel Traité des arbres T. 2. p. 66.

Am meisten gleichet der Oelbaum einem Weidenbaum. Er wird sehr groß in Italien, ohne einige Wartung nöthig zu haben. Vor Zeiten müssen auch derglei-chen Stämme sehr dick gewachsen seyn, weil Salomo aus diesem Holze die beyden Cherubim, deren jeder zehen Ellen hoch gewesen, gemacht hat. 1. Reg. 6. 23. Es ist das Holz sowohl von der wilden als zahmen Art sehr dauerhaft, und wie einige behaupten, weder der Fäule, noch dem Wurmstich unterworfen, daher auch eben der weise Salomo das Tabular im Tempel davon verfertigen lassen.

Bey denen grossen Oelbäumen ist es von ungleicher Härte; es ist aber sehr schön geädert, und läßt sich vortreflich poliren, weswegen es auch von denen Ebenisten, und andern, die subtile Arbeit machen, sehr gesucht wird. Man könnte auch noch verschiedenes Schreinzeug daraus machen; weil aber die Holzlagen so wenig zusammen hängen, daß sie nur durch ein harziges Wesen zusammen geleimet scheinen: oder, weil sie sich wenigstens oft so von einander theilen, als wann sie zusammen geleimet wären; so sind sie zu aller Holzarbeit nicht zu gebrauchen. Wegen des vielen Harzes, so dieses Olivenholz bey sich hat, ist es vortreflich zur Feuerung zu gebrauchen, und man hat nach der Verwüstung des grossen Winters 1709. in Provence lange Zeit mit dergleichen erfrornen Bäumen geheitzet; bey welchem Unglück man zugleich Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, daß dieser Baum eine Menge Wurzeln treibt, die Jahrhunderte durch in der Erde bleiben. In gedachtem Jahre hat man von diesen Wurzeln mehr Holz bekommen, als von den Stämmen und Aesten, und viele Personen

löseten mehr daraus, als ihr Grundstück werth war.

Diejenigen Oelbäume, die in einem kiesigten, magern und trocknen Erdreich wachsen, tragen weniger Frucht, als diejenigen, die in einem fetten und wohlgedüngten Boden stehen: diese geben mehr Oel, aber von einer geringern Güte. In Provence, wie du Hamel berichtet, ziehet man wohl 7 bis 8 Gattungen dieser Bäume. l. c.

Wann in Italien die Frucht reifet, wird ihre äussere Schaale schwarz, unter derselben ist etwas rothes, der Saft aber und das Fleisch sind weiß. Je reifer die Beeren oder Früchte sind, desto mehr geben sie Oel, und eben um deswillen geschiehet es, daß sie auf dem Boden der Häuser eine Hand hoch aufgeschüttet, noch einige Zeit liegen bleiben, um überreif zu werden; das Oel davon aber ist alsdann nicht so gut.

Es ist zu verwundern, daß aus einer so bittern Frucht, als die Oliven sind, auch wann sie zu ihrer besten Reife gelanget, ein so süsser Saft kann gepresset werden. Nicht weniger kommt es denen Ausländern fremde für, wenn sie sehen, daß das gemeine Volk in Italien, insonderheit auf dem Golfo di Spezzia bey der genuesischen Seeküste, sich von Jugend auf gewöhnet, diese bittern Beeren, wann sie reif sind, sowohl trocken, als in ein anderes gutes Oel eingetauchet, als etwas wohlschmeckendes zu essen. Die Italiener sagen, daß die Vögel einen viel bessern Geschmack als sonsten haben, wann sie von diesen Früchten und ihren Kern fressen.

Die Kälte macht, daß diese Früchte ein wenig zusammen schrumpfen, allein es schadet ihnen solches nicht, und so bald das Wetter warm ist, füllet sich alles wieder mit Saft und Mark an.

Die Zeit ihrer Reifung selbst von einem einem einzeln Baum, ist nicht einerley. Etliche gedeihen zu ihrer Vollkommenheit, so bald die Weinlese vorbey ist, nämlich schon im September und October, bey andern verzögert es sich länger, und wohl gar bis in den Maymonat, da die Blüte, welche weiß und so klein als der Knopf einer grossen Stecknadel ist, wieder hervor bricht, und man sodann bisweilen Blüte und reife Früchte beysammen findet.

Wann der Baum geschüttelt, oder an seine Aeste geschlagen wird; fallen die reifen Beeren ab, da man sie dann aufsammlet, und unter grossen Steinen, welche vom Wasser, oder von Eseln herumgetrieben werden, mit sammt ihren Kernen zermalmet, in einer Art von Körben unter grosse Pressen bringet, mit heissem Wasser begiesset, und durch die Arbeit von drey bis vier starken Männern, die mit Hebebäumen die Presse zusammen zwingen, einen röthlichen Saft herausbringet, welcher unten in ein Loch zusammenläuft, und das Oel oben aufschwimmend hat. Die ausgepreßten Hülsen werden zur Feuerung gebraucht, und geben auch ungetrocknet ein schönes Licht.

Noch

Noch etwas weniges von dem Unterschied des Baumöles können wir nicht unangezeiget lassen. Das weisse durchsichtige ist das beste, und wann die Farbe sehr goldgelb ist, kann man daraus abnehmen, daß das Oel entweder aus überreifen Früchten gepresset worden, oder schon lang liege und alt sey. Das gute Oel muß auch ohne allen Geruch und dicke Fettigkeit seyn.

Das sicilianische, griechische und levantische Oel ist zu dick oder fett, und daher nach einiger Gutdünken nicht so gut, als das italienische: hingegen ist dieses auch nicht so gut als das, so aus der Provence kommt, als wovon ein guter Theil selbst nach Rom und Neapolis gesandt wird, um bey vornehmen Tafeln zu Sallat und andern Speisen gebraucht zu werden.

L'Oglio Vergineo wird sowohl aus grünen und unreifen Beeren, als aus reifen Früchten gemacht, jedoch mit diesem Unterschiede, daß kein heisses Wasser, oder sehr wenig davon, bey der Auspressung gebraucht wird, und dadurch die Beeren weniger angegriffen, auch weniger Herbigkeit und Cruditäten heraus gezwungen werden. Auf solche Art bekommt man zwar weniger Oel, allein es ist weisser, angenehmer, und allem andern mit Recht vorzuziehen. Die Alten nannten es grünes Oel, vermuthlich von den grünen und unreifen Beeren, woraus es bereitet würde.

2) Wir gehen nun weiter, und bemerken den Pacay, welcher ein Baum in Chili ist, dessen Blätter denen Nußblättern ähnlich, aber grösser sind. Sie hängen zwey und zwey an einem Stiel, so, daß sie immer zunehmen, je weiter sie sich von dem Stengel entfernen: seine Blüthe ist beynahe so, wie Pison und Plumier, die von der Ynga mahlen, seine Früchte aber sind anderst gestaltet. Die Hülse, welche P. Plumier in Kupfer vorgestellet, ist sechseckigt, die Frucht aber hat nur vier Seiten, wovon die zwey grossen einen Zoll, vier bis sechs Linien, die kleinen aber nur sieben bis acht Linien breit sind. Die Länge ist sehr ungleich; dann es giebt Schoten von vier Zoll, und andere, die über eine halbe Elle lang sind. Inwendig sind sie in viele kleine Fächer abgetheilet, in deren jedem ein Korn, wie eine platte Bohne, in einer weissen und faserichten Materie stecket, die man für Baumwolle ansehen sollte; es ist aber in der That nichts anders, als ein gestandenes Oel, welches zur Erfrischung genossen wird, und in dem Munde einen zarten und sehr lieblichen Muscusgeschmack hinterläßt. Die Franzosen nannten sie Zuckererbsen.

3) Der Baum Jabotapita ist von mittelmäßiger Höhe, und wächset an denen Bächen in Brasilien. Seine Rinde ist ungleich und grau: die Blätter, welche abwechselnd stehen, sind länglicht, zugespitzt und grün: die Blüthen sitzen an einigen kleinen Zweiglein, sind zwar klein, finden sich aber in grosser Menge, und sehen wie gelbe Träublein aus, riechen auch ungemein lieblich. Wann sie vergangen, folgen Früchte auf eben die Art, die so dick als ein

Kirschenkern, und von Figur fast dreyeckigt ist. Auf einer jeden unter diesen Früchten, wachsen noch drey oder vier dergleichen ohne Stiel, welche eben so dick und oval sind. Alle vorbesagte Früchte haben eine Farbe, wie unsere Heidelbeeren, und färben auch also: sie sind dem Geschmack nach sehr anziehend, und dem Ansehen nach ist kein Saamen darinnen enthalten. Es wird ein Oel daraus gepreßt, und vornemlich zum Sallat gebraucht.

4) In Brasilien finden sich noch zwey Staudengewächse: Ajabutipita trägt eine Art schwarzer Mandeln, woraus die Inwohner ein Oel machen, um damit die Kranken zu salben, so wie dieselbe aus der rothen Frucht der Ajuratibira ein dergleichen von eben solcher Farbe verfertigen.

5) In denen ostindianischen Inseln wächset der Cocosbaum, aus dessen Nüssen ebenfalls ein gutes Oel zubereitet wird, so wie die Brasilianer aus dem Cubayca, welcher dem Feigenbaum sehr gleichet, und gerade, sehr hoch und dick seyn soll, eben dergleichen in Menge erzielen, wann sie dessen Rinde etwas ritzen, und das daraus fliessende Oel hernach sonderlich zu Heilung der Wunden gebrauchen. Uebrigens wird das Holz nicht geachtet.

6) Der Bibby ist eine Art von Palmbäumen, welcher diesen Namen von einem Saft hat, den er tröpfelt. Es ist ein gemeiner Baum auf der amerikanischen Landenge, welcher wegen seines Nutzens denen Indianern sehr schätzbar ist. Er hat einen geraden, aber so dünnen Stamm, daß er ohnerachtet seiner Höhe, die bis auf siebenzig Fuß hinausgeht, nicht dicker ist, als ein Schenkel. Er ist ganz kahl und mit Stacheln bewafnet, wie der Maca: seine Zweige, die oben auf dem Baum herausgehen, tragen eine grosse Menge runder Früchte von weißlichter Farbe, und so groß wie Nüsse. Die Indianer machen eine Art von Oel daraus, und zwar ohne alle weitere Kunst, als daß sie solche in einem grossen Mörser zerstossen, sie kochen lassen, und sie pressen: darauf schäumen sie den Saft, so, wie er kalt wird. Das obere, welches sie abnehmen, wird ein sehr klares Oel, welches sie mit allerhand Farben vermischen, und nach ihrer Gewohnheit sich den Leib damit zu bemahlen pflegen. Wann der Baum noch jung ist, so durchbohren sie auch wohl den Stamm, und lassen den Saft durch ein zusammengerollt Blatt, wie durch einen Trichter herauslaufen, den sie Bibby nennen. Sie trinken ihn, wenn er ein paar Tage gestanden, und ohngeachtet derselbe ziemlich herbe seyn mag, so soll er doch den Beyfall aller Zungen erhalten. Der Baum Enguamba wächset gerne in steinigten Gegenden auf der in Nordamerika gelegenen Provinz Mechoacan: hat lange ausgehöhlte Blätter, grünlicht büschelweis aneinander hangende Blüthen, und eine schwarze vollkörnichte Frucht. Man presset daraus ein sehr heilsames gelbes Geschwulst- und Wundöl.

7) Den Gehuph oder Cobban findet man auf der Insel

sel Sumatra in Indien. Seine Rinde ist gelb, wie Safran: seine Zweige sind kurz, die Blätter klein; die Frucht ist rund, und so dick wie ein Ball, der bey dem Ballspiel gebraucht wird. Sie enthält eine Nuß in sich, welche sehr bitter ist, und wie die Wurzel der Angelica schmecket, woraus ein nutzbares Oel bereitet wird, welches in der Arzneykunst wohl zu gebrauchen ist. Sonsten ziehet man auch aus diesem Baum ein Gummi.

8) Der **Jacapucaio** ist ein sehr grosser amerikanischer Baum, dessen Frucht im März an einem dicken Stiel hänget, und so groß als ein Kindskopf zum Vorschein kommt, sie ist mit einer gelben Schaale, die so hart, wie Holz, bedecket. An dem Ende, so sich gegen den Boden neiget, ist solche gleich einer Büchse mit einem Deckel beschlossen. Wenn besagte Frucht zeitig geworden, so löset sich der Deckel von selbsten auf, und fället ab. Hierauf fallen Nüsse heraus, welche an Figur den Chebulimirabolanen ähnlich, und treflich schmackhaft sind, wie die Pistacien. Viele Thiere suchen davon ihre Nahrung. Die dortigen Einwohner aber pressen daraus ein Oel. Nach vieler Berichten soll dieser Baum in unterschiedenen Landschaften an dem Strande des mittelländischen Meeres häufig wachsen, und man dessen mancherley Arten finden. Wann die Nüsse aus denen Früchten heraus sind; so werden allerhand Geschirre und Büchslein daraus gemacht. Uebrigens soll das Holz dem Gift widerstehen.

9) Der **Drachenbaum** wächst in Africa so hoch als ein Nußbaum, hat etwas längere Blätter als ein Birnbaum: die Blüthe ist feuerroth, fast wie ein Nessel gestaltet. Die Frucht ist in der Grösse einer kleinen Birne, hat aber einen starken Stiel, und gleichsam fünf Hörner. Aus den Kernen pressen die Einwohner ein sehr gutes, und vor allerley Entzündungen dienliches Oel.

10) Der **Terpentinbaum**, lat. Terebinthus, franz: *Terebinte*, ist ein Baum, der auf den Insuln Cypern und Chio, nunmehro aber auch in Europa gezogen, und durch Spalttöpfe vermehret wird. Er ist nicht groß, hat lange aschenfärbige Aeste und Blätter, wie der Eschenbaum, gleichet an Holz und Rinde dem Mastixbaum, trägt kleine röthliche Blumen traubenweise beysammen, worauf die Blätter, und folgends die Früchte in röthlichen Beerlein, etwas grösser, als die Wachholder, erfolgen. Er bekommt neben solchen Beerlein auch etliche rothe Hörnlein, in welchen eine weisse Feuchtigkeit ist, nebst etlichen geflügelten Mücken, wie in den Rüstern. Dieser Baum will einen mit Sand und altem Roßdung vermischten Grund, und guten Sonnenschein haben. Aus dem Stamme dieses Baums fließet in den Morgenländern ein durchsichtiger harzigter Saft, so **Terpentin**, und zum Unterschied des falschen und nachgemachten, auch **wahrhaftiger Cyprischer oder Cyprianischer Terpentin**, lat. Terebintha, Terebinthina, Resina Terebinthi, Terebinthina vera Cypria, oder auch Botin, franz. *Terebintine*, *Terebentine*, genennet wird. Er ist von unter-

terschiedener Sorte und Güte, theils hell und klar, theils gelb und dicke, theils hart, bleichgelb, und fast wie blaulicht Glas anzusehen, scharf und etwas bitter an Geschmack, und eines guten Geruchs. Dieser letztere ist der rechte **Cyprische Terpentin**, und nicht wohl zu haben, wird aber aus dem Harz des Lerchenbaums nachgemacht, welches jedoch an dem starken Geruch, und daß er, wenn darein gebissen wird, an den Zähnen kleben bleibet, zu erkennen. Weil dieser Cyprische Terpentin sonsten über Venedig aus denen Insuln gekommen, ist er vormals der **Venedische** genennet worden. Der heut zu Tage also genannte Venedische Terpentin aber ist ein helles citrongelbes weiches Harz, wie ein dickes Oel, so auf dem Tyrolischen Gebürge, und anderer Orten von Lerchen- oder Fichtenbäumen gesammelt, jedoch oft verfälschet wird. Diese Verfälschung ist nicht nur an der Farbe und dem Geruch zu erkennen, sondern er zerfliesset auch auf dem Nagel des Fingers, und wenn etwas Terpentin auf ein Papier gestrichen, solches also angezündet, eine schwarze Flamme mit Gestanck von sich giebt, so ist er verfälschet. Im Schwarzwald, Thüringen, oder wo sonst grosse Fichten- und Tannenwälder sind, wird aus derselben Harz auch ein ganz dick und weißlichter Terpentin geschmolzen und in Fässer gegossen. Der hingegen aus **Cypern und Venedig über Tyrol** zu uns kömmt, ist in Geiß- und Bockhäuten verwahret. Aus eben diesem Terpentin wird in den Apotheken ein destillirtes Wasser, Spiritus, Balsam und Tinktur, insonderheit aber auch ein Oel bereitet.

11) **Pinien, Pinelen, Zirbelnüsse**, sind die Frucht eines fremden Fichtenbaumes, welcher nur in Italien und andern warmen Ländern fortkommt, lange spitzige Nadeln oder Tangeln hat, und grosse aus vielen harten und holzigen Schuppen zusammengesetzte Zapfen träget, unter deren jedem 2 harte Nüßlein stecken. Wenn man diese Zapfen in einen warmen Ofen leget, oder über das Feuer hält; so thun sich die Schuppen voneinander, und lassen die Nüßlein fallen, welche aufgeschlagen, und die Kerne, so mit einem rothen und zarten Häutlein umgeben sind, heraus genommen werden. Sie müssen schön weiß, frisch, groß, süß und nicht ranzicht seyn. Das daraus gepreßte Oel stärket die Mannheit, und soll denen vom Schlage getroffenen Gliedern wohl bekommen.

12) **Pistacien, welsche Pimpernüßlein**, sind die Frucht eines Baums, welcher dem Terebinthenbaum sehr gleichet, nur daß seine Blätter etwas grösser, theils spitzig sind, auch je 2 und 2 beysammen stehen, wiewohl diese Ordnung zuweilen fehlet. Die Blätter fallen den Winter ab, und aufs Frühjahr schlagen sie aufs neue aus. Die Frucht, welche traubenweise daran hängt, ist wie eine grüne Mandel, äusserlich grün mit etwas roth vermischt anzusehen. Unter der grünen Schaale ist die Nuß selbst, mit einer weissen und etwas harten Schaale, darinnen der Kern, welcher einer rothen Lamperts- oder

Blutnuß gleich kommt. Zu uns werden sowohl die ganzen Nüsse, als auch nur die ausgemachten Kerne herausgebracht. Diese sind auswendig roth, innwendig grün, eines süssen, etwas anhaltenden Geschmacks, und führen einen ölichten wohlgemäßigten Saft bey sich; woher sie auch ein gutes und zur Arzney dienliches Oel geben.

13) **Der kleine Cederbaum,** lat. Oxycedrus, Cedrus baccifera, Cedrus minor, franz. *Petit Cedre*, *Oxycedre*, ist ein Baum, davon es 3. Sorten giebet. Die erste heisset: Cedrus Lycia, Cedrus folio Cupressi major, fructu flavescente. Sein Stamm und Aeste sind krumm und knorzig, sein Holz röthlich, und hat einen solchen Geruch, wie das Cypressenholz. De Blätter sind schmal und spitzig, weit härter, als am Wachholder, und auch stachlichter, sehen immer grün, und denen Cypressenblättern ähnlich. In warmen Ländern dringet aus dem Stamme dieses Baums ein Gummi, welches Vernix oder **Verniß** genennet wird. Die andere **Sorte**: Cedrus folio Cupressi media majoribus baccis, Cedrus minor altera, Thuia Massiliensium. Ist von der ersten nur darinn unterschieden, daß sie viel niedriger ist, und viel dickere oder grössere Beeren bringet. Die **dritte Sorte**: Cedrus Hispanica procerior, fructu maximo. Diese ist die höchste unter allen, und ihre Beeren sind viel grösser und schwarz. Diese Cedern wachsen in Italien, Spanien, Provence, und Languedoc, bleiben beständig grün, und führen viel Oel bey sich. Aus ihrem Holz wird auf gewöhnliche Weise durch die Retorte ein schwarzes Oel gezogen, welches für das wahrhafte Oleum Cade, franz. *Huile de Cade*, gehalten wird; ist aber hier zu Lande sehr rar und unbekannt. Es soll gegen die Zitter- und Feuermähler vortreflich dienen, wie auch für die weissen und schuppichten Flechten, nicht weniger für Krätze, und in der Taubheit und Mutterbeschwerung gut seyn, auch allerhand Grind und Unrath an denen Pferdten, Ochsen und Schaafen heilen. Es kann innerlich und äusserlich gebraucht werden. Die Dosis sind 2 bis 6 Tropfen.

14) **Tannen- Buchen- Nuß- Pappel- und andere Bäume,** die in Deutschland wachsen, und von welchen ein Oel bereitet werden kann, sind in Ansehung solcher Nutzung unter ihrem Namen angemerket worden.

Oeufs des Poisson, s. **Rogen.**

Ohemengeld, s. **Eichellesen.**

Ohlruppe, s. **Aalraupe.**

Ohmengeld, s. **Eichellesen.**

Ohnvogel, ist ein Vogel, wie ein Schwan, und von grossem Geschrey, welcher sonderlich am Zugersee in der Schweitz zu finden.

Ohren, leise, können den Jagdhunden gemacht werden, wenn man ihnen den Saft von unreiffen Trauben mit gebranntem Geißblatwasser, 3 oder 4 Morgen nacheinander, eintröpfelt.

Ohrenkrebs, s. **Ohrkrebs.**

Ohreule, s. **Eule.**

Ohrhan, s. **Auerhan.**

Ohrkrebs, s. **Ohrenkrebs**, lat. Cancer Aurium, ein Zufall, der den Jagdhunden zu begegnen pfleget. Darwider nimmt man von schwerer guter Saife 1 Quintlein, Weinsteinöl, Salmiac, Schwefel und Grünspan, machet es mit einem weissen Weinessig und ätzendem Wasser an, und reibet den Schaden 9 Morgen lang damit.

Oiseau nonette, s. Capricalca.

Oiseau de Proye, s. **Raubvogel.**

Oiseau de Riviere, s. **Ente.**

Oiselerie, s. **Vogelfang.**

Oleum Castorei, s. **Bibergeilöl.**

Oleum populeum, s. **Pappel.**

Olor, s. **Schwan.**

Ombre, s. **Aesche.**

Orata, s. **Forelle.**

Orfraie, s. **Adler.**

Orgyia, s. **Klafter.**

Original, s. **Elend.**

Oripelargus, s. **Adler.**

Orme, s. **Rüster.**

Ornus, s. **Bucheſche.**

Ornus, Ornus aucuparia, Ornus silvestris, s. **Eschenbaum.**

Ort, nennet man einen gewissen Theil einer Forst. Nichts ist schwerer, als die Beurtheilung, welche Gattung Holz in einem Orte am besten fortkommen werde, wenn man den Grund davon aus Beschaffenheit des Bodens, dem darinnen enthaltenen Wasser, den Ausdämpfungen und der äusserlichen Witterung nehmen will. Es können den Gewächsen schädliche Materien so unkenntlich in dem Boden versteckt seyn, daß sie die scharfsichtigsten Kenner auch durch Chymische Versuche kaum zu entdecken vermögend sind. Vitriolische, alaunische und andere salzige Theile, lassen sich auf folgende Art ziemlich leicht bemerken: Thue die Erde in ein reines Faß, welches mit einem doppelten Boden und reinem Strohe zugerichtet ist, wie die Potaschen- Saifen- und Salpetensieder zu thun pflegen, gieß warmes Wasser darauf, laß es einen Tag stehen, denn durch den ausgezogenen Zapfen ablaufen; so zeiget der Geschmack, ob es rein sey oder nicht; man kann auch einen Theil davon in gläsernen Gefäßen abrauchen lassen, und den Gehalt durch Chymische Versuche heraus bringen. Dem ungeachtet bleibet allezeit einige Ungewißheit übrig, ob und was vor Holz darauf gut fortkommen werde. So wie gewisse Gegenden denen Menschen und gewissen Arten von Thieren zuwider und ungesund sind, ohne daß man eine zuverläßige Ursache davon anzugeben weiß; so findet man auch Oerter, wo gewisse Holzgattungen nicht fort wollen, und davon man die eigentlichen Ursachen zu entdecken, noch nicht vermocht hat. Ich will demnach einige sichere Kennzeichen angeben, daraus man einen Ort beurtheilen kann.

Stehet in einem Orte noch etwas Holz; so untersuche, in

was vor Arten es bestehe, wie dessen Wachsthum und äusserliche Beschaffenheit, auch, ob es innwendig gesund seye. Findest du dieses gut, so mache daraus den sichern Schluß, daß auf solchem Boden, diese Holzgattungen auch künftig gut fortkommen können; findest du es ungesund und von schlechtem Wachsthum; so urtheile, daß es mißlich sey, solche Arten dahin zu säen, oder zu pflanzen. Urtheile aber mit Verstande und Ueberlegung aus den Umständen, daß du nicht irren mögest. So ist einzeln aufgewachsenes Holz selten hochstämmig, sondern meistens kurz, struppicht und knorrig; in solchem Falle ist der Trieb der Seitenäste mehr als des Gipfels zu beobachten. Es kann auch ein Holz vor Alter anbrüchig und ungesund werden, ist es dabey von ansehnlicher Höhe, und Stärke; so zeiget es einen ehemaligen guten Wachsthum und guten Boden vor solches Holz an; ist es dabey schwach, so giebet es kein gutes Zeichen davor ab. Ist kein Holz mehr vorhanden; so ziehe genaue und sichere Erkundigung ein, ob und welche Arten ehemals daselbst gestanden, und wie sie beschaffen gewesen. Sind davon keine Nachrichten zu haben; so untersuche, was vor andere Arten von Gewächsen daselbst vorhanden. Ein feines nicht gar zu hohes, noch schilfigtes Gras, wornach das Vieh begierig ist, vieler Klee, auch allerhand frisch wachsende Kräuter, die keine Wassergewächse sind, dicke Gebüsche von Bromm- und Himbeeren, hohe Disteln, Nesseln, Fahrenkraut, hohe Weißdornen und andere ganze und halbe Stauden, zeigen vor alle Arten Laubholz einen vortreflichen Boden an. Fichten und Tannen wachsen auch darinnen schnell, das Holz wird aber zum Bauen nicht gar dauerhaft.

Sehr hohes schilfigtes und sprödes Gras, welches fast das Ansehen wie gebundene Garben hat, und an einigen Orten **Boltengras** heisset, zeuget zwar von einem guten, jedoch dabey allzu feuchten Boden; in solchem wächßt zwar allerhand Laubholz ziemlich schnell, es ist aber schwer aus dem Saamen solches fortzubringen, weil die zarten Loden von dem dicken Grase bald überwachsen werden, und darunter ersticken; auch ist solcher Boden tüchtiger, Stangenholz zum Feuer- und Kohlholz zu ziehen, als Baumholz, weil dieses auf solchem feuchten, etwas bruchigten Boden bald anbrüchig und von weniger Dauer und Härte wird. Vor Tannen, Fichten, und Kiefern taugt ein solcher feuchter Boden gar nichts, der Saamen schlägt nicht leicht an, das Holz kömmt, wenn der Boden sehr feucht, ob zwar nicht bruchigt ist, in keinen rechten Wachsthum; ist er nicht sehr feucht, wächßt es zwar geschwind, wird hergegen weich und bald anbrüchig, und dienet vornemlich nur zu Kohl- und Feuerholze.

Bruchiger Boden, den die unmäßige Nässe, Binschen, und andere Wassergewächse, auch feuerfangender Torf anzeigen, dienet zu Ellern, allerhand Weydenarten, auch zur Noth zu Birken; andere Gattungen Holz wollen nicht darauf fort. Hiebey ist zu

zu merken, daß wo der Boden gar zu naß ist, kein Saamen von den auf nassen Boden wachsenden Hölzern anschlagen will: Nur allein auf kleinen erhabenen Plätzen, oder bey trockenen Jahren kommt er auf den niedrigen Flächen fort, oder die Wasser müssen abgelassen werden, widrigenfalls wird der Saamen Wasserhart, und verdirbt; d. i. der Kern wird ausgelauget und aller Kraft beraubt. Hat aber der Saame nur Zeit, das Stämmgen so hoch zu treiben, daß es im Frühling und Sommer die meiste Zeit über dem Wasser stehet, so treibet es fort, und bleibet beständig. Man hüte sich demnach, auf wasserreichen Bruchen den Anwachs aus den Wurzeln zu verderben, sonst muß man sich gefallen lassen, viele vergebliche und oft kostbare Bemühungen anzuwenden, den Anwachs des Holzes wieder herzustellen.

Wo sich mageres, schmales und sprödes Gras zeiget, von keiner frischen grünen Farbe, kleinblätteriges, sprödes, gründigtes Moos, von der Art wie man an alten Planken und auf den Mauren siehet; da hat man sich vom Holzanwachse wenig gutes zu versprechen. Birken und Heynebüchen sind zwar von andern Gattungen, noch am leichtesten darauf fortzubringen, jedoch wachsen sie langsam, und kommen zu keiner rechten Höhe und Stärke. Dieses ist zu erinnern höchstnöthig, damit in Forstbezirken, wo viele Oerter mit Kosten und Mühe in Stand zu setzen sind, diejenigen vorgezogen und zuerst genommen werden, wo man sichere Hofnung eines guten Erfolges, und einen grössern Nutzen davon zu gewarten hat. Man muß aber einen Ort zu Beurtheilung des Bodens ganz durchgehen, denn es ist solcher nicht selten unterschieden. In einem Orte von mäßiger Grösse, findet man oft trockenen, nassen, steinigten, fruchtbaren, unfruchtbaren Boden abwechselnd, und nach dem Unterschiede desselben auch verschiedentlich geschickt, diese oder jene Art Holz fortzubringen, daß man diesemnach in einem Orte mehr als eine Gattung Holz oft plätzig untereinander anbringen muß, wobey jedoch solche Arten zu wählen, die einander nicht hinderlich sind.

Ob nun zwar dieses die sicheren Kennzeichen, auch jedes Ortes gewiß einige davon vorhanden sind, darauf man von künftigem Wachsthume des Holzes in einem Orte zu urtheilen vermögend ist; so ist dennoch auch nöthig, die Art des Bodens selbst zu untersuchen, vornemlich etwas tiefer im Grunde; denn, wenn die äusserste Oberfläche nur von guter Art, in mehrerer Tiefe unartig oder mit vielen auch bösen Wassern angefüllet ist; so sind alle oberwähnte Kennzeichen betrüglich; nur allein aus der Beschaffenheit des an solchem Orte stehenden oder ehemals gestandenen besondern Baumholzes, lässet sich sicher urtheilen. Hergegegen, (wie gar oft verfällt) wo gar keine Bäume, noch auch geringer Holz an solchem Orte, noch auch zuverläßige Nachricht vorhanden, von was Art und Beschaffenheit es ehemals gewesen, da ist es nicht völlig sicher, aus Beschaffenheit der Stauden und anderer Gewächse vom künftigen Wachsthume des Holzes zu urtheilen. Ist der Boden nur oben gut,

Wachs-

unten hergegen gar unartig; so lässet sich das junge Holz anfänglich sehr gut an, wenn man aber den besten Wachsthum davon erwartet, bleibet es stehen, wird struppicht und anbrüchig, oder gehet gar wieder aus. Die Specification der verschiedenen Erdgattungen, s. **Wald**, Nro. 2).

Eben so nöthig ist es, auf die **Lage des Orts und die Beschaffenheit der Witterung** zu sehen, die an einem Orte statt findet. Die Figur der äusserlichen Fläche eines Orts hat in den Wachsthum des Holzes einen merklichen Einfluß. Die höchsten Ebenen, die Spitzen oder Köpfe der Berge sind gemeiniglich trocken, die niedrigen Theile feucht und bruchig. Die mittlern Einhänge gemäßiget. Von den ersten muß man mit allen Holzgattungen wegbleiben, welches keine Trockniß vertragen kann, in den letztern geräth nichts gutes, als was nassen Boden leidet. Die Einhänge, wenn solche nicht zu steil gegen die Winterseite liegen, und folglich die wenigste Zeit im Jahre Sonnenschein haben; wenn auch nicht viele kleine Quellen sich daran ergiessen, die ihr Wasser am ganzen Einhange verbreiten, können alle Gattungen vertragen, und da ein Stamm über dem andern stehet, ist das daselbst wachsende Holz das beste und gesündeste; die Luft und Sonne kann es, so dick es auch stehet, treffen. Dahingegen auf niedrigen und eingeschlossenen engen Oertern, so gut der Boden auch seyn mag, nicht leicht so kerngesundes, so vestes und wohlgewachsenes Holz ist, wenn es sehr enge geschlossen stehet; es verdumpfet sich einander, und wird anbrüchig.

Man findet auch in einer kurzen Entfernung oft einen gar grossen Unterschied der Witterung; die Spitzen der Berge, sehr hohe Ebenen sind allezeit kalt. Haben sie keine erhabene Oerter über sich, sind sie allezeit trocken, es seye denn die Höhe so hoch, daß sie die Wolken oft in Gestalt eines dicken Nebels berühren. Solche sehr hohen Ebenen sind mehrentheils naß und bruchig, und haben gar oft zum Brennen tauglichen und aus verottetem Moose entstandenen Torf auf ihrer Oberfläche. Ich rede hier nicht von Landbergen, sondern solchen aneinander hangenden Gebürgen, wo Berge auf Berge liegen. Je näher gegen die Thäler und das flache Land, je mäßiger und gelinder wird die Witterung. Die Sommerseiten, das ist, die Einhänge, welche gegen Mittag fallen, sind im Sommer einer grossen Hitze ausgesetzet. Die Winterseiten hergegen haben im Herbst und Winter gar keine Sonne, und wenn sie sehr steil sind, bekommen sie den Sonnenschein erst spät im Frühjahre; haben im Sommer nur wenige Stunden mäßige Wärme; und sind im Winter der heftigsten Kälte unterworfen. Hieraus erhellet, wie höchst nöthig es seye, sowohl die innere Beschaffenheit eines Ortes, als auch die sämmtlichen nur erwähnten äusserlichen Umstände auf das genaueste zu untersuchen, ehe man unternimmt, einen Ort mit Holz in Bestand zu setzen; da viele Mühe und Kosten oft zu wiederholten malen, und viele Jahre durch unüberlegte Behandlung verlohren gehen können.

Orto-

Ortolan, Ortulan, Hortulan, lat. Hortulani, Miliariæ Varronis, Cenchrami Aristotelis, eine Art kleiner Brachvögel, welche vor eine Art von Emmerlingen gehalten werden, indem dieser Vogel denselben dem Schnabel, der Farbe und dem Geschrey oder Stimme nach sehr nahe kommt, aber um ein merkliches kleiner und schlanker ist. Er ist ausser denen an Italien stossenden Provinzen nicht sehr bekannt. Nachdem nun die Italiäner, und insbesondere die Venetianer mit ihren fetten Hortulans sich sehr kraus machen, und einen Gulden vor das Stück in Fäßlein, worüber Schmalz oder Butter gegossen ist, heraus nach Deutschland an die grossen Höfe schicken; als hat man in dasiger Gegend wahrgenommen, daß die Hortulans just in Feldern denjenigen Fras suchen und lieben, auch denen Bauren auf die Höfe fliegen, als allhier in Deutschland Winterszeit unsere gelben Emmerlinge, Goldhammer oder Grünschlinge, ingleichem Quäcker, Schwunsche oder Grünlinge, Finken, rc. auch in Preussen, Litthauen und Curland die weiß bunten Schneevögel, welches allesammt sogenannte Hafervögel und accurat von der Eigenschaft und Natur, wie die Hortulans seyn; und gleichwie unsere deutsche Hafervögel in die Hafer- Hirsen- und Hanfäcker fallen; so fallen auch in Italien die Hortulans in solche Felder. Zu welchem Ende dann die Sache durch Erfahrungen dahin gediehen, daß alle oberwehnte deutsche Hafervögel mittelst hinlänglicher Wissenschaft eben so fett und so delicat, als Hortulans, gemacht werden können. Und da beym Vogelstrich zu Herbstzeit auch zur Frühjahrszeit beym Rückstrich, nicht weniger im Winter auf dem Schnee, etliche tausend Stücke dergleichen Vögel gefangen können werden; so wollen wir zu dem Ende das gute Kunststück bearbeiten, auch nochmalen experimentiren. Nemlich wann die Fangezeit ist, werden eine Menge gemeldeter Vögel gefangen und in eine recht grosse Kammer, worinnen viel dürres Reißholz rings herum gestellet ist, geworfen, darinn selbigen weiter nichts als Wasser und Hafer gegeben werden darf, hierbey lassen sich diese Vögel ein ganzes Jahr hindurch halten. Wann um Ostern und Pfingsten herum, zu welcher Zeit alle Vögel rar sind, hiervon welche fett gemacht werden sollen; so stellt man ein oder zwey dutzend ganz kleine hölzerne Vogelbauer, worinn sonst die Kinder Zeisige zu stellen pflegen, in eine Kammer in die Reyhe, hänget vor jeden Bauer ein Freßtröglein und Saufgläsgen, damit der Vogel mit seinem Kopf durch das Gitter heraus in die Tröge reichen kann; dann wird in jeden solchen Bauer ein Vogel gesteckt, und solchem alle Morgen sein Tröglein mit unausgemachter oder ganzer Hirse angefüllt, in das Saufströglein alle Morgen, Mittag und Abend jederzeit ein Löffel voll recht frische fette Milch gegossen, und ein Stücklein Zucker einer Haselnuß groß hinein geworfen und umgerührt; dann muß niemand sonst in diese Kammer gehen, damit sie nicht schüchtern werden, sondern immer alleine mit Appetit und Ruhe ihr delicat Futter und Sauffen ge-

geniessen können. Es dauert aber dieses Vergnügen nicht lange, indem sich diese Vögel binnen acht Tagen so fett fressen, daß sie ersticken mögten, dann werden selbe fette Vögel nicht so mit Kopfeindrücken, wie andere Vögel, todt gemacht, sondern es werden ihnen ordentlich unter der Kehle mit einem scharfen Federmesser die Adern abgeschnitten, damit sie völlig ausbluten, dann werden sie sauber gerupft und an statt **Hortulans** geliefert und verspeiset.

Ortulan, s. **Ortolan.**

Orvaris, bedeutet bey den französischen Jägern eine Hasenlist, wenn er sich nemlich, da er von den Hunden allzunahe verfolget wird, bückt oder niederduckt, daß die Hunde über ihn wegspringen, und er darnach entwischen kann.

Os cervinum de Corde, s. **Hirschcreutz.**

Os Cordis Cervi, s. **Hirschcreutz.**

Os de Corde Cervi, s. **Hirschcreutz.**

Osier, s. **Weide.**

Osiridis Planta, s. **Ephen.**

Ossea, s. **Rheinweiden.**

Ossiculum Cordis Cervi, s. **Hirschcreutz.**

Ossifraga, s. **Adler.**

Ostarde, s. **Trappe.**

Otarde, s. **Trappe.**

Otis, s. **Trappe.**

Otterhunde, s. **Biberhunde.**

Otterjagd, s. **Fischotter.**

Outarde, s. **Trappe.**

Ova Piscium, s. **Rogen.**

Ovier, s. **Pappel.**

Oxyacantha, s. **Weißdorn.**

Oye, s. **Gans.**

Ozier, s. **Weide.**

Ende des Zweyten Theils.

Ulm,

Gedruckt bey Christian Ulrich Wagner,

Canzleybuchdruckern, der Kayserl. Franziscischen Akademie der freyen Künste zu Augsburg, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Mitglied.





